PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Digitized by the Internet Archive
in 2025

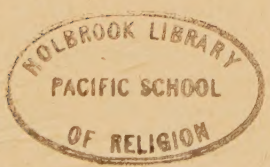
https://archive.org/details/neue-wege_1954_48

NEUE WEGE

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

Achtundvierzigster Jahrgang

1954



Verlag: Vereinigung Freunde der «Neuen Wege»

76444
~~A356~~ v.48 1954

INHALTSVERZEICHNIS

Betrachtungen

	Seite
Wilhelm Mensching: Mit welchem Glauben wollen wir in die Zukunft gehen?	2
Albert Böhler: Wachet!	8
Krijn Strijd: Wir schreiben den MENSCHEN mit großen Buchstaben	177
Carmen Weingartner-Studer: Die Verleugnung Petri	289
Krijn Strijd: Die Liebe kennt keine Furcht	337
Carmen Weingartner-Studer: Zum Bettag 1954	473
Leonhard Ragaz: Christus unser Friede	529

Gedichte

	Seite
Nikolaus Ludwig von Zinzendorf: Glauben	1
Vittoria Colonna: Epilog (übersetzt von Hans Mühlestein)	35
Christoph Blumhardt: Macht zu allem euch bereit!	288
Laotse: Achtundsiebzigster Spruch aus dem Taoteking	473
Georg Heidingsfelder: Wir betrogenen Söhne	528

Religiöse Fragen

	Seite
Ernst Simon: Religiöser Sozialismus in Israel	110
Schalom-Ben-Chorin: Das religiöse Problem in Israel	116
Albert Böhler: Wahrheitsdienst?	244
Hugo Petzold: Jedermann sei untertan der Obrigkeit	250
Oskar Wagner: Über die wahre Mission der Kirche (Gedanken eines Arbeiters)	362
Georg Heidingsfelder: Die «Christliche Politik» ist zu Ende	385
Eberhard Lempp: Die Notwendigkeit einer tiefgehenden Erneuerung in Kirche und Volk	417
Hans Holzträger: Predigt zum Erntedankfest 1954	475
Georg Heidingsfelder: Der Todeszirkel der Christenheit	479
Georg Heidingsfelder: Der Katholizismus	487
Gerhard Gloege: Das Friedensreich Christi	532
Carl Dallago: Was ist Christentum? (Einleitung) – (Dazu Hans Haller: Vorbemerkung)	551

Zur Kultur- und Geistesgeschichte

	Seite
Alfred Daniel: Um Marx' Bart	64
E. J. Jaruslawski: Die Liga für Menschenrechte	137
Kurt Löwenstein: Humanistischer Zionismus auch heute	143
Hugo Kramer: Wie frei ist unsere Presse?	181
Hugo Kramer: Wie frei ist unsere Presse? (Schluß)	259
David Luschnat: Aufrüstung und Abrüstung, psychologisch gesehen	300
Gertrud Woker: Die Gefährdung der Bevölkerung durch Atomexplosionsversuche	310
Karl Loewy: Israel im Rahmen des Flüchtlingsproblems	345
Georges Laserre: Die geistigen Forderungen der heutigen Welt	354
Hans Holzträger: «Deutsche an einen Tisch»	378
Robert Du Pasquier: Interessantes Zwiegespräch	380

Seite

***: Die abgewiesene Gnade (Von einem katholischen Publizisten) 382
Margarete Susman: Einige Erinnerungen aus meinem Leben 426
Albert Böhler: Zum Memoirenbuch von Fr. W. Foerster 430
Paul Furrer: Wie sieht uns Asien? 436
***: Ein Neger spricht (Zum Freiheitstag der Kolonialvölker) 446
Ernst Schönholzer: Kein Rheinstau bei Rheinau 489
Ralph Hegnauer: «Dritter Weg» und internationale freiwillige Arbeitsdienste 495
Margarete Susman: Aus meinen Erinnerungen 544
Jörg Liechti: Der Leipziger Kirchentag 583

Politische und soziale Fragen

Serge Radine: Eine Anklage gegen den Kolonialismus: «Erdraumpolitik des Hungers» 17
X.: Bericht aus Algier 23
William O. Douglas: Die Freiheitsurkunde im In- und Ausland 76
Robert Weltsch: Jüdische Gedanken über den Nationalismus 124
Heinrich Strauß: Individuelle und kollektive Assimilation 128
Karl Loewy: Kibbuzim 131
Willi Kobe: Die Auswirkungen des Kalten Krieges auf unsere Kinder 205
Georg Heidingsfelder: Die «endzeitliche» Gestalt der sozialen Frage 373

Zum Kampf um den Frieden

Hugo Kramer: Überwindung des Krieges oder Weltkatastrophe 10
J. de Graaf: Waffen schützen nicht länger 64
Erich Bloch: Israels Beitrag zum Frieden 139
Carmen Weingartner-Studer: In letzter Minute 173
Willi Kobe: Steigende Kriegsmaterialausfuhr – auch nach Deutschland 202
Leonhard Ragaz: Die Atombombe 233
Albert Böhler: Zum Friedenskampf in unserer Zeit 239
Albert Böhler: Zum Friedenskampf in unserer Zeit (Schluß) 292
Arthur Bruenn: Die ersten Schritte zur Verständigung im Mittleren Osten 351
Georg Heidingsfelder: Gibt es einen Militarismus? 435

Von Menschen

D. Strumpf: Nachruf auf Frau Dr. Else Herzka 34
H. Zbinden: Zum 75. Geburtstag von Gertrud Woker 85
Gertrude Baer: Zum 80. Geburtstag von Clara Ragaz-Nadig 145
Arthur Rackwitz: An Emil Fuchs 211
Otto Herrmann: Lukas Stückelberger † 316
Zu Margarete Susmans Geburtstag 472

Zitate, Worte

Worte von Thomas Carlyle 75
Die Stimme von Leonhard Ragaz 105
Zion, Margarete Susman 106
Worte von Martin Buber 108
Die Stimme von Christoph Blumhardt 109
Zu Pfingsten, Blumhardt (Vater und Sohn) 210
Leonhard Ragaz über den Sozialismus 411
Wider die Götzen der Zeit, François Mauriac 414
Das Wort Kierkegaards 591

Weltrundschau (Dr. Hugo Kramer)

Seite

Januar 36
Februar 87
März/April 152
Mai 215
Juni 269
Juli 317
August/September 386
Oktober 449
November 508
Dezember 567

Von Büchern

Seite

Von wichtigen Büchern:
Karl Löwith, «Von Hegel zu Nietzsche – Der Revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts»; Heinrich Weinstock, «Die Tragödie des Humanismus»; Hans Joachim Schoeps, «Vorläufer Spenglers» (Alfred Daniel) 31
William O. Douglas: «Gärender Osten» (Albert Böhler) 86
Martin Buber: «Hinweise» (Albert Böhler) 147
«La vérité sur l'affaire Rosenberg» (C. W.-St.) 148
Leonhard Ragaz: «Mein Weg», Schluß (Albert Böhler) 58
Heinrich Meng: «Zwang und Freiheit in der Erziehung» (C. W.-St.) 287
Fr. W. Förster: «Erlebte Weltgeschichte» (Albert Böhler) 334
Karl Barth: «Christus und Adam» (Albert Böhler) 336
Karl Barth: «Rudolf Bultmann» (Albert Böhler) 336
Hugo Kramer: «Die große Lüge» (Th. L.) 408
W. Künneth: «Politik zwischen Gott und Dämon» (Georg Heidingsfelder) 409

Seite

Fritz Wartenweiler: «Vinet – Ein Kämpfer für Wahrheit und Freiheit des Gewissens» (Hansruedi Zbinden) 410
Pierre Debray: «Ein Katholik erlebt die Sowjetunion» (J. L.) 467
John Somerville: «Die Philosophie des Friedens» (Alice Herz) 468
Raymond Chasles: «Israel und die Weltvölker» (Herbert H. Lichtenstern) 470
Die Lage der Protestanten in katholischen Ländern (J. L.) 471
Eduard Bueß: «Die kirchlichen Richtungen» (Albert Böhler) 524
Laotse: «Der Anschluß an das Gesetz oder der Große Anschluß – Versuch einer Wiedergabe des Taoteking», von Carl Dallago (Albert Böhler) 525
Allan Richardson: Die biblische Lehre von der Arbeit (Albert Böhler) 526
James Aldridge: «Glühende Wüsten» (H. K.) 527
Margarete Susman: «Deutung biblischer Gestalten» (Albert Böhler) 588
Paul Distelbarth: «Rußland heute» (J. L.) 590

Berichte, Aufrufe, Zeugnis, Mitteilungen, Redaktionelles, Antworten

Unser Gewissen ruft! (Liga der Menschenrechte Israel) 29
Die Sprache der Gewalt (Mitteilungsblatt Tel-Aviv) 30
Zu einer Lehrerwahl (P. F.) 52
Um ein soziales Recht (hb) 53
Bericht über die Jahresversammlung der Religiös-Sozialen Vereinigung der Schweiz und der Vereinigung der Freunde der «Neuen Wege» vom 10. Januar 1954 (C. W.-St.) 55
Redaktionelle Bemerkungen 55
Zeugnis der Religiös-Sozialen Vereinigung der Schweiz zuhanden der Weltkonferenz zu Evanston 82
Eine Antwort (D. R. und Hugo Kramer) 148
Bericht über die Tätigkeit der Auskunftsstelle für Flüchtlingshilfe (Kobe, Kober, Oberli, Ragaz) 175
Erklärung (Ein deutscher katholischer Kreis um die Zeitschrift «Glaube und Vernunft») 193
Was nun? Ein Wort zur Wiederaufrüstung (Deutsche Pfarrer und weitere Persönlichkeiten) 199
Die Bikini-Katastrophe – Ein Appell an die Welt (Sohyo News, Tokio) 201
Bericht über die Tagung vom 7. März 1954 (C. W.-St.) 231
Redaktionelle Bemerkungen 414
Zur Advents- und Weihnachtszeit (D. R.) dritte Umschlagseite
Vom Soldaten und vom «Katholizismus» – Antwort auf Leserbriefe (D. R.) 560
An unsere Leser! (D. R.) 592

Glauben!

Der Glaube bricht durch Stahl und Stein
und kann die Allmacht fassen.
Der Glaube wirket alls allein,
wenn wir ihn walten lassen.
Wenn einer nichts als glauben kann,
so kann er alles machen;
der Erde Kräfte sieht er an
als ganz geringe Sachen.

Die Zeugen Jesu, die vordem
auch Glaubenshelden waren,
hat man in Armut wandeln sehn,
in Trübsal und Gefahren.
Und des die Welt nicht würdig war,
der ist im Elend gangen;
den Fürsten über Gottes Schar
hat man ans Kreuz gehangen.

Gelobet sei die Tapferkeit
der Streiter unsres Fürsten;
verlacht sei die Verwegenheit,
nach ihrem Blut zu dürsten.
Wie gut und sicher dient sich's nicht
dem ewigen Monarchen.
Im Feuer ist er Zuversicht,
fürs Wasser baut er Archen.

Drum woll'n wir unter seinem Schutz,
den Satan zu vertreiben
und seinem Hohngeschrei zum Trutz,
mit unsern Vätern glauben.
Wenn man den Herrn zum Beistand hat
und 's Herz voll seiner Freuden,
so läßt sich's auch durch seine Gnad
um seinetwillen leiden.

Nikolaus Ludwig von Zinzendorf

Mit welchem Glauben wollen wir in die Zukunft gehen?

1. Joh. 5, 4: Alles, was sein Leben aus Gott hat, überwindet die Welt. Und unser Glaube ist welt-überwindender Sieg.

Wie sollen wir das Böse in der Welt überwinden? Der 1. Johannesbrief sagt, der Glaube, daß Jesus der Christus sei, das heißt der von Gott gesandte Retter aller Völker, überwinde die Welt (2, 22; 4, 14; 5, 1, 6). Das haben damals aber nur sehr wenige Menschen, nur ganz kleine Gruppen geglaubt. Glauben es heute mehr?

Unter den Juden lebte die Erwartung, daß Gott einen Christus schikken werde, der ihr Volk von der Herrschaft der Heiden befreie, sich zum Weltherrscher mache und so ihrem Volke die Weltherrschaft bringe. Auf eine solche Überwindung der Welt hofften viele Volksgenossen Jesu. Er verlor aber ihre Gunst, als er erklärte, man solle dem römischen Kaiser Steuern bezahlen. Man ließ ihn als falschen Christus kreuzigen. Man meinte, ein solcher Schwächling kann der von Gott gesandte Christus nicht sein, denn er wird die Welt der Römer nicht überwinden. Man erwartete einen kriegerischen Christus.

Die Mehrheit der Menschen glaubt auch heute, daß die böse Welt nur durch kriegerische Rüstung und Gewalt überwunden werden kann. Auch die Mehrheit der Christen teilt diese Meinung. Auch christliche Professoren der Theologie sagen, in dieser bösen Welt könne das Gute, das Recht, die Ordnung und der Friede «nur mit gepanzerter Faust» geschützt werden.

Was sagt dazu dieser Brief des Johannes aus der Zeit der ersten Christen? Wie sollen wir die Welt überwinden?

Daß die Welt sehr böse ist, meint auch der Verfasser des 1. Johannesbriefes. Er schreibt: «Die ganze Welt liegt in der Gewalt des Bösen» (5, 19). Er warnt sehr davor, sich von dieser Welt täuschen zu lassen (2, 15ff). Er wiederholt die Worte, die Jesus in der letzten Nacht vor seinem Tode sprach: «Wundert euch nicht, wenn euch die Welt haßt» (2, 15; Joh. 15, 18). Die Welt, in der dieser Brief geschrieben wurde, war in der Tat voll Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Juden und Christen erfuhren das besonders. Unter dem irrsinnigen Kaiser Cajus Caligula, der göttliche Verehrung für sich beanspruchte, war es zu der ersten Verfolgung von Juden und Christen durch Römer gekommen. Dann hatte Rom eine Zeitlang eine bessere Regierung gehabt. Aber in Palästina waren neue blutige Unruhen durch jüdische und römische Schuld hervorgerufen worden. Theudas hatte sich für den gottgesandten Christus ausgegeben und die Juden zum Freiheitskampfe aufgerufen. Er war besiegt und getötet worden (Apostelgeschichte 5, 36). Aber neue Christusse hatten das Volk zu neuen Aufständen entflammt. Paulus und

Petrus hatten sich bemüht, den Frieden zu retten, Nero aber hatte sie hingerichtet. Unter der Willkürherrschaft dieses Kaisers erhob sich das ganze jüdische Volk gegen die Römer. Es traten, wie Jesus vorhergesagt hatte, viele Propheten auf und verkündigten einen kriegerischen Christus, der die böse Welt Neros überwinden werde. Im ersten Johannesbriefe heißt es von solchen Propheten: «Glaubt nicht jedem Geiste! Prüft vielmehr die Geister, ob sie aus Gott sind! Viele Lügenpropheten sind in die Welt ausgegangen. Erkennet daran Gottes Geist: Jeder Geist, der Jesus als den Gottgesandten bekennt, ist aus Gott. Aber jeder Geist, der Jesus bestreitet, ist nicht aus Gott. Das ist der Geist des Antichrists. Ihr habt gehört, daß er kommt. Nun ist er schon da in der Welt» (4, 1—3).

Für manche Christen jüdischer Herkunft war es sehr schwer, dem Freiheitskampfe ihres Volkes fern zu bleiben. Viele ihrer Freunde griffen zu den Waffen und drängten sie, es auch zu tun. Sie wurden geradezu gehaßt und als feig und als Verräter ihres Volkes geschmäht. In ihren heiligen Schriften aber lasen sie, daß Gott ihrem Volke immer wieder geholfen habe und auch weiter helfen werde. Weissagungen alter Propheten verhießen einen Rachetag Gottes: «Da werdet ihr die Gottlosen niedertreten, denn sie sollen zu Staub unter euren Fußsohlen werden an dem Tage, da ich es tun werde, spricht der Herr der Heerscharen» (Mal. 3, 21). Manche Christen jüdischer Herkunft zogen mit ihrem Volke in den Krieg. Der 1. Johannesbrief berichtet darüber: «Ihr habt gehört, daß ein Antichrist kommen soll. Jetzt sind schon viele Antichristen aufgetreten ... Sie sind aus unserer Mitte hervorgegangen. Aber sie haben nicht wirklich zu uns gehört. Hätten sie wirklich zu uns gehört, so wären sie bei uns geblieben ... Wer bestreitet, daß Jesus der Christus ist, ist ein Antichrist» (2, 18, 19, 22).

Daß Christen sich von dem Glauben an Jesus als dem Christus wegwandten zu dem Glauben an einen kriegerischen Christus, war für Johannes ein tiefer Schmerz. Er schrieb an die Christen, die diese Abkehr von Jesus nicht mitgemacht hatten, um ihnen seine Freude über ihre Haltung auszusprechen und sie zu stärken. Ganz besonders freute ihn die Treue, die junge Menschen in den Gemeinden Jesus hielten: «Wir schreiben euch, damit eure Freude vollkommen sei ... Ich schreibe euch, ihr Väter, weil ihr den erkannt habt, der von Anfang ist. Ich schreibe euch, ihr Jünglinge, weil ihr den Bösen überwunden habt ... Ich habe euch, ihr Väter, geschrieben, weil ihr den erkannt habt, der von Anfang ist. Ich habe euch, ihr Jünglinge, geschrieben, weil ihr stark seid und das Wort Gottes in euch beständig ist und ihr den Bösen überwunden habt» (1, 4; 2, 13, 14).

Zugleich mahnt er die Empfänger seines Briefes, in Gott und Jesus zu bleiben (2, 24, 27, 28; 3, 6; 4, 16) und nicht zu sündigen: «Dies schreibe ich euch, damit ihr nicht sündigt» (2, 1; 3, 4—9; 4, 10; 5, 16—18). Er betont bei seiner Warnung vor dem Sündigen besonders, Christen sollten sich vor Hassen und Töten hüten: «Wer behauptet, im

Licht zu sein, aber seinen Bruder haßt, der befindet sich noch immer in der Finsternis. Wer seinen Bruder lieb hat, lebt dauernd im Licht, und nichts bringt ihn zum Straucheln. Wer aber seinen Bruder haßt, lebt und wandelt in der Finsternis und weiß nicht, wohin er geht, denn die Finsternis hat seine Augen geblendet ... Wir sollen nicht Kain gleichen, der vom Bösen abstammte und seinen Bruder tötete ... Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder; und ihr wißt: in einem Mörder wohnt das Leben aus Gott nicht beständig ... Wenn jemand sagt ‚Ich liebe Gott' und seinen Bruder haßt, so ist er ein Lügner» (2, 9—11; 3, 12, 15; 4, 20).

In anderen Briefen des Neuen Testamentes werden die Christen wohl vor allerlei anderen Sünden gewarnt, aber nicht gerade so betont vor Hassen und Töten. Zu solcher Warnung boten in Friedenszeiten die Christengemeinden wohl auch kaum Anlaß. Wenn jedoch Christen in Gefahr standen, den Glauben an den Christus Jesus preiszugeben zugunsten eines Glaubens an einen kriegerischen Christus, dann allerdings war die Warnung vor der Sünde des Hassens und Tötens nötig. Denn der Glaube an den kriegerischen Christus bestritt, daß das Hassen und Töten von Gottlosen, heidnischen Bedrückern und anderen bösen Menschen Sünde sei. Er sah darin keine Kainstat, keinen Brudermord, vielmehr etwas, was nach Gottes Willen sein sollte und mußte, damit die böse Welt überwunden werde. Alte Prophetenworte weissagten ja auch, daß der Christus zum Gericht kommen werde.

Der 1. Johannesbrief spricht nicht von einem Unterschied zwischen sündigem Hassen und Töten und nichtsündigem, gottgewolltem Hassen und Töten von Gottlosen, Bedrückern und ähnlichen bösen Menschen. Billigt er damit stillschweigend als selbstverständlich, daß man gottlose Menschen wie etwa Nero und seine Helfershelfer doch nicht als Brüder ansehen und behandeln könne, mit ihnen keine Gemeinschaft haben dürfe, sie vielmehr hassen und töten müsse, damit die böse Welt überwunden werde? Meint der Brief mit den Brüdern, die man lieben, aber nicht hassen und töten soll, etwa nur die christlichen Brüder oder etwa auch die Volksgenossen? Wer sind die Brüder, die man lieben soll?

Der Glaube an den kriegerischen Christus hoffte auf einen Christus, der die Welt richten werde. Der 1. Johannesbrief aber nennt Jesus nicht den Richter, sondern den Retter der Welt, das heißt den Retter aller Völker (4, 14). So nannten Jesus einst Samariter, als er, der Jude und «Erbfeind», einige Tage unter ihnen gelebt hatte, und sie durch ihn die gemeinsame Vaterschaft Gottes und die sich daraus ergebende Bruderschaft von Juden und Samaritern kennen gelernt hatten (Joh. 4, 42). Einige Zeit später wollten Jakobus und Johannes im Zorn über Beleidigung ein samaritisches Städtchen mit Frauen und Kindern durch «Feuer vom Himmel» zerstören und beriefen sich dabei auf das Beispiel des berühmten Propheten Elias. Tief erschrocken erinnerte Jesus sie an den Geist des Vaters und sagte, er sei nicht zum Vernichten, sondern zum Retten gekommen (Lk. 9, 54, 55). Jesus selbst vergaß den Geist und

Retterwillen seines Vaters niemals, auch nicht gegenüber so bösen Menschen wie etwa Herodias, Kaiphas, Judas und Pilatus. Niemandem gegenüber hatte er Regungen oder Gedanken des Hasses oder des Tötens, aber allen gegenüber Gedanken der Fürbitte. Er versuchte niemals, das Böse in der Welt durch Ausrotten von Gottlosen, Feinden und andern bösen Menschen zu überwinden. Vielmehr warnte er davor.

Dieser in Jesus offenbarte Geist und Retterwille des Vaters bestimmt den 1. Johannesbrief von Anfang bis zu Ende. In den ersten Sätzen des Briefes weist der Verfasser darauf hin, wie er selbst in nahem persönlichem Umgang mit Jesus das «Leben», das Leben aus Gott kennengelernt und beobachtet hat. Er nennt dies Leben auch das ewige Leben oder das Leben, das von Anfang war. Er beruft sich dann auf die eigene Erfahrung der Leser, daß in einem Menschen, in dem Gedanken des Hasses und des Tötens Raum gewinnen, «das ewige Leben nicht wohnt» (3, 15). Und was Kain zum Töten trieb, stammte nicht aus Gott (3, 12). Johannes erörtert nicht, ob es ein Hassen und Töten gibt, das keine Sünde, sondern gottgewollt ist. Jesus hatte seine Mörder, wie Kaiphas, nicht gehaßt und nicht gewollt, daß sie getötet würden, sondern für sie gebetet. Sollten Christen nun etwa Nero oder irgendeinen römischen Soldaten hassen und sie töten wollen? Wäre dann das Leben aus Gott nicht tot in ihnen?

Johannes erinnert wiederholt an das Liebesgebot, das Jesus in seiner letzten Nacht seinen Freunden einprägte (2, 3—5, 7, 8; 3, 22—24; 4, 21; 5, 2, 3). Er deutet dieses Gebot keineswegs so, als müßten nur die Apostel oder Christen einander als Brüder lieben. Er sieht vielmehr den Erweis des Lebens aus Gott in einem Menschen in der Liebe: «Wir wissen, daß wir aus dem Tode zum Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder. Wer keine Liebe hat, bleibt im Tode ... Die Liebe stammt von Gott, und wer Liebe hat, der hat Leben aus Gott und erkennt Gott. Wer keine Liebe hat, kennt Gott nicht; denn Gott ist Liebe ... Niemand hat Gott jemals gesehen. Lieben wir aber einander, so wohnt Gott bleibend in uns ... Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm (3, 14; 4, 7, 8, 12, 16).»

Johannes spricht nicht von Feinden und Feindesliebe, aber von Brüdern und Bruderliebe, und versteht diese Worte im gleichen Sinne wie Jesus. Mangel an Liebe gegen irgendein Kind des gemeinsamen Vaters ist Mangel an Leben aus Gott: «Wer behauptet, er sei im Licht, und seinen Bruder haßt, der ist noch immer in der Finsternis ... Behaupten wir, Gemeinschaft mit Gott zu haben, wandeln aber in der Finsternis, so lügen wir und verwirklichen die Wahrheit nicht in unserem Tun ... Behaupten wir, wir sündigten nicht, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Bekennen wir aber unsere Sünden, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und von aller Ungerechtigkeit reinigt. Behaupten wir, wir sündigten nicht, so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort wohnt nicht in uns» (2, 9; 1, 6, 8—10).

Für die Erhaltung des Lebens aus Gott im Menschen ist die Reinigung von aller Sünde, von jeder Art Sünde, also auch von der des Hassens und Tötens, wichtig (1, 7, 9; 3, 3). Sonst besteht die Gefahr, daß das Leben aus Gott, die Liebe, der Geist und Retterwille Gottes, wie er in Jesus sich offenbarte, durch Sünde mehr und mehr Schaden leidet und sogar ganz ertötet wird, so daß auch Fürbitte keine Hilfe mehr ist (5, 16, 17). Johannes hatte erfahren, daß das Blut Jesu bzw. sein Blut in Verbindung mit seinem Geiste von aller, jeder Art Sünde reinigte (1, 7; 5, 6—8). Noch in Gethsemane hielten einst Jesu Freunde das Schwertziehen zur Verteidigung des Christus und zum Töten der bösen Menschen nicht für Sünde, sondern im Gegenteil für eine Tat der Treue gegenüber ihrem Herrn, für Opferbereitschaft und Einsatz zum Besten des Reiches Gottes, für etwas Gottgefälliges. Sie meinten, es diene zum Überwinden der bösen Welt. Jesus jedoch verwehrte es ihnen und zeigte dann in seinem Leiden und Sterben, auf welche Weise er das Böse in der Welt bekämpfte und so überwand, daß er es nicht wieder stärkte. Dadurch reinigte Jesus seine Mitarbeiter von der Sünde des Hassens und Tötens, die sie bis dahin überhaupt nicht als Sünde erkannt hatten. Das Blut Jesu machte sie zu Nachfolgern des Geistes und Lebens Jesu, die in den Verfolgungen der nächsten Jahrzehnte nie wieder die Hand zum Schwert ausreckten oder dazu aufforderten, vielmehr Schelten durch Segnen, Drohungen durch Fürbitte, Böses durch Gutes vergalten und überwanden.

Der alte Mann, der den 1. Johannesbrief schrieb, hatte sich in jungen Jahren einst Jesus angeschlossen. Sein rasches, hochfahrendes und wenig verträgliches Wesen hatte ihm den Beinamen Donnerssohn eingebracht und Jesus manchen Verdruß bereitet, war aber von ihm mit Langmut und herzlichem Wohlwollen beantwortet und überwunden worden. Jesus hatte in ihm das Leben aus Gott geachtet, gehütet und entwickelt. Johannes erlebte, daß seine anspruchsvolle Hoffnung auf die höchste Ehrenstelle im Reiche des Christus enttäuscht wurde. Statt dessen wurden Verhaftung, Auspeitschung, Verfolgung, Heimatlosigkeit und viele Kämpfe und Unruhen sein Los. Seine Mitapostel fanden einer nach dem andern einen gewaltsamen Tod. Als schließlich sein Volk sich gegen die römische Unterdrückung erhob, sagte er aber nicht greisenhaft enttäuscht: «Die Welt ist böse und bleibt böse. Daran ändert man nichts, Sehe jeder nur zu, daß er selbst dabei nicht zu schlecht wegkommt! Das Böse ist unüberwindlich!» Er behauptete im Gegenteil: «Wir müssen und können die böse Welt überwinden! Freilich der Glaube an einen kriegerischen Weltüberwinder und Waffen ist Trug. Man reißt auf solche Weise nur hier Böses aus und pflanzt es anderswo und in sich selbst neu. Aber alles, was sein Leben aus Gott hat, überwindet die Welt (5, 4). Das war die Summe langer persönlicher und öffentlicher Lebenserfahrungen.

Der Glaube an den kriegerischen Christus erwies sich in der Tat als

Trug. Die Römer wurden durch alles Kämpfen, Hassen und Töten der Juden und auch durch die Opferbereitschaft der Jugend, sich notfalls verstümmeln und töten zu lassen, nicht überwunden. Was aber wurde äußerlich und innerlich aus dem Judentum in den Aufständen und Kämpfen gegen die Römer! Was wurde vor allem aus seiner Jugend und aus dem Leben aus Gott in den jungen Menschen! Und wenn die Juden gesiegt hätten, hätten sich dann Hassen, Töten und Opfer gelohnt? Was war aus den siegreichen Makkabäern und ihrem Volke geworden! Was ist sonst nach Siegen geworden? Durch Ausrotten von soundso vielen bösen und guten Menschen wurde das Böse nicht überwunden. Die Welt ging weiter in den alten Bahnen. Die Geschichte lehrt uns, was Nietzsche aussprach: «Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehen, daß er nicht dabei zum Ungeheuer wird.»

Was wäre aus dem jungen Christentum geworden, wenn es, taub für den Rat von Johannes, gegen die böse Welt zu den Waffen gegriffen hätte? Was ist in der Tat später aus dem Christentum geworden, je mehr es diesen Weg ging und sich von der Welt innerlich überwinden ließ, anstatt sie zu überwinden?

Die Welt hat heute wie je ihre Ungeheuer. Diese können und müssen überwunden werden. Dazu sind wir gerufen. Unüberwindlich sind auch die Ungeheuer von heute nicht. Wir stehen jedoch in Gefahr, im Kampfe gegen die böse Welt unversehens selbst böse zu werden, wenn wir falsch kämpfen. Das Böse, das Ungeheuer schlummert auch in uns selbst. Wie sollen und können wir die Welt in uns und um uns überwinden? Der alte Johannes ist ein erfahrener Ratgeber. Wieviel Anmaßung, Unverträglichkeit, jähes Wesen und anderes Böse lebte im Donnerssohn? Trotzdem überwand das Leben aus Gott in ihm unter Jesu Einfluß, durch Jesu Blut und Geist die Welt in ihm. Und welche Ungeheuer lebten in der Welt um ihn? Seine Erfahrung im Kampf mit der Welt ist: Alles, was sein Leben aus Gott hat, überwindet die Welt (in uns und um uns). Und unser Glaube ist weltüberwindender Sieg! (5, 4.)

Mit diesem Glauben sollen und können auch wir heute an unsere Aufgabe in der Welt herangehen. Wir müssen und können das weltüberwindende Leben aus Gott in uns vor dem Ersterben bewahren lassen durch Jesus. Wir müssen und können in Jesus und damit in der Liebe und in Gott bleiben. Dann können und müssen wir auch, anstatt von Feinden, von Brüdern sprechen, wie es der Wirklichkeit entspricht. Wir müssen und können uns von jeder Art Sünde, auch der des Hassens und Tötens, reiniger lassen durch Blut und Geist Jesu. Wir dürfen und können nicht sagen, wir sündigten nicht, die andern seien schlecht und sündigten. Liebe zum Vater, die völlig ist, ist auch solche Liebe zu allen seinen Kindern und schließt keins aus und treibt die Furcht wie den Haß aus (4,18) auch gegenüber den Ungeheuern, mit denen unser Weg uns zusammenführen mag.

Wilhelm Mensching

Wachet!

«Sehet zu, wachet! Denn ihr wißt nicht, wann die Zeit (das heißt die Gotteszeit, die Erfüllung der Zeit) da ist. Es ist wie bei einem Mann, der außer Landes reiste, sein Haus verließ und seinen Knechten Vollmacht gab, jedem sein Werk, und dem Türhüter befahl, daß er wachen solle – wachet also; denn ihr wißt nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob am späten Abend oder um Mitternacht oder um den Hahnenschrei oder am frühen Morgen; damit er nicht, wenn er unversehens (plötzlich) kommt, euch schlafend finde. Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet!»

(Markus 13, 33–37.)

Als vor einigen Menschenaltern der ältere Blumhardt, dem *Türhüter* in Jesu Worte gleich, durch die Kämpfe, in die er hineingeführt wurde, die *grundlegende Bedeutung des Wachens in der Sache Christi und für die Sache Christi*, die eine Weltsache ist, erkannte, mußte er zugleich feststellen, daß es mit dem Wachen in seiner Zeit in den christlichen Kreisen fast «nirgends ernst» war. An den Schlafenden gerüttelt haben ja in der Tat damals eher die «Ungläubigen»! Seither ist es «ernst» geworden. Die Völkerwelt ist in unruhige, rasende Bewegung gekommen. Generation um Generation stürzt sich in Katastrophen oder wird in Katastrophen gestürzt, und die unsrige steht vor einem noch unerfaßten und doch so wirklichen Abgrund, daß wir nur immer neu darüber staunen, daß eine so große Zahl von Menschen weiter so fortmacht, als sei nichts Grundstürzendes geschehen, als sei der Ton der Posaune der Gerichte Gottes nicht vernehmbar. Völker, deren Städte gestern noch in Trümmer sanken, bewegen sich im alten Geleise des alten Wesens – unverändert! Eher noch verschlimmert durch neue Geister aus dem Heere der Bösen, durch feinere Heuchelei. Manchmal ist es uns, als spräche aus ihnen nur noch das eine Wort: «Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!»

Freilich, die Welt «bewegt sich doch». Es schäumen die Klassen und die Völkermassen auf: die unterdrückten, die hungernden, die ausgebeuteten, die verachteten und mit ihnen das Elend und die Not aller Art, schlecht gebändigt durch Ordnungsmächte, «Staaten», die keine wahre Menschenordnung zu schaffen vermögen, weil die Ordnungen Gottes, sein Wille und sein Reich, ihnen fremd oder unbekannt sind oder ihnen als Karikatur und Maske begegneten. Dafür gelten die Ordnungen *dieser* Welt, des Fürsten dieser Welt, der «Reiche dieser Welt» in Demokratien und Diktaturen. Mammon und Gewaltglaube steigern sich zu Werken der Vernichtung, und vor dem glühenden Todeshauch des Vernichtungskrieges, den die mächtigsten der Völker zubereitet haben, erscheint das menschliche Herz erstarrt. Mühsam und wirr ist das Ringen in den Völkern um wahre Befreiung, Gerechtigkeit und Menschentum, worinnen der Mensch dem Menschen Mensch, das heißt zum Bruder wird und wodurch «Friede» werden kann.

Es ist Grund zum Wachen in dieser Zeit. Die ganze Lage der Welt trägt uns die Aufforderung dazu entgegen, so viele Menschen auch schlafen mögen oder sich dem Rausche und den Betäubungen dieser Welt ergeben haben. Christus als Herrn, dem wir *alle Verantwortung für alles und für alle Zeit* schuldig sind, vermögen wir gewiß in der Welt nur zu bezeugen und zu «vertreten», wenn wir wachen. Wachen kann man aber nicht im Nichtstun – das führt zu Träumen und Schlaf –, sondern nur in dem von Christus gegebenen «Werk», in seiner «Sache», welche das Reich Gottes für die Erde ist, das in allen Völkern sich offenbaren, zum Durchbruch und zum Siege kommen will. Jeder, der es im Ernst mit Christus zu tun bekommt, hat es (machen wir es uns zu unserer Beschämung nur an ihnen klar!) in einem ungleich intensiveren Sinne als die Kommunisten und andere Leute – mit ihrer Art der Weltrevolution und dem ganzen Einsatz dafür – mit dem von Christus gegebenen Auftrag und Werk zu tun.

Dann und nur dann ist ein solcher Mensch weder Objekt noch Vertreter irgendwelcher Weltmächte oder gerade mächtiger oder bequemer oder berauschender Ideologien, sondern lernt zu leben in der «Vollmacht» seines Herrn und gehorcht dessen Auftrag und wirkt dessen Werk inmitten der Welt, zu der das Reich Gottes mit seinen Kräften herandrängt. Da bleibt dann auch kein Raum für die «eschatologischen Heuchler» (L. Ragaz), die alle Werke dieser Welt mitmachen, rechtfertigen oder begünstigen und sie mit einer christlichen Tünche übermalen. Dafür geben sie die Werke ihres Herrn preis oder vergraben sie, bis weniger gefahrvolle Zeiten kommen, wo man geruhsam der christlichen Religion pflegen kann, vielleicht auch noch einiger anderer Dinge, die man sehr liebt, nachdem das «christliche Abendland» durch «Polizeiaktionen» gerettet und siegreich verteidigt worden ist. Es gilt aber Christi Werke zu tun: zu wirken in seiner Gerechtigkeit, seiner Wahrheit, seiner Freiheit, seinem Frieden, seinem Erbarmen und seiner Liebe. Dieses Wirken trägt Kraft, Weg und Ziel in sich. Es dient der Gerechtigkeit *für* die Gerechtigkeit, es dient der Wahrheit *für* die Wahrheit, es dient der Freiheit *für* die Freiheit, es dient dem Frieden *für* den Frieden, es dient in allem Gott *für* die Gerechtigkeit seines Reiches. Nur so verfallen wir nicht dem Dienst fremder Herren und Mächte oder den Süchten und Gelüsten unseres Herzens. Nur so kann aber auch anstelle der christlichen «Phantastereien» die Wirklichkeit, Wahrheit und Kraft des Christusglaubens treten, welcher der Sieg über die Welt und ihre wahre Veränderung ist: «Wir warten aber nach seiner Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.»

Verheißung ist den Arbeitenden und Wachenden gegeben. Verantwortung und Rechenschaft sind ebenso unausweichlich für sie, denn sie haben einen Herrn, der ihr Meister, Freund und Bruder ist. Die Weltmächte fordern Verantwortung und Rechenschaft von den Ihren, Gott und sein Christus von den Seinen. Wem er sein Reich, seine ganze Gnade und

Liebe geschenkt und zugeeignet hat, von dem fordert er sein volles, ganzes, ihm aufgetragenes Werk aus ganzer Hingabe.

Zu Beginn dieses Jahres möge uns dieses mit solcher Dringlichkeit *durch alle Zeiten hindurch* gesprochene Christuswort aufrütteln, wachrütteln, damit wir in den Kämpfen der Welt als solche erfunden werden, die wachen und arbeiten und in den Nachtstunden der Welt, da «niemand wirken kann», wachen und beten. Wachen mit all unseren Kräften und unserm ganzen Vermögen, nicht nur den begrenzten des Verstandes und der Vernunft, sondern vor allem mit den unbegrenzten der Reinheit und der Liebesmacht des Herzens, das zu reinigen und stark zu machen in allen Stürmen der Welt Christus mächtig ist durch seinen Geist, seine Kraft und sein Blut. Jedes von uns Freunden und Lesern der «Neuen Wege» besinne sich auf das ihm anvertraute Zeugnis und Werk, die Gottesgabe Christi. Uns allen ist dafür gesagt: «Wachet!» *Albert Böhler*

DER FERIENKURS AUF DEM FLUMSERBERG VOM 4.—11. OKT. 1953

Überwindung des Krieges — oder Weltkatastrophe*

1.

Das Vortragsthema scheint vielleicht manchen etwas überspitzt formuliert. Rufen die Pazifisten nicht schon seit Jahrzehnten: «Die Waffen nieder — oder die Welt geht zugrunde!» — und hat die Welt nicht dennoch zwei Kriege größten Ausmaßes überstanden? Ist darum solch unbedingtes Kriegsgegnertum nicht reichlich doktrinär?

Ich antworte: Nein, im Gegenteil. Die Ablehnung jeglichen Kriegführens und jeder Rüstung darauf war nie doktrinär, utopisch; sie war und ist im höchsten Grad und im tiefsten Sinn realistisch, weil sie sich auf die letzte Wirklichkeit — Gott und seine Schöpfung — gründet und darum allem Scheinrealismus und vollends aller «Realpolitik» überlegen ist, die Gottes Willen höchstens in einem möglichst weit entfernten Himmel geschehen lassen will, nicht aber auf dieser Erde. Wir halten daran fest: Wenn Christus recht hat, dann hat der Krieg unrecht; hätten aber Krieg und Kriegsrüstung recht, dann hätte Christus unrecht.

«Aber» — so erwidern uns die Waffengläubigen — «ihr seht doch: Es geht auch anders, als ihr meint. Es geht auch *mit* Krieg und *mit* Rüstung. Ja, es geht *nur* so. Für ein gewaltloses Zusammenleben der Men-

* Nach einem Vortrag am religiös-sozialen Ferienkurs Flumserberg, gekürzt.

schen und Völker sind wir einfach noch nicht reif — wenn wir je dafür reif werden — und der ewige Frieden mehr ist als bloß ein Traum — ‚und nicht einmal ein schöner', wie Moltke gemeint hat.»

Allerdings: es scheint auch anders zu gehen. Die Menschen versuchen es immer zuerst «anders» — bis es schließlich doch nicht mehr so geht. Und wirklich: Wenn es bisher mit Krieg *auch* gegangen ist — *heute geht es nicht mehr*. Der Krieg ist an einem Ende angekommen. Er hat sich selbst überlebt, sich selber unmöglich gemacht. Er löst keines der Probleme, die er sich stellt; auch der letzte Weltkrieg hat das Problem nicht gelöst, das die Politiker ihm aufgaben: die Zerstörung des Nazismus und Faschismus. Der Faschismus erhebt überall aufs neue sein Haupt, noch etwas verhüllt in den sogenannten demokratischen Ländern — weil seine *wirklichen* Wurzeln nicht ausgerottet sind. Krieg und Kriegsdrohung vermögen auch den Kommunismus nicht zu zerstören, wie das jetzt die halbe Welt glaubt; soweit der Kommunismus Gewaltglaube ist, kann er durch Gegengewalt — auch wenn sie im Namen eines vermeintlich guten Zweckes gebraucht wird — nur gestärkt werden.

Im besonderen aber hat der Krieg seinen Sinn verloren, weil er überhaupt kein Mittel für irgend einen Zweck mehr sein kann. Die Revolution der Kriegstechnik, die wir miterlebten, die Anwendung von Atom- und Wasserstoffbomben, von radioaktiven, chemischen und biologischen Massenzerstörungswaffen, wie sie jetzt bereitgestellt werden und zum Teil schon eingesetzt wurden, bedeutet einfach, daß der Krieg den Staatsmännern aus den Händen geglitten, ihnen über den Kopf gewachsen ist. Er tut nicht mehr, was man ihm aufträgt, auch wenn die Zauberlehrlinge durch einen Meister abgelöst würden; er folgt seinen eigenen Gesetzen, und die können nur zur totalen Zerstörung aller Völker und Länder führen, die von ihm erfaßt werden. Wenn nicht für Amerika — für Europa würde ein nächster Krieg sicher den Untergang als Kulturlandschaft bedeuten.

Gestehen wir es uns doch ehrlich ein: Kriegführen hat von nun an keinen Sinn mehr. Es gibt keinen sinnvollen Krieg für Vaterland, Freiheit, Gerechtigkeit, Kultur mehr. Nicht nur der Angriffskrieg ist verurteilt, auch der Verteidigungskrieg verfehlt seinen Zweck, wenn nach einem Krieg die Menschen und die Lebensformen verschwunden sind, die man verteidigen wollte. Nicht umsonst haben es beide Teile für vernünftiger gehalten, den Koreakrieg unentschieden abzubrechen, statt ihn bis zur völligen Zerstörung des Landes fortzuführen, das zu befreien — sei es von der Herrschaft der feudal-kapitalistischen Diktatur im Süden, sei es von der kommunistischen Diktatur im Norden — sie ausgezogen sind.

2.

Aber kann man dem Krieg überhaupt mit Vernunftgründen zu Leib rücken? Stehen hinter ihm nicht völlig vernunftlose, irrationale Mächte, menschliche Leidenschaften und Interessen, dämonische Gewalten und

Kräfte, die jeder Erwägung, wie wir sie vorher angestellt haben, ganz unzugänglich sind? Muß man nicht zuerst *diese* Kriegsursachen ausrotten, bevor man an die *Wirkungen* herankommt und die Waffen niederlegen kann und darf? In solcher Frage steckt sicher viel Wahres. Aber ebenso wahr ist, daß die Waffenrüstung mehr und mehr selbst zu einer Kriegsursache geworden ist, ja daß ohne *diese* Kriegskraft alle andern Kriegskräfte wirkungslos bleiben müßten, daß es also wesentlich darauf ankommt, *sie* aus der Welt zu schaffen.

Es ist schon tausendmal gezeigt worden, wie die Rüstung des einen zur Gegenrüstung des andern führt, die dann wieder zu noch stärkerer Rüstung des ersten zwingt und damit zu neuer Gegenrüstung des andern — eine Schraube ohne Ende oder vielmehr mit dem notwendigen Ende des Krieges, den man mit dem Aufrüsten verhindern wollte. Die *Furcht* vor dem Krieg, deren Ausdruck die Rüstung war, schlägt so unversehens in den Glauben an seine *Unvermeidlichkeit* um. Und von hier zum Präventivkrieg ist nur mehr ein kleiner Schritt. Auf jeden Fall gewinnt das militärische Denken in der internationalen Politik immer mehr an Bedeutung; man strebt vor allem nach kriegerischer Überlegenheit, sucht den andern durch solche Überlegenheit einzuschüchtern und kapitulationsreif zu machen, während man die Möglichkeiten friedlicher Verhandlung ebenso gering schätzt wie die Notwendigkeit, das Leben und die Selbständigkeit des eigenen Landes durch die Schaffung einer gerechten und freiheitlichen *inneren* Ordnung zu sichern — die einzig wirksame Landesverteidigung, die es gibt.

Und was vielleicht das Gefährlichste ist: es sind nicht nur die Militärs und die ebenfalls von der militärischen Denkweise beherrschten Zivilisten, in deren Hand die Kriegsrüstung ihre verhängnisvolle Eigengesetzlichkeit entfaltet; im Spätstadium des Kapitalismus treibt auch das materielle Interesse weiter Wirtschaftskreise zu immer höhergesteigerten Kriegsrüstungen, zur Aufrechterhaltung einer dauernden Völkerspannung und schließlich zur bewaffneten Auseinandersetzung, besonders wenn sie dem Kampf mit dem Gegner der kapitalistischen Wirtschaft gilt. Ohne den gewaltigen Absatz und die hohen Gewinnmöglichkeiten, welche die Kriegs- und Rüstungslieferungen bieten, könnte der Spätkapitalismus gar nicht mehr leben. Und das heißt, daß auch, von hier aus gesehen, Kriegsrüstungen eine entscheidende Kriegsursache geworden sind. Die ganze Kriegsmaschinerie abzumontieren, bevor sie, ein lebendiges Ungeheuer geworden, sich allverheerend austoben kann — das ist auch darum unsere vordringliche Pflicht.

Man sage nicht: Rüstungen sind gewiß ein Übel und eine Gefahr, aber man muß sie eben so begrenzen und in der Hand behalten, daß sie nicht tödlich wirken. Die militärischen Rüstungen *lassen* sich nicht begrenzen; wenn man grundsätzlich die Notwendigkeit von Rüstungen anerkannt hat, so hat man damit den Militärs bereits alle Trümpfe in die Hand gegeben und ist völlig verloren gegenüber den «Fachleuten», die

einem mühelos beweisen, daß nur eine moderne, ganz auf der Höhe stehende, allumfassende Rüstung ihren Zweck erfülle und daß es unverantwortlich sei, den Soldaten Waffen in die Hand zu geben, die denen eines Gegners nicht gewachsen seien. An dieser Tatsache sind bisher in den einzelnen Ländern alle Bemühungen um Tiefhaltung der Rüstungen gescheitert. Eine international vereinbarte Abrüstung aber ist so lange unmöglich, als jeder Staat seine Rüstung mit derjenigen des mutmaßlichen Gegners begründet.

Nein, Begrenzung der Kriegsrüstungen ist unter den heutigen Umständen im Ernst nicht möglich, ist Utopie — die *wirkliche* Utopie, nicht der völlige Verzicht auf Kriegsrüstung und Kriegführung. Und Utopie, wenn nicht Ärgeres, ist auch die heute so beliebte Ausflucht: Wir müssen vorerst die militärischen Rüstungen noch haben und mit ihnen dem Gegner drohen, aber gleichzeitig wollen wir auch die moralische und politisch-soziale Landesverteidigung betreiben, die zuletzt allein unser Lebensrecht und unsere Existenz gewährleistet. Man begegnet heute diesem Argument besonders in der Form, daß zwar zugegeben wird: «Wir können uns dem Kommunismus gegenüber nur halten, wenn wir eine neue, gerechte, ja sozialistische Gemeinschaftsordnung in unserem Land wie in der Welt draußen aufrichten» — aber dann sofort hinzugefügt wird: «Inzwischen müssen wir natürlich den Kommunismus auch mit Gewalt fernhalten, sonst sind wir ihm gegenüber, der nur die Sprache der Waffen versteht, schnell verloren.»

Ein offenbarer Trugschluß, wenn er wirklich in guten Treuen vorgebracht wird! Denn Tatsache ist doch, daß genau in dem Maße, wie man seine Kraft auf die *militärische* Bekämpfung des Kommunismus verwendet, die Kraft gelähmt wird, ihm eine überlegene Gemeinschaftsordnung entgegenzustellen. Für die wirkliche Landesverteidigung und für die Überwindung der Not der «unterentwickelten» Völker — dieser wesentlichen Triebkraft der kommunistischen Weltbewegung — bleibt da einfach nichts mehr übrig. Man muß immer wieder daran erinnern, daß die Vereinigten Staaten auf je 300 Dollar, die sie gegenwärtig für militärische Zwecke ausgegeben, nur einen einzigen Cent der Hilfe an die notleidenden Völker zukommen lassen.

Und das ist auch durchaus natürlich. Die Vereinigten Staaten, samt ihren Verbündeten und Sympathisanten, *wollen* ja gar nicht diejenige Umwälzung der Sozial- und Wirtschaftsordnung, die die Voraussetzung für die Überwindung der Notlage der asiatischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Völker und für die Herstellung einer wirklichen Friedensordnung in der Welt ist. Sie wollen soziale und nationale Revolution, die allerorten im Gang ist, gerade *nicht* fördern, sondern womöglich verhindern und dort rückgängig machen, wo sie bereits in der Durchführung begriffen ist. Es ist wahrlich ein Widersinn, zum Krieg gegen den Kommunismus zu rüsten *und* eine radikale Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft zu erstreben, wie sie allein den Kommunis-

mus überflüssig machen könnte. Hier gibt es nur ein Entweder-Oder, kein Drittes!

Ebenso ist freilich militärische Aufrüstung und Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung auch in den kommunistischen Ländern selbst auf die Länge unvereinbar. Das weiß man dort recht gut; man empfindet die Last der Kriegsrüstung und die forcierte Entwicklung einer dafür nötigen Schwerindustrie als fast unerträgliche Hemmung für den Aufbau einer normalen Friedenswirtschaft und die Hebung der Lebenshaltung des Volkes. Darum die hartnäckigen Bemühungen um ein friedliches Nebeneinander der kommunistischen und der bürgerlich-kapitalistischen Welt, um die Sicherung einer langen Friedenszeit als Voraussetzung für das Gelingen des gewaltigen kollektivistischen Gesellschaftsumbaus. Aber man wagt dennoch nicht, sich entschlossen von dem alten, verhängnisvollen Weg der Friedenssicherung durch Kriegsrüstung abzukehren und neue Wege der nationalen Existenzsicherung zu beschreiten. Man hält in diesem so entscheidend wichtigen Punkt starr an den Methoden der alten Welt fest und hofft gleichzeitig eine neue Welt bauen zu können, die sittlich wie materiell der kapitalistischen Kultur überlegen sei. Das ist ein innerer Widersinn; es wird sich auch äußerlich als undurchführbar erweisen.

Nun weiß ich wohl, was für Gefahren für die kommunistischen Länder des Ostens, besonders die Sowjetunion, mit einer *einseitigen Abrüstung* verbunden wären, mit einem kühnen Vorstoß zur kräftigen Verminderung der militärischen Rüstung, der jeden Gutgläubigen von ihrem redlichen Willen zur Friedenssicherung überzeugen müßte. Jeder generöse Akt dieser Art von seiten der Sowjetunion würde von der Gegenseite zunächst unzweifelhaft schmählich mißbraucht werden, will man sich doch in der westlichen Welt mit nichts Geringerem zufrieden geben als mit der völligen Kapitulation Rußlands. Aber ebenso unzweifelhaft erscheint mir, daß dieser ersten Reaktion eine zweite von anderer Art folgen würde — ein Durchbruch derjenigen Kräfte in der westlichen Welt, die schon heute nicht an die Angriffsabsichten der Sowjetunion glauben und es nicht zulassen würden, daß der Westblock die freiwillig gewählte Schwächung der militärischen Schlagkraft des Ostens dazu benütze, diesen auszurauben und an die Wand zu drücken. Natürlich ist das ein vorderhand unbeweisbarer Glaube, der die Bereitschaft zu einem hohen Risiko, ja einem wirklichen Opfer verlangt. Aber ist etwa das Risiko, das mit der Aufrechterhaltung der Kriegsrüstungen verbunden ist, irgendwo geringer? Wären die Opfer, die die Völker des Ostens erneut bringen müßten, falls der Kalte Krieg zum Heißen werden sollte (wie es bei einer Fortsetzung des Wettrüstens über kurz oder lang sicher kommen müßte), wären diese Opfer etwa geringer als diejenigen, die ihnen bei einem einseitigen Beginn der Abrüstung im schlimmsten Fall bevorstünden? Wir fürchten einfach, die Bemühungen um Zurückhaltung der Kriegskräfte des Westens und um die Schaffung einer Atmosphäre

des Vertrauens in die Friedensabsichten der Sowjetunion werden so lange erfolglos bleiben, bis für diese Absicht der zuletzt einzig überzeugende Beweis geleistet wird: die freiwillige Selbstabrüstung. Ist der Preis, den so die Sowjetunion bezahlen müßte, wirklich zu hoch, wenn man an das unschätzbare Gut denkt — die Begründung eines auf lange hinaus gesicherten Friedenszustandes — das dadurch gewonnen würde?

3.

Damit ist nicht gesagt, daß wir uns von den Bemühungen um die Weckung von Verständnis für die *wirklichen* Antriebskräfte der sowjetischen Außenpolitik nur deswegen fernhalten sollten, weil Rußland eine militärische Großmacht ist. Wir dürfen nicht jenem wirklich doktrinären Pazifismus huldigen, der in vermeintlicher Unparteilichkeit West- und Ostbund in den gleichen Tiegel wirft, weil sie sich beide auf einen möglichen Krieg vorbereiten. Gewiß, folgerichtige Friedenspolitik erheischt Verzicht auf Kriegsrüstung, die, obwohl nur als *Mittel* der Politik gedacht, eine selbständige Kriegskraft geworden ist. Aber daneben kommt es doch sehr wesentlich auch auf die übrigen Kräfte an, die in der Politik eines Staates auf den Krieg oder auf den Frieden hin wirken. Und da halten wir nun ganz entschieden an der Erkenntnis fest, daß im Lager der Westmächte ungleich gefährlichere Kriegskräfte an der Arbeit sind als im östlichen Lager.

Gerade Pazifisten sollte es klar sein, daß ein entscheidender Wesenszug des Kapitalismus Gewalttätigkeit ist. Krieg aller gegen alle — das ist ja sein Lebenselement. Daran kann auch der Hinweis auf den angeblich vermenschlichten Charakter des Gegenwartskapitalismus nichts ändern. Wohl sind die Kampf- und Ausbeutungsformen des heutigen Spätkapitalismus in den altindustriellen Ländern andere, scheinbar mildere, rücksichtsvollere als diejenigen des stürmischen Frühkapitalismus, den Marx und Engels beschrieben haben. Aber dafür hat er sich als Imperialismus mit um so brutalerer Wucht auf die Ausbeutung der «rückständigen», von der Feudalherrschaft zur Industriewirtschaft strebenden Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas geworfen. War früher der Hauptgegensatz der zwischen den «beiden Nationen» innerhalb des gleichen Volkes, zwischen der besitzenden, herrschenden, ausbeutenden Oberklasse und der besitzlosen, dienenden, ausgebeuteten Unterklasse (er ist es auch in Europa noch heute in Ländern wie Frankreich, Italien, Spanien, Griechenland), so ist es in unseren Tagen derjenige zwischen den reichen Herrenvölkern und den armen Knechtsvölkern. Die 19 reichsten Länder der Welt — darunter natürlich die Schweiz — mit nur 16 Prozent der Weltbevölkerung haben über 66 Prozent des Welteinkommens an sich gezogen, während sich die 15 ärmsten Länder, die mehr als die Hälfte der Erdbevölkerung in sich schließen, mit nicht einmal 9 Prozent des Gesamteinkommens begnügen müssen. Die Vereinigten Staaten von

Amerika allein, mit 7 Prozent der Weltbevölkerung, beziehen 42 Prozent des Welteinkommens. Und das heißt, daß fast zwei Drittel aller Menschen auf unserer Erde unterernährt sind und inmitten einer potentiell reichen Welt ein elendes, verkrüppeltes, kurzes Leben führen. Der Kapitalismus ist, zusammen mit den weltlichen und geistlichen Mächten des Feudalismus, in erster Linie für diesen Zustand verantwortlich. Und seit sich die notleidenden Völker, angefangen mit der mexikanischen und der russischen Revolution über die Umwälzung in China bis hin zu den Erhebungen in Vietnam und Korea, Marokko und Guayana, gegen die imperialistische und kolonialistische Ausplünderung aufzulehnen begonnen haben, seit sie insbesondere im Kommunismus die ihnen entsprechende Befreiungsideologie gefunden haben, die die Weltgeltung des Kapitalismus in ihren Grundlagen bedroht — seitdem kehrt der Kapitalismus seinen Gewaltcharakter noch viel rücksichtsloser hervor und droht, nach den zwei Weltkriegen, die er so stark mitverschuldet hat, die Menschheit zum drittenmal in eine unabsehbare Katastrophe zu stürzen.

Das sollten, so sagen wir, gerade Pazifisten am ersten sehen. Sind die Gewalt*mittel* verwerflich, mit denen der Kommunismus arbeitet, so sind, neben den gewalttätig-militärischen Mitteln, deren sich auch die kapitalistischen Staaten bedienen, ebenso, ja vor allem die Gewalt*ziele* verdammenswert, die sie erstreben. Der Amerikaner Paul Sweezy hat vollkommen recht, wenn er (in der «Monthly Review», März 1953) schreibt: «Unser Land rüstet sich, Gewalt in einem bisher unvorstellbaren Maß anzuwenden, um eine Gesellschaftsordnung zu erhalten, die im Zeitraum von vier Jahrzehnten schon die größte Gewaltorgie in der langen und gewalttätigen Geschichte der menschlichen Rasse entfesselt hat. Der Kapitalismus, die Organisation der Gesellschaft auf Grund des barbarischen Grundsatzes des privaten Gewinnes, ist die Geißel der Menschheit; und Gewalt, die zu seiner Erhaltung bestimmt ist, ist doppelt verurteilt: einmal an und für sich und sodann wegen ihres Zweckes.»

Wir können und sollten darum, auch als radikale Kriegsgegner, mit all denjenigen Kräften, die sich der Kriegsdrohung des Kapitalismus und Imperialismus entgegenstellen, in der gleichen Front so weit zusammenstehen, als das ohne Schaden für unseren eigenen Kampf möglich ist. Wir wollen doch keine eigenbrötlerische Sekte sein, sondern in der Welt, wie sie heute ist, und an den Fragen, wie sie uns konkret gestellt sind, für den Frieden schaffen — *in* der Welt, aber freilich nicht in einem Geist, der *von* dieser Welt ist!

Diesen unseren *andern* Geist in die Welt hineinzutragen und für ihn zu zeugen — das bleibt ja immer unsere wesentliche Aufgabe, gerade auch in bezug auf die Frage von Krieg und Frieden. Wir dürfen ganz gewiß sein: Die Zeit ist erfüllet, da das Kriegen unter den Völkern aufhören muß. Der Kriegsgötze muß *in unserer Zeit* gestürzt werden, oder die gesittete Welt geht durch ihn zugrunde.

Stanley Jones, der berühmte Missionar, erzählt (in seinem Andachtsbuch «Siegreiches Leben»), wie er einmal in Indien einem Kult für die Kriegsgötter beiwohnte. Die Leute waren anscheinend mit tiefer Inbrunst bei der Sache. Als aber die Feier vorbei war, luden sie in aller Gemütsruhe ihre Götzenbilder auf eine Bahre und warfen sie in den Fluß. «Der Geist», so sagten sie zu dem verwunderten Ausländer, «ist jetzt aus den Göttern entwichen, und es sind nur noch tönerne Bilder übrig, die zu nichts mehr wert sind.» Stanley Jones fügt dem bei: Auch aus unseren Kriegsgöttern ist der Geist entwichen. Es sind nur noch Lüge und Haß, Blut und Schmutz, Hunger und Verwüstung übrig. «Wir können», so meint er, «diese toten Götzen ja noch weiter durch unsere Kultur hin spazieren führen und die Völker glauben machen, sie seien lebendig und könnten ihnen helfen. Aber das zieht nicht mehr. Die Augen sind offen. Diese Götzen sind tatsächlich an dem Tage tot, da ihr aufhört, sie anzubeten. Nie, nie mehr werde ich ihnen Ehre erweisen. Ins Wasser mit diesem Lehm! Wir werden sie eines Tages da hineinwerfen.»

Das meine ich auch. Nur müssen wir damit pressieren, wenn wir weiterleben wollen! *Hugo Kramer*

Eine Anklage gegen den Kolonialismus: «Erdraumpolitik des Hungers»

Ein kürzlich bei den «Editions Ouvrières — Economie et Humanisme» (Avenue de la Sœur Rosalie 12, Paris 13e) erschienenes Buch (man kann es sich auch in Genf, Place de la Fusterie 16, beschaffen) «Erdraumpolitik des Hungers», das die Probleme der Übervölkerung und des Kolonialismus behandelt, findet gegenwärtig einen beachtenswerten Widerhall nicht nur wegen seines Inhaltes, sondern auch wegen der Kompetenz und Glaubwürdigkeit seines Verfassers. Josué de Castro ist nicht nur Arzt, sondern auch Geograph, der seit mehr als zwanzig Jahren das Ernährungsproblem vor allem in Brasilien studiert hat. Die Originalität seiner Arbeit beruht in der Hauptsache darauf, daß er es nie unterläßt, das Phänomen des Hungers mit seinen wirtschaftlichen und politischen Vorbedingungen zu verknüpfen. Aus dieser auf soliden Unterlagen fußenden Studie ergibt sich eindeutig, daß der Hunger nicht ein naturbedingtes, unabwendbares Phänomen darstellt, daß es vielmehr im wesentlichen mit der kolonialen Grundform der kapitalistischen Ausbeutung zusammenhängt. Diese Schlußfolgerung, zu der der Verfasser gelangt, ist um so wertvoller und frei von Verdacht, als es sich um niemanden Geringeren als den Präsidenten des Ausschusses für Ernährung und Landwirtschaft im Verbande der Vereinten Nationen han-

delt. Von Viviane Izambard aus dem Portugiesischen übersetzt, wurde «Erdraumpolitik des Hungers» mit drei Einleitungen versehen: Lloyd Boyd Orr hat sie für die englische, Max Sorre für die französische und die berühmte Romanschriftstellerin Pearl Buck für die amerikanische Ausgabe verfaßt. Es ist von besonderem Interesse, die Würdigung Pearl Bucks hervorzuheben, die unseres Erachtens eine ausgezeichnete Einführung zu den behandelten lebenswichtigen Problemen bildet: «Das ist das ermutigendste, optimistischste, erquickendste Buch, das ich je gelesen habe. Es ist das Werk eines berühmten Wissenschaftlers, eines praktisch eingestellten Mannes, eines ‚Mannes von Welt' im besten Sinne des Wortes, d. h. eines Mannes, der die Welt und ihre Völker kennt und der in einem hervorragenden Buch die unbedingt erforderliche Einsicht in Glück und Frieden der Menschen in helles Licht rückt . . .»

Seit langem erblicken Fachkundige und Laien im Hunger die Ursache der charakteristischen Unruhen unserer Zeit. Fachkundige und Laien haben sich überzeugt, daß Malthus sich im großen ganzen geirrt hat und daß seine Theorie über die Übervölkerung als Folge unklarer, von der Wirklichkeit weit entfernter Forschungen entstanden war, gleich der von Darwin aufgestellten Theorie über die Eliminierung des Schwachen zugunsten des Starken, eine Theorie, von der Darwin selbst sagte, daß sie nur einen Versuch der Auslegung darstellte. Demnach wurde auch die Idee von Malthus über die Übervölkerung einerseits von denen ausgenützt, die aus dem Kolonialismus Gewinn ziehen und anderseits von denen, die passiv eine gleichgültige Haltung bekunden gegenüber allem, was nicht ihrer eigenen Stellungnahme entspricht. Eine andere, viel exaktere Theorie von Darwin zeigt durch Beobachtungen der Natur, daß das Überleben nicht vom Kampf abhängt, sondern vom gegenseitigen Beistand. Diese später von andern Wissenschaftlern aufgenommene Theorie durchzieht von Anfang an das bedeutende Werk; sie ist in der Tat einer der Schlüssel zu «Erdraumpolitik des Hungers».

Unbestritten ist, was die Geographie uns enthüllt, daß nämlich der Bevölkerungszuwachs nicht überall nach dem gleichen Rhythmus sich vollzieht. Die höchsten Geburtenziffern weisen gerade die Länder auf, wo das Ernährungselend am größten ist. Die Länder mit den besten Bedingungen zeigen im Gegenteil einen tatsächlichen Geburtenrückgang, wie Australien und Neuseeland. Gleicherweise sind es die unterernährten Volksschichten, die Proletarier, die die meiste Nachkommenschaft haben. Daraus ergibt sich die nur dem Anschein nach paradoxale Theorie, daß es nicht die Übervölkerung ist, die die Hungersnöte hervorruft und aufrechterhält . . . Es ist die Hungersnot, die die Übervölkerung verursacht. Man kennt heute den physiologischen Mechanismus dieses wiederholt an Tieren in Laboratorien der Biologie kontrollierten Gesetzes: der Mangel an tierischem Protein, das in den kostspieligen Lebensmitteln Milch, Eier, Fleisch enthalten ist, wirkt sich auf intensivste Weise aus und steigert die Fruchtbarkeit. «Nähret euch reichlich mit

guter Kost, und ihr werdet weniger Kinder haben!» Das ist die Schlußfolgerung, die sich bei Betrachtung des vergleichenden Bildes ergibt, das de Castro uns vor Augen führt, wobei er den Geburtenkoeffizienten und den Prozentsatz an täglich absorbiertem tierischem Protein in etwa fünfzehn Ländern einander gegenüberstellt.

Und desgleichen zeigt sich durch ein auf den ersten Blick überraschendes Phänomen, daß es im allgemeinen die reichen und überindustrialisierten Länder sind, die sich am meisten gegen die Hungernden und ihre «Zeugungswut» empören, da sie ihrer Meinung nach wesentlich dazu beiträgt, die Hungersnöte und Übervölkerungen in der Welt hervorzurufen. Auch hier vermittelt uns die schonungslose Studie von de Castro unwiderlegbare präzise Angaben. Auf Tatsachen und Zahlen gestützt, zeigt er uns, wie die kolonisierenden Länder in den ungenügend entwickelten die Unterindustrialisierung oder besser die ausschließlich auf den Export konzentrierte Industrialisierung zugunsten des Mutterlandes aufrechterhalten, statt die verschiedenen Anbau- und Produktionsmöglichkeiten zu entwickeln, die allein in Betracht kämen, um der eingeborenen Bevölkerung eine hinreichende Ernährung und ein befriedigendes Daseinsniveau zu gewährleisten. Damit würde auch die allzu billige Arbeitskraft, dieses soziale Unheil, abgeschafft, das seit langem und immer noch eine Quelle nicht errechenbarer Bereicherung für die Kolonisatoren aller Nationalitäten bildet. Auf diese Weise entfaltet sich eine Agrarwirtschaft nach feudalem Muster zum größten Gewinn der «Zivilisatoren», wo der sehr ausgedehnte Besitz an Ländereien unter dominierender Bevorzugung einer einzigen Anbauart (Monokultur von Reis, Zucker, Tabak, Erdnuß, Kautschuk) an die in kleinste Felder aufgeteilten Äcker der Eingeborenen grenzt, die nicht einmal die ernähren können, die sie bebauen. Und so stützt sich, wie Josué de Castro versichert, das feudale und Sklavenhälterregime der Landstriche des Südens auf die Monokulturen der Baumwolle, die in dieser Region der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Pellagrakrankheit hervorgerufen haben, wie der ausschließliche Anbau von Zuckerrohr auf gewissen Inseln der Antillen den Hunger gezeitigt hat, der dort infolge Mangels verschiedener Vitamine herrscht, und wie auch die ausschließliche Ausbeutung der Gummiplantagen die Beriberikrankheit im Becken des Amazonenstromes provozierte. Diese gründlich belegten Feststellungen führen ganz natürlich zur Schlußfolgerung, daß einzig und allein eine tiefgreifende Änderung der Kolonialpolitik geeignet ist, die kolonisierten Völker zu befähigen, in genügendem Maße das zu produzieren, was ihren eigenen Bedürfnissen entspricht und gerecht wird. Wie sollte man angesichts dieser und ähnlicher Tatsachen versuchen, sich ihrer Augenscheinlichkeit zu entziehen?

Darum kann man nicht warm genug die Lektüre eines so bedeutenden Werkes wie «Erdraumpolitik des Hungers» empfehlen, das ohne Zweifel zu den Büchern zählt, die sich unmittelbar an uns wenden; denn

die Probleme, die es aufwirft, gehören zur täglichen Aktualität, die uns gebieterisch an sie erinnert. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, einen im Herbst 1953 im «Le Monde» erschienenen Leitartikel über die Ereignisse in Guayana zu lesen und über sie nachzudenken: «Auf diesem vergessenen tropischen Erdflecken sind Wirren entstanden, die anderwärts seit langem im Wachsen begriffen sind. Der internationale Kommunismus unterhält hier eine Zentrale, deren Leiter bedacht sind, die Forderungen der Kolonialvölker auszubeuten. Ihre Befehle hätten weniger Chance, befolgt zu werden, wenn die Erwartungen der Unterdrückten nicht so oft verkannt sein würden.» Wie soll man hier nicht an gewisse von de Castro vorgebrachte grundlegende Feststellungen gemahnt werden. Wir müssen uns auf eine Auswahl beschränken, so umfassend und reichlich ist die uns gelieferte Materie. Unter vielen andern Beispielen, die verdienen, erwähnt zu werden, möchten wir eines hervorheben: In der Provinz von Buenos Aires, die dreieinhalb Millionen Einwohner zählt, besitzen nur etwa 320 Familien 40 Prozent der gesamten Bodenfläche, wogegen in einer Provinz Nordchinas vor der Agrarreform durch Mao Tse-tung auf jeden Einwohner ein Raum von weniger als 20 Quadratmeter entfiel. Josué de Castro liegt daran, es mit Nachdruck und in aller Klarheit zu wiederholen, daß die Westmächte und Japan seit 1895 China tatsächlich in wirtschaftlichen Verhältnissen beließen, die ihnen selbst günstig waren, die sich jedoch für das chinesische Volk als verderblich enthüllten. Es ist beachtenswert, zu sehen, daß ein Mann der Wissenschaft, dem man keinerlei revolutionäre Tendenz nachsagen kann, sich nicht scheut, den Dingen auf den Grund zu gehen und an verschiedenen Stellen in seinem Buch es offen verkündigt, daß die westlichen Länder für den Hunger in der Welt verantwortlich sind!

Angesichts einer derartigen Anklage hat man manchmal das Empfinden, von einer Last erdrückt zu werden. Und doch kann man de Castro nicht genug dankbar sein, daß er sie mit einer solchen Strenge vorbringt. Dadurch, daß er die wirklichen Ursachen des Hungerproblems ungeschminkt aufzeigt, weist er auch schon den Weg zu seiner Lösung und liefert einen unschätzbaren Beistand allen jenen, die die Abschaffung des Kolonialismus fordern, wie er heute noch in zahlreichen Gebieten der Welt praktiziert wird. Seit jeher ist der afrikanische Kontinent als ausgedehntes Übungsfeld für den europäischen Imperialismus betrachtet worden. Die Kolonialtechnik hat dort kaum in etwas anderem als in der systematischen Ausplünderung der natürlichen Bodenschätze bestanden. Logischerweise zeigt sich, daß dort der Lebensstandard der Eingeborenen einer der tiefsten auf der ganzen Erde ist.

Das Urteil, das Josué de Castro über die von den Engländern bis nach Abschluß des Zweiten Weltkrieges ausgeübte Vorherrschaft in Indien fällt (bekanntlich hat die Arbeiterpartei ihr ein Ende gesetzt), ist eines der schärfsten Verdikte und verdient erwähnt zu werden. So schreibt er in diesem Zusammenhang: «Diskutierbar ist die Frage, zu

wissen, ob die Engländer in ihrem zügellosen Merkantilismus den Völkern, die sie beherrschten, irgendwie nützlich waren oder ob sie ihnen geschadet haben. Die unvoreingenommene Analyse der Tatsachen zeigt, daß für den Inder die englische Kolonisation mehr Übel als Wohltaten gezeitigt hat. Als die ersten Ansiedler im achtzehnten Jahrhundert nach Indien kamen, fanden sie ein verhältnismäßig prosperierendes Land vor mit einer Bewohnerschaft von hundert Millionen, deren Aktivität sich auf Ackerbau und Handwerk erstreckte. Seit langem war Indien nicht nur ein Agrarland, sondern ein wichtiges gewerbetreibendes Zentrum, das seine fein ausgearbeiteten Produkte, wie zarte Gewebe, Seide, Musseline, Spitzen, Stickereien, Schmuck und Teppiche, nach Europa, Arabien, Ägypten und China ausführte. Indien trat zu jener Zeit aus seinem Mittelalter, und die relative Prosperität kam von einer Übergangswirtschaft zwischen dem geschlossenen System nach mittelalterlichem Vorbild und dem im Entstehen begriffenen gewerblichen Kapitalismus. Zweifellos gab es in dieser Epoche hie und da noch Hungersnöte, eine Erbschaft des Mittelalters, wie diese auch in Europa sich ereigneten; aber das Phänomen als solches war im Schwinden begriffen und wäre sicherlich mit dem siebzehnten Jahrhundert mit der fortschreitenden Entwicklung der Industrie ganz verschwunden, wie dies im Westen Europas der Fall war. Auch in Indien begann eine Abwanderung des ländlichen Handwerks in die Fabriken der Städte als Auftakt der Industrie, die in zunehmendem Maße das Niveau und den Ertrag der Nation hob. Das Dazwischenkommen der Engländer, die unersättliche Gier ihrer Kaufleute, brachte die wirtschaftliche Entwicklung auf ein falsches Geleise und errichtete von neuem ein mittelalterliches Wirtschaftssystem und ein dauerndes Hungerregime im Lande ... Auf diese Art erwuchs aus dem Opfer der indischen die englische Industrie und im neunzehnten Jahrhundert kannte Indien die ärgsten Hungersnöte ...

Vor dieser wirtschaftlichen Bilanz der englischen Kolonisation gelangt man zu folgendem Schluß: «Wenn es auch nicht die Engländer sind, die den Hunger in Indien erfunden haben, da er doch schon als eine Erbschaft der mittelalterlichen Zeiten seit den mohammedanischen, türkischen und mongolischen Dynastien existierte, haben sie zumindest beigetragen, diese Wirtschaft des Feudalismus und anderes im Interesse ihres Kolonial-Imperialismus fortzusetzen.» Was könnte man diesen schwerwiegenden Worten noch hinzufügen?

Josué de Castro verharrt auch bei dem, was man seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die «Diplomatie des Dollars» genannt hat, deren erste und hauptsächlichste Opfer die Länder Zentral- und Südamerikas werden sollten. Was Zentralamerika anbelangt, hebt der Verfasser von «Erdraumpolitik des Hungers» mit Recht hervor, daß angesichts der Schwachheit dieser Länder und im Bewußtsein, daß die Sicherheit der Vereinigten Staaten von Nordamerika bedroht sein würde, wenn andere Großmächte ihre Souveränität errichteten, Amerika dieses Ge-

biet strenge zu kontrollieren suchte, wobei es manchmal zu einer übertriebenen Anwendung der Gewalt und militärischen Besetzung kam, um die «Diplomatie des Dollars» zu schützen oder aufzuzwingen. Da die tropischen Landstriche Zentralamerikas eine Art notwendige Ergänzung zur Wirtschaft des gemäßigten Klimas der Vereinigten Staaten bildeten, hielten die letzteren lange Zeit hindurch dieser Region gegenüber eine Politik aufrecht, die derjenigen der Engländer in Afrika nahekommt. Eine Politik, die ausschließlich der strategischen und wirtschaftlichen Verteidigung der Interessen ihres Empires diente. Die nordamerikanische Politik der Stützung des Großgrundbesitzes und der Beherrschung durch Gewalt verzögerte unzweifelhaft die soziale Entwicklung vieler dieser Länder und trug dazu bei, diese Länder in ihrer Armut zu belassen. Tatsächlich wurde die Technik, die sehr viel zur Verbesserung der Ernährungsverhältnisse in Zentralamerika hätte leisten können, durch ungesunde politische und wirtschaftliche Interessen in Schach gehalten, so daß sie praktisch nichts nützte. Ist es doch gerade dieser Teil des amerikanischen Kontinents, der sich gegenwärtig noch in schrecklichen sozialen Unruhen befindet, um sich von dem aufgezwungenen Joch der Unterernährung und des Hungers zu befreien. Und in Südamerika herrschen ähnliche Verhältnisse aus den nämlichen Ursachen, die wir hier wahrgenommen haben.

Wie sollte man, gestützt auf derart überzeugende Beweise, nicht den unmittelbaren Kampfzielen in den vollständig oder halb kolonisierten Ländern zustimmen (die ebenso für die fortgeschrittenen kapitalistischen Länder gelten, welche letztere aber vom Imperialismus abhängig sind), die der sympathische Präsident der gewerkschaftlichen Weltföderation, Giuseppe di Vittorio, am letzten Weltgewerkschaftskongreß vorschlug:

1. Eine Agrarreform, die die Latifundien auflöst und die Äcker kostenlos den Bauern überläßt.

2. Die Verstaatlichung der Bergwerke, Plantagen und anderer in den Händen ausländischer Monopole befindlicher Produktionsgüter.

3. Die Industrialisierung der kolonisierten und halbkolonisierten Länder.

4. Errichtung von Straßen und Eisenbahnen, um die Entwicklung des Innenmarktes zu begünstigen und nicht, wie es jetzt der Fall ist, in dem einzigen Bestreben, zu den Rohstoffquellen zu gelangen, um sie auszubeuten.

Die sehr natürliche und erfreuliche Nutzanwendung von «Erdraumpolitik des Hungers» finden wir in der Einleitung, die Lord John Boyd Orr für die englische Ausgabe besorgt hat. In bezug auf die schweren Unruhen, die die Welt gegenwärtig kennt, sieht er eine der Lösungen in einem Welternährungsplan. Er konstatiert, daß das Buch, das er den Lesern Großbritanniens zugänglich macht, alle diejenigen überzeugen wird, die noch vorgefaßte Begriffe hatten über Herrlichkeit und Tugen-

den unserer westlichen Zivilisation. Denn diese war, im Laufe vieler Jahrzehnte, in der Tat nur die Geschichte eines niemals ruhenden Kampfes um Besitz, ohne Rücksicht auf das Recht oder den Wohlstand der sogenannten inferioren Rassen. Und er fügt die nachfolgenden Zeilen hinzu, die zugleich auch unsere eigene Schlußfolgerung sein werden, die — wie wir innigst hoffen — zur Lektüre dieses bedeutenden und wohltuenden Buches anregen werden, das «Erdraumpolitik des Hungers» von Josué de Castro darstellt:

«Während des letzten Jahrhunderts hat sich die Aera des brutalen Merkantilismus, des Kampfes um den Profit, sehr rasch in eine soziale Aera verwandelt. Man beginnt endlich, die politische und wirtschaftliche Freiheit als eines der unveräußerlichen Rechte jedes einzelnen Menschen zu betrachten. Wenn wir mit fünfzig Jahren des Friedens rechnen könnten, würde es der kommenden Generation vergönnt sein, die menschliche Gesellschaft auf dem Wege zu einer Welt der Ruhe und des Überflusses zu sehen, aus der Hunger und Armut und die vermeidbaren Krankheiten für immer verbannt wären. Ein Terrain der Verständigung und Begegnung könnte sich dann für die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion ergeben, diese beiden Großmächte, die sich die Welt teilen. Nur ist der Zweifel berechtigt, ob ein so vernünftiges und großzügiges Programm verwirklicht werden kann, solange Amerika von Männern geleitet wird, wie Eisenhower, Nixon, Brownell und MacCarthy. Aber die Ereignisse gehen heute in einem Tempo vor sich, das oft jegliche Vorhersage durchkreuzt. Wer konnte vor einem Jahr den Tod Stalins, die Machtübernahme durch Malenkow und die Neuordnung voraussehen, die sich in der Sowjetunion vollzogen hat, über die wir erst am Beginn unseres Staunens sind. Alles in allem betrachtet wird sich vielleicht das republikanische Regime in den Vereinigten Staaten fragwürdiger erweisen, als man es bei uns im allgemeinen annimmt, so daß der amerikanische Korrespondent einer so wenig umstürzlerischen Zeitung wie «Reforme», nachdem er erklärt hat, daß Eisenhower das Lächeln eingebüßt hat, voll Ungeduld ausruft: «Was wird die nächste Zukunft uns bescheren?»

Serge Radine

Bericht aus Algier

Nach einigen «work-camps» mit dem «Internationalen Zivildienst» (Service Civil International in Deutschland und Frankreich) bin ich seit Anfang November in einem «work-camp» in Algerien.

Als ich an einem wunderschönen Spätnachmittag nach einer erlebnisreichen Reise hier eintraf, da erschrak ich bis ins Tiefste meines Herzens. In der Bidonville [1] eines Dorfes, etwa 20 Kilometer außerhalb von Algier, war ein Zelt vom Zivildienst aufgestellt. Für die nächsten Wochen sollte

[1] Elendquartiere mit Hütten aus Benzinkanistern und Wellblech. D. R.

also hier mein Arbeitsbereich mit noch einigen Freunden sein. Was ich dort sah, frisch importiert aus Europa, das habe ich vorher wirklich noch nie gesehen. Buden aus verrosteten Blechkanistern und alten Kisten zusammengenagelt, dazwischen Gestalten, mit Fetzen und Lumpen am Leib, und Kinder, unheimlich viel Kinder — dreckig, verkommen. Und ein Gestank — unbeschreiblich und für europäische Begriffe unvorstellbar. Ich wußte in dem Augenblick, als ich ankam, nicht recht, ob ich bei diesem Anblick weinen oder lachen sollte. X-mal drehte ich mich im Kreis herum — irgend etwas suchend in diesem Meer von Not, Elend und Dreck, auf dem mein Auge hätte ausruhen können, irgend etwas Ergötzliches, irgend etwas Erfreuliches. Aber ich fand nichts. Müde gab ich mein Suchen auf und brach plötzlich in schallendes Gelächter aus. Ich mußte diesen ersten Schock erst irgendwie abreagieren, aber mein Lachen klang wie Höllengelächter, und es wäre besser gewesen, ich hätte geweint. So langsam legte sich mir ein Gefühl auf die Magengegend, als ob ich kotzen müßte, und tagelang wurde ich dieses Gefühl nicht los. Zum Glück dämmerte es schon, und die Nacht deckte alles zu. Ich war müde und hatte nur den einen Wunsch, die Augen zuzumachen und zu schlafen — schlafen.

Am nächsten Morgen war mir alles schon ein wenig vertrauter. Beinahe vorsichtig, um ja nicht aufzufallen in meinen sauberen Arbeitskleidern, pilgerte ich zum Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Das ganze Dorf holt hier Wasser, denn es gibt in den Buden natürlich weder Wasser noch Klosett noch Elektrisch noch irgend etwas, was in Europa selbstverständlich ist. Wasser wird am Dorfbrunnen geholt, kochen tun die Leute, wenn sie besser gestellt sind, auf einem Petroleumkocher oder auf einer offenen Feuerstelle zwischen zwei Backsteinen. Nach einigen Tagen hatte ich das Glück, in einige der Buden hineinzugucken. Fenster gibt es natürlich nicht in solch einem Haus, denn Glas ist viel zu teuer. Nur in manchen Häusern gibt es ein kleines Guckloch. Ansonst wird einfach die Tür offengelassen, dann ist es hell genug für hiesige Begriffe. Die Löcher und Ritzen sind mit Lehm verschmiert, der aber nur so lange hält, solange er naß ist. Wenn er trocken ist, fällt er wieder Stück für Stück, bei jeder kleinen Erschütterung, ab. Viele Familien hausen nur in einem Raum (etwa 4—6 Meter lang und ebenso breit) mit bis zu zehn Personen. Die Krankheiten in diesen Elendsquartieren sind erschreckend. Es gibt hier jeden Tag etwas Neues zu entdecken, denn die Not und das Elend sind abgrundtief.

Die Leute kommen vom Innern des Landes, denn sie bekommen als Landarbeiter — wenn sie so glücklich sind, Arbeit zu bekommen — einen Hungerlohn. Alles Land ist in Händen von Großgrundbesitzern, Kleinbauern gibt es kaum. Der Landhunger ist in diesem großen Land Afrika — so komisch es klingen mag — riesengroß. Nun werden die Leute von der Stadt angezogen, und sie hoffen alle, in irgendeiner Fabrik unterzukommen. Das wäre das große Glück. Aber sie werden fast alle

enttäuscht. Zurück können und wollen sie nicht, und so kampieren sie eben am Rande der Stadt, irgendwo, nageln sich irgend etwas zusammen, und dort vegetieren sie dann Wochen, Monate, Jahre — immer in der Hoffnung auf das große Glück, auf Arbeit in der Stadt. Sie klammern sich an diesen Gedanken und an diese Hoffnung, denn das wäre Nahrung und Kleidung, das wäre das Leben.

Am bemitleidenswertesten sind die Kinder. Mit ein paar dreckigen Fetzen am Leib strolchen sie durch die Gegend. Sie suchen immer etwas: Holz zum Kochen (Holz ist sehr knapp hier) — oder irgend etwas, womit sie wieder ein Loch in ihrer Bude zumachen können (ein verrostetes Blech, ein Stück Brett oder ähnliches) — oder sie suchen etwas zum Essen und durchwühlen die stinkenden Abfalleimer. Schon die Kleinsten, kaum können sie auf ihren Füßen stehen, haben ihren harten Existenzkampf zu bestehen. Spielzeuge habe ich, außer Blechbüchsen, bei den Kindern noch nie gesehen. Sie wissen wohl kaum, was eine Puppe oder ein Baukasten ist. Sie wissen nur, daß sie immer Hunger haben und daß eine Handvoll rostiger, krummer Nägel, ein Blech oder gar ein altes Kistenbrett etwas sehr Wertvolles ist. Schule gibt es keine — außer einer Behelfsschule von uns (vom Zivildienst). So wachsen die Kinder auf, im Hunger, in Krankheit, im Elend, im Analphabetentum, und was ist die Folge von diesem täglichen und stündlichen Kampf um die nackte Existenz? — Innere und äußere Verrohung. Unsere Arbeit hier ist so riesengroß, daß man oft mutlos werden könnte und beinahe verzweifeln möchte, denn macht man ein Loch zu, dann entdeckt man zehn neue. Wir flicken die schlimmsten Buden von den ärmsten Leuten ein wenig zusammen, denn es gibt z. B. auch viele Frauen hier, die keinen Mann mehr haben und mit einem Stall von Kindern sich wirklich mittellos durchbeißen müssen.

Wir machen in einigen steilen Dorfstraßen, die bei Regenwetter unmöglich zu begehen sind, Treppen. Wir schreinern aus Kistenbrettern Möbel für unsere Schule. Oft kommt jemand angerannt mit einem verletzten Fuß oder Finger, dann leisten wir die erste Hilfe — waschen die Wunde aus und verbinden. Wir wollen überall sein und sollen alles können. Kürzlich brachte uns einer einen alten Wecker. Wir sollten ihn reparieren, aber das ging über unser Können.

Aber das Schlimmste ist: unsere Mittel sind beschränkt, und wir können gar nicht helfen, wie wir eigentlich wollten. Der algerische Zweig vom Zivildienst muß sich selbst mit seinen kleinen Mitgliedsbeiträgen halten. Nur zu oft schickt unser Sekretär Bettelbriefe — Hilferufe an seine Mitglieder, um wieder für einige Wochen arbeiten zu können. Und die guten Leute hier — Europäer und Eingeborene — tun ihr möglichstes. Ab und zu bekommen wir von irgendeiner guten Seele einige Kisten oder sonst für europäische Begriffe unbrauchbare Altwaren, kaputte Schränke, altes Geschirr, halbe Türen, ausgetragene Kleider, Blechkanister, Blechbüchsen, Flaschen usw. Dann wird sortiert, die Kisten sorgfältig auseinandergenommen, die Nägel geradegeklopft; oder wir

bekommen einige alte Eisenstangen, die werden zersägt, das gibt dann Pflöcke für unsere Treppen. Alles, restlos alles alte Gerümpel können wir gebrauchen und ist für uns wertvolles Rohmaterial. Manchmal wünschte ich mir einen europäischen Schuttablagerplatz. Oh, was für Schätze könnte ich da bergen, wieviel Not könnte damit gelindert werden!

Wenn wir dann mit unseren Kistenbrettern arbeiten, und es gibt Abfallholz, da stehen sie da, die Kinder — Mädchen und Jungen — und warten, bis was abfällt für sie. Und wie glücklich sind sie über eine Handvoll alter krummer Nägel oder eine Handvoll Holz oder über einen Armvoll Holzwolle (für Nachtlager).

Und wenn wir essen vor unserem Zelt an unserem wackligen Kistenbrettertisch, dann stehen sie wieder da, und dann sollten Sie mal die Stielaugen sehen, mit denen sie jeden Bissen verfolgen. Und man kann diesen Stielaugen nicht widerstehen, denn das Essen bleibt einem im Halse stecken. Und sie sollten die mageren Finger sehen, die sich einem entgegenstrecken, wenn man ein Stück Brot hinhält oder wenn man eine Feige oder Dattel reicht. Und Sie sollten die Augen sehen, unschuldig, gierig, hungrig und dankbar für jeden Bissen. Die Augen europäischer Kinder glänzen nicht freudiger und dankbarer an Weihnachten unterm Christbaum als die Augen dieser Kinder für einen Bissen Essen.

Und wenn es dann Abend ist, dann ist man nicht müde von der Arbeit, sondern dann ist man vollkommen erledigt von all der Not, die man gesehen hat. Dann ist man unfähig, noch etwas zu tun, Briefe zu schreiben oder zu lesen oder zu lernen. Man hat nur den einen Wunsch, zu schlafen und alles zu vergessen. Und wenn man dann die Augen zumacht, dann sieht man wieder die Stielaugen, und die mageren Kinderhände strecken sich einem entgegen, Hunderte, Tausende. Und man wälzt sich auf seinem Lager, und man möchte schlafen — schlafen. Aber die Stielaugen sind hartnäckig, und die stummen Augen fangen an zu schreien, und die ganze Not der Kinder, der Brüder und Schwestern in ihren Fetzen, schreit zum Himmel — eine Anklage gegen Europa, gegen das «christliche» Abendland, welches Geld verschleudert für Bomber, Gewehre und U-Boote.

Wir arbeiten zu dritt in diesem Arbeitslager. Ein Schweizer, ein Franzose und ich. Dann ist noch eine belgische Freundin hier, die schon seit zwei Jahren unter den größten Entbehrungen den Mädchen Unterricht in unserer Schule gibt. Aber unsere Schule darf man sich nicht wie eine Schule in Europa vorstellen. Das ist einfach eine Wellblechtonne, etwa 2,5 bis 3 Meter hoch, hinten zwei Fenster, vorne eine Türe und in der Mitte nochmals eine provisorische Bretterwand. Wenn die Sonne draufscheint, ist es dort drin lästerlich heiß. Die Möbel sind primitiv zusammengenagelt. Es gibt auch keine Prügelstrafe in unserer Schule. Das ist sehr einfach hier. Wenn ein Kind nicht artig ist, dann gibt es nur *eine* Strafe, und das ist die größte. Es wird weggeschickt. Und dann sitzt es draußen vor der Tür und wartet Stunde um Stunde, den ganzen Tag,

bis es wieder die Erlaubnis erhält, hineinzukommen. Denn längst nicht alle Kinder vom Dorf können unterrichtet werden, aber alle wollen etwas lernen, schreiben, lesen, rechnen. Der Wissensdurst bei den Kindern und Erwachsenen ist sehr groß.

Seit einigen Tagen wollte der Zivildienst auch den Jungen Unterricht geben, und zwar abends. Eine französische Freundin begann den Unterricht mit 6 Jungen. Aber nach ganz kurzer Zeit waren es 60. Vor der Schule standen aber noch mehr und konnten nicht hinein. Da machten die draußen so einen Spektakel, daß unsere arme Simone ganz unmöglich unterrichten konnte. Am nächsten Tag standen sie schon mittags vor der Schule, um ja abends hineinzukommen. Zu allem Überfluß machten sie aus Langeweile wieder so einen Lärm, daß der Unterricht für die Mädchen nun auch gestört war. Der Knabenunterricht mußte dann unter männlichem Schutz abgehalten werden (ein arabischer Freund ging mit), denn sonst hätte die Meute die Schule gestürmt. Zum Glück haben wir jetzt einen weiteren Raum ausfindig gemacht. Der wurde schnell notdürftig mit Kistenbrettern möbliert, und nun erhalten die Jungen auch — schichtenweise — ihren Unterricht.

Dann ist noch eine Krankenschwester hier, die unsere Krankenstube versorgt, d. h. ursprünglich gehörte diese Krankenstube dem Zivildienst, aber jetzt wird sie von der Gemeinde unterhalten, denn das konnte der Zivildienst finanziell nicht mehr tragen — auch hier wieder nur Regale aus Kistenbrettern zusammengenagelt.

Ich bewundere unsere drei, die zwei Lehrerinnen und die Krankenschwester, wie sie in diesem Dreck unter den schwierigsten und widerlichsten Verhältnissen unentwegt ihren Dienst tun — mit einem Hungerlohn, der kaum zum Leben reicht — Wochen, Monate, Jahre. Helden, von denen nichts in Geschichtsbüchern steht, die keine Denkmäler bekommen. Aber sie ernten mehr als den Dank irgendeines Vaterlandes. Sie erobern die Herzen der Menschen, und sie ernten manchen dankbaren Blick und manches dankbare Lächeln. Und dies ist mehr wert als alle Orden und Ehrenzeichen von allen Vaterländern zusammen.

Wenn wir ins Gespräch mit den Eingeborenen kommen, ist die häufigste Frage nach unserem Verdienst. Und wenn wir ihnen erzählen, daß wir freiwillige Arbeiter sind und außer dem Essen nichts bekommen, dann schütteln sie ungläubig den Kopf. Nein, das können sie nicht glauben, so viel Menschlichkeit trauen sie den Europäern nicht zu, denn sie kennen die Europäer ja nur als Großgrundbesitzer, die für die Arbeit einen Hungerlohn bezahlen. Sie kennen die Europäer als Fabrikbesitzer, Geschäftsleute, Kapitalisten. Sie kennen die Europäer als Eindringlinge, die ihnen ihr Land gestohlen haben und ihnen dazu noch eine neue Religion aufdrängen wollen. Dieser Gott der Liebe, angeboten von Europäern, ist ihnen nicht mehr als ein schlechtgelungener Witz. Sie kennen die Europäer von unzähligen grausamen Kriegen. Sie kennen die Europäer als strenge, unerbittliche, grausame Herren. Aber daß wir hier ohne

Verdienst arbeiten, daß wir sogar unser Fahrgeld selbst bezahlen müssen — nein, das ist wiederum ein schlechtgelungener Witz.

Unendlich schwierig ist es, mit den Leuten Kontakt zu bekommen. Aber ab und zu merkt man doch, wie der jahrelange Kampf, den der Zivildienst hier in diesem Elendsviertel führt, seine Früchte trägt und von den Eingeborenen teilweise anerkannt wird. Aber was ist diese, unsere winzig kleine Arbeit gegen diese riesengroße, abgrundtiefe Not, die uns wie ein Berg zuzudecken droht, die als gefährliches Pulverfaß ganz Europa bedroht.

Erschreckend viel Sicheln und Hämmer sind hier an die Wände geschmiert. Was hat Europa gegen diesen aufwachsenden Nationalismus der Kolonialvölker und gegen den Bolschewismus, der hier gedeiht wie das Unkraut auf dem Mist, für eine Antwort? Vielleicht neue bestialische Massenvernichtungsmittel? Wenn diese dynamische Kraft, diese angestaute Wut jahrzehntelanger Unterdrückung einmal zur Entladung kommt, dann heißt es «wehe», dann gibt es kein Halt mehr!

Was hat das «christliche» Abendland mit seinem reichen Segen an Fortschritt und Erkenntnis in Technik, Wissenschaft, Hygiene usw. bis jetzt getan? Wie hat Europa seinen Reichtum und Überfluß angelegt? Es hat Kriege geführt, es hat genialste Mordwerkzeuge entwickelt; es hat zerstört und vernichtet und gemordet und geraubt und gestohlen — en gros. Es hat seinen Reichtum und Segen selbst in anmaßender Erheblichkeit zerstört und vernichtet.

Was hat der Christ dieses «unchristlichen» Abendlandes einst für eine Antwort, wenn er nach seinen Brüdern und Schwestern gefragt wird, die im Dreck und in der Not durch seine Schuld verreckt sind? Und was hat er für eine Antwort, wenn er gefragt wird, wie er mit seinen ihm anvertrauten Pfunden gewuchert hat — mit seinem Reichtum, mit seinem unwahrscheinlichen Segen?

Was antwortest du darauf — Abendländer, Christ?

Dieses Abendland ist schon lange nicht mehr christlich und glaubt schon lange nicht mehr an Jesus Christus. Nein, es hat sich seine eigenen Götter und Götzen gemacht, und diese Götter und Götzen sind der Staat, das Geld, das Vaterland, die Fahne, die Ehre usw.

Was hat dieser christlichste aller Erdteile aus der Lehre Jesu Christi gemacht? Einen Volksrummel mit viel Tingeltangel und Lametta — einen Freibrief für das größte Kapitalverbrechen, nämlich staatlich organisiertes Massenmorden und Zerstören — eine Lebensversicherung «für alle Fälle» für ängstliche Gemüter — einen religiösen Komfort für die Reichen — einen bürgerlichen Unterhaltungszirkel — eine starre leblose Tradition — Wahlschlager für die unchristlichste aller Parteien — usw.

Und durch die Folgen dieses großen Abfalls von Gott, durch die Folgen seiner Lieblosigkeit, seiner Zerstörungswut, seiner Überheblichkeit, seiner lasterhaften Sünden an dem Abgrund unserer heutigen Tage angelangt, das Strafgericht Gottes vor Augen, starrt dieses Abend-

land in wahnsinniger Angst nach dem Osten, nach dem Bolschewismus, dem Kind Europas, der Frucht des «christlichen» Abendlandes. Und anstatt den Kommunismus zu bekämpfen in den Kolonialvölkern und unterentwickelten Gebieten mit sozialen Aktionen, mit Nahrung, Kleidung, Wohnung, Ausbildung, Urbarmachung usw. — heute, solange es noch möglich ist, weiß Europa wiederum nichts anderes als das Allheilmittel: Aufrüstung, EVG, Mord, Vernichtung!

Und anstatt Buße und Umkehr zu Jesus Christus, betet der Abendländer wieder seinen Gott «Staat» an und ist ihm bedingungslos gehorsam, denn der Gott Staat hat ja eine christliche Maske, und die Christen merken nicht, daß hinter dieser Maske der Teufel kichert. Und sie hören nicht den Schrei der entrechteten Brüder, die unter ihrer Knute stöhnen und verrecken. Und sie merken nicht, daß dieser Schrei morgen ein Kriegsgeheul sein wird — unter der «Roten Fahne». X.

Unser Gewissen ruft!

Wir Frauen und Männer in Israel können nicht schweigen zu den Vergehen gegen die Menschlichkeit, die ihren letzten und grausamsten Ausdruck in dem Mord in Judäa und in dem Vergeltungsakt gegen das Dorf Kibia gefunden haben.

Uns bindet kein gemeinsames politisches Bekenntnis, aber das Bestreben, die Beziehungen unter Menschen und Völkern auf eine der Menschen würdige Stufe zu stellen.

Wir bedauern die Spannungen, die zwischen uns und unseren Nachbarvölkern bestehen.

Wir verurteilen Übergriffe und Gewalttätigkeiten, von welcher Seite sie auch kommen.

Wir erheben Protest gegen Morde und Vergeltungsmaßnahmen, die sich blind gegen Unschuldige — Juden wie Araber — auswirken.

Wir erwarten Einleitung von Gerichtsverfahren gegen die an den Morden und Racheakten Verantwortlichen.

Wir sprechen unser Mitgefühl und unsere Anteilnahme den betroffenen Menschen und ihren Familien aus.

Unser Bestreben ist:

1. daß Gerechtigkeit und Menschlichkeit die Grundlage unseres Staates und unseres Verhältnisses zu allen Nachbarn und Völkern bilde;
2. daß eine Atmosphäre des Friedens und nicht der Gewalttaten zwischen uns und unseren Nachbarn herrsche;
3. daß die Reinheit unserer Bestrebungen jedem Gutwilligen die Mitarbeit ermöglicht.

Unser Handeln sei geleitet durch Gedanken, die nach Hillel die Grundlagen des Judentums bilden:

«Ma schessanu alecha al taasse lechaverecha»
«Was dir verhaßt, tue es nicht an deinem Mitmenschen»

Prof. Martin Buber
Avileah Joseph
Avi-Schaul Mordechai
Avenari Uri
Eisenstadt Dr. Sch.
Alexander Dr. E.
Alexander Sch.
Andreaus A.
Ben Hurin Sch.
Benjamin Dr. K.
Brin Dr. A.
Groneman Dr. K.
Hatlmi Jehoshua
Churi J. S.
Chofschi Nathan
Dr. Sch. Trablus
Jaruslavsky Dr. E. J.
Cohn Dr. S.
Katy Dr. E.
Nadav Zwi
Nuchimowsky R.
Neuman Dr. Sch. P.
Nathan Dr. Martin
Nachmani G.
Saba Nikola
Prof. Dr. E. A. Simon
Kussa A. N.
Reiner Prof. Dr.
Straus Dr. Rachel
Schereschewsky Dr. Sch.
Schwo I.
Schochat Manja
Stern Gabriel
Schlonsky Abraham

Auf Veranlassung der Liga für Menschenrechte in Israel
Adresse: Dr. Jaruslawsky, Tel-Aviv, K. K. L. Blv. 78

Die Sprache der Gewalt*

Der Überfall auf einen Missionsgottesdienst in Jerusalem war ein – relativ unscheinbares – Glied in der langen Kette der Gewaltakte, die sich nun schon seit Jahren, ja Jahrzehnten durch unser Leben hindurchziehen. Zum Überdruß hört und liest man die Verurteilung solcher Akte. Der Jerusalemer Fall ist bedauerlich durch den Ort, an dem er sich ereignete, die Empfindlichkeit der betroffenen Sphäre und durch das Objekt des Angriffs, den Gottesdienst, dessen Heiligkeit angetastet wurde. Ganz gewiß tut es not, die Täter und die Anstifter zu der Tat zu finden und mit der ganzen Strenge des Gesetzes zu bestrafen. Aber geben wir uns nicht der Illusion hin, daß durch solche Strafmaßnahmen an der Sache selbst, um die es geht, etwas geändert werden wird. In Wirklichkeit erhebt sich die brutale Faust an allen Ecken und Enden unseres Lebens und versucht, ihr sogenanntes «Recht» durchzusetzen, weil in unserer Haltung als Volk, in der Erziehung, die die Öffentlichkeit genießt, seit langem etwas grundsätzlich Falsches herrscht, eine Verderbnis des Wesens unserer Existenz. Es hat sich bei uns der Gedanke eingenistet, daß sich eine kleine Gemeinschaft in der Welt, wie sie heute nun einmal ist, nur

* Abdruck aus dem in Tel-Aviv (Israel) herauskommenden Mitteilungsblatt vom 25. Dezember 1953, Jahrgang 21, Nr. 52.

dadurch behaupten kann, daß sie die ihr zu Gebote stehenden Machtmittel einsetzt. Über dieser Lehre hat man jene andere ganz vergessen oder verdrängt, die durch die langen Räume der Geschichte die spezifische Lehre Israels war und Israel erhalten hat. In dem Maße, in dem äußerer Erfolg dieser Lehre der Faust folgte, setzte sich in der Vorstellung unseres Volkes – nicht nur hier im Lande – der Gedanke fest, dies sei die Bestimmung unserer Generation. Und so gibt es eine Einheit der Gewalt von links und von rechts, von fromm und von weltlich, im Innenleben der Nation, in der Auseinandersetzung zwischen den Gruppen und in der Konfrontation mit äußeren Kräften wie in dem letzten Jerusalemer Zwischenfall. Überall dominiert die Lehre einer «Selbsthilfe durch physische Gewalt». Sie wird von fast allen Faktoren gelehrt und genährt, deren Aufgabe es ist, dem Volke den Weg zu weisen. So reiht sich Tat an Tat, und ihre Kette wird kein Ende finden, solange diese Lehre gepriesen oder auch nur in ihren – scheinbaren – Erfolgen anerkannt wird. Es ist müßig, dabei zwischen Nützlich und Schädlich zu unterscheiden; denn wer kann den Nutzen der einzelnen Tat ermessen und wer ihren Schaden? Hier hilft nur eines, und das ist die *rigorose Umkehr*. Ihre Stunde aber – ist sie schon gekommen?

Von wichtigen Büchern

Christoph Blumhardt unterscheidet sich von den Frommen seiner Zeit nicht zuletzt dadurch, daß er in einem erstaunlichen Maße «offen» ist, sich in der Kraft seines Glaubens an die Zeit hingibt, weil er an einen gegenwärtigen, das heißt einen sich auch in Welt und Zeit offenbarenden Gott, an den «Gang Gottes durch die Geschichte», glaubt: Sein Christentum hat Salzcharakter! So sind seine Begegnung mit dem Sozialismus, sein Eintritt in die aktive Politik, seine parteipolitische Entscheidung zu verstehen.

Wenn nun aber manche der Auffassung sein sollten, seiner — nach verhältnismäßig kurzer Zeit vollzogenen — Abwendung von der Politik komme eine gleiche vorbildhafte Bedeutung zu, dann müßte hiergegen eine Warnungstafel aufgerichtet werden: Blumhardts Rückzug aus der Politik beruht auf einer — angesichts seines vorgerückten Alters verständlichen — Beschränkung Blumhardts auf den ihm — und zwar ihm persönlich — gewordenen Auftrag. Es sollte darum klar sein, daß sich gerade aus dieser Beschränkung für den Blumhardt-*Jünger* etwas ganz anderes als gleiche Resignation, nämlich das Gegenteil ergibt: entschiedene Wiederaufnahme der Begegnung mit dem Sozialismus, wenn möglich auf einer noch tieferen Ebene, als sie Blumhardt in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zugänglich war.

Die «Neuen Wege» sind sich dieser Aufgabe wohl bewußt; für einen nach längeren Jahren der Unterbrechung zu ihnen Zurückkehrenden ist es erstaunlich und erfreulich zugleich, wahrzunehmen, mit welcher Intensität die Zeitschrift sich dieser grundsätzlichen Begegnung widmet, mit welchem Erfolg sie damit aber auch sich die Maßstäbe erarbeitet, an denen sie die politischen Tagesereignisse mißt. Als ein bescheidener Beitrag zur Auseinandersetzung mit Marx und dem Marxismus möchten auch die nachstehenden Hinweise verstanden sein.

Die Problematik hat sich seit Blumhardts Zeiten freilich bedeutend verschärft. Blumhardt hatte es mit der Sozialdemokratie zu tun, die zwar als atheistisch und vaterlandfeindlich galt, aber doch — eben damals — sich anschickte, eine demokratische Partei zu werden, d. h. auf dem Boden des bestehenden Staates die sozialen Verhältnisse zu erneuern. Heute geht es um die prinzipielle Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Individualismus, und zwar in den extrem aufgereckten und verhärteten Formen, wie sie sich in der kapitalistischen und der kommunistischen Welthälfte gegenübertreten. Beide Prinzipien verlangen von den einzelnen wie von den Nationen klare Entscheidung — für oder wider! In dieser Situation ist Tapferkeit die einzige Rettung, nicht die Tapferkeit des Augenschließens und Vomlederziehens, sondern der Besinnung, des vorurteilsfreien Sichversenkens in den Gegner. Zu solcher Haltung uns hinzuführen, ist das Buch Karl *Löwiths*, *«Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts»* ganz besonders geeignet. Dieses im Verlag Kohlhammer in Stuttgart erschienene Werk bietet auf rund 460 Seiten einen solchen Stoffreichtum gerade bezüglich der kritischen Abwendung Kierkegaards und Marx' von Hegel, daß man sich kaum eine bessere Einführung in Marx denken kann.

In der Folge ist es freilich unerläßlich, Marx selbst zur Hand zu nehmen. Aber auch dies ist einem heute leicht gemacht: Bei Kröner in Stuttgart ist in der bekannten blauen Sammlung eine (fast vollständige!) Auswahl der *Marxschen Frühschriften* erschienen, die einen tiefen Einblick in die Brunnenstube Marxschen Denkens ermöglicht. Wir erkennen hier Marx — nicht als Marxisten, sondern als Humanisten, dem nicht die materielle Besserstellung des Arbeiters, vielmehr die Überwindung der Philisterwelt, die Beseitigung der menschlichen Selbstentfremdung, oberstes Anliegen ist.

Daß man heute nicht nur in Frankreich, sondern auch im deutschen Sprachgebiet Marx mit vertieftem Verständnis begegnet, zeigt die neue Schrift Heinrich *Weinstocks*, *«Die Tragödie des Humanismus»*, bei Quelle & Meyer in Heidelberg erschienen. Die positive Würdigung, die dem Werke von Karl Marx hier zuteil wird, ist um so bedeutsamer, als der Verfasser sein Heimatrecht in «den beiden Urkantonen des abendländischen Geistes», der Antike und dem Christentum, mit aller Entschiedenheit festhält. «Nicht in Frevel und Übermut», so lesen wir in

diesem Buche (in dem Abschnitte «Das Marxische Vermächtnis»), «hatte dieser moderne Prometheus sich verstiegen, sondern in der Not einer Nacht, der die wahren Sterne, der griechische und der christliche, verblaßt waren. So zeugt auch dieser Häretiker des Abendlandes, da er nicht vom Unglauben, sondern vom Irrglauben getrieben ist, von der abendländischen Wahrheit, und zwar aufrichtiger als die satten Besitzer des entleerten und vertanen Wahren, gegen die er mit heiligem Recht und geschichtlicher Notwendigkeit aufstand ... Er bedeutet die einzige ernste Anstrengung zur Erneuerung des humanistischen Prinzips in der modernen Welt der Maschine, des Geldes und des gefesselten Prometheus ... Aus den Unmenschlichkeiten unserer Welt können wir uns nicht einfach unter das griechische oder das christliche Bild flüchten ... Es wird schließlich keiner für sich selbst frei bleiben können, wenn nicht *alle* die Freiheit erhalten, wieder Menschen zu werden». Weinstock schließt diesen Abschnitt seines Werkes mit den Worten: «Wenn Platon mit seiner Lehre vom wahren Menschsein und Marx mit seiner Sorge um die Humanisierung des modernen Massenmenschen gar nicht unversöhnliche Gegner sind, sondern sich uns Heutigen als Partner darstellen, die aufeinander angewiesen sind, so ist damit allen redlichen Humanisten die Aufgabe gestellt, eine wirkliche Begegnung von wahrem Humanismus und humanem Sozialismus, *die ja noch gar nicht stattgefunden hat,* herbeiführen zu helfen». In der Tat, darum geht es! Über die neuen Aspekte des Weinstockschen Buches, die geniale Herausarbeitung der Geburt der Polis gleicherweise aus dem tragischen Geiste bei den Griechen wie aus christlichem Geiste, muß in dem Werke selber nachgelesen werden, das von höchster Warte her in die Zeitprobleme eingreift wie kein zweites.

Für Schweizer Leser einen besonderen Leckerbissen stellt die kürzlich im Verlag Brill in Leiden und Köln erschienene Schrift des Erlanger Ordinarius Hans Joachim *Schoeps* dar. Einen besonderen Leckerbissen deshalb, weil sie — unter dem Titel *«Vorläufer Spenglers»* — mit dem ganz verschollenen Karl Friedrich Vollgraff und dem halbverschollenen Ernst von Lasaulx bekannt macht, die beide, teils direkt, teils indirekt, *Quelle für Jacob Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen»* gewesen sind. In einem Schlußkapitel werden die merkwürdigen Prophezeiungen des Spaniers Donoso Cortes und des Marx-Freundes Bruno Bauer über Rußland mitgeteilt. Bruno Bauer schrieb in einer 1854 erschienenen Schrift: «Der Russe ist ideenlos genug, um den abgenutzten Ideen des Abendlandes seinen rücksichtslosen Druck entgegenzusetzen; aber die Gegensätze zusammenzufassen und *in einer neuen Geburt zu vernichten (= aufzuheben)*, wird er dem Germanen überlassen müssen.»

Alfred Daniel

Nachruf auf Frau Dr. Else Herzka, 26. 11. 1953

Ein Leben noch mitten in seiner pulsierenden Kraft, ein abgerundetes Ganzes, harmonisch in seiner Form, leuchtend und voll Energie, ist nun vollendet. – Wer Gelegenheit hatte, Frau Dr. Else Herzka kennenzulernen, der weiß, welch ein Reichtum an mütterlicher, alles umfassender Liebe, welch eine Fülle von Wärme und strahlender Leuchtkraft, von brennender Wissensgier und Arbeit an sich selbst untergegangen ist. Es ist bezeichnend für das Bild ihres Lebens, daß nicht das Maß ihrer Leistungen, nicht die Fülle ihrer Wirksamkeit in Familie und Berufsleben, auf allen Gebieten psychologischer Forschung, als ausschlaggebend bewertet werden, sondern überall die Würde ihres Wesens, die abgeklärte Lebensauffassung und die Lebendigkeit ihres Geistes, der in beglückendem Humor über den Dingen stand und dennoch immer beweglich, ewig jung, aufnahmebereit und anpassungsfähig sich bewährte.

Fassungslos stehen wir an der Bahre. Die Zierde des Hauses ist der Familie genommen. Das Wort Else Herzka enthüllt eine Welt von Liebe und Hingabe. Lasset uns jetzt über die Schranken des Todes uns erheben und im treuen Gedenken das Bild der Verklärten vor die Seele führen. Noch einmal schlage ihr warmes Herz, noch einmal erscheine das Bild der lieben Verstorbenen vor uns in seiner lebendigen Gestalt, bevor wir die Verklärte der Mutter Erde übergeben.

Frau Dr. Else Herzka wurde am 3. Juni 1899 in Wien als älteste Tochter des Herrn Wilhelm Freistadt, Amtsleiter der israelitischen Kultusgemeinde, und seiner Frau, geborenen Grünberg, geboren. Nach dem Abitur widmete sie sich dem Studium der Sprachen und der Psychologie und legte in diesen Fächern ihr Doktorexamen ab. Schon frühzeitig beherrschte sie diese Disziplinen so umfassend, daß sie an der Volkshochschule Wien Vorlesungen abhielt, die stark frequentiert wurden. Gleichzeitig war sie Assistentin des psychologischen Instituts von Alfred Adler. Im Jahre 1931 verheiratete sie sich mit Herrn Hans Herzka. Der überaus glücklichen und harmonischen Ehe entstammt der einzige Sohn Heinz.

Im Jahre 1938 emigrierte sie mit ihrer Familie, mit Mutter und Geschwistern nach Zürich. Hier entfaltete sie eine überaus fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit. Ihre Aufsätze in der Tagespresse und den Fachorganen fanden großen Anklang. Dazu kam eine ausgedehnte Vortragstätigkeit in Kursen über Psychologie und geistesgeschichtliche Probleme. Sie stand hoch über der ganzen Materie und hatte einen durchaus selbständigen Standpunkt und eine persönliche Stellungnahme auf diesem Gebiete. Ewald und Ragaz waren ihre Vorbilder. Auf dem Gebiete der psychologischen Kinderberatung hat die Verstorbene viel Anerkennung gefunden. Mit ihr ist eine warmherzige und treue Gattin dahingegangen. Ihren Gatten durch eine ideale Häuslichkeit zu beglücken und ihm jederzeit durch neue Anregung und Schaffenskraft helfend zur Seite zu stehen, das war ihre vorzügliche Aufgabe. Und wie nahm sie vollen Anteil an dem Studium ihres geliebten Sohnes, dem sie ihr ganzes pädagogisches Können in wahrhaft beglückender mütterlicher Hingabe und Liebe widmete. Ihre unzerstörbare gläubige Zuversicht riß alle Zweifelnden, alle Zögernden mit sich, ihr persönlicher Mut, das Bewußtsein ihrer Kraft verliehen ihr die Sieghaftigkeit, die mit Schlichtheit und Bescheidenheit in seltener Weise gepaart war. Wir alle, vor allem ihr Gatte und Sohn, Mutter und Geschwister, haben viel mit ihr verloren. Für die Hinterbliebenen war sie ein lieber und gütiger Mensch, der herzlich teilnahm an allem, was sie erfreute und ihnen zu Herzen ging. Für viele war sie eine wirkliche Freundin, die Verständnis hatte für menschliche Eigenart. Sie besaß in hohem Maße ein Mitschwingen der Seele mit dem, was der Nebenmensch fühlt und schafft – eine stille und unermüdliche Helferin.

Aber wir messen ein Leben nicht nur an dem, was es für uns ist. Es hat seinen eigenen Wert und seine eigene Bedeutung, ja seinen verborgenen Sinn. Vielleicht kennen wir ihn überhaupt nicht, sondern allein Gott, der ins Verborgene sieht, in die verborgene Sehnsucht und in die verborgenen Kämpfe der Menschenkinder. Der lieben

Verstorbenen war es offenbar gelungen, ihr Leben nach eigenem Willen zu gestalten, ihre Persönlichkeit unabhängig zu entfalten und kraftvoll auszuprägen. In ihr waltete viel ungestillte Sehnsucht zur unsichtbaren Welt der Seele, des Glaubens, der Ahnung und der Hoffnung. Was sie für uns war, behalten wir in einem treuen und dankbaren Herzen über das Grab hinaus. Was sie für die Menschen tat, das hat sie tief in das Herz ihrer Schüler und Freunde eingeschrieben. Was sie im Religiösen war als wirkende Kraft inmitten einer spannungsreichen Welt, das enthüllt sich jetzt im Lichte der Ewigkeit, im Lichte Gottes, in dem unser Leben entspringt und in das es wieder einmündet. Was sterblich ist an ihr, das übergeben wir der Erde, ihre unsterbliche Seele aber übergeben wir dem Vater im Himmel. *Dr. D. Strumpf*

Anmerkung: Das nachfolgende Gedicht «Epilog» von Vittoria Colonna in der Übersetzung von Hans Mühlestein erfuhr in der November/Dezember-Nummer, wo es im letzten Moment erst Platz finden konnte, zu unserem größten Bedauern durch drei, von uns schon vor dem Satz nicht beachtete Fehler eine Verstümmelung. Wir bitten den Übersetzer um Entschuldigung und geben unsern Lesern das Gedicht in der richtigen Form.

Epilog

Viel Jahre spann ich meine Reime fort,
Gewohnheit, fürcht ich, will sie weiterspinnen —
Und nicht der heiße Drang ganz tief von innen,
Der nur am Ursprung selbst, an Gott, sein Wort

Anbrennt. Und dann, so fürcht ich, blendet
Vielleicht mein Tun der Geist der Eitelkeit,
Der ihm den falschen Glanz des Wertes leiht
Nützlicher Tage — die vielleicht verschwendet.

So zu verlieren viel, Geringes zu gewinnen,
Fürcht ich! Drum Feuer meiner Brust, beschwöre
Ich dich zur tiefsten Ruh zurück nach innen!

Stockend im Schmerz, erstickt vom Weinen, schickt
Mein Herz sein wahres Lied Ihm einzig zu Gehöre,
Der nicht das Lied, der nur das Herz erblickt.

Vittoria Colonna
(in der Übersetzung von Hans Mühlestein)

Neue Fernostkrise! Eine amerikanische Wochenschrift, «U.S. News and World Report», sagt (Nummer vom 1. Januar) für 1954 voraus:

«Die Vereinigten Staaten werden, mit Staatssekretär Dulles zu reden, eine ‚schmerzliche Revision' ihrer Außenpolitik beginnen. Sie werden vielleicht von Europa abrücken und sich tiefer mit Asien einlassen. Die USA und Rußland werden ausgiebig über Atomkraft, Deutschland und all die andern strittigen Fragen miteinander reden. Wahrscheinliches Ergebnis: eine Vereinbarung, noch weiter zu reden. Sowjetrußland wird scheinbar verhandeln, aber nichts Wichtiges preisgeben. Die Alliierten werden zu-, nicht abnehmende Meinungsverschiedenheiten vor sich haben. Innenpolitische und wirtschaftliche Fragen werden diese alliierten Auseinandersetzungen verschärfen. Eine Explosion in Frankreich – eine wirkliche Möglichkeit! – bedeutet eine erstrangige Krise für die Alliierten. Der französische Rückzug aus Indochina wird sich kaum viel weiter hinausschieben lassen. Das bevorstehende Abkommen zwischen den USA und Pakistan wird die Kluft zwischen Amerika und Indien erweitern. Die bereits erhebliche Unbeliebtheit Amerikas in der Welt wird wahrscheinlich noch zunehmen. Kurz: 1954 verspricht ein Jahr mit viel Gerede, aber wenig Lösungen zu werden.»

Wenn's nicht schlimmer herauskommt, wollen wir schon zufrieden sein! Inzwischen bringt gleich der Anfang des neuen Jahres etliche gefährliche Engpässe. Ein erster kritischer Termin ist der 23. Januar, der Tag, an dem die neutrale Kommission in *Korea* nach dem Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages sämtliche in ihrer Obhut befindlichen *Gefangenen freilassen* muß. Die Nordkoreaner und Chinesen verlangen zwar Fortsetzung der «Aufklärung» der Nichtheimkehrwilligen, die wegen der Treibereien in den UNO-Lagern nur ganz unvollkommen habe durchgeführt werden können; aber nach dem Entscheid des indischen Bewachungskommandos, sämtliche Gefangenen auf den 23. Januar hin den beiden Kriegsparteien zu übergeben, kommt das nicht mehr in Frage, und wenn sich die Nordkoreaner und Chinesen fügen, wenn auch unter scharfem Protest, wird hoffentlich die Freigabe der Gefangenen ohne schwerere Zwischenfälle erfolgen. Angenehm ist der Ausgang des Kampfes um die Gefangenen für die kommunistischen Staaten sicher nicht; die Amerikaner haben es durchgedrückt, daß die Zurückhaltung «oppositioneller» Gefangener als völkerrechtsgemäß anerkannt wurde, und davon versprechen sie sich für einen künftigen «Befreiungskrieg» gegen den Sowjetblock große Dinge. Aber es wird den Nordkoreanern und Chinesen kaum etwas anderes übrig bleiben, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.[1]

[1] Die Rückgabe der nicht heimkehrwilligen Gefangenen an das UNO-Kommando und ihre Freilassung ist inzwischen ohne Schwierigkeiten verlaufen. Die Nordkoreaner und Chinesen weigern sich bisher, *ihre* Gefangenen zurückzunehmen und freizulassen; die Leute seien und blieben Gefangene und dürften nicht als Zivilpersonen erklärt werden, bis die Politische Koreakonferenz über ihr ferneres Schicksal entschieden habe.

Gefährlicher scheint die Lage, die aus der Verzögerung des Zusammentritts der *Politischen Koreakonferenz* zu entstehen droht. Die südkoreanische Regierung mit ihrer neuen, modern ausgerüsteten und geschulten Armee lauert ja nur darauf, einen Vorwand für die Wiederaufnahme des Krieges zu bekommen, und der kann sich wohl finden lassen, wenn nicht die Vorverhandlungen über die Einberufung der Konferenz, die von den Amerikanern am 12. Dezember abgebrochen wurden, bald wieder aufgenommen werden und die Konferenz selbst endlich stattfinden kann. Auch dann wird noch nicht viel gewonnen sein; die Regierung Syngman Rhee droht ja andauernd, den Waffenstillstand als dahingefallen zu behandeln, falls die Konferenz nicht innert dreier Monate zu einem Ergebnis führe, das sie befriedigen könne. Die Amerikaner geben sich zwar Mühe, die Südkoreaner im Zügel zu halten; aber *können* sie es auch auf die Länge? Sind sie nicht bereits so sehr die Gefangenen ihrer verhängnisvollen Koreapolitik, daß sie mit Syngman Rhee auch weiterhin überallhin gehen müssen, wohin er sie drängt? *Wenn* die Südkoreaner losschlagen sollten, müßten jedenfalls auch die Amerikaner den Krieg wiederaufnehmen – es sei denn, die Nordkoreaner und Chinesen beschränkten sich auf die Abwehr und stießen nicht ihrerseits nach Südkorea vor, wo sie sofort auf die Achte USA-Armee treffen würden. Aber ist soviel Weisheit von den Nordkoreanern und Chinesen zu erwarten? Man muß wünschen, daß es gar nicht zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten kommt und daß sich nach indischem Antrag die *Vereinten Nationen* ohne Verzug der Koreafrage annehmen – wobei es freilich nötig wäre, daß auch Nordkorea und China zu den Verhandlungen beigezogen werden. Am richtigsten wäre die Einberufung einer Fünfmächtekonferenz über Ostasien, wobei das neue China in aller Form mitzusprechen hätte. Ohne seine Aufnahme in das «Konzert der Mächte» wird es keine haltbare Neuregelung über Ostasien geben.

Berliner Gespräche Über diese Dinge wird zweifellos auch an der Berliner *Konferenz der Außenminister* Nordamerikas, Großbritanniens, Frankreichs und der Sowjetunion gesprochen werden, die am 25. Januar zusammentreten soll. Die Hauptfrage dürfte dort aber sein, wie es mit *Deutschland* weitergehen soll. Im westmächtlichen Bereich bezeichnet man die Berliner Tagung ziemlich allgemein als eine Art letzter Gelegenheit, die den Russen geboten werde, um ihren Friedenswillen zu beweisen, da bekanntlich die Gutartigkeit und Verständigungsbereitschaft des Westblocks von vornherein feststehe. Mit

---

Das war auch der indische Standpunkt und mag rechtlich stimmen. Allein praktisch scheint es doch unmöglich, die Gefangenen auf den Entscheid einer Konferenz warten zu lassen, von der kein Mensch weiß, ob und wann sie zusammentritt. Bös ist nur, daß die «freigelassenen» nichtkommunistischen Nordkoreaner und Chinesen sofort in die südkoreanische bzw. «nationalchinesische» Armee gepreßt wurden. (23. Januar.)

andern Worten: der Friede hange davon ab, daß die Russen radikal ihre Haltung änderten. Die Westmächte seien schon längst «in Ordnung». Bezeichnend für diese widerlich-pharisäerhafte Denkweise ist ein Silvesterartikel, den der Zürcher «Tagesanzeiger» (31. Dezember 1953) aus der Feder von Dr. Eduard Zellweger, dem ehemaligen schweizerischen Gesandten in Belgrad, veröffentlichte. Der Verfasser, der sich darin unverblümt zum Anwalt des Westblocks macht, erklärt es als dessen festgegründete Auffassung, daß die gegenwärtige Machtverteilung in Europa nicht bestehen bleiben dürfe, wenn eine internationale Entspannung möglich sein solle. Die Sowjetunion müsse vor allem einmal Ostdeutschland räumen; dann wäre ein Schritt zum Frieden hin getan. «Wird die Sowjetunion», so fragt Zellweger, «der Festigung des Friedens ein Opfer an Macht bringen, die zwar nicht rechtmäßig, aber tatsächlich erworben wurde? Das ist die entscheidende Frage.»

Merkwürdige Auffassung, das. Zunächst muß festgestellt werden, daß die Sowjetunion nicht unrechtmäßig in Ostdeutschland steht, sondern kraft interalliierter Vereinbarung, genau so, wie auf Grund der gleichen Vereinbarung die Westmächte in Westdeutschland stehen. In Jalta (3. bis 11. Februar 1945) wurde das in aller Form festgelegt, und in Potsdam wurde es am 2. August 1945 bestätigt. Wenn also jetzt die Westmächte die Sowjetunion wieder aus Ostdeutschland hinausdrängen wollen, so heißt das einfach, daß sie die früheren Abmachungen umzustoßen und ihren eigenen Machtbereich auf Kosten des sowjetischen entscheidend auszudehnen versuchen. Was bei den ostdeutschen Juniunruhen, die von den Westalliierten gebührend ausgenützt wurden, nicht gelungen war, soll jetzt an der Berliner Konferenz nachgeholt werden. Und dann ginge es natürlich weiter mit Österreich, Polen, Ungarn usw.

Warum haben aber die damaligen Kriegsverbündeten die Vereinbarungen von Jalta und Potsdam getroffen? Die Begründung ist bekannt. «Es ist», so heißt es in der Erklärung von Jalta,

«unser unbeugsamer Wille, den deutschen Militarismus und Nationalismus zu zerstören und dafür Sorge zu tragen, daß Deutschland nie wieder imstande ist, den Weltfrieden zu stören. Wir sind entschlossen, alle deutschen Streitkräfte zu entwaffnen und aufzulösen; den deutschen Generalstab ... für alle Zeiten zu zerschlagen; sämtliche deutschen militärischen Einrichtungen zu entfernen oder zu zerstören; die gesamte deutsche Industrie, die für militärische Produktion benützt werden könnte, zu beseitigen oder unter Kontrolle zu stellen; alle Kriegsverbrecher vor Gericht zu bringen und einer schnellen Bestrafung zuzuführen»; usw. usw.

Die Sowjetunion ist der hier verkündeten Deutschlandpolitik treu geblieben und verlangt ihre Durchführung heute entschiedener als je, ist doch seit Kriegsende der deutsche Nationalismus und Militarismus nicht ungefährlicher geworden, sondern noch viel gefährlicher; er hat sich von seiner äußeren Niederlage glänzend erholt und schickt sich an, die frühere Weltgeltung und Machtstellung Deutschlands neu zu gewinnen und, gestützt auf eine wiederaufgebaute Wehrmacht, die verlorenen Ost-

gebiete «so oder so» zurückzuholen, ja den für einmal gescheiterten Kreuz- und Befreiungszug nach dem Osten aufs neue aufzunehmen. Und dagegen wehrt sich die Sowjetunion, deren Volk so Unsägliches durch die Deutschen erlitten hat, mit aller Macht.

Die Westalliierten wehren sich nicht. Sie helfen vielmehr Deutschland auf jede Art, seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen. Sie haben die bei Kriegsende festgelegte Deutschlandpolitik Stück um Stück verleugnet und fallengelassen und sind zu ihrer alten Politik zurückgekehrt, Deutschland gegen die Sowjetunion auszuspielen und einzusetzen, wie sie zu Hitlers Zeiten und schon vorher betrieben wurde. Die Lage habe sich eben, so behaupten sie, seit 1945 von Grund auf geändert; Deutschland sei völlig harmlos, friedfertig und demokratisch geworden, während die Sowjetunion (die seit ihrer Geburt das ständige Ziel von Angriffshandlungen aus dem Westen gewesen ist!) zu einer Politik imperialistischer Ausdehnung und Eroberung übergegangen sei. Ein einzigartiger Stellungswechsel, der natürlich von den Deutschen selbst mit ebensoviel Eifer wie Anmaßung unterstützt und hemmungslos ausgenützt wird. Und diese ganze Deutschlandpolitik sollen nun auch die Russen selbst mitmachen, denen die Westmächte zumuten, einer «Lösung» der deutschen Frage zuzustimmen, die über gesamtdeutsche Wahlen ein wiedervereinigtes Deutschland ins Lager des Atlantikblockes führen würde! Das ist es tatsächlich, was die Alliierten in Berlin zu verlangen gedenken und was Dr. Zellweger in der Diplomatensprache, die er sich offenbar gut angeeignet hat, «ein Opfer der Sowjetunion für die Festigung des Friedens» zu nennen beliebt!

In allem Ernst: In Berlin soll nach dem Willen der Westmächte an ihrer Deutschlandpolitik nicht gerüttelt werden dürfen; zur Erörterung stehe einzig der Rückzug der Sowjetunion aus ihren in Jalta und Potsdam festgesetzten Machtstellungen, während die Machtstellung des Westblocks nicht nur nicht geschmälert, sondern — durch Einbeziehung ganz Deutschlands in sein Militärsystem — noch wesentlich erweitert werden soll. Und wenn die Russen darauf nicht eintreten, dann werden sie eben ein neues Mal als die Friedensfeinde erklärt, die nur die Sprache der Waffen verstünden! Das ist nun einmal einfach die Linie der amerikanischen Europapolitik, der sich England und Frankreich mehr oder minder überzeugt angepaßt haben. Die «einzig reale Frage», so erklärte Mr. Dulles öffentlich noch vor wenigen Wochen, sei, ob die Sowjetunion jetzt bereit sei, in die Länder hinter dem Eisernen Vorhang einen Hauch von Freiheit hineinzulassen. Wenn Moskau diese Probe nicht bestehe, werde nichts, was man jetzt von der Berliner Konferenz erhoffen könne, wirklich erreicht werden. («Manchester Guardian» vom 1. Dezember 1953 aus Washington.) Eine Gruppe von britischen Labourabgeordneten, die rechts von Bevan steht, stellt denn auch in ihrer zu Jahresbeginn veröffentlichten Schrift «Waging Peace» (etwa: «Im Kampf für den Frieden») mit nur zuviel Recht fest, daß die gegenwärtige Regierung der Vereinigten Staaten

nicht mehr imstande sei, eine diesen Namen verdienende Verhandlung mit der Sowjetunion zu führen. «So mächtig ist eine einflußreiche öffentliche Meinung (in den USA) geworden, daß die amerikanischen Unterhändler kein wesentliches Zugeständnis machen und nicht einmal im Geiste des Friedens an eine Konferenz kommen können. Jeder Schritt in jeder Verhandlung ist eine Breitseite im Kalten Krieg; in dem sich erhebenden Konflikt können die Amerikaner keine Vereinbarung annehmen außer einer solchen, die den Russen in allen Hauptpunkten eine derart bedingungslose Kapitulation zumutet, wie sie ihnen nur nach einer vollständigen Niederlage im Krieg aufgezwungen werden könnte.»

Was nur allzu wahr ist! Wenn unter diesen Umständen die Berliner Konferenz nicht überhaupt ergebnislos abgebrochen werden, sondern in irgendeiner Form eine Fortsetzung erfahren soll, dann ist das wirklich das Höchstmaß dessen, was vernünftigerweise von ihr erwartet werden darf.

EVG – ein falscher Weg

So verfolgt eben die amerikanische Politik mit blinder Leidenschaft ihr Ziel weiter, im Rahmen einer sogenannten Europäischen Verteidigungsgemeinschaft (EVG) Deutschland wieder zur beherrschenden Militärmacht unseres Erdteils zu erheben. Es sei zwar, so sagte neulich General Gruenther, der alliierte Oberkommandierende in Europa, auf dem Gebiete der militärischen Aufrüstung des Westens in den drei letzten Jahren mehr geschehen, als man je für möglich gehalten habe. Die Effektivstärke der alliierten Truppen habe sich zahlenmäßig und nach ihrer Leistungsfähigkeit verdreifacht oder vervierfacht und die Zahl der Flugplätze sei von 15 auf 120 gestiegen. Aber das sei doch noch lange nicht genug, um einer «entschlossenen Generaloffensive der Sowjetunion» zu begegnen. Deutsche Truppen seien für die Verteidigung Westeuropas unbedingt erforderlich, auch wenn dadurch «ein gewisses Unbehagen in *Frankreich* entstehe».

Das ist wirklich sehr zartfühlend ausgedrückt. Denn in Frankreich hat der Plan einer Europaarmee mit einer neuen deutschen Wehrmacht als Kern ja nicht nur «ein gewisses Unbehagen» erweckt, sondern einen Volkswiderstand hervorgerufen, dessen Heftigkeit die Amerikaner in zunehmendem Maße reizt. Dies um so mehr, als seit den parlamentarischen Novemberdebatten kein Zweifel besteht, daß auch die Mehrheit der französischen Nationalversammlung gegen die EVG eingenommen ist. Alle Druck- und Einschüchterungsversuche von den Vereinigten Staaten her vermochten bisher diesen Widerstand nicht zu brechen. «Ihr droht, Westdeutschland in den Atlantikbund aufnehmen zu lassen oder es direkt, von euch aus, aufzurüsten, wenn Frankreich die EVG nicht schlucke? Dann legen wir eben» – so tönt es aus Frankreich zurück – «unser Veto gegen die Mitgliedschaft Westdeutschlands im Atlantikbund ein und weigern uns, als Besetzungsmacht, zu einer Änderung der Militär- und Außenpolitik der Bonner Republik die Hand zu bieten. Es gibt keiner-

lei rechtliche Mittel, Westdeutschland wiederaufzurüsten, wenn wir nicht wollen!»

«Gut», antwortet Amerika, «dann hängen wir euch halt einfach den Brotkorb höher, will sagen: wir sperren euch den Dollarstrom – und dann könnt ihr schauen, wohin ihr kommt!» Staatssekretär Dulles hat in der Tat, wie man weiß, Ende Dezember in Paris ganz offen gedroht, die Vereinigten Staaten würden unfehlbar ihre Wirtschafts- und Finanzhilfe an Frankreich einstellen, wenn dieses nicht bis zum Frühjahr die EVG endgültig annehme. Die Empörung, die dieses Erpressungsmanöver in allen Schichten des französischen Volkes hervorrief, war zuerst nicht gering, und es gab sogar Leute, die meinten, nun sei die EVG unwiderruflich begraben. Allein Dulles hat, als Geschäftsführer des Weltkapitalismus, doch nicht so falsch spekuliert. Die französische Wirtschaft stockt und versumpft ja immer mehr; das kapitalistische Bürgertum ist faul bis ins Mark – weithin unproduktiv und schmarotzerhaft. Energisch und zielbewußt ist es nur in dem *einen* Entschluß: keine radikale Änderung des Wirtschafts- und Gesellschaftsgefüges zuzulassen. Und gerade hier hat Dulles es gepackt. «Wie Dulles wohl weiß», so schreibt Alexander Werth dem «New Statesman» aus Paris (26. Dezember 1953),

«besteht in der Nationalversammlung zwar eine Mehrheit gegen die EVG, aber es besteht eine noch größere und geschlossenere Mehrheit gegen eine grundlegende soziale Wandlung. Wenn es zum Entscheid kommt – und jetzt ist es offenbar so weit –, werden sich wahrscheinlich die Grundvorstellungen, von denen sich diese Mehrheit leiten läßt, stärker erweisen als die tiefsitzende, aber doch nur zweitrangige Furcht vor der EVG. Für den Augenblick machen die Abgeordneten ihrer Entrüstung Luft, aber wenn es einmal Februar sein wird, werden sie vermutlich zur Ratifikation bereit sein. Am Ende dieser Woche hat Mr. Dulles ja bereits seine ersten Dividenden eingeheimst. Seine Drohungen halfen zweifellos mit, die Verwirrung in Versailles zu mehren und zu verhindern, was eine Zeitlang sehr wohl möglich schien: die Wahl eines EVG-feindlichen Präsidenten schon im ersten Gang.»

Wer A sagt, muß eben auch B und C sagen – und so weiter bis zum bitteren Ende. Frankreich – seine herrschende Klasse jedenfalls – hat sich nach Kriegsende an Amerika gehängt, um sich vor der sozialen Erneuerung zu retten, die damals in greifbarer Nähe stand; jetzt muß es, um das alte Regime noch mühsam ein paar Jahre zu halten, dem Geldgeber jenseits des Atlantik zu Willen sein, auch wenn das stracks gegen die höchsten nationalen Interessen geht![2]

Ob es auch in *Italien* so herauskommt? Das Trinkgeld, das Amerika den Italienern hinwarf, indem es ihnen – im Widerspruch zum italieni-

[2] Wie brüchig die bürgerlich-kapitalistische «Ordnung» Frankreichs geworden ist, ersieht man daraus, daß die nationale Produktion im abgelaufenen Jahr, statt zuzunehmen, um 5 Prozent gefallen ist, daß sich trotzdem die Lager an Verbrauchsgütern – wegen mangelnder Kaufkraft der Bevölkerung – immer weiter füllen, daß die Kapitalanlagen in der Industrie zurückgehen und die Zahl der Ganzarbeitslosen die Viertelsmillionengrenze überschritten hat, während die Teilarbeitslosigkeit 20 Prozent höher ist als letztes Jahr um diese Zeit. (S. «New Statesman», 16. Jan.) Wenn Frankreichs Wirtschaft und erst recht sein Staatshaushalt nicht einfach zusammenbrechen sollen,

schen Friedensvertrag – die Triester A-Zone versprach, hat sie noch nicht zur Gutheißung der EVG zu bestimmen vermocht; aber werden sie widerstehen können, wenn die Vereinigten Staaten auch ihnen mit Entzug der Dollarhilfe drohen?

England braucht den EVG-Vertrag nicht zu ratifizieren; seine konservative Regierung unterstützt ihn nur moralisch. Aber aus der Oppositionspartei heraus kommt sich verstärkender Widerstand gegen eine Europaarmee, ja gegen den ganzen Kurs der westmächtlichen Europapolitik. Bezeichnend dafür ist die bereits erwähnte Schrift der drei Labourabgeordneten Acland, Fenner Brockway und Hale, mit deren Grundlinie sich eine ganze Anzahl weiterer Labourvertreter und sonstiger Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens einig erklärt hat. Die Verfasser verlangen nichts Geringeres als eine Revision der Rüstungspolitik des Westens, die von der nach ihrer heutigen Überzeugung falschen Annahme eines drohenden Angriffs der Sowjetunion ausgehe. Die große Aufgabe der Gegenwart, so stellen sie fest, sei nicht die militärische Bekämpfung des Kommunismus, sondern der weltweite Kampf gegen die Not der anderthalb Milliarden Menschen, die in den unterentwickelten Ländern als Parias und minderberechtigte Weltbürger dahinleben:

«Wir müssen der Welt verkünden, daß nach unserer Ansicht die wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Gefahren heute größer, auf die Dauer sogar ungeheuer viel größer sind als die militärischen. Wir sollten darum kraftvoll und zielbewußt daran gehen, die Reste des alten Imperialismus zu liquidieren und in bedeutendem, sich immer mehr erweiterndem Ausmaß den Krieg gegen die Not zu eröffnen ... Der britische demokratische Sozialismus, der in der Vergangenheit großenteils den Kampf der Armen in unserem eigenen Land geführt hat, muß jetzt den Mut haben, den gleichen Kampf im Weltmaßstab aufzunehmen – oder er wird zugrunde gehen.»

Und Amerika! Die Verfasser der Schrift sind sich natürlich klar, daß auf die Vereinigten Staaten in diesem Krieg gegen die Not vorderhand nicht zu zählen ist. Aber, so meinen sie, es genüge zunächst, wenn nur England (und andere europäische Staaten) vorangingen und wenigstens einmal den Weg wiesen. Und im übrigen erwarten sie, daß die Opposition in Amerika gegen den jetzigen Regierungskurs allmählich stark genug werde, um den Anschluß der Vereinigten Staaten, ohne deren gewaltige Hilfsmittel es ja nicht gehe, an den Krieg gegen die Weltnot herbeizuführen.

Diese Opposition gibt es tatsächlich. Wir haben vielerlei Beweise dafür, daß noch ein *anderes* Amerika da ist als dasjenige der Eisenhower

muß die amerikanische Stützungsaktion mindestens im gleichen Ausmaß wie bisher fortgesetzt werden. Die Frage ist allerdings, ob es nicht trotzdem zum Krach kommt. Die französische Kapitalistenklasse fühlt sich, mit Amerika im Rücken, zu sicher und scheint entschlossen, den Lohnforderungen der Arbeiter, deren Kaufkraft gegenüber der Vorkriegszeit um 40 Prozent gesunken ist, weiterhin scharfen Widerstand entgegenzusetzen. Und gerade daran kann sich ein neuer sozialer Konflikt entzünden, der diesmal vielleicht auch auf den politischen Bezirk übergreift.

und Dulles, der «Hexenjäger» und der kapitalistischen Konzerne. *Einen* Vertreter dieses anderen Amerika lassen wir im zweiten Teil dieser Rundschau zu Worte kommen, und neben ihm gibt es zahlreiche nicht minder tapfere Zeugen eines neuen Geistes – oder vielmehr des guten, alten Geistes, der Amerikas wertvollstes Gut ist. Das erfahren wir immer wieder aus privaten Quellen; es tritt uns aber auch dauernd aus allen möglichen Äußerungen des öffentlichen Lebens der Vereinigten Staaten entgegen. In der Zeitschrift «One World» berichtete erst letzthin Stuart Morris (London), der Sekretär der radikal-pazifistischen «Peace Pledge Union», ein Aufenthalt in den USA habe in ihm den Eindruck bestärkt, daß in Amerika, genau wie in England, ein wachsendes Unbehagen über die internationale Lage und über die Rolle herrsche, die Amerika dabei spiele. «Ich fand zum Beispiel», schreibt er,

«daß viele Leute über die vorgeschlagene Wiederbewaffnung Deutschlands beunruhigt sind, daß die öffentliche Meinung dahin zu gehen scheint, man müsse die Pekinger Regierung früher oder später anerkennen und zur UNO zulassen, daß man sich allgemein nach einem Friedensschluß in Korea sehnt und die Gefahr einer Unterstützung Rhees erkennt ... Wenn es auch am Leben und an der Politik Amerikas viel auszusetzen gibt, so dürfen wir doch nicht zulassen, daß unsere Kritik sich zur Feindschaft entwickelt oder zur Unterschätzung des wachsenden Einflusses des ‚andern Amerikas' verleitet.»

Wir nehmen nur zu gern von solchen Erfahrungen Kenntnis; sie geben uns eine große Hoffnung. Allein wir dürfen uns durch sie auch nicht zu einer Überschätzung der Bedeutung des «andern Amerikas» verleiten lassen. Wir haben es in den Weltangelegenheiten heute eben doch mit demjenigen Amerika zu tun, das von Eisenhower, Dulles, McCarthy und den hinter ihnen wirkenden Kräften vertreten wird, und mit dem man eben *nicht* reden kann. Das stellen auch die englischen Verfasser von «Waging Peace» fest, wenn sie sagen:

«Sofern die Bedingungen, welche die Amerikaner den Russen aufnötigen wollen, die vorsätzliche Liquidierung der kommunistischen Regierungen in Osteuropa (und zwar offenbar ohne irgendwelche Gegenleistung) in sich schließen, dann besteht keinerlei Aussicht, daß sie in naher Zukunft angenommen werden, und darum auch keine Aussicht auf eine baldige Vereinbarung über einen allgemeinen Modus vivendi.»[3]

[3] Ähnlich schreibt in der Neuyorker «Nation» (5. Dez. 1953) Prof. *F. L. Schuman*: «Unsere Wortführer, sofern sie nicht ganz von der Jagd auf ‚russische Spione' beansprucht sind, scheinen zu sagen: Wir wollen Frieden in Korea machen, wenn der Feind uns am Konferenztisch gibt, was wir auf dem Schlachtfeld nicht zu gewinnen vermochten – nämlich die Beherrschung Nordkoreas durch Syngman Rhee. Und weiter scheinen sie zu sagen: Wir wollen mit Rußland einen Vertrag über Deutschland schließen, vorausgesetzt, daß der Kreml der Einigung und gebietlichen Erweiterung des Reiches zustimmt, das wiederaufgerüstet und mit den Vereinigten Staaten gegen die Sowjetunion verbündet sein muß. Wenn Moskau ablehnt, so beweist das, daß die Russen ‚unaufrichtig' sind. Diese Stellungnahmen sind nützlich, wenn sie für Verhandlungszwecke bestimmt sind. Wenn sie aber, wie manche argwöhnen, unbeugsame Forderungen darstellen, dann ist keinerlei Verhandlung möglich.» Und wer nicht verhandeln will, der muß eben zuletzt – schießen.

Und was ihre Kernforderung betrifft, den militärischen Kampf gegen den Kommunismus durch einen Krieg gegen die Not der farbigen Völkermassen zu ersetzen, so weisen die britischen Labourabgeordneten auf die Rede Präsident Eisenhowers vom 16. April 1953 hin, in der deutlich zu verstehen gegeben wurde, daß erst nachdem durch eine russische Kapitulation eine neue Weltordnung zustande gebracht und die Abrüstung durch eine internationale Inspektion der sowjetischen Rüstungsindustrie beglaubigt sei, etwas von den so gemachten Ersparnissen dem Angriff auf die Weltarmut zugewandt werden könne.

Der militärische Kampf gegen den Kommunismus – das ist tatsächlich die bisher unerschütterte Auffassung des herrschenden Amerikas – hat allen andern Aufgaben vorzugehen; ist er einmal gewonnen, dann erst mag man sehen, was für weitere Möglichkeiten und Notwendigkeiten sich den Vereinigten Staaten und der übrigen «freien Welt» eröffnen.[4] Der Grund für diese Haltung liegt natürlich in der Weigerung, die *Ursachen* des Kommunismus – zu denen die soziale Not der niedergehaltenen Völker und Klassen in aller Welt vor allem andern gehört – zu beseitigen und damit den Kapitalismus und Imperialismus preiszugeben, dem die Vereinigten Staaten ihren Reichtum und ihre Machtstellung verdanken. Das ist ein Stück des Fluches, den der zeitweilige Erfolg des Kapitalismus über Amerika gebracht hat! Und weit davon entfernt, diesen Fluch zu erkennen und zu überwinden, sind die Regierenden überzeugt, daß auf der amerikanischen Wirtschafts- und Gesellschaftsform ein sichtbarer Segen ruhe. «Unser System», so brüstete sich Eisenhower in seiner Radioansprache vom 4. Januar 1954, «ist der größte Produzent von Reichtum in der ganzen Welt», hinzufügend, daß für dauernden Erfolg natürlich eines nötig sei: «der beharrliche und vernunftbegründete Glauben an das Wachstum und den Fortschritt Amerikas, ein Glauben, der nicht von Katastrophenorakeln erschüttert werden kann». Und Handelsminister Sinclair Weeks erklärte seinerseits, daß die Vereinigten Staaten in das Jahr 1954 mit der Aussicht eintreten könnten, eines der besten Jahre ihrer Wirtschaftsgeschichte vor sich zu haben, auch wenn die Konjunktur – wie es tatsächlich den Anschein hat – etwas abflauen sollte. Schwierigkeiten könnten zwar immer noch eintreten, aber die Regierung sei ständig auf ihrer Hut und imstande, jeden Krisenansatz prompt zu zerstören.

Wir fürchten, diese Herausforderung des Schicksals, diese arge Selbstüberhebung, ja Vermessenheit – die Hybris der alten Griechen – werde früher oder später ihr Gericht finden. Einstweilen stürmt der amerikanische Kapitalismus und Imperialismus auf seiner Bahn berauscht und

---

[4] Im *innerstaatlichen* Kampf gegen den Kommunismus stehen die USA im Begriff, einen neuen, besonders bedenklichen Schritt zu tun: Präsident Eisenhower schlägt vor, Kommunisten einfach auszubürgern. Und die Bundesversammlung klatscht rasend Beifall! Das hat nicht einmal McCarthy zu verlangen gewagt.

voll grenzenloser Zuversicht vorwärts, immer vorwärts – «herrlichen Zeiten entgegen», wie sie schon Wilhelm der Letzte einmal einem ehrgeizigen, irregeführten Volk verhieß ...

Russisches, Allzurussisches Es ist ein Jammer, daß der Kampf gegen die von den Vereinigten Staaten geführte reaktionäre Herrschaftspolitik des Westens fast ausschließlich dem *Kommunismus* überlassen bleibt, statt auch von einem charaktervollen freiheitlichen Sozialismus getragen zu werden. Die Folge ist, daß dieser Kampf andauernd nicht allein durch gewisse abstoßende Propagandamethoden des Kommunismus belastet wird, sondern auch durch die schweren Fehlhandlungen der kommunistischen Staatsführer selber. Man sieht das neuerdings durch die Prozessierung und Liquidierung des früher allmächtigen sowjetischen Polizeiministers *Beria* bestätigt. Wer kann denn nach allem noch glauben, daß die gegen Beria erhobenen ungeheuerlichen Anklagen wahr sind? Gewiß hat der nach Stalins Tod noch höher gestiegene oberste Chef der Staatspolizei nach der höchsten Stelle im Sowjetreich gestrebt. Und sehr wahrscheinlich gibt es in seiner Laufbahn mehr als *einen* dunklen Punkt, der nun von seinen Rivalen mit mehr oder weniger Recht herausgestellt werden konnte. Aber daß Beria seit Jahrzehnten nichts anderes als ein Agent des westmächtlichen Kapitalismus gewesen sei, der das alte Regime habe wiederherstellen wollen – das ist eine so widersinnige und innerlich unmögliche Behauptung, daß außerhalb der rechtgläubig kommunistischen Kreise, die ja auch den Schwindel mit den Moskauer «Mörderärzten» sofort geglaubt haben, kein Mensch sie als bewiesene Tatsache annimmt. Auch nicht, weil Beria ja doch «gestanden» habe. Auch die Moskauer Ärzte haben alles «gestanden», was man von ihnen wollte – bis, o Ironie, Beria selbst kam und die ganze trübe Machenschaft «aufdeckte», die unter seiner eigenen Verantwortung angezettelt worden war! Ist man sich bei den kommunistischen Justizbehörden gar nicht bewußt, wie grotesk der Widerspruch ist, in den man sich da verwickelt: All die «Agenten des ausländischen Imperialismus», die im Lauf der Jahre «entlarvt» wurden, haben ihr Leben lang eine lügnerische Doppelrolle gespielt – aber vor Gericht gestellt, in ihren letzten Stunden, haben sie sich plötzlich in Wahrheitsfanatiker von geradezu übermenschlicher Erhabenheit verwandelt, die keiner Lüge mehr fähig waren, auch wenn sie sich damit selber das Urteil sprechen mußten?

Item – wie immer bei solchen Anlässen, so hat der militante Antikommunismus auch den Fall Beria aufs kräftigste für seine Zwecke ausgenutzt. Das ist um so bedauerlicher, als die barbarische Art seiner Erledigung tatsächlich die Aufrichtigkeit des Regimes Malenkow mit seinen Liberalisierungs- und Entspannungsbestrebungen in Zweifel zu stellen schien. Und doch haben wir allen Grund, diese Bestrebungen ernst zu nehmen. In dem Maße, da sich das Leben in der Sowjetunion moderni-

siert, da der Wohlstand wächst und die Bildung sich verallgemeinert, wird auch das Begehren nach mehr persönlicher Freiheit und nach demokratischer Selbstbestimmung unwiderstehlich. Die Staatsführung kann sich dem in der Sowjetunion auf die Dauer so wenig entziehen, wie sie es im Verlaufe der industriellen Revolution im Westen vermocht hat. Anderseits zwingt die Notwendigkeit, den sozialistischen Aufbau planmäßig weiterzuführen, auch Stalins Nachfolger dazu, ihr möglichstes zu tun, um Störungen von außen her abzuwehren. Dies um so mehr, als anscheinend gewisse wirtschaftliche Spannungen – Ungenügen der landwirtschaftlichen Produktion für eine rasch wachsende Bevölkerung, Mangel an Rohstoffen und Arbeitskräften usw. – eine Verlangsamung und Verringerung der Rüstungsproduktion dringend nahelegen. Würde eine westliche Regierung, die sich in ähnlicher Lage befände, eine andere Politik betreiben, als sie jetzt die Regierung Malenkow-Molotow verfolgt, eine Politik der Lockerung im Innern und der Verträglichkeit nach außen? An dieser Tendenz vermag auch ein Zwischenfall wie die Prozessierung Berias nicht viel zu ändern. Ja, es gibt Beobachter, die es für möglich halten, daß gerade aus dem Machtkampf zwischen Partei, Polizei und Armee – wie er im Fall Beria zutage getreten ist – eine Lage entstehe, die einer Demokratisierung des politischen Lebens förderlich sei. Ein Diktaturregiment kann in der Tat die Volksmeinung höchstens dann mißachten, wenn unter seinen Trägern Einigkeit herrscht. Und das ist, dem Wesen der Diktatur entsprechend, immer nur vorübergehend der Fall. Nein, wir haben keinen Anlaß, dem «neuen Kurs» in der Sowjetunion zu mißtrauen, aber allen Grund, ihn als Wirklichkeit zu behandeln und den größtmöglichen Vorteil für eine Befriedung der Welt daraus zu ziehen.

Nebeneinander oder gegeneinander?

Die Frage, um die es immer wieder geht – das zeigt auch die vorstehende Überschau über die Weltlage deutlich genug –, ist so einfach die: Ist ein *friedliches Nebeneinanderleben der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt* auf die Länge möglich und wünschbar, oder *muß* es schließlich zu einem letzten kriegerischen Zusammenprall kommen? Es ist sicher am Platz, gerade zu Beginn des neuen Jahres erneut eine klare Antwort auf diese Schicksalsfrage unseres Geschlechts zu suchen, und es trifft sich gut, daß in der vornehmen, von akademischen Kreisen herausgegebenen amerikanischen Vierteljahrsschrift «The Western Political Quarterly» (Salt Lake City, Utah) Prof. *D. F. Fleming* von der Vanderbilt-Universität in Nashville (Tennessee) eine solche Antwort gibt in einer ausgezeichneten Abhandlung, die es wert ist, an dieser Stelle wenigstens auszugsweise wiedergegeben zu werden.

Der Verfasser geht von zwei unbestreitbaren Tatsachen aus: 1. Der Kommunismus ist eine tödliche Bedrohung des kapitalistischen, sogenannten freien Unternehmertums, das er überall mit Stumpf und Stiel

ausrottet (außer – so fügen wir hinzu – in China). 2. Er ist ein Feind der individuellen Freiheit, wie der Westen sie seit tausend Jahren entwickelt hat, und zwingt seine Ordnung den Völkern mit einer erbarmungslosen Polizeistaatsmaschine auf, die keine Ketzer duldet.

Folgt nun aber daraus, daß zwischen dem Kommunismus und seinen Gegnern ein Kampf auf Leben und Tod ausgefochten werden muß – und zwar je eher, je lieber? Im Westen zitiert man gerne gewisse Aussprüche Lenins, die die Unvermeidlichkeit eines solchen – in Etappen auszutragenden – Kampfes verkündeten, und erklärt die zahlreichen späteren Äußerungen Stalins (wie jetzt Malenkows), die ein friedliches Nebeneinander von Kapitalismus und Kommunismus als ebenso möglich wie wünschbar bezeichnen, für bloße Täuschungsmanöver. «Wenn ein kommunistischer Führer auf einen Krieg mit uns hinzeigt, so nehmen wir seine Autorität ohne weiteres als orakelhaft an. Schaut er aber nach Frieden mit uns aus, dann wissen wir augenblicklich, daß er nur die unvermeidliche kommunistische Täuschung betreibt», stellt Prof. Fleming für Amerika fest, und das gilt wahrlich auch für das westmächtliche Europa. Gewiß – wir folgen im weiteren der Beweisführung des Verfassers möglichst getreu – glaubten die Führer der Sowjetunion anfangs an die Notwendigkeit einer Weltrevolution. Aber aus nur zu begreiflichen Gründen. «Wenn wir auch nur eine blasse Vorstellung von der Größe der westlichen Eingriffe in den russischen Bürgerkrieg von 1918 bis 1920 haben, so können wir sehen, daß die Roten zu der Annahme gezwungen waren, der Westen wolle sie überhaupt nicht leben lassen. Sie überlebten die westlichen Anstürme von allen vier Seiten nur mit allerknappster Not und waren sicher in ihrem Glauben, daß der kapitalistische Westen wiederkommen werde.»

Inzwischen ist es aber klar geworden, daß auf eine revolutionäre Weltbewegung doch nicht zu rechnen war. Und so wurde der Boden für jenen Umschwung der Sowjetpolitik vorbereitet, der durch den Sieg Stalins und seines Programms «Die Revolution einzig in der Sowjetunion» über Trotzkij und seine Anhänger gekennzeichnet ist. Die weltrevolutionäre Periode des Sowjetregimes war überwunden.

Seit 1941 hat sich dann freilich der Kommunismus mächtig ausgebreitet, aber nur als direkte Folge des Zweiten Weltkrieges, nicht dank russischer Planung und Verschwörung. In Jugoslawien suchte die Sowjetunion – weil die Rote Armee hier nicht Fuß gefaßt hatte – die Einsetzung einer kommunistischen Regierung sogar zu verhindern. Und auch für China glaubte Moskau lange nicht an einen Sieg des Kommunismus. Wir haben darum allen Grund zu der Annahme, daß die Sowjetunion ihre Existenz nicht durch einen Krieg zur Ausbreitung des Kommunismus aufs Spiel setzen wird; Moskau ist vielmehr überzeugt, daß der Kommunismus schließlich durch seine innere Überlegenheit über den Kapitalismus obsiegen werde.

Aber gerade diese *friedliche* Konkurrenz des Kommunismus ist es,

was man im Westen fürchtet. Man sieht, wie die Sowjetunion wirtschaftlich immer kräftiger wird. Ihre Wirtschaft entwickelt sich rascher als diejenige Westeuropas und der Vereinigten Staaten. Sachverständige schätzen, daß um 1955 die Lebenshaltung in Rußland gleich hoch sein wird wie in Frankreich. Gewaltige planwirtschaftliche Unternehmungen sind in der Sowjetunion im Gang. Ihre Bevölkerung wächst rapid; Bildung und Wissenschaft, besonders in den technischen Fächern, breiten sich beispiellos schnell aus. Dazu kommt die immer engere Verbindung der Sowjetwirtschaft mit den osteuropäischen Volksrepubliken und namentlich mit dem chinesischen Großraum. Lauter Gründe für die wachsende Überzeugung im Westen, Stalins Reich habe «sich bereits über den Punkt hinaus ausgedehnt, wo es für die nichtkommunistischen Staaten noch erträglich war» (James Reston, ein Hauptmitarbeiter der «New York Times», am 8. März 1953). Lauter Gründe auch, um die Einschließung der Sowjetunion mit einem Ring von Militärstützpunkten zu beschleunigen, die gewaltsame Zurückdrängung des Kommunismus in Europa und Asien (Politik Dulles) zu organisieren, ja die Entfesselung eines Präventivkrieges gegen den Ostblock ins Auge zu fassen. «Die landläufige Überlegung bei uns geht nicht nur dahin, daß der rote Koloß uns plötzlich alle atomisieren werde, sondern auch dahin, daß er durch Ausdehnung seines Machtbereiches uns zuerst so weit drosseln wolle, bis wir keine ausreichenden Rohstoffquellen und Absatzmärkte mehr hätten.»

Zu spät für einen Krieg! «Die Aussicht, in der Welt nicht nur mit *einer* kommunistischen Großmacht zusammenleben zu müssen, sondern mit zweien, ist», so schreibt Prof. Fleming, «für viele einflußreiche Leute ein mächtiger Antrieb, den Gedanken an einen weiteren Weltkrieg zur Zerstörung des Kommunismus zu begrüßen. Dafür ist es jedoch bereits zu spät . . . Die Sowjets sind jetzt schon zu stark, um durch einen Atomblitzkrieg zerschmettert zu werden.» Nicht nur ist ihr Verteidigungssystem außerordentlich gut entwickelt und die Verwundbarkeit ihres Landes dank den riesigen Entfernungen und der weiten Streuung ihrer Industrien verhältnismäßig begrenzt; auch ihre eigene Schlagkraft – als Antwort auf einen feindlichen Angriff – ist gewaltig, zumal ihre neuen interkontinentalen Bomber einen Aktionsradius haben, der ausreicht, um die massierten amerikanischen Industriegebiete ins Herz zu treffen. Auf alle Fälle ist die sowjetische Luftwaffe imstande, die Länder der westeuropäischen Verbündeten Amerikas gründlich zu zerstören – und das genügt, um einen Sieg des Westblocks unmöglich zu machen. Die Aufrüstung der NATO-Staaten (des Nordatlantischen Militärbundes) ändert daran nicht viel; mag sie genügen, um den Russen bei einem Vorstoß gegen den Ärmelkanal Schwierigkeiten zu machen, so genügt sie nicht, um die große Überlegenheit der Roten Armee an Land- und Luftstreitkräften auszugleichen. Und auch der Ring von amerikani-

schen Militärstützpunkten um die Sowjetunion herum, der auf dem Boden *anderer* Länder erstellt wurde, ist ein recht zweifelhafter Aktivposten. Diese Stützpunkte könnten ja «gegen die Sowjets nur benützt werden, wenn diese angegriffen hätten, und wir haben unsere Verbündeten, die doch Rußland viel näher sind als wir, noch nicht zu überzeugen vermocht, daß dies eine wirkliche Gefahr sei. Das Ergebnis scheint zu sein, daß wir selber als die größere Bedrohung angesehen werden.»

Der Kalte Krieg hat einfach zu einem Unentschieden geführt, zu einem Gleichgewicht der Kräfte, das von keiner der beiden Seiten gebrochen werden kann, ohne daß es zu einer allgemeinen Katastrophe kommt. Man sieht das am Ausgang des Koreakrieges, der nicht wieder aufgenommen werden kann, ohne daß die Westmächte auch China in ihn völlig hineinreißen. China aber ist bereits so gefestigt, daß sein neues Regime auch in einem dritten Weltkrieg nicht zerstört werden könnte; es würde nur erst recht zu rücksichtsloser Anwendung von Diktatur und Terror gezwungen werden, so wie die Interventionskriege von 1918 bis 1920 das in Rußland bewirkt haben. Kurz, die Westmächte haben sich mit ihrer antikommunistischen Aufrüstungspolitik offenkundig übernommen; sie haben sich nur ungeheure Lasten auferlegt und in der ganzen Welt Machtstellungen aufgebaut, die sie auf die Länge gar nicht zu halten vermögen. Auch die kommunistischen Länder leiden unter dem Kalten Krieg sehr; aber eben deswegen suchen sie ihn so schnell als möglich abzubrechen. «Die kommunistischen Regierungen haben allen Grund, Frieden zu wünschen oder zumindest einen langen Waffenstillstand, der ihnen gestatten würde, ihre Stellungen zu befestigen und ihre Stärke auszubauen. Aber haben wir den Mut, ihnen das zu gestatten?»

«Wir haben ihn», antwortet der Verfasser selbst, «denn wir haben keine andere Wahl. Der Kalte Krieg hat ausgespielt. Die Welt ist seiner müde und strebt nach Frieden – nötigenfalls uns zum Trotz. Die Rhee, Tschiang, Adenauer und unsere Formosa-Senatoren werden alles tun, was sie können, um eine Verständigung zu hintertreiben; aber es wird dennoch dazu kommen ... Da die Völker der Welt eine totale Spannung nicht ewig ertragen können und wollen, muß es Frieden geben.» Amerika – wie der mit ihm verbündete Westen überhaupt – muß sich wohl oder übel mit der Tatsache abfinden, daß die Sowjetunion, China und die andern Staaten des Ostblocks auf alle absehbare Zeit als kommunistische Länder bestehen bleiben. «Das ist die harte Wahrheit ... Es ist für uns eine schmerzliche Erfahrung, lernen zu müssen, daß es einige Dinge in der Welt gibt, die zu groß sind, als daß wir sie in die Hand nehmen könnten; aber unser Fortbestand als Nation hängt jetzt von einer nüchternen Würdigung dieser Tatsache ab. Wenn wir kein reifes Verständnis aufbringen für die Entschlossenheit der Welt, zum Frieden zu kommen, und für das zwingende Bedürfnis unserer Verbündeten, mit der kommunistischen Welt Handel zu treiben, dann werden wir uns isolieren wie noch nie zuvor ... Wir können den Weltkommunismus nicht durch Gewalt zer-

stören noch das Wachstum der kommunistischen Großmächte verhindern ... Das ist eine neue Lage, wie wir sie noch nie erlebt haben. Aber es ist eine gebieterische Notwendigkeit, daß wir uns an sie gewöhnen und aufhören, unter der Peitsche der Hysterie zu leben – nur deshalb, weil die Sowjets die Macht haben, unsere Städte zu atomisieren. Das können sie, aber das heißt nicht, daß sie es auch tun werden, in einer Welt, in der es soviel aufzubauen gibt und zehntausendmal weniger als kein Profit aus einer allgemeinen Zerstörung zu holen ist.»

Erfolgreicher Wettbewerb Wie aber kann sich der nichtkommunistische Westen in einer Welt behaupten, die schon fast zur Hälfte kommunistisch ist? Prof. Fleming stellt ein Sechspunkte-Programm für einen solchen erfolgreichen Wettbewerb des «freien» Westens mit dem «versklavten» Osten auf, dessen Erfüllung freilich, wie er betont, höchste Verständigkeit und Weisheit verlange.

1. Es darf zu *keinen weiteren revolutionären Weltkriegen* kommen. Der Kommunismus ist aus den bisherigen Weltkriegen geboren; ohne sie hätten die Revolutionen in Rußland, Osteuropa und China einen gänzlich andern Verlauf genommen. Demokratie braucht Frieden und Ordnung. Ein neuer Krieg müßte vollends alle Freiheit und dazu den ganzen Wohlstand des Westens vernichten.

2. Wir müssen uns den *unvermeidlichen sozialen Entwicklungen* anpassen. Ständige Wandlung ist das Grundgesetz des Völkerlebens, dessen Walten niemand verhindern kann. Wir können den Fluß der gesellschaftlichen Entwicklung nur zweckmäßig lenken. Auch der Kommunismus wird sich wandeln und wandelt sich bereits offenkundig. In dem Maße, da sich die Sowjetunion wirtschaftlich und technisch modernisiert und Wohlstand und Bildung sich in ihren Völkern ausbreiten, wird sich auch die Diktatur lockern und mehr persönliche Freiheit möglich, ja notwendig werden. (Vorausgesetzt – so sei beigefügt –, daß die Kriegsdrohung von seiten des Westens aufhört.)

3. Wir müssen in der *Welt* draußen die *Freiheit fördern*. Die Westmächte setzen ihre ganze Zukunft aufs Spiel, wenn sie sich mit einem Franco, einem Tschiang Kai-schek, einem Rhee verbünden, mit den feudalen Grundbesitzern des Orients oder den hartgesottenen Monopolkapitalisten Europas. Auch mit der Kolonialherrschaft muß es ein Ende haben. «Wir finden keine Sicherheit in der Stützung der Reaktion ... Bisher sind wir mit der Geschichte marschiert. Wenn wir jetzt damit aufhören, werden wir den Weltkampf mit dem Kommunismus verlieren, der über eine rasch wirkende Methode für die Zwangsindustrialisierung von Völkern verfügt, die nie viel von staatsbürgerlichen Freiheiten gewußt haben.» Der Westen darf die Völker nicht vor die Wahl zwischen Kapitalismus und Kommunismus stellen. Er muß ihnen die Freiheit lassen,

eine der vielen Kombinationen von Kapitalismus und Sozialismus zu wählen, je nach ihren Bedürfnissen und Wünschen.

4. Erst recht notwendig ist es, *im eigenen Haus für Freiheit zu sorgen.* Heute, so stellt Prof. Fleming fest, ist der amerikanische Bürger selbst einem massiven Zwang zu Rechtgläubigkeit und Gleichschaltung ausgesetzt. Terror und Demoralisierung nisten sich im Staatsgefüge ein, ja ein eigentlicher Faschismus erhebt sein Haupt. Die Kräfte, die hinter dieser Entwicklung stehen, beweisen damit, daß sie selbst nicht an die Freiheit glauben. Wenn ihnen nicht Halt geboten wird, drohen sie die ganze freie Welt zu zerstören. Umgekehrt können wir die ganze Welt für die Freiheit gewinnen und die Liberalisierung der kommunistischen Staaten unausweichlich machen, wenn wir den andern Völkern selbst Freiheit und Demokratie wirklich vorleben. Wozu allerdings noch die Sicherung von Wohlstand für alle, mit einem gewissen Maß von Planwirtschaft und unter Aufrechterhaltung des Wohlfahrtsstaates, kommen muß.

5. In der *Außenpolitik muß Vernunft,* nicht verwirrtes Gefühl herrschen. Die sture Weigerung, das kommunistische *China* anzuerkennen und in die Vereinten Nationen aufzunehmen, ist sinnlos und gefährlich. China, das die UNO als «Angreifer» geächtet hat, griff in den Koreakrieg erst ein, als die UNO-Armeen in Nordkorea eingedrungen waren und China an seiner empfindlichsten strategischen Grenze bedrohten, statt sich auf die Verteidigung Südkoreas zu beschränken. «In den Augen der großen Mehrheit der Weltvölker ist China kein Angreifer, sondern ein Verteidiger seiner rechtmäßigen Interessen und Nordkoreas.» Chinas Boykottierung trägt nur dazu bei, die Weltanarchie zu verewigen und den nächsten Krieg vorzubereiten. Ebenso wirklichkeitsfern ist die Politik der Wiederaufrüstung *Westdeutschlands* und die Zumutung an die Sowjetunion, in der Deutschlandfrage vor den Westmächten bedingungslos zu kapitulieren. Mit ihrem eigentümlichen Regierungssystem und ihrer weltpolitischen Unreife haben es die Vereinigten Staaten überhaupt sehr schwer, eine vernünftige Friedensordnung zustande zu bringen.

6. *West und Ost* müssen wieder in enge *Handelsbeziehungen* treten. Der Wirtschaftskrieg, den vor allem die Vereinigten Staaten gegen die kommunistischen Länder führen, droht nicht nur ihnen selbst zum Nachteil auszuschlagen, sondern die ganze westliche Welt zu schädigen und Amerikas politische Isolierung zu verschärfen. Dabei hätten große Volksmassen im Osten die Hilfe des Westens bei ihrer Industrialisierung und ihrer Versorgung mit Verbrauchsgütern dringend nötig!

«Jahrelang», so schließt Fleming seinen großen Aufsatz, «haben wir auf die immer breiter werdenden Abgründe von Furcht und Haß gestarrt, die die großen Weltvölker heute trennen. Jetzt ist die Zeit gekommen, Brücken zu bauen, die Menschen guten Willens benützen können, um die Nationen zusammenzubringen.» Nichts ist wahrer. Allein – wo sind

in der angeblich freien Welt, die gerettet werden soll, wo sind vor allem in den Vereinigten Staaten, an die sich der klarsehende, mutige Verfasser des Rettungsprogramms in erster Linie wendet, die *Kräfte*, die zu einem friedlichen Nebeneinanderleben der feindlichen Welthälften entschlossen die Hand böten? Daß sie *im Ansatz* und vielfach noch *schlummernd* da sind, daran ist kein Zweifel; wir haben ja gerade im Abschnitt über die Vereinigten Staaten (siehe Seite 42) nachdrücklich darauf hingewiesen. Aber ebenso deutlich mußten wir immer wieder feststellen, daß die *maßgebenden* Kräfte Amerikas wie in den übrigen Ländern des Westblocks, diejenigen, die die Politik ihrer Regierungen wirklich bestimmen – daß diese Kräfte unbeirrt den verkehrten Weg weiterverfolgen, der in die Katastrophe zu führen droht. *Deren* Ziel ist nicht das gleichberechtigte Zusammenleben und der friedliche Wettbewerb gegensätzlicher Gesellschaftssysteme, sondern die mit Gewaltdrohung und gegebenenfalls mit Gewaltanwendung zu erreichende Vorherrschaft des bürgerlich-kapitalistischen Systems über das kommunistische, der *amerikanische Frieden*, der den widerstrebenden Völkern mit allen Mitteln des kalten und des heißen Krieges aufgezwungen werden soll. Die Macht dieser Kriegskräfte – man kann sie nicht anders nennen – zu brechen, das bleibt darum die entscheidende Aufgabe unserer Zeit. Einen andern Rettungsweg vermögen wir nicht zu sehen. Und unsere Hoffnung ist, daß die irregeleiteten Völker ihn doch noch rechtzeitig erkennen und im neuangebrochenen Jahr ein rechtes Stück darauf vorwärts kommen möchten.

16. Januar *Hugo Kramer*

Zu einer Lehrerwahl

Im kommenden Februar finden im Kanton Zürich die Bestätigungswahlen der Sekundarlehrer statt. Die in der Stadt für die Wahlvorschläge zuständige Behörde, die Zentralschulpflege, beschloß mit ihrer bürgerlichen Mehrheit, Sekundarlehrer Alfred Hümbelin nicht mehr zur Wahl vorzuschlagen. Gegen dieses Vorgehen muß aus verschiedenen Gründen protestiert werden. Herr Hümbelin unterrichtet seit 1923 an städtischen Schulklassen. Seine Leistungen waren seit jeher als vorzüglich anerkannt und erschöpften sich nicht im Unterricht, wie unzählige seiner ehemaligen Schüler, deren er sich mit Rat und Tat angenommen hat, bezeugen können. Was die bürgerliche Mehrheit der Zentralschulpflege an Herrn Hümbelin beanstandet, ist seine Zugehörigkeit zur Partei der Arbeit, die Tatsache ferner, daß er seit zwei Jahren das Präsidium der Gesellschaft Schweiz/Sowjetunion innehat. Die PdA ist bekanntlich im Nationalrat wie im Zürcher Kantonsrat vertreten; Zugehörigkeit zu ihr kann

demnach unmöglich einen Strafbestand bilden, ebensowenig wie die Leitung der Gesellschaft Schweiz/UdSSR. Man macht Herrn Hümbelin wohlverstanden nicht den Vorwurf, daß er seine Schüler politisch zu beeinflussen versuche; seine politische Einstellung genügt, ihn für das Bürgertum untragbar zu machen. Nun ist ja solche politische Diskriminierung in großen Teilen der Schweiz und vor allem im Ausland nichts Ungewöhnliches; im Kanton Zürich, wo wir auf unsere neutralen – auch politisch neutralen[1] – öffentlichen Schulen stolz sind, ist man bis jetzt, vereinzelne Fälle ausgenommen, zurückhaltender gewesen. Leider besteht keinerlei Gewißheit, daß charakterliche Eignung für ein Amt und positive Leistung auch fürderhin den Ausschlag geben. Wohl hat in der vorliegenden Wahl der Stimmbürger das letzte Wort, und es ist denn auch erfreulich, daß die Kreisschulpflege Limmattal, der Herr Hümbelin untersteht, ihn im Interesse der Schule halten will. Trotzdem ist zu fürchten, daß in letzter Minute ein Kesseltreiben gegen ihn einsetzt. Weitgehend anonym und großzügig finanziert, wie solche Machenschaften gewöhnlich sind, bilden sie eine zunehmende Gefahr für unser öffentliches Leben. Machen wir uns keine Illusionen – McCarthy-Gesinnung hat auch bei uns gute Aussichten, wenn wir uns nicht in jedem Fall gegen ihre Übergriffe zur Wehr setzen und auch an unserer Stelle alles tun, um solcher Ungerechtigkeit zu steuern. P. F.

Um ein soziales Recht[2]

Es gibt, wie Pestalozzi mahnte, ein «Wimmern des Menschengeschlechts unter dem Druck des gesellschaftlichen Unrechts und der gesetzlosen Gewalt», das auch heute und in unserem Lande deutlich hörbar wäre, wenn man nur wirklich hinhören wollte!

In der «reichen Schweiz», die Hunderte von Millionen Franken jährlich dem Rüstungswahn opfert, stehen Zehntausende arbeitsamer und fleißiger Menschen in einem steten, aufreibenden Kampf gegen wirkliche Not. Die Erhebungen über die AHV-Beiträge (eine äußerst zuverlässige Statistik!) zeigen, daß mehr als die Hälfte aller erwachsenen Männer, einschließlich die Familienväter mit Kindern, auf ein Hungereinkommen von 5 bis 15 Franken im Tag angewiesen ist. Das sind 63 Rappen bis Fr. 1.88 pro Stunde! Ganz zu schweigen von den noch schlechter bezahlten Frauen, von deren Einkommen die Statistik nichts aussagt.

Selbst im fortschrittlichen und reichen Industriekanton Zürich werden breite Schichten, sogar der organisierten Arbeiterschaft, mit «Arbeitsentgelten» unter 2 Franken pro Stunde abgespeist.

Von der Not getrieben, suchen diese unterbezahlten Werktätigen durch Überzeitarbeit und Nebenerwerb oder durch Erwerbstätigkeit der Ehefrau ihr Einkommen zu erhöhen. Sie sind dadurch zu einem unaufhörlichen Raubbau an ihrer Leistungskraft gezwungen; denn maßgebende Arbeitswissenschafter (Wallichs, Lisiecki und andere) haben

---

[1] Anmerkung der Redaktion: aber im Rahmen der *Demokratie* stehenden Schulen! Wir werden auf das Gesamtproblem zurückkommen.

[2] Wir verweisen auf unsere Stellungnahme unter dem Titel «Zu einem Volksbegehren» im Maiheft 1952. D. R.

eindeutig nachgewiesen, daß bei der heutigen Arbeitsintensität der Achtstundentag das Maximum dessen darstellt, was der Arbeitende ständig leisten kann, ohne gesundheitlichen Schaden zu nehmen. Wie traurig insbesondere das Los der Mütter ist, die über die anspannende Haushaltarbeit hinaus sich in den Fabriken abmühen müssen – auf Kosten ihrer Lebenskraft und der Pflege und Erziehung ihrer Kinder –, das hat Nationalrat Emil Frei in seiner Broschüre «Mißbrauchte Mütterkraft» eindringlich geschildert.

Gesundheit, das heißt volle körperliche, seelische und geistige Leistungskraft ist das wertvollste Gut des Schaffenden und das einzige Kapital des unselbständig Erwerbenden im Existenzkampf. Der Schutz dieses Gutes wird in der Schweiz als im öffentlichen Interesse liegend anerkannt. Doch in der diesbezüglichen Gesetzgebung klafft eine entscheidende Lücke; sie übergeht die Tatsache, daß die Wirksamkeit der Arbeiterschutzgesetzgebung an materielle Voraussetzungen gebunden ist.

In vermehrten Fürsorgeleistungen kann der Ausweg nicht gesucht werden. Unterbezahlung der Arbeitskraft durch Wohltätigkeit «auszugleichen», würde gemäß einem Pestalozziwort bedeuten, «das Recht im Mistloch der Gnade zu ersäufen» – abgesehen davon, daß die dazu nötigen Steuergelder wohl nur sehr schwer flüssig zu machen wären.

Es gibt nur einen gangbaren Weg, diesen Folgen des schlimmsten Mißbrauchs der Wirtschaftsfreiheit zu steuern: es müßte durch Gesetz dafür gesorgt werden, daß die Unternehmer inskünftig keine solchen Hungerlöhne mehr ausrichten dürfen.

Diesen Weg haben die beiden Initiativen des Sozialistischen Arbeiterbundes beschritten. Die eine strebt ein entsprechendes *kantonales* Gesetz an, während die andere eine gleichartige Regelung für den Bund in die Wege leiten will. Beide Initiativen überwinden die sonst Gesetzen anhaftende Starrheit und schwere Anpassungsfähigkeit an veränderte Bedingungen unter anderem dadurch, daß sie die *automatische Anpassung der Minimalansätze an die Teuerung* vorsehen; im Kanton Zürich würde dadurch der vorgesehene Mindestsatz von 2 Franken pro Stunde bereits auf Fr. 2.12 erhöht werden müssen.

Wie durch Gesetz eine oberste Grenze für die Dauer der Arbeitszeit gesetzt ist, so wollen diese Initiativen, die dank der Unterstützung Tausender Stimmberechtigter zustande gekommen sind, eine allerunterste Grenze für die Löhne setzen.

Die Gegner dieser Initiativen rekrutieren sich aus den verschiedensten Lagern. Dem Großteil von ihnen (und dazu gehören gerade jene, welche bedenkenlos Millionen für Rüstungen auszugeben bereit sind) paßt es nicht, daß der Mindestansatz 2 Franken pro Stunde beträgt. Mit einem Fränklein hätten sie sich wohl befreunden können. Diesen Gegnern paßt auch nicht die automatische Anpassung des Mindestsatzes an die Teuerung – und vor allem auch nicht, daß in der Standesinitiative gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit gefordert wird.

Andere Gegner machen verfassungsmäßige Bedenken geltend. Darüber hat Prof. Imboden, Basel, ein Gutachten erstellt. Daraus geht hervor, daß man der Initiative für ein *kantonales* Gesetz nur dann die Verfassungsmäßigkeit absprechen könnte, wenn man der Ansicht ist, Löhne unter 2 Franken pro Stunde und Gehälter unter 400 Franken im Monat beeinträchtigten die Gesundheit und die menschliche Würde des Arbeitenden in keiner Weise; die Standesinitiative kann überhaupt nicht verfassungswidrig sein. Der Regierungsrat des Kantons Zürich ist nun allerdings der Meinung, die im Kanton Zürich verbreiteten Hungerlöhne, von denen er sagt, sie seien sogar «sehr verbreitet», beeinträchtigten weder die Gesundheit noch die menschliche Würde der Arbeitenden ...

Endlich gibt es Gegner, die es nicht gerne sehen, daß diese Frage durch ein Gesetz geregelt werden soll; sie hätten dem Gesamtarbeitsvertrag den Vorzug gegeben. Ihnen hat der sozialdemokratische Kantonsrat Ernst Keßler ungewollt die Antwort gegeben («Volksrecht», Nr. 262/1953), als er erklärte: Ein solches Gesetz sei dort am Platz, «wo keine andern Möglichkeiten vorhanden sind, soziale Mißstände und Hungerlöhne breiter sozialer Schichten zu beseitigen». Wir können und wollen nicht annehmen, daß Keßler damit sagen wollte, solche «andere Möglichkeiten» wären vorhanden gewesen, nur hätten seine Partei oder die Gewerkschaftssekretäre es versäumt, diese «andern Möglichkeiten» anzuwenden und einzusetzen – denn auch Keßler brandmarkt in seinem

Artikel die Tatsache, «daß der Regierungsrat in seinem Bericht an den Kantonsrat feststellen muß, daß Stundenlöhne unter 2 Franken im Kanton Zürich noch weit verbreitet sind». Dies kann somit doch nur damit erklärt werden, daß eben keine «andern Möglichkeiten» vorhanden sind. Deshalb also muß ein Gesetz geschaffen werden!

Robert Bratschi, bisheriger Präsident des Gewerkschaftsbundes, hat das Problem «Gesetz oder Vertrag?» unlängst zutreffend richtiggestellt, als er darauf hinwies: «Wir brauchen beides – Gesetz *und* Vertrag!»

Es gibt Gegner, die fragen: Wo kämen wir hin, wenn diese Initiativen angenommen würden? Die Antwort darauf ist sehr einfach: Wir kämen endlich dahin, daß ausgesprochene Hungerlöhne beseitigt würden, und jenen, die heute unter 2 Franken pro Stunde heimbringen, würde ihr Dasein, zum Teil ganz erheblich, erleichtert.

Wir sind überzeugt, daß all jene, die nicht achtlos an der Notlage ihrer Mitmenschen vorbeigehen, am 7. Februar 1954 im Kanton Zürich dazu beitragen werden, daß der Druck einer gesellschaftlichen Ungerechtigkeit wenigstens auf diesem Gebiete etwas gemildert werde. *hb.*

Bericht über die Jahresversammlung der religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz und der Vereinigung der Freunde der „Neuen Wege"

10. Januar 1954

Nach eindringlichen Besinnungsworten von Herrn Albert Böhler über das Wort: «Wachet!» hob der Jahresbericht der Präsidentin, der sich vom 22. Juni 1952 bis Ende 1953 erstreckte, das Negative einer zu großen Belastung Einzelner und das Positive neuen Lebens von innen und von außen hervor. Letzteres zeigte sich vor allem an den beiden Flumserberg-Ferienkursen 1952 und 1953. (Berichte: Oktoberheft 1952, Oktoberheft 1953.) Im Verlaufe der Vormittagsaussprache meldete sich zur praktischen Mitarbeit erfreulicherweise ein völlig neu zu uns Gekommener, und es kündigten sich neue Wege an zur Aktivierung und Vertiefung unserer Arbeit. Es wurden keine Anträge gestellt, und es fanden keine Wahlen statt.

Am Nachmittag sprach Herr Jean Gebser über: «Der Wandel unseres Weltbildes. * Daß dieses Thema vielen unvertraut, und daß dem Referenten unser Anliegen unbekannt war, zeigte sich beim Versuch einer Aussprache, der viel zu denken und für alle etwas zu lernen gab. *C. W.-St.*

* Anläßlich unserer Besprechung von Jean Gebsers Büchern «Ursprung und Gegenwart» werden wir auf den aufschlußreichen Vortrag und auf sein Thema zurückkommen. D. R.

Redaktionelle Bemerkungen

Die Fortsetzung der Besprechung von Leonhard Ragaz' «Mein Weg» kann aus Platzgründen erst im Februarheft erscheinen.

Wir wollen das Doppelheft März/April dem heutigen Israel und seinen Problemen in der jetzigen Situation widmen. Wer uns hierfür einen Hinweis oder einen geeigneten Beitrag leisten kann, möge sich mit der Redaktion in Verbindung setzen.

Für das Sommerdoppelheft nehmen wir uns vor, das Europaproblem mit der speziellen Deutschlandfrage zu behandeln.

Im Herbst möchten wir den schweizerischen Problemen ein besonderes Heft widmen. Auch für das Europa- sowie für das Schweizer-Heft sind wir für Hinweise, Vorschläge und Beiträge, letztere nach vorheriger Fühlungnahme mit der Redaktion, dankbar.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß der Aufsatz Martin Bubers: «Geltung und Grenze des politischen Prinzips» (siehe «Ein Wort zur Weltstunde» im November/Dezember-Heft 1953 der «Neuen Wege», in seinem Band gesammelter Essays: «Hinweise» (Manesse-Verlag, Zürich), Seiten 330 bis 346, aufgenommen ist. Wir werden dieses Buch nächstens in den «Neuen Wegen» besprechen.

Der Vortrag von Dr. Gustav W. Heinemann: «Die Deutschlandfrage und der Weltfriede», den er 1953 in Bern und Zürich gehalten hat (im Rahmen bernischer Vereinigungen für den Frieden und an der Jahresversammlung des Schweizerischen Friedensrates), kann als Broschüre bei Frau Dr. Gertrud Kurz, Bittlingerweg 4, Bern, zu 50 Rappen pro Stück bezogen werden.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß der Christliche Friedensdienst, der Kirchliche Friedensbund, der Helferkreis Pfarrer Frehner und die Kirchenpflege Großmünster im Februar eine

„Christliche Friedenswoche"

veranstalten.

PROGRAMM

Dienstag, den 16. Februar, 20 Uhr, in der Wasserkirche:
Dr. *van der Meulen*, Holland: «Der Bruder im fernen Land» (Unsere Verantwortung für die zurückgebliebenen Völker)

Mittwoch, den 17. Februar, 20 Uhr, im Großmünster:
Martin Niemöller, Deutschland: «Unser Glaubenskampf gegen die Angst»

Donnerstag, den 18. Februar, 20 Uhr, in der Wasserkirche:
Georges Casalis, Frankreich: «Der Bruder im Nachbarland» (Anliegen Frankreichs und Deutschlands)

Freitag, den 19. Februar, 20 Uhr, im Großmünster:
Walter Lüthi, Bern: «Die politische Mitverantwortung des Christen»

Samstag, den 20. Februar, 20 Uhr, im Kirchgemeindehaus am Hirschengraben:
Aussprache: «Was können und was sollen wir weiter tun?»

Ein neuer Boden

Aus einer Andacht von Christoph Blumhardt

Vorbemerkung: Bei den nachfolgenden Worten von Blumhardt dachten wir an die Bittgottesdienste, die vor der Berliner Konferenz abgehalten worden sind. Auf welche Art, aus welchen Tiefen, zu wessen Gunsten ist dort gebetet worden? Kam das Gebet aus der echten Erschütterung über den Gedanken an die Atomwaffen, welche schon durch ihr Vorhandensein Gott ins Antlitz schlagen? Kam das Gebet aus der Buße, aus der Selbsterkenntnis, aus der Demut? Umfaßte es über eigensüchtige, vom Menschen festgelegte Wünsche hinaus die Weite der Menschenwelt, das Elend ferner hungernder und geknechteter Völker? War es ein echtes, ehrliches Gebet, ein wahrhaftiges Bitten: Zu uns komme *Dein* Reich und *Deine* Gerechtigkeit!?

«Da dieser Elende rief, hörete der Herr und half ihm aus allen seinen Nöten.» Psalm 34, 7

Aus den Nöten zu erretten ist dem lieben Gott nicht immer so leicht, wie es viele Menschen meinen, welche denken, der liebe Gott dürfe ja nur einen Finger rühren, dann wäre ihnen geholfen. Das ist schon wahr — und doch kann der liebe Gott nicht immer seinen Finger rühren. Ja, wenn die Erde einmal zum Himmel geworden wäre, und der liebe Gott sagen könnte: «Jetzt ist die Erde mein Ort und mein Haus, darinnen ich wohnen und frei schalten und walten kann wie im Himmel!» Solange aber die Erde und insbesondere unser menschliches Leben auf Erden nach vielen Seiten gar nicht unter seiner Herrschaft steht, eine Menge Menschen tut, was sie will, und ihres freien Wesens gebraucht, um den Willen Gottes zu zerstören, so kann natürlich der liebe Gott nicht ohne weiteres aus irdischen Nöten helfen, denn das liefe oft gerade gegen ihn selbst und zerstörte sein eigenes Wesen. Deswegen, wenn wir Hilfe in irdischer Not haben wollen, dürfen wir nicht hier anfangen zu schreien, wo die Not ist, sondern müssen zurückgreifen auf die Hauptnot der Welt und müssen zuerst nach dem *Reiche Gottes* suchen, im Kleinen und einzelnen und im Großen und Allgemeinen. Es muß auch im Allerkleinsten zuerst der Grund gelegt werden und *der Boden* geschaffen werden, daß eine Hilfe kommen kann . . .

So hat Jesus Christus um sich her einen Boden gelegt, *da alles* möglich war, denn er hat Gottes Recht und Gottes Wahrheit gesucht und sich ergeben bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz.

Ihm müssen wir nun nachfolgen und darum in allen unseren Gebeten als Vorhut sozusagen die Bitte auf dem Herzen haben: *Dein Reich komme!* Es muß zuerst in irgendwelcher Weise dem Reiche Gottes

bei uns gleichsam Quartier gemacht werden, ehe man so ohne weiteres mit Bittschriften kommen kann, nach welchen Gott Veränderungen in der diesseitigen Welt uns zulieb machen soll. Zuerst müssen wir sondieren: Wie weit hat das Reich Gottes um uns her ein Recht? Wie weit darf der Heiland mitsprechen zur Ehre Gottes? Und je nachdem es ist, muß man oft mit dem Beten es sein lassen und Geduld haben ...

Wir können auch etwas erlangen, aber viel mehr als bis jetzt geschehen ist, muß das Reich Gottes voranstehen, denn es gibt auch eine Frömmigkeit, ohne daß Gott sie regiert; da kann man meinen, man könne mit einer gewissen Heiligkeit, die man sich angelernt hat, Gott gefallen, während Gott doch sein Recht an uns nicht findet. Geben wir aber Gott die Ehre und sorgen wir, daß sein Reich bei uns ankommen kann, dann können wir viel erlangen. Dann kann es auch geschehen, daß einer für andere beten kann und im Elend der Welt überhaupt Bitten wagen darf und schreien darf: Gott möge sich erbarmen und Hilfe senden, daß es Licht werde auf unserer Erde. Ja, es kann *ein* Mann für die ganze Welt Bedeutung gewinnen, wenn er nur Gottes Reich im Auge hat und nicht *sich* — wie es an einem Abraham ersichtlich ist, und wie auch andere Männer und Apostel eine Bedeutung gewonnen haben für die ganze Menschheit in der Bezeugung Gottes an ihnen ...

„Mein Weg"[1]

Zeugnis und Bekenntnis eines Kampfes um das Reich Gottes

III.

Der Glaube an das in Jesus Christus hervorgetretene und mit ihm kommende Reich Gottes ist die Zentralsonne des Lebens und des Lebensweges von Leonhard Ragaz, wie wir in der Dezembernummer der Neuen Wege schon gezeigt haben. Davon sind die Kämpfe seines Lebens und sein Zeugnis bis zuletzt bestimmt. Die Quelle dieses Glaubens aber sind nicht Worte, Theologie, sondern das Reich Gottes, das in *Kraft* steht. Darin ist Ragaz den beiden Blumhardt und der wirklichen biblischen Welt so viel näher als das meiste, was wir an Theologie in unseren Tagen haben. Greifen wir nun einige zentrale Linien dieses Kampfes heraus, die gerade heute besondere Bedeutung haben.

Das Ringen mit dem *sozialen Problem* und der Kampf um den *Sozialismus* gehören auf diese innerste Linie. Sie mußten aus dieser Seele hervorbrechen, und die Erkenntnis und das Zeugnis des Reiches Gottes mußte als immer neue *Vertiefung und Erweiterung* dieses

[1] Diana-Verlag Zürich

Kampfes wirken. Wer den Sinn der sozialen Bewegung und den Sinn des Sozialismus in unserer Epoche verstehen lernen will, wird bei Ragaz die grundlegenden Erkenntnisse finden. Sie sind schon in dem Worte aus der Churer Zeit zusammengefaßt: «In der sozialen Bewegung erkennen wir das Walten des lebendigen Gottes». (1901) Bestimmend für die Wegrichtung wurde in dieser Sache vor allem auch das Erleben und geistige Ringen in Basel.

«Ich sehnte mich in Basel von Anfang an nach der Berührung mit der Arbeiterschaft, und zwar der sozialistischen. Dieser Zug zur Arbeiterschaft gehört zu den Grundelementen meiner Seele. Diese Liebe hat mir Gott gegeben. Sie ist nicht anders zu erklären.» (Bd. 1, S. 236) «Was mich in Basel auch stärker wie in Chur zum Sozialismus hintrieb, war besonders *ein* Moment: Ich erkannte noch deutlicher als dort, daß die tiefen Schäden unserer Gesellschaft, an denen mein Herz litt, nur durch eine völlige soziale Umgestaltung geheilt werden könnten. Dieser Eindruck hat sich später, als ich mitten in der sozialistischen Arbeiterbewegung wirkte, noch verschärft. Gerade dieses Ringen mit der Materie hat meinen Glauben an die Macht des Geistes mehr verstärkt als alle geistlichen und idealistischen Bücher. Aber wie damit schon angedeutet ist, konnte ich diese Stellung zu Marx und dem Marxismus nur gewinnen, weil ich sie nicht dogmatisch und philosophisch in ihrer Isolierung betrachtete und kritisierte, sondern ihren Sinn von Gott und Christus, mit andern Worten vom Reiche Gottes aus zu verstehen suchte. In meinen Büchern ‚Von Christus zu Marx — von Marx zu Christus', ‚Die Botschaft vom Reiche Gottes', ‚Die Gleichnisse Jesu' und ‚Die Bergpredigt Jesu' hat diese Deutung ihren letzten Ausdruck gefunden. Meine Deutung des Kommunismus bewegt sich auf der gleichen Linie.» (Bd. 1, S. 237)

Heute noch ergreifend durch seinen durchdringenden Realismus wie durch seinen überirdischen Glanz ist vor allem auch der Vortrag bei der ‚Schweizerischen Predigergesellschaft' im Jahre 1906: «Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart».

«Es muß *heiliger* Geist hineinwehen in das wogende Chaos der gegenwärtigen Welt. Dann allein werden die Geister des Abgrunds, die die furchtbare Gärung entfesselt hat, gebändigt und das Hohe und Göttliche, auf das wir hoffen, ans Licht gebracht. Eine Neuschöpfung muß geschehen; neue Menschen müssen werden durch den Hauch von Gott her und damit auch eine neue Gemeinschaft. Mit Feuer und Geist muß unser Geschlecht getauft werden; starke, heilige Kräfte müssen entbunden werden, Kräfte des Vertrauens, der Liebe, des Enthusiasmus und der Weltüberwindung. Die rein weltlichen Kräfte können uns nicht genügen.» (a. a. O. S. 65)

Es ist deutlich, daß diese Erkenntnis sich konkret und dauernd im Wirken von Ragaz abzeichnen mußte und zu einem Stück der *Nachfolge Christi* in die Welt hinein wurde, die sein Leben erfüllt. Der in beiden Bänden von «Mein Weg» dargestellte Kampf um die sozialistische Bewegung legt reichlich davon Zeugnis ab. Daß dieser Kampf, gerade weil er ein Auftrag und eine innerste Verpflichtung war, zu schweren Auseinandersetzungen mit der verbürgerlichten und opportunistischen Sozialdemokratie und schließlich zum Austritt aus ihr führte, ist kennzeichnend für die Klarheit und Lebendigkeit seines Verfechters; die Preisgabe des sozialistischen Glaubens und Wollens

zugunsten einer Anpassung und oft Gleichschaltung an die bürgerliche Welt ertrug er nicht. Eine Sozialdemokratie, die den revolutionären Geist und die revolutionäre Kraft des Sozialismus verloren hatte oder verriet und dem gewöhnlichen Militärpatriotismus und Gewaltglauben huldigte, mußte ein so lebendiger Kämpfer wie Ragaz verlassen. Auch die religiös-soziale Bewegung, die eine ihrer Wurzeln in diesem Kampfe hat, kann gewiß nur lebendig bleiben und Salzkraft haben in der Wegrichtung dieses Kampfes «auf eine völlige Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens» hin, nicht in einem Abgleiten in die bürgerliche Reaktionsbewegung unserer Tage, die trotz allem lauten Propagandageschrei weit davon entfernt ist, auch nur eine echte Vertretung von «Freiheit und Demokratie» zu sein, vielmehr deren Totengräberin ist. «Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren», das steht für den redlichen und aufmerksamen Sinn deutlich über den politischen, militärischen und wirtschaftlichen Anstrengungen der bürgerlich-kapitalistischen Welt und ihren katholischen und kirchlichen Bundesgenossen in den westlichen Ländern. Marx hat schon vor hundert Jahren neben aller entscheidenden ökonomischen Erkenntnis die Grundsünde dieser Gesellschaft im «Egoismus» erkannt und über das Schicksal und die Wiedergewinnung von Demokratie, Freiheit und Menschenwürde klarere Einsichten gehabt als jene Leute, die in unseren Tagen wie Münchhausen sich am Schweif des in den Morast versunkenen Pferdes samt dem Pferde aus dem Sumpfe ziehen wollen. Das Ende dieses phantastischen Rettungsversuches, dessen deus ex machina das amerikanische Atombombenmonopol und der hoffnungslose Wahnglaube an die dem kommunistischen Gegner überlegene militärische Gewalt war und ist, zeichnet sich in den Geschehnissen unserer Tage klar ab und ebenso alle Kennzeichen einer gewaltigen sozialen Revolution in der Völkerwelt, die mehr denn je die Grundtatsache unserer Epoche ist.[2] Ihr wird völlig nur die «Revolution Christi» gewachsen sein, wie sie Leonhard Ragaz vor allem im zweiten Band von «Mein Weg» unter verschiedenen Aspekten aufzeichnete. Die Herrschaft einer «tödlichen Reaktion» (vgl. Bd. II, S. 237/38/39), die das eigentliche Erbe des zweiten Weltkrieges angetreten hat und, von ihrem wütenden und blinden Kampf und Haß gegen allen Sozialismus abgesehen, Freiheit und Demokratie verfälscht und zu reinen Nutzwerten macht, kann nur durch diese Revolution überwunden werden, die einer neuen geistigen Erhebung der sozialen Revolution und der Völkerwelt überhaupt entgegenführen wird.

In diesem Zusammenhang kann vielleicht am besten ein kurzes Wort über Ragazens *Stellung zum Kommunismus* gesagt werden. Seine eigene Stellungnahme ist in «Mein Weg» (vgl. Bd. 2, S. 75—90) klar

[2] In diesem Zusammenhang muß eine neue Demokratie im Westen wie im Osten den Sieg über die Diktatur gewinnen — oder sie verliert diesen Kampf.

herausgearbeitet. Es ist unsinnig, den zeitweise von Ragaz von *seinem Boden* aus geführten leidenschaftlichen Kampf mit dem Kommunismus und seine Annäherung an eine teilweise Bejahung der geschichtlichen Rolle Rußlands und des Kommunismus oberflächlich gegen einander auszuspielen. Es ist aus dem Kampfe von Ragaz mit dem Bolschewismus (wenn man seine Stellungnahme nicht völlig entstellt!) nichts zu holen für die Reaktion unserer Tage und für die Selbstrechtfertigung einer Sozialdemokratie, die die umfassende soziale und politische Revolution zugunsten einer oberflächlichen «demokratischen» Kompromißpolitik preisgegeben hat. Es ist nichts zu holen für den üblichen Antikommunismus, den Ragaz schon in den Auseinandersetzungen der Jahre 1918 und 1919 in den Neuen Wegen als die eigentliche Quelle und den Geistesbruder des Bolschewismus bezeichnet hat, wie das auch in unserer Zeit wieder deutlich ist.

Es kann allerdings auch nicht die Rede sein von einer Parteigängerschaft oder einem Mitläufertum für den Kommunismus. Eine stetige, aus dem Ringen um die Wahrheit stammende Auseinandersetzung mit der praktischen und theoretischen Wahrheit des Kommunismus wie mit seiner Lüge und Verführung ist der einzige Weg, der auch in der Verwirrung und im Chaos unserer Zeit helfen[3] wird. Wahrheitsdienst, nicht Parteidienst ist dringlicher denn je.

Zentral für das Wirken von Leonhard Ragaz war immer auch das Ringen um die *Erkenntnis*, um eine *neue* Erkenntnis und eine ihr entsprechende Erkenntnistheorie, die im Ringen mit den Problemen der Philosophie, der Wissenschaft und vor allem der modernen Naturwissenschaft ihren Ausdruck fand. Darüber finden sich wichtige Aeußerungen in «Mein Weg», vor allem in dem Kapitel über «Meine Theologie und Philosophie». Der Reichgottesglaube mußte bei Ragaz auch in das *Denken* hineinführen und es revolutionieren. Er wurde auf dieser Linie zu einer neuen lebendigen Erfassung des *biblischen Wortes* (wie es in großartiger Weise das «Bibelwerk» zeigt) wie der Erkenntnis selbst. Alle Theologie, alles Denken ist bei Ragaz aufgehoben und erfüllt in der Gotteserkenntnis und dem immer neuen Ringen um sie im ganzen Umfang des Lebens und der Welt. Das nachfolgende Zitat führt in das Zentrum dieses Ringens:

«Damit bin ich auch schon auf die zweite Richtung gekommen, die mein erkenntnistheoretisches Denken gewonnen hat: ich möchte sie die theokratische nennen. Von der Grundtendenz meines philosophischen wie meines theologischen Denkens aus bin ich immer mehr dazu gelangt, auch das Denken als eine Form der Offenbarung des lebendigen Gottes zu verstehen. Und zwar nicht nur in seinen Ergebnissen, wie zum Beispiel in der Revolution der Naturwissenschaft, sondern auch in seinen Formen. Alles Erkennen wurde mir in einem letzten Grunde zu einem Erkennen Gottes, zu einem Jasagen zu Gott in der Begegnung mit ihm, aller Sinn der

[3] Wir werden in diesem Zusammenhang auf eine neuerliche üble Verleumdung der «Neuen Wege» in der Presse in der nächsten Nummer eingehen.

Welt Ausstrahlung des Ursinns, des Logos, der «am Anfang bei Gott ist», das heißt von Gott ausgeht und selbst Gott ist. Es wurde mir klar, daß auch die Grundformen der Logik, nun nicht mehr formalistisch-gesetzlich verstanden, ebenso sehr wie die Forderungen der Ethik, Formen göttlicher Offenbarung wie göttlichen Gebotes seien. So vor allem die Setzung des Subjekts und alles, was daraus folgt. Die ganze Logik verwandelte sich in den Logos zurück. Eine «theokratische Logik» schien mir eine notwendige Ergänzung meines theologisch-philosophischen «Systems» zu sein . . . Alles in Gott zu sehen, alles nur von ihm Realität und Sinn beziehend, das theoretisch Falsche ein Pendant zum sittlich Falschen, das war und ist der Schlußstein meines Denkgebäudes geworden. Ich bin auch darin stark zur Bibel zurückgekehrt oder besser: vorwärts gegangen.» (Bd. 1, S. 343)

Es gibt Leute, die den ersten und solche die den *zweiten Band* von «Mein Weg» besonders gut und lesenswert finden. Wie sollte man das gegenüber einem Leben und Lebensweg dieser Art abwägen können! Beide Bände führen in Höhen, aber auch in Tiefen des Lebenskampfes, welche zu übersehen oder auch nur geringer zu schätzen ein Verlust und Mangel wäre.

Im zweiten Band von «Mein Weg» tritt uns Leonhard Ragaz als ein *Wächter* der von ihm erkannten Sache Gottes entgegen, der als «Türhüter» (vgl. Markus 13, 33 ff.) für das Reich Gottes in diesen Zeiten steht. Dieser Lebensabschnitt setzt nicht zufällig mit dem Ersten Weltkrieg ein, an dessen Ende Christoph Blumhardt gestorben war. Ragazens *Begegnung mit Blumhardt* (vgl. dazu Bd. 2, S. 124 ff.: «Blumhardt und Boll») reicht in das Geheimnis der Geschichte des Reiches Gottes, des Planes Gottes und seines lebendigen Christus mit den Menschen, in das «Regiment Gottes», wie Blumhardt sich ausdrückt. Ein Berufener und dem Reiche Gottes Geweihter löst den scheidenden Knecht Gottes ab. Darin liegt die tiefere und entscheidende Bedeutung des Lebenswerkes von Ragaz. Sein Wirken ist ein auf der «Auferstehungslinie Christi» liegendes Ereignis, dessen Auswirkungen ebenso wie diejenigen des Lebenskampfes der beiden Blumhardt noch vor uns liegen. In diesen innersten Zusammenhang gehört der Rücktritt von der Professur, der Kampf mit Theologie und Kirche und der Versuch eines Durchbruchs zur Gemeinde Christi, denn diese, nicht die als «Kirche» organisierte «Religion», ist nach Blumhardts und Ragazens entscheidendem Ringen mit diesem Problem die wahre Vertretung der Sache Christi in der Welt (vgl. dazu Bd. 2, S. 155: «Auf der Suche nach der Gemeinde»). Zwei Hauptwerke von Ragaz markieren diesen Kampf: «Weltreich, Religion und Gottesherrschaft» und das Blumhardt-Buch: «Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt, Vater und Sohn — und weiter.» Um diesen Kampf gruppiert sich alles, was über den «Weltkrieg», die «Revolutionszeit» und «Die letzte Wendung» gesagt ist, worauf mit Nachdruck hingewiesen sei.

Wenn der Weg zum Reiche Gottes grundsätzlich von der Theologie und Kirche wegführte, so führte er hin zur *Gemeinde* Christi und zur *Nachfolge* Christi. Ragaz ist unter schwerem inneren und äußeren

Kampf für sich diesen Weg gegangen und hat ihn bezeugt, gerade hier, wie auch sonst, der religiös-sozialen Bewegung weit voran, deren innere Entwicklung nie mit ihm Schritt gehalten hat und deren Lage in der Schweiz ihm bis zuletzt ein «schmerzliches Anliegen» war. Er hat die Bewegung und die Menschen in ihr klarer gesehen und durchschaut als irgend jemand weiß und im Kampf um die Sache realisiert hat. Er hat auch den bitteren Kelch des Verlassenseins und des Nichtverstandenseins von denen, die ihm hätten am nächsten stehen können und sollen, mehr als einmal bis zur Neige auskosten müssen und darin das Los derer geteilt, die stellvertretend eine solche Last zu tragen haben. Trotzdem ist der Schreibende überzeugt, daß diese «Tragik» sich auflösen wird in einen Sieg der Sache Christi, in dem auch diese Bewegung neu, wenn auch wohl in anderer Gestalt, aufleben wird: dem Durchbruch zur Gemeinde, zur Nachfolge und Jüngerschaft entgegen, welche aus den Geburtswehen dieser Zeit nach den Verheißungen Gottes und seines Reiches, zu denen sie gehören, aufsteigen werden.

Ein Wort zum Verhältnis von Leonhard Ragaz zur *Schweiz* gehört notwendig zu einer Besprechung von «Mein Weg». In Nachrufen und anderen Äußerungen über ihn wurde reichlich von dem «großen Schweizer» geredet, der er gewesen sei. Wer Ragazens «Kampf um die Schweiz» verfolgt hat, weiß, was von einem Teil dieser Lobreden zu halten ist. Wir unsrerseits sollten nicht vergessen, daß sein Kampf um die Schweiz bis zuletzt einer *neuen Schweiz* und einer *neuen Demokratie* galt und daß er in unseren Tagen erst recht, wie zu seinen Lebzeiten, damit ein «Rufer in der Wüste» wäre. Es hat aber in der ganzen Geschichte der Schweiz nur wenige Menschen gegeben, die so sehr aus innerster Seele und von Christus her ihr Vaterland geliebt haben wie dieser Mann, damit auch die Schweiz, ihrem ganzen Grundsinn nach, lerne, dem Reiche Gottes zu dienen und seiner Gerechtigkeit. Damit sind wir aber wieder bei dem umfassenden Grundwort von der Revolution Christi angelangt, die dazu nötig ist.

Diese Besprechung, die nur ein kurzer und auf einige wesentliche Linien beschränkter Hinweis sein kann, mit dem wir die Leser der «Neuen Wege» nachdrücklich auf die eigene Lektüre von «Mein Weg» verweisen möchten, sei mit den Schlußsätzen Ragazens selbst, im Gedenken an ihn und den Segen und die Verheißung seines Kampfes beendigt:

«Diese Revolution Christi ist das Herz aller meiner Hoffnung. An ihr ist jede andere befestigt. Ob die religiös-soziale Bewegung weiterhin ihr Hauptorgan bleiben kann oder nicht, ob sie überhaupt weiterleben und vielleicht mächtig aufleben wird, ist mir ein zentrales Anliegen, und zwar ein schmerzliches, aber es ist doch nicht die Hauptsache. Sie ist jedenfalls nicht auf den jetzigen Rahmen beschränkt und bedarf neuer Formen und neuer Träger. Aber daß nach der Verheißung Gottes die

Revolution der Welt und der Christenheit auf den Neuen Himmel und die Neue Erde hinweist, in denen Gerechtigkeit wohnt, bleibt für mich die Zuversicht meiner Zuversicht, und die Bewegung der Seele meines Lebens endet in der Bitte: «Dein Reich komme!»[4] *Albert Böhler*

Um Marx' Bart*

Vorbemerkung der Redaktion: Wir bringen diesen Aufsatz unseres geschätzten Mitarbeiters *Dr. Alfred Daniel,* weil er gewichtige Fingerzeige zur geistigen und politischen Krise des Sozialismus gibt und auf echte Lösungen dieser Krise hinweist. Was von der SPD (der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands) gesagt wird, gilt in den Grundsätzen auch von den andern sozialdemokratischen Parteien in Europa, vor allem auch in der Schweiz. Wir denken, daß Herr Dr. Daniel mit uns darin einig ist, daß der «ethische Sozialismus» in seiner Fragestellung und in seiner Aufgabe zu einem «religiösen Sozialismus» hinleitet, der aus der neu verstandenen Botschaft der Bibel, einer neuen Erkenntnis und Verwirklichung der Sache Christi aufbricht.

In der «Stuttgarter Zeitung» veröffentlichte kürzlich ein Zeichner ein satirisches Blatt: Karl Marx (der bekanntlich einen mächtigen Vollbart trug), im Frisierstuhl sitzend, neben ihm Ollenhauer, etwas unsicher die Schere an diesen Bart ansetzend, im Hintergrunde Carlo Schmid, mit diabolischem Grinsen das Rasiermesser schleifend, mit dem Marx der Bart abgenommen werden soll. Eine gute Satire, weil sie zu allerlei Gedanken anregt! Unter anderen freilich auch zu dem: daß Karl Marx ernstlich nicht aufhört, Karl Marx zu sein, wenn ihm bloß der Bart abgenommen wird. Die Frage ist nur: Was wird in übertragenem Sinne unter «Bart» verstanden und in engem Zusammenhang damit: Wer ist befugt und berufen, den näher gekennzeichneten Marx-Bart abzunehmen? Der Zeichner Meinhard hätte auch von einem etwas anderen Bilde ausgehen können, um die Diskrepanz zwischen Marx und SPD anschaulich zu machen: er hätte eine schwere Ritterrüstung zeigen können, um die schwächliche Knaben oder Pygmäen sich vergeblich abmühen: sie bringen das Schwert nicht aus der Scheide, sie können den Schild nicht von der Wand heben, und das schwere Panzerkleid entsinkt ihrer kraftlosen Hand. Aber wenn man genau zusieht, besteht die Diskrepanz nicht erst zur SPD, sondern bereits zu Marx' engstem Mitarbeiter Friedrich Engels. Er ist der erste, der Marx zu popularisieren und damit «anzupassen» suchte. Auf ihn folgte die Generation der Liebknecht und

[4] Der letzte Satz ist hier in seiner ursprünglichen, von Ragaz geschriebenen, also nicht in der redigierten gedruckten Fassung wiedergegeben. D. R.

* Abdruck aus «Deutsche Kommentare» vom 23. Januar 1954 mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion dieser Wochenzeitung für das ganze Deutschland. Der Aufsatz ist eine Erwiderung auf einen Artikel von SX. «Entmythologisierung des Marxismus.»

Bebel, die, im Gegensatz zu Marx und Engels selber aus den unteren Schichten des Volkes kommend, zweifellos ihre erheblichen Verdienste um die deutsche Arbeiterbewegung haben, die aber Marx nur in noch simplifizierterer Form übernehmen und weiterreichen konnten. Sie verstanden mit dem Herzen, aber was ihnen an rationalem Verstehen vielleicht abging, ersetzten sie reichlich durch Charakter. Aber dann ging es rasch abwärts! Vor kurzem hörte ich den Vortrag eines Gewerkschaftsbeamten über das Thema «Marx und die deutsche Gewerkschaftsbewegung», wobei der Vortragende bekannte, das Thema sei unglücklich gewählt, denn die moderne Gewerkschaftsbewegung habe mit Karl Marx nicht sehr viel zu tun!!

Das «Kapital» und die Frühschriften

Es ist nicht ohne Tragik, daß der deutsche Arbeiter der dritten oder vierten Generation nach Marx dessen Grundanliegen überhaupt nicht mehr verstand. Wie kam das? Nicht zuletzt doch wohl daher, daß das Marx-Bild in immer verblaßteren Abzügen ausgegeben wurde. Zum Original vorzudringen war außerordentlich erschwert. Die Lektüre des «Kapitals» war fast eine Sisyphusqual, und die höchst reiz- und geistvollen sogenannten «Frühschriften», die Mehring um die Jahrhundertwende sammelte und herausgab und die jetzt in einer sehr bequemen und übersichtlichen Ausgabe der bekannten Krönerschen Sammlung vorliegen, mußten schon durch ihre merkwürdigen Titel den einfachen Arbeiter eher abschrecken als anziehen, abgesehen davon, daß auch sie eine ausgesprochen schwere Lektüre sind. Die Vernachlässigung gerade der «Frühschriften» hat sich aber besonders verhängnisvoll ausgewirkt. Hätte ihr Studium doch nicht nur dem deutschen Arbeiter, sondern vor allem der Schicht der sogenannten Geistigen einen Karl Marx zeigen können, der viel stärker in der europäischen Geistesgeschichte verankert ist, als es das offizielle Parteibild wahrhaben will. Dieses letztere kannte nur den Nationalökonomen Marx, den Theoretiker des «Kapitals». Auf dieses Werk bezogen war das Problem sowohl der Partei wie der Gewerkschaftsbewegung, wie Sx. sehr richtig sieht, das Problem der *Anpassung*, das Problem nämlich, inwieweit die von Marx vorausgesagten Ablaufsphasen des Kapitalismus mit dem wirklichen Verlauf übereinstimmten, und inwieweit nicht. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wurden über diese Frage heiße Diskussionen der orthodoxen Marxisten unter Kautskys Führung, mit den Revisionisten unter Eduard Bernstein geführt, Diskussionen, die aber, aufs Letzte gesehen, ergebnislos blieben und bleiben mußten, weil sie von vorneherein nur ein Teilproblem, und noch nicht einmal das wichtigste, zum Gegenstand hatten. Heute, nachdem bürgerliche Wissenschaft zweifellos – gerade auf Grund genauerer Analyse der Marxschen «Frühschriften» – äußerst wertvolle Vorarbeit geleistet hat, können wir an die Frage: Was ist Marx und was ist Marx'

Bart? mit ganz anderem Rüstzeug herangehen, als es vor 50 Jahren der Fall war. Wir wissen heute, daß Marx' Diagnose der Krankheit seiner Zeit inhaltlich mit der Diagnose Hegels, Schillers und selbst Rousseaus grundsätzlich übereinstimmt: Der moderne Mensch ist sich selbst entfremdet, und zwar *notwendig* selbstentfremdet, weil er arbeitsgeteilt ist.

Die Arbeitsteilung

Wer den arbeitsgeteilten Menschen von heute zu seiner Ganzheit, zur menschlichen Vollpersönlichkeit führen will, muß vor allem die Arbeitsteilung (wie Marx besonders hervorhebt: die Trennung von Stadt und Land!) aufheben. Nun ist es klar, daß diese Arbeitsteilung, die Spezialisierung, und damit das Maß der Abhängigkeit aller von allen, seit hundert Jahren nicht ab-, sondern zugenommen hat und daß es deshalb lächerlich ist, wenn bürgerliche und SPD-Intellektuelle erklären, Marx sei darum überholt, weil das Klassenverhältnis, die Tatsache der menschlichen Ausbeutung, nicht mehr bestehe. Das Klassenverhältnis besteht nach wie vor, aber der Proletarier hat, so wie ihm früher das Opium der Religion gereicht wurde, sich jetzt das Rauschgift des Totos und anderer bürgerlicher Genüsse verabreichen lassen. Die *Verbourgeoisierung* der westlichen Arbeiterschaft ist genau so Tatsache wie die Verbürgerlichung des westlichen Christentums. Das gibt ein so ernstzunehmender Kritiker dieses Christentums wie der französische Neothomist *Maritain* unumwunden zu, der auch ehrlich genug ist, im russischen Kommunismus «gewisse elementare Ausgangspunkte der ontologischen Wirklichkeit des Menschen» zu erblicken. Was die Frage «christliche Verwirklichung und Kommunismus» anlangt, sollte unseren Christen von heute ein Wort des Kirchenvaters Augustinus zu denken geben, das besagt: «Die beiden Städte, die civitas terrena und die civitas coelestis, die Stadt der Eigenliebe und die Stadt der Gottesliebe, sind noch miteinander vermischt, und die Vermischung geht so tief, daß es vorkommen kann, daß die Bürger Babylons die Dinge Jerusalems besorgen und die Scheinbürger von Jerusalem die Dinge Babylons». Eine unheimliche Prophetie, die auch dem Sozialismus gelten könnte und hier hieße: Nicht das depravierte Proletariat, sondern einzelne versprengte Bürgerliche führen heute den Klassenkampf. Wenn wir Marx befragen, wie und wo denn der wahre Klassenkampf geführt werden müsse, so ergibt sich das Seltsame, daß Marx diesen Kampf durch seine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit Hegel, Bruno Bauer, Max Stirner, Proudhon und auch Feuerbach geführt hat. *Marx hat ausschließlich an der geistigen Front, für die Reinigung der Begriffe,* um die Freilegung der geistigen Atmosphäre für eine neue Welt *gekämpft.* Genau so ist der Klassenkampf von heute nicht um die materielle Besserstellung des Arbeiters, sondern in erster Linie gegen die Verherrlicher des Imperialismus, die Burnham und Genossen, gegen die Verherrlicher des Kleri-

kalismus, die Kirchen als die Repräsentanten des falschen Christentums (siehe das Augustinuswort!), gegen die Verherrlicher des Bürokratismus und Staatszentralismus, die Verfälscher der echten Demokratie, zu führen, die alle der Organisation der «forces propres» des Menschen, die Marx einst forderte, hinderlich im Wege stehen. Statt dessen sehen wir die SPD-Häuptlinge trotz grimmiger Kriegsbemalung heiter um das Lagerfeuer versammelt, um mit den Adenauer usw. das Friedenskalumet zu rauchen, indessen Bürgerliche, wie Schumpeter, Löwith, Frank, Lewalter, Weinstock und andere, für Marx eintreten und ihn vor seiner Verschandelung durch die Partei schützen müssen.

Die Korrektur an Marx

Die sozialistische Jugend erwartet heute keine Erneuerung von solchen, die im Solde einer Idee stehen, gleichviel ob die Idee die christliche oder die sozialistische ist. Sie glaubt aber – und daran liegt meines Erachtens die wesentliche Korrektur an Marx und seiner Lehre von der ökonomischen Bedingtheit der Wahrheit – an die Möglichkeit einer voraussetzungslosen Wissenschaft, mag diese auch eine noch so seltsame Ausnahme vom Gros der klassenbedingten Wissenschaft ausmachen. Marx hat in einem Abschnitt seiner «Deutschen Ideologie» – leider – erklärt: «Die Geschichte der Natur, die sogenannte Naturwissenschaft, geht uns hier nichts an.» Hätte Marx sie aus seiner Betrachtung nicht ausgeschlossen, so hätte er erkennen und zugeben müssen, daß *die medizinische Wissenschaft einem reinen Erkenntnistrieb jenseits aller Klasseninteressen* dient. Sollte es, das ist doch heute die entscheidende Frage, nicht ein dem Erkenntnis- und Heiltrieb des Arztes parallelgehendes soziales und politisches Erkenntnis- und Heilverlangen geben können? Vor mehr als zehn Jahren schrieb ein Schweizer Medizinstudent Walter Robert *Corti*: «In dem Menschen Behring hat das Sein einen Modus gefunden, sich vor der drohenden Vernichtung zu schützen. Im Prozeß und Progreß der rationalen Erkenntnis dient der Mensch einer reinen Seinsfunktion ... Heute ist die Zeit gekommen, wo der Mensch auch den Gefahren der kollektiven Seelentiefe zu begegnen beginnt. *Langsam wächst die wissenschaftliche Basis für den Staatsarzt, bildet sich die Front der politischen Medizin gegen die gigantischen Kurpfuscher an den Krankheiten der Völker*» – und: «Der Mensch wird nicht besser, besser wird allein die Einsicht in die Ordnung seiner Triebe, in die rationale Ökonomie seiner Libido zur Verminderung des Allzuglücklosen ... Nun ist dem Menschen sein eigener Staat als Aufgabe bewußter Leistung aufgegeben. Auch der wahre Staat wird sich nur der seinsgehorsamen Forschung erschließen. Die Macht ist von Hause aus vogelfrei, der Stärkere, der Lärmendere, der Dämonischere reißt sie an sich. Aber vielleicht gebührt sie gerade dem Allerschwächsten, der seine uns alle tragende und überragende Gewalt erst wieder zeigt,

wenn wir mit dem Unsrigen stille werden. Wer dem Sein mehr gehorcht als allem, was in dieser Welt zum Gehorsam aufruft, lebt in der Wahrheit als ein Bürger des Seins und der Freiheit.» *Karl Marx war ein großer Völkerarzt;* aber auch der größte Arzt ordnet seine Erkenntnis dem ein, was andere vor ihm gefunden haben, und hält den Weg offen für die, die nach ihm kommen. Wenn wir Marx mit den großen Völkerärzten vor ihm, den Platon, den Dante, den Paracelsus zusammensehen, gewinnen wir erst den Blick für seine wirkliche und fortzeugende Leistung.

Marx und Hegel

Marx ist unmittelbar aus Hegel hervorgegangen. Hegel seinerseits gilt als das Schlußlicht jener unter dem Namen Deutscher Idealismus bekannten Bewegung, die Renaissance, Reformation und Aufklärung in sich begreifend und den Menschen allein der Idee, dem Sittengesetz unterstellend, ihn, den Menschen, zum «plastes ac fictor sui ipsius» (Mirandola), zum Schöpfer und Gestalter seiner selbst und damit zugleich zum Gestalter und Erlöser auch seiner Welt erhob. Das Tragische (Dämonie und Sünde) wird zwar bejaht, die Erbsünde jedoch erasmianisch relativiert: Das Tragische ist nicht mehr ein Ontisches, sondern ein Ethisches – der Mensch ist ihm gewachsen.

Das Besondere des Hegelschen Idealismus bestand in zweierlei: 1. in seiner «Dialektik», das heißt der Annahme, daß in der ganzen Welt, in Natur und Menschheitsgeschichte neben dem Irrationalen als das Stärkere und jenes Einbegreifende die Ratio herrsche und daher der Logos sich an sich selber polarisierend und steigernd die ganze Welt durchwaltet; – 2. in der Annahme eines Kollektivgeistes, in welchem sich die gesamte Menschheitserfahrung von Jahrhundert zu Jahrhundert aufspeichert und an dem der einzelne durch verschiedene Medien hindurch, letztlich durch Erinnerungen, durch Erhebung des Kollektiv-Unbewußten ins Bewußtsein teilhat. (Hegel ist hier – mit psychoanalytischem Bleistift sozusagen – skizziert, es läßt sich aber nachweisen, daß er in seiner Lehre vom Bewußtsein Wesentliches der analytischen Psychologie bereits besaß.) Demgegenüber hat Marx sehr viel stärker als Hegel die ökonomische Bedingtheit des Menschen, seine Verhaftetheit an die Materie und an die Dämonien der Macht und des Geldes hervorgehoben und sich damit in gewissem Sinne der christlichen Anthropologie mit ihrer Erbsündenlehre genähert. Nach Marx ist der Mensch wesentlich Lügner, weil er zur Verdeckung seiner materiellen Strebungen und zur Linderung seiner materiellen Nöte den ideologischen «Überbau», einen Himmel, erschafft, in welchem er sich von den Unbilden der Wirklichkeit erholt. Das Besondere Hegels nun, die Dialektik und den Logos, hat Marx so gut wie ganz von Hegel übernommen. Freilich war er der Meinung, daß Hegel seine eigene Dialektik nicht konsequent bis zum

bitteren Ende angewandt habe, und daß der Logos – eine ähnliche Ansicht hat später auch Scheler vertreten – von Haus aus keine oder nur geringe Kraft habe, daß er sich erst mit den Leidenschaften (das sagte auch Hegel) – nach Marx speziell mit der Erkenntnis der Klassenlage und mit der Leidenschaft des Klassenkampfes erfüllen müsse, um weltumgestaltend zu sein. Daß Hegel die Dialektik nicht konsequent zur Anwendung brachte, lag nach Marx daran, daß Hegel klassenbefangen war. Die Auseinandersetzung Hegel–Marx, die heute noch einmal auf der Tagesordnung steht, dreht sich also wesentlich um die einzige Frage des Klassenverhältnisses und des Klassenkampfes: Gibt es Klasse und ist der Klassenkampf auch heute noch ein Movens der Geschichte? Die soziologische Wissenschaft anerkennt heute, genau so wie sie Stände in der mittelalterlichen Bedarfdeckungswirtschaft anerkennt, auch die Klasse als eine soziologische Kategorie. Diese Einsicht hat die Soziologie von Marx übernommen. Marx hat nachgewiesen, daß mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise das Klassenverhältnis *notwendig* verbunden ist: Der Besitzer der Produktionsmittel *muß* Mehrwert erzielen, er *muß* den Mehrwert der Lohnquote entnehmen. Mögen auch die Einzelheiten dieser Analyse schief oder sogar unrichtig sein; daß das Marxsche Ergebnis trotzdem richtig ist, geben auch bürgerliche Theoretiker, wie zum Beispiel der Deutsch-Amerikaner *Schumpeter*, zu: Menschliche Arbeitskraft hat im Kapitalismus notwendig Warencharakter, unterliegt dem Gesetz von Angebot und Nachfrage und muß vom Unternehmer genau so wie alle anderen Produktionsfaktoren nach wirtschaftlichen Gesetzen genutzt werden. Natürlich kann der Gesetzgeber durch arbeitsrechtliche Bestimmungen gewisse Schranken errichten, aber aufheben kann er auf dem Boden dieser Wirtschaftsordnung das Klassenverhältnis nicht. Marx hat angenommen, daß eine immanente Gesetzlichkeit den Kapitalismus mit Naturnotwendigkeit in den Kommunismus, das heißt in die Vergesellschaftung der Produktionsmittel hinüberführe. Schumpeter ist geneigt, diese Annahme zu bestätigen, andere bestreiten sie. Wie dem aber auch sei: sicher ist doch, daß der Kapitalismus in der Zeit entstanden ist, warum sollte er nicht – irgendwann – in der Zeit auch enden?

Zwei Fehler von Marx

Man kann Marx zwei entscheidende Fehler in seiner Rechnung nachweisen: Einmal hat er parallel mit der Steigerung der Krisenhaftigkeit des Kapitalismus auch mit der Zunahme und Intensivierung des Klassenkampfes gerechnet; er unterstellte, daß der Arbeiter, obwohl – ja, *weil* er aus seiner Interessenlage heraus handle, mit seiner eigenen Emanzipation auch die Emanzipation der bürgerlichen Klasse vollenden werde. Damit, daß das Proletariat die Verderbtheit der Philisterwelt annehmen könnte, hat er nicht gerechnet. Das ist das eine! Das andere ist: Marx hat nicht gesehen, daß, wenn durch die Vergesellschaftung der Produk-

tionsmittel die Klassenschichtung aufgehoben wird, und soweit sie das wird, sofort eine andere, gewissermaßen *Ersatz*schichtung Platz greift durch die Entstehung des Funktionärs, Repräsentanten, Managers oder wie der Mandatar der Masse heißen mag, der die vollziehende Gewalt ausübt und unter Anwendung der modernen Propagandatechnik seinen Auftraggeber mit Leichtigkeit zu verharmlosen imstande ist. Diese beiden Tatbestände sind nun aber bisher nur dort aufgetreten, wo entweder die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nur *Teil*maßnahme blieb oder wo die von Marx vorgesehene, mit der ökonomischen gleichzeitige politische, staatablösende Erneuerung «bis auf weiteres» verschoben wurde. Mit Sicherheit ausgeschlossen sind beide Entartungserscheinungen nur dann, wenn entweder die Führungsschicht von sich aus oder der souveräne Mandant von sich aus – so etwa hat Marx gedacht – durch den Klassenkampf und die Erschütterungen der Revolution ethisch dermaßen geläutert wurde, daß ein Rückfall in bürgerliche Formen von Machtlust und Pleonexie nicht mehr möglich ist.

Ethischer Sozialismus?

Sind wir damit beim ethischen Sozialismus angekommen, den Marx abgelehnt, ja gehaßt hat? Mag sein! Auf keinen Fall sind wir damit – wie viele Sophisten und leider auch zahlreiche SPD-Funktionäre wollen – bei der Kirche angekommen. Das Ethos ist kein Privileg der Kirchen, nicht einmal des Christentums. Im Gegenteil: das Ethos ist geschichtlich so und so oft von den Kirchen beschädigt worden und wird heute von ihnen aufs schwerste beschädigt. Christoph *Blumhardt*, ein unverdächtiger Zeuge, hat das den Kirchen oftmals vorgehalten: «Ihr habt nie geglaubt!» Wohl aber bedeutet jene Einsicht in die Bedeutsamkeit des ethischen Momentes eine Annäherung an den deutschen Idealismus. Der Idealismus war weder bei Schiller, noch bei Goethe, noch erst recht bei Hegel leibgegnerisch, und so hat insbesondere dieser sehr wohl gewußt, daß der Geist sich im Staate seinen Körper baut. Er hat darüber hinaus (im engsten Anschluß an Schiller) auch die Aufbauelemente des Staates, die Familie und die Korporation, in seinem System sehr stark gestellt. Marx hat die Beschädigung der Familie sehr wohl bemerkt, er war indessen der Meinung, sie werde sich von selbst erholen, wenn dem aus seiner Fron erlösten Arbeiter mehr Freizeit verbleibe. Auch die Bedeutung der kleinen Gruppe, sei es Gemeinde, sei es Genossenschaft, hat Marx sowohl in den «Frühschriften» wie in gelegentlichen Briefäußerungen der späteren Zeit anerkannt. Es blieb aber der russischen Revolution vorbehalten, den Sowjet, den Ortsverband, zu der ihm gebührenden Stellung im gesellschaftlichen Aufbau zu erheben, wobei indessen offen bleibt, inwieweit das föderale Element im sowjetischen System infolge des ungeheuren von außen her wirkenden Druckes zugunsten zentraler, ja autoritärer Tendenzen geschwächt wird.

Es zeugt von einer erschreckenden Kurzsichtigkeit, wenn manche SPD-Politiker jetzt die Ansicht vertreten, der Partei könne durch noch weitergehende Anpassung an das Vorhandene aufgeholfen werden. Das hieße dem Fieberkranken heiße Kompressen verabreichen! Nein, dem Kranken tut Ableitung not, wie schon *Blumhardt* es ausgesprochen hat: *«Der Leib muß anders situiert werden»*. Was heißt das? Es heißt, daß gemäß den Einsichten Hegels, des früheren Marx und Proudhons der Gesellschaft eine nicht zu kleine Portion Föderalismus eingeflößt werden muß. Föderalismus beginnt aber nicht erst auf der Landesebene; das *wesentliche* Element liegt vielmehr in der *Gemeinde* und, wie Proudhon sagte, im *«atelier»*, in der Betriebs- und Werkgemeinschaft. Mit dem sogenannten *«Subsidiaritätsprinzip»* ist — nicht nur zu tändeln, sondern blutiger Ernst zu machen, vor allem auch steuerrechtlich. Das bedingt eine beträchtliche Revolution, wenn die Gemeinden finanziell nicht mehr vom Staat, vielmehr der Staat von der Gemeinde abhängig ist, weil die Steuerquellen von Anfang an unverrückbar aufgeteilt sind.

Eine Begegnung

Im «Subsidiaritätsprinzip» würde sich der Sozialismus, wenn er es energisch aufnähme, mit der *katholischen* Soziallehre bedeutsam begegnen. Hier liegt aber eine große Versuchung am Wege: Die Kirche benützt ihren Föderalismus als Köder. Der Arbeiter soll sehen, daß es ihm unter den Fittichen der Kirche sehr gut ginge. Aber da taucht die Gestalt des Dostojewskischen «Großinquisitors» bedeutsam auf. Hegel hat ein für allemal — und Marx ist ihm darin ohne Abstrich beigetreten — festgestellt: «Das Verderben der Kirche ist nicht zufällig, ist nicht Mißbrauch der Gewalt und Herrschaft. Mißbrauch ist die sehr gewöhnliche Weise, ein Verderben zu benennen; dabei wird vorausgesetzt, daß die Grundlage gut, die Sache selbst mangellos sei, daß aber die Leidenschaften, subjektive Interessen, überhaupt der zufällige Wille der Menschen jenes Gute als ein Mittel für sich benutzt habe, daß es also um nichts zu tun sei, als diese Zufälligkeiten zu entfernen. In solcher Vorstellung wird die Sache gerettet und das Uebel als ein ihr nur Aeußerliches genommen. Aber das Verderben der Kirche hat sich aus ihr selber entwickelt. Der höhere, der Weltgeist hat das Geistige aus ihr bereits ausgeschlossen, sie nimmt keinen Teil mehr daran . . . *der Weltgeist ist schon über sie hinaus.* Es gibt jetzt keinen Unterschied mehr zwischen Priester und Laien, es ist nicht eine Klasse ausschließlich im Besitze des Inhalts der Wahrheit, sondern es ist das Herz, die empfindende Geistigkeit des Menschen, die in den Besitz der Wahrheit kommen kann und kommen soll . . . Hiermit ist das neue, das letzte Panier aufgetan, um welches die Völker sich sammeln, *die Fahne des freien Geistes*, der bei sich selbst und zwar in der Wahrheit ist und nur in ihr bei sich selbst ist».

Wahrlich, hier lag der Königsweg für die deutsche Arbeiterbewegung offen! Daß sie ihn aus den Augen verlor, weil sie um das Linsengericht der materiellen Besserstellung ihre Erstgeburt verschacherte, darin kommt ein in der Rückschau ungeheuerliches menschliches Versagen zum Ausdruck. Darum ist der Marxismus aber nicht tot, wie die Vertreter des Christentums so gerne wahr haben möchten, desselben Christentums, das seit 1900 Jahren auf die Früchte warten läßt, aus deren Verfehlen in der kurzen Zeit seiner – völkergeschichtlich gesprochen – Kindheit es dem Sozialismus ein Verdikt bereitet. Nein, eine sozialistische Jugend, die das Übermaß der Verfehlung und des Versagens erkennt, kann gerade aus der Schwere des Versäumnisses Grund zur Hoffnung schöpfen. Hier noch einmal soll Marx beschworen werden: «Sie sagen: Aus Scham macht man keine Revolution? Ich antworte: Die Scham *ist* schon eine Revolution. Wenn eine ganze Nation sich wirklich schämte, so wäre sie der Löwe, der sich zum Sprunge in sich zurückzieht.» (Marx an Ruge, März 1843.) Was also fehlt unserem Volke heute, was fehlt vor allem einer zu Boden gedrückten SPD? Nur eines: die Scham!

Alfred Daniel

Waffen schützen nicht länger[1]

Von Dr. *J. de Graaf*, dem Vorsitzenden der «Kerk en Vrede», des holländischen Zweiges des Internationalen Versöhnungsbundes.

Die Zeiten, da Krieg und Kriegsvorbereitung zum Schutz der Bevölkerung, der Frauen und Kinder, der Alten und Kranken und ihrer Heime empfohlen wurde, sind, scheint es, vorbei. Wenigstens braucht dieser Grund für die Aufrüstung nicht mehr ernst genommen zu werden. Denn in jedem Land, das sich anheischig macht, seine Einwohner durch Aufrüstung zu beschützen, bilden sich heute Organisationen für den Schutz der Bevölkerung[2], für den Fall, daß bewaffnete «Verteidigung» zur Wirklichkeit werden sollte. Man darf darum wohl zum voraus fragen (was die verschiedenen Länder mit ihren «militärischen Verteidigungskräften» andern Völkern anzutun gedenken, ist ja kein Geheimnis), wie diese Länder ihre eigenen Einwohner vor den Wirkungen der Vernichtungsmethoden zu schützen gedenken, nachdem sie der Gegner, wie zu erwarten ist, auch anwenden wird.

Auch in Holland ist eine Organisation für den Schutz der Bevölkerung (Zivilschutz) geschaffen worden, so daß sich der Christ heute vor

[1] Abdruck aus: «The Beda Quarterly», Amsterdam (Nr. 5, Dez. 1953).

[2] Neuerdings auch wieder, was den «Luftschutz» betrifft, auf dem Verordnungswege in der Schweiz ohne gesetzliche Verankerung!

verschiedene Fragen gestellt sieht. Dürfen wir, wenn wir einen falschen Weg einschlagen, Schutzmaßnahmen treffen gegen das, was unser auf diesem Wege wartet, um desto resoluter den falschen Weg weiter zu gehen? Wenn in der alten Zeit jemand sich anschickte, ein Duell auszufechten, nahm er oft einen Arzt mit und Verbandzeug. Ein Arzt, der um Mithilfe dieser Art gebeten wurde, verweigerte seine Dienste. «Man» fand das hartherzig und unmenschlich, denn «man» hielt ein Duell für notwendig und unvermeidlich. Der Arzt aber dachte anders und sagte: «Ich halte mich jederzeit bereit, meinen Mitmenschen zu helfen, aber mit Duellieren will ich nichts zu tun haben.» «Man» wird es gleicherweise seltsam finden, wenn sich jemand aus Gewissensgründen freiwillig für die Organisation «Volksschutz» meldet.

Ursprünglich sprach man nicht von «Schutz der Bevölkerung», sondern von «Verteidigung der Zivilbevölkerung». Im Januar 1952 wurde beschlossen, nach reiflicher Überlegung, aus psychologischen Gründen, dem Ausdruck «Schutz der Zivilbevölkerung» den Vorzug zu geben. Objektiv gesehen wäre es jedoch besser, wir würden «Verteidigung der Zivilbevölkerung» beibehalten, denn die Organisation, die vorgesehen ist, ist eine Unterabteilung der Nationalen Verteidigung.

Am 15. Dezember 1951 erhielten alle Bürgermeister Hollands ein Zirkular, das folgende Feststellungen enthielt: «... nationale Verteidigung wird aus zwei, im wesentlichen gleichwertigen Teilen bestehen: militärische Verteidigung und zivile Verteidigung. Sie ergänzen einander und sind beide gleich wichtig ... dazu kommt, daß moderne Kriegsführung und die Anstrengungen der Zivilbevölkerung (civil effort) unmöglich isoliert betrachtet werden können. Zivile Verteidigung hat ihren vollen Anteil am Kampf, wenn auch indirekt, ohne Waffen. Sie kann den Krieg nicht gewinnen, das ist die Sache der bewaffneten Streitkräfte – aber sie hat die Aufgabe, das soziale Leben und die Kriegsleistungen in Gang zu halten und das Leistungspotential der Bevölkerung zu erhalten, trotz allen Schrecken, denen sie ausgesetzt ist.»

Eine weitere behördliche Mitteilung stellt fest: «In erster Linie und vor allem andern wird man dafür sorgen müssen, daß sich die Bevölkerung auf den totalen Krieg einstellt (to make the people «total war-minded»).

Der Zweck des «zivilen Schutzes» ist nicht, die Bevölkerung zu schützen – es handelt sich da nicht um Philanthropie oder Nächstenliebe. Der Zweck ist, den Krieg zu gewinnen. Jener Zweck bestimmt den Geist und auch die Mittel des «Zivilschutzes» und beschränkt auch die zu erteilenden Auskünfte; diese letzteren müssen psychologisch tragbar sein, den Kampfgeist erhalten, Panik verhüten und einen grimmigen Durchhaltewillen schaffen (spirit of «we can take it»).

Jeder vernünftige Mensch, der sich erinnert, daß in Hiroshima am 5. August 1945, um 7.45 Uhr morgens, in wenigen Sekunden ein-

hunderttausend menschliche Wesen umgebracht wurden, weiß, daß keine hübsch uniformierte Organisation samt Stützpunkten, Samaritergruppen usw. das geringste nützte – weil sie eben nicht mehr existierte. Ein Plan für wirkungsvollen Schutz der Bevölkerung ist nicht durchführbar, doch ist dies auch gar nicht der Zweck des «Zivilschutzes». Sein Zweck ist und bleibt: die Zerstörung möglichst einzudämmen und vor allem eine Organisation zur Hand zu haben, die ein Minimum an Kampfmoral gewährleistet, indem sie den Leuten suggeriert, sie seien dem Entsetzen des Krieges gegenüber nicht ganz ohne Schutz.

Im Werbefeldzug für «Zivilschutz»-Freiwillige wird man ohne Zweifel an das christliche Gefühl der Verantwortung für den Nächsten appellieren und an die christliche Pflicht, dem Mitmenschen in der Not beizustehen. Zu diesem Punkt wird es gut sein, sich folgendes in Erinnerung zu rufen:

1. Dieser Appell an Menschlichkeit und Bruderliebe kommt aus Kreisen, in denen keine Hemmungen (conscientious objectiors) bestehen, anderen Völkern genau das anzutun, wovor man die eigene Bevölkerung zu schützen wünscht.

2. Beweggründe der Nächstenliebe können den «Zivilschutz» nicht vom Odium der moralischen Kriegsvorbereitung befreien.

3. «Zivilschutz» stärkt die Kriegsbereitschaft: die Gewohnheit, Bombardierungen, die vom eigenen Land durchgeführt werden, zu übersehen und zu entschuldigen und die Furcht und den Haß für den möglichen Feind.

4. Wirklicher Schutz ist unmöglich.

5. Der Geist, der den «Zivilschutz» trägt, steht dem Geist des Evangeliums vollkommen entgegen. Der erstere ist der Geist der Furcht, des Mißtrauens, der Einstellung des Bewußtseins auf seine eigene Gruppe, die den Krieg gewinnen muß – der Geist des Evangeliums ist ein Geist der Versöhnung, der Liebe, des Friedens und der Glaube, daß wir, gehorchten wir Christus, uns weder mit ziviler oder militärischer Verteidigung befassen würden. Denn der Herr befiehlt uns nicht, uns selbst und unseren Nächsten vor unseren Verbrechen zu schützen, sondern – hinzugehen und nicht mehr zu sündigen.

6. Wir leben zum Glück noch in einer Epoche, in der wir nicht gezwungen sind – entweder als Freiwillige dem «Zivilschutz» beizutreten oder nichts zu tun für unsere Mitmenschen: wir sollten uns wirklich nicht vormachen lassen, wir befänden uns in diesem «Dilemma».

7. Wenn es stimmt, daß ohne «Zivilschutz» das Unglück des Kriegsgeschehens ganz unermeßlich wäre, so ist daraus nur zu schließen, daß dadurch Rüstung und Krieg vollends verurteilt sind – als unmenschlich, als unfähig, Streit zu schlichten, «die freie Welt» oder was man immer will, zu verteidigen, verurteilt aber vor allem als Schlag ins Gesicht

Christi. Der Christ ist nämlich nicht berufen, Methoden zu erfinden, um «totale Zerstörung» in «beinahe totale Zerstörung» zu verwandeln, sondern er ist aufgerufen zu christlichem Widerstand ohne Waffen und ohne Präventivmaßnahmen gegen jene Waffen, die ihn nur so lange bedrohen, als sein Land damit andere bedroht. Um auf den Vergleich zurückzukommen, der eingangs gebraucht wurde: der Arzt soll sich nicht mit seiner Instrumententasche beim Duell bereithalten – das Duell darf nicht stattfinden. Im Urteil der «Welt» ist es die andere Seite, die zuerst damit Schluß machen muß. Nach dem Evangelium sind wir es, die vorangehen müssen.

8. Und wenn es fehlschlägt, trotz alledem? Dann muß der Christ, auch wenn er es nicht seit Jahren geübt hat, seinem Nächsten, Freund oder Feind, beistehen, solange er seinen Finger rühren kann. Denn er ist nie aus der Miliz Christi, dem Dienst des Herrn entlassen, auch wenn er sich nicht als Freiwilliger für den «Zivilschutz» meldet. Er kann und wird die Obdachlosen aufnehmen, solange er ein Haus hat, er wird die Nackten kleiden, die Hungrigen speisen, die Kranken pflegen und die Trauernden trösten.

Es gibt in unseren Tagen genug andere und bessere Arbeit im Dienst Jesu Christi. Wer immer die Nothilfe der Quäker oder des Weltkirchenrates unterstützt und fördert, sei es wo es ist, bereitet sich vor auf die Arbeit, die er unter Kriegsverhältnissen zu tun haben wird. Zugleich tut er damit etwas von unmittelbarem Nutzen, ohne den steten Gedanken «an einen Angriff auf sein Land» in einer Zukunft, die uns erspart bleiben möge.

Worte von Thomas Carlyle

Die Unehrlichkeit wird weiter zunehmen, wird wachsen und steigen, aber auch ihren Höhepunkt erreichen: denn es ist die erste aller Glaubenswahrheiten, daß sich eine Lüge nicht ewig behaupten kann.

Wo du eine Lüge findest, die dich drückt, vernichte sie! Lügen sind nur dazu da, um ausgerottet zu werden, sie harren und schreien sozusagen nach Vernichtung. Gewiß, aber bedenke wohl, in welchem Geiste du es tun willst. Nicht mit Haß, nicht mit vorschneller, selbstsüchtiger Gewalt sollst du es tun, sondern mit reinem Herzen, mit heiligem Eifer, mit Milde, ja sogar mit Erbarmen! Du willst ja nicht die vernichtete Lüge durch eine neue ersetzen, die nun durch dich zu einem neuen Unrecht würde, zu einer Quelle noch weiterer Lügen; dann wäre das Ende schlimmer als der Anfang.

Der Mensch ist auf Hoffnung gebaut; die Hoffnung ist eigentlich sein einziger wirklicher Besitz, ja selbst seine Wohnstätte hier auf Erden heißt: «Ort der Hoffnung.»

Der Zweifel war von jeher nur ein halber Zauberer, der Geister rufen, aber nicht bannen kann.

Ist nicht die Sentimentalität die Zwillingsschwester der Heuchelei, wenn sie nicht gar ein und dasselbe ist? Ist nicht Heuchelei die materia prima des Teufels, aus der alle Lüge und Falschheit, alle Schwachheit und Niedertracht stammen, aus der nichts Wahres kommen kann? Denn die Heuchelei ist an und für sich die doppelt destillierte Lüge, die zweite Potenz der Lüge.

Was aber dann, wenn eine ganze Nation in Lüge und Heuchelei verfällt? Dann, antworte ich, wird sie unfehlbar daraus zurückkehren; denn das Leben ist keine klug ersonnene Täuschung oder Selbsttäuschung: es ist eine große Wahrheit, daß du lebst, daß du Begierden und Bedürfnisse hast, und diese können nicht bestehen nur durch Täuschungen, sondern nur durch Wirklichkeit befriedigt werden. Und zur Wirklichkeit, verlaßt euch darauf, werden wir zurückkehren; allerdings zu derjenigen Wirklichkeit, der, sei sie nun gesegnet oder verflucht, unsere Weisheit entspricht. Die ursprünglichste, niedrigste, am wenigsten gesegnete Wirklichkeit, von der wir wissen, auf die sich aber die Sterblichen in der Not immer berufen haben, scheint die des Kannibalismus zu sein, nämlich die: «Daß ich dich verschlingen kann.» Wie wenn es nun gerade diese ursprüngliche Wirklichkeit wäre, auf die wir mit unseren «verbesserten Methoden» zurückkommen und von der wir von neuem beginnen müßten?

Ehre dem Bankerott, der immer im Großen gerecht, im Einzelnen freilich so grausam ist; er untergräbt nimmer rastend alle Lügen. Es gibt keine Lüge und reiche sie bis zum Himmel und bedeckte sie die ganze Welt, die der Bankerott nicht eines Tages hinwegfegen und von der er uns nicht befreien würde.

Sämtliche Worte aus Thomas Carlyle: Die Französische Revolution.

Die Freiheitsurkunde im In- und Ausland*

(Ein Votum des amerikanischen Bundesrichters *William O. Douglas* vor dem Quäkerkomitee für nationale Gesetzgebung anläßlich dessen 10. Jahrestag in Philadelphia, 24. November 1953)

Vorbemerkung der Redaktion: Wir möchten betonen, daß der Geist William Penns, den W. O. Douglas in seinem Votum aufruft, weit über das vom Redner aufgestellte demokratische Programm hinausgeht, und daß wohl hier die Schicksalsfrage der Demokratie liegt, die Frage, ob sie die Botschaft Christi neu zu vernehmen und neu zu vertreten vermag.

Und dann ist nicht zu vergessen: Der Geist William Penns hat mit dem System des Kapitalismus und des Wirtschaftsimperialismus ganz gewiß nichts zu tun.

* Siehe auch die Besprechung des Buches von W. O. Douglas «Gärender Orient» von Albert Böhler in diesem Heft. D. R.

Kürzlich las ich einen Bericht über den Prozeß, den man William Penn im Jahre 1670 in London machte. Versammlungen in seinem Hause in Grace Church Street waren polizeilich verboten worden. So hielt er sie vor verschlossener Türe, auf offener Straße. Er wurde wegen Ruhestörung durch sein Predigen verhaftet. Es konnte jedoch nur bewiesen werden, daß Ruhestörung durch die Polizei selbst verursacht worden war, durch ihr Vorgehen beim Auflösen der Versammlungen. Die Geschworenen wiesen daher die Schuldigerklärung ab. Der Richter drohte den Geschworenen; zuerst wurden sie ohne Nahrung eingesperrt, dann kamen sie ins Gefängnis, und es wurde ihnen eine Buße auferlegt. Aber diese Zwangsmaßnahmen waren ohne Erfolg. Der Richter, der die Hartnäckigkeit der Geschworenen und die unbeugsame Haltung dieses entschlossenen Quäkers sehr bedauerte, sagte: «Bis jetzt habe ich nicht verstanden, daß die Spanier aus Weltklugheit die Inquisition bei sich duldeten. Und bestimmt wird auch noch in England so etwas wie eine Inquisition notwendig sein.»

Der Richter ließ Wiliam Penn trotz seinen heftigen Einwänden, die er auf den Freispruch der Geschworenen stützte, ins Gefängnis bringen. Der Richter setzte sich über Gesetz und Gerichtsverfahren hinweg und verurteilte Penn wegen Mißachtung des Gerichtshofes. Penns alleinige Mißachtung lag darin, daß er gegen die Ungerechtigkeit des Verfahrens protestierte. So erfaßten Leidenschaft und Hysterie einen Gerichtshof, und eine kleine Minderheit bekam in den dunklen Tagen Karls des Zweiten die volle Macht der Regierung zu spüren.

Auch heute noch wenden wir solche gefährliche Kurzverfahren an. Wir verurteilen Männer und Frauen wegen Häresie oder Anspielungen. Wir verurteilen sie nicht gerade zum Tode, doch sind die Absichten nicht weniger verheerend — den Ruf der Bürger zu zerstören und ihnen den Lebensunterhalt zu entziehen. Die versteckten Informatoren sind durch Anonymität geschützt. Menschen werden verurteilt auf gewisperte Anschuldigungen hin. Rapporte, deren Quellen geheim gehalten werden, werden öffentlich verwendet, um Menschenleben zu zerstören. Das Privatleben wird immer mehr von Spionen ausgehorcht, deren Fußtritte unhörbar sind, die keine Türen öffnen, deren Hausdurchsuchung aber so gründlich ist, als ob sie in Person da seien.

Hexenverfolgung

Ein Kommunist, jemand mit Aufgeschlossenheit für die Kommunisten, mit Linkstendenzen, ein Sozialist, ein Liberaler oder ein gewöhnlicher Yankee, der gegen diese Hexenverfolgung protestiert, sie alle kommen unter dieselbe Etikette. Angst und Verdacht nehmen im Volk immer mehr zu, bis es nicht mehr weiß, was glauben, wem trauen, bis sich gute, alte Nachbarn verdächtigen. Immer mehr Menschen kommen zum Schluß, daß der einzige Schutz in der Anpassung liege, das heißt

sich schweigend zu verhalten oder bei der Hexenverfolgung mitzumachen, die öfters unter dem Schutz des Gesetzes geschieht. Doch auch wenn Juristen und Richter sie rechtfertigen, verletzen sie dennoch unsere Freiheitsideale. Sie anerkennen nicht mehr unsere Auffassung von Schicklichkeit, von redlichem Verfahren und Toleranz, welche die Fundamente unserer Tradition ausmachen. Die kürzlich gemachte Erklärung von den römisch-katholischen Bischöfen über die Würde des Menschen, die deutliche Bekräftigung der Rechte des Menschen, welche die presbyterianische Kirche vor ein paar Wochen bekanntgab, die von den Quäkern letzthin vorgebrachte Verteidigung für Gewissensfreiheit und Freiheit unter dem Gesetz, das sind die amerikanischen Glaubensartikel. Und obschon das Gesetz diese Prinzipien nicht immer vertritt, so wird es ihnen doch zur gegebenen Zeit Genüge tun. Menschen, die Haß säen, sind nicht die Vertreter des Gewissens, der Seele, der Toleranz der Amerikaner, unseres Glaubens an die Würde des Menschen, unseres Glaubens in fair play. Jedwede Hexenverfolgung ist dem Amerikaner eine Gewissensbelastung. Darum wird unser Volk bald aufräumen mit diesen Kurzverfahren und sich freimachen von Mißtrauen und fieberhaften Leidenschaften. Dieses Zurückgehen in der Respektierung der Freiheitsurkunde hat seine ernsthaften Folgen daheim und im Ausland. Wir flößen dem Ausland Mißtrauen gegen uns ein. Daheim beraubt es uns eines Ausblicks in die Zukunft, der Ausgeglichenheit, der Klugheit und der Toleranz, die notwendig sind, wenn wir den demokratischen Völkern der Welt einen Beitrag leisten und mit ihnen den Frieden aufbauen wollen.

Asiens Probleme

Die freie Welt hat in jedem Kontinent dringliche Probleme zu lösen. Beginnen wir mit Asien.

Asien ist in Aufruhr begriffen. Das Land schäumt über von unorthodoxen Strömungen und Gedanken. Die Völker dort marschieren unter verschiedenen Fahnen. Die Losungen, die Kampfreden und politischen Meinungen nehmen Formen an, die dem Westen seltsam, bizarr, beunruhigend, ja erschreckend scheinen.

Um das politische Klima Asiens zu verstehen, müssen wir vier Punkte vor Augen haben.

Erstens. Die Völker Asiens haben lange unter den Standesunterschieden gelitten. Während Jahrhunderten wurden sie von den Weißen regiert, die ihnen wegen der verschiedenen Rasse und Hautfarbe nicht die gleichen Rechte zubilligten. «Kein Zutritt für Eingeborene» war ein Aushängeschild bei Klubs, Goldfeldern usw. Die Völker Asiens sind stolz und feinfühlig. Diese unwürdige Behandlung hat ihre tiefen Spuren hinterlassen.

Zweitens. Die Völker Asiens betrachten den Kapitalismus als ein

Instrument zur Ausbeutung von Vielen zum Nutzen von Wenigen. Sie haben das freie Unternehmertum nie gekannt. Im Westen sind wir stolz auf ein kapitalistisches System, das dem Erfindungsgeist des Menschen freie Bahn geschaffen, ganzen Völkern Wohlstand gebracht hat, in welcher Arbeitskraft, Leitung und Geldanlage zusammenarbeiten und so den Lebensstandard der ganzen Nation gehoben haben. Asien kennt nur den ausbeutenden Kapitalismus, der den Geldanlegern 25, 50 oder sogar 100 Prozent im Jahr eintrug. Das asiatische Volk erhielt wenig als Gegenleistung. Die Arbeitsbedingungen waren tiefstehend. Gewerkschaften wurden gesetzlich verboten. Die Gewinne wurden weder dazu verwendet, Schulen oder Spitäler zu bauen noch den Lebensstandard des Volkes zu heben. Asiens Erfahrung mit dem Kapitalismus ist ein Grund, warum dieses Land heute vor allem sozialistisch ist.

Drittens. Asien — ein ausgebeuteter Kontinent, auf den der Westen verächtlich herabsah — litt während Jahrhunderten an Armut, Elend, schlechter Regierung und Absprechung der zivilen Rechte. Die Ungerechtigkeiten, die Asien erlitten hat, sind größer als alle, die wir je gekannt haben. In den letzten Jahrzehnten haben verschiedenartige Kräfte gewaltige Revolutionen hervorgebracht. Zum Teil waren es Unabhängigkeitsbestrebungen, zum Teil Auflehnungen gegen die Großgrundbesitzer oder andere mächtige Interessengruppen; oder es waren Revolutionen gegen die politische Bevormundung, welche das Volk unterjochte und in Armut beließ. Die Ideen Jeffersons, Lincolns, Wilsons, Roosevelts verliehen diesen Revolutionen einen gewissen Auftrieb. Aber sie wurden vor allem inspiriert von der erfolgreichen russischen Revolution und von der wachsenden Macht der Kommunisten Rotchinas. Dazu kam noch, daß diese asiatischen Völker dicht neben Rußland und Rotchina lagen. Die kommunistische Propaganda war mit revolutionärer Literatur bereit. Wir vom Westen hatten eine der glorreichsten Revolutionen; aber wir hatten im zwanzigsten Jahrhundert keinen Thomas Paines in Asien.

Viertens. Viele Intellektuelle Asiens haben sich in die marxistische Lehre vertieft, als sie nach Mitteln und Wegen suchten, ihre eigenen Revolutionen zu führen. Obschon sich viele studienhalber dem Marxismus zuwandten, haben doch nur wenige ihn als ihr politisches Glaubensbekenntnis angenommen. In den meisten entstand eine Abneigung gegen kommunistische Methoden und Taktik, wie Gewaltanwendung, Terror, Spielen mit dem Feuer, die Lüge, die dem Volksempfinden zuwider sind. Die Asiaten machen keine Ausnahme. Das Resultat davon ist, daß es nicht viele Kommunisten in den freien Ländern Asiens gibt. In Indien sind es wahrscheinlich nicht mehr als 40 000 von den 400 Millionen. Aber sogar die Asiaten, die das politische Vorgehen der Kommunisten ablehnen, sind der marxistischen Theorie gegenüber so tolerant, wie wir das im Westen nicht kennen. Sie fürchten den russischen

Imperialismus, sie glauben jedoch, daß alle kommunistischen Regierungen schließlich den Weg Jugoslawiens gehen und ein einheimisches Regime hervorbringen werden, das die Menschenrechte mehr respektieren werde, als dies unter dem Zar oder dem Kreml geschehen sei.

Diese vier Faktoren haben Asien dazu bewogen, das kommunistische Regime nicht nur als ein Übel zu betrachten. Lassen Sie mich dies veranschaulichen.

Ein Inder, der eine russische Stadt in Zentralasien besucht, betrachtet sie anders als wir. Sein Ausgangspunkt ist nicht die europäische oder amerikanische Stadt, sondern das typische indische Dorf aus Lehmhütten, mit seiner Armut, seinen Krankheiten, ein Ort ohne Spitäler, Ärzte, Kliniken, Wasserzufuhr, Spielplätze oder Pärke. Die Inder betrachten die russische Stadt als einen großen Fortschritt für die asiatischen Verhältnisse. Der Inder lehnt die politischen Methoden der Kommunisten und ihr gottloses Glaubensbekenntnis ab, aber er anerkennt, daß die Russen den Lebensstandard der Männer und Frauen der untern Gesellschaftsschichten Asiens gehoben haben. Er weist darauf hin, daß die Kindersterblichkeit in Zentralasien stark gesunken ist. Er weiß, daß Kommunismus grausam ist. Aber er weist darauf hin, daß die Armut in den asiatischen Dörfern viele Menschenleben kostet; viele Kinder sterben an Ruhr und ungenügender Ernährung.

Was diese «Linksgerichteten» sagen, tönt umstürzlerisch und sehr gefährlich in der gegenwärtigen Atmosphäre Amerikas. Von denjenigen, die nicht gleich heftig wie wir auf Rußland und Rotchina schelten, wird angenommen, daß sie im geheimen auf der andern Seite und gegen uns seien. Diejenigen, die sich zum Sozialismus bekennen und gegen den Kapitalismus sind, gehörten zu einer Weltverschwörung, die es darauf abgesehen habe, Amerika und das amerikanische freie Unternehmertum zu zerstören. Diejenigen in Asien, die finden, daß ein «kriechender» Sozialismus zu konservativ sei, daß nur ein «galoppierender Sozialismus» Rettung bringen könne, werden als verdächtig angesehen.

So ist es gekommen, daß wir mehr und mehr dazu neigen, die Asiaten für Amerikaner zu nehmen, die auf eine falsche Fährte gelangt sind. Wir sind auf der Suche nach geistesverwandteren Verbündeten. Sie sind leicht zu finden — die Kolonialfranzosen, Chiang Kai-shek, und andere, die Asiens status quo repräsentieren. Das sind sichere Verbündete, denn sie sind nicht «linksgerichtet» oder «umstürzlerisch». Die unorthodoxen Völker Asiens sind viel mehr links in ihrer Politik als viele, die wir daheim an den Pranger stellen.

So kommt es, daß man uns in Asien immer mehr identifiziert mit dem status quo. So kommt es, daß nach unserer Ansicht die Asiaten, die ihre Revolutionen machen und ihren eigenen Weg gehen wollen, immer mehr vom Kommunismus angezogen werden oder sogar seine offenen Befürworter werden.

Ost-West-Kluft

Die Kluft zwischen dem asiatischen Volk und uns weitet sich. Mißverständnisse mehren sich. Asien lernt weder das warme Herz, das wache Gewissen Amerikas noch seine Fähigkeit, Freundschaften zu pflegen, kennen.

Wir unsererseits vermögen nicht zu verstehen, daß neben dem unorthodoxen Sprecher und den linksgerichteten Auffassungen Asiens dort ebenso vitale wie dauernde demokratische Ideale verfochten werden, wie wir sie in Amerika kennen. Die parlamentarischen Traditionen, die Burma, Indien, Pakistan und die Philippinen in den wenigen Jahren ihrer Unabhängigkeit entwickelt haben, sind Zeugen davon.

Ich habe die Kluft zwischen den zwei Kontinenten genügend hervorgehoben. Obschon ich glaube, daß unsere fundamentalen Wertbegriffe die gleichen sind, ist keine intellektuelle Bindung zwischen uns. Wir sprechen verschiedene Sprachen, mit verschiedenen Obertönen und Betonungen. In den gegenwärtigen Verhältnissen werden die kommende Generation in Asien und die kommende Generation in Amerika weiter auseinander sein, als es ihre Väter und Mütter jetzt sind.

Nichts kann den Lauf der Dinge aufheben. Die Lösung kann nicht nur auf dieser Seite des Ozeans gesucht werden; aber auf dieser Seite können und müssen wir beginnen.

Wir müssen und sollen Asiens politische Ansichten nicht zu den unsrigen machen, auch nicht seine Philosophie. Doch sollen wir Verständnis und Toleranz für sie zeigen. Nur eine Toleranz für eine Menge von unorthodoxen Ideen wird uns die nötige Einsicht geben, die politischen Probleme zu lösen, von denen die Friedensaussichten abhängen.

Den Frieden gewinnen

Dieses Problem der Außenpolitik beginnt demnach im eigenen Land mit der Freiheitscharta. Das Abnehmen unseres Prestiges im Ausland kann in Zusammenhang gebracht werden mit der Mißachtung der Menschenrechte daheim. Wir können dieses Land nicht vor Furcht und Verdacht ersticken lassen und gleichzeitig im Ausland tolerant sein. Wir haben erschreckte Leute hier, die sich vor unorthodoxen Ideen fürchten. Die Presbyterianer stellten kürzlich fest, daß Verrat und verschiedene Meinung nicht mehr auseinander gehalten werden. Gedankenfreiheit und Gewissen, in das nur Gott Zutritt hat, sind angetastet worden. Ein verdächtiges Schweigen ist vielerorts in diesem Lande zu bemerken. Professoren und Studierende haben Angst. Wer wird nächstens als ein «Umstürzler» an den Pranger gestellt? Wann wird die Television eingreifen? Eine Nation in dieser Geistesverfassung, Beamte auf der Hexenjagd, Männer, Frauen und Kinder, die sich gegenseitig verdächtigen, können im Ausland nicht tolerant

sein. Sie fürchten dort, was sie daheim fürchten und verdächtigen. Diejenigen, die im eigenen Land intolerant gegen Minoritäten sind, werden auch nicht tolerant sein gegen solche, die nicht nur traditionelles Gedankengut vertreten.

Auch mit Haß und Verdacht im Lande können wir einen Krieg gewinnen, aber den Frieden können wir nicht gewinnen, bevor wir nicht vor der Welt als eine sittliche Autorität dastehen. Um zu dieser Stellung zu kommen, müssen wir Haß und Hexenverfolgung aus dem Wege schaffen.

Wir wollen den Frieden nicht verlieren, weil die kommunistische Opposition mächtig ist. Kommunismus ist weder stark als weltliches Bekenntnis, noch als politisches Programm; in keinem freien Land hat er in freien Wahlen gesiegt.

Wir werden jedoch den Frieden verlieren, wenn wir dem Richter, der William Penn verurteilte, nacheifern und unsere Ideale der Freiheit aufopfern für einen elendiglichen politischen Vorteil, den ein Feldzug des Hasses und der Verdächtigung vorübergehend schaffen kann.

Der Friede kann nur gewonnen werden, wenn wir unsere Grundprinzipien respektieren.

1. Wer für die Menschenrechte ist, besitzt die echte und dauernde Kraft in der Welt.

2. Die Einheit eines religiösen Bekenntnisses und die demokratische politische Theorie bieten allumfassende Brüderlichkeit und spenden Kraft, die keine Macht zerstören kann.

Zeugnis

der Religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz

zuhanden der

Weltkonferenz zu Evanston 1954

zu den Verhandlungen der Sektion 4 über

«Der christlichen Kirchen und der Christen Stellung zu Krieg und Frieden.»

1. Heute, im Zeichen der Atombombe und anderer satanischer Vernichtungsmittel ist ein Krieg unter keinen Umständen verantwortbar, weil er ein bewußter *Völkermord* wäre und einen *Angriff auf Gottes ganze Schöpfung* darstellt.

2. Jeder reife und denkende Mensch und jedes Kind weiß, daß auch ein sogenannter Verteidigungskrieg oder eine sogenannte Polizeiaktion

zum bewußten Massenmord wird. Mit diesen Worten verbinden sich heute nur Ausweglosigkeit, Heuchelei und Lüge sowie der Glaube an die Gewalt.

3. Freiheit, Demokratie, Menschlichkeit und Gerechtigkeit würden niemals durch solchen Massenmord und Frevel gegenüber Gott verteidigt oder gerettet werden. Solches vorzuschützen ist entweder Ohnmacht oder Glaube an die Macht des Bösen.

4. Wenn sich heute die Völker in verantwortungslosem Rüstungswahn drohend, mißtrauisch und höhnend gegenüberstehen, beweist das nur, daß *die Verantwortlichen* sowohl als auch *die Völker* weder ihr Gewissen und ihren Geist, noch ihren gesunden Menschenverstand, noch ihre sittliche Kraft angewendet haben, um die geistigen, politischen, wirtschaftlichen und menschlichen Probleme der Welt zu lösen.

5. Die tiefgehende, weltweite *soziale Revolution* unserer Epoche, von der der *Kommunismus* nur ein Teilausdruck ist, richtet und bedroht uns, weil wir der in Christus zusammengefaßten religiösen und sozialen Botschaft des Evangeliums nicht gehorsam sind.

6. Wer sich *Christ* nennt, hat heute die Aufgabe, eine *geschlossene Front* zu bilden gegen den Gewaltgeist, gegen das Mammonwesen und gegen die schlagwortartigen Rechtfertigungen einer frevelhaften Aufrüstung. Diese Rechtfertigungen heißen: Verteidigungskrieg, Präventivkrieg, gerechter Krieg, Polizeiaktion, Abschreckung, Politik der Stärke, «lieber Krieg als Kommunismus» u. a. m.

Diese Aufgabe kann nicht mit der Bezeichnung «radikaler» oder «doktrinärer Pazifismus» abgetan werden, sondern ist der heute lebensnotwendige Kampf mit *Mächten*, die alle Völker wie ein Gift heimsuchen, ohne daß sie es merken. Der Kampf mit diesen Mächten ist einer wahren *Gemeinde Christi* aufgetragen.

7. Es kommt nicht darauf an, ob die «andern» Christen sind, sondern ob wir selber, die wir uns so nennen und uns auf Glaube, Taufe oder Sakrament berufen, es *voll und ganz* sind. Wenn wir uns durch Gewaltmittel und durch Krieg Sicherheit verschaffen wollen, sollen wir *offen sagen*, daß unser Glaube an Christus zu schwach oder nichtig ist. Glauben wir wirklich an Christus, dann haben wir diesen Glauben in seiner *Nachfolge* zu bewähren. Diesen Beweis unseres Glaubens schulden wir vor allem der von uns so genannten «gottlosen» Welt.

8. *Gott allein* ist der Richter über die Menschen und Völker. Wir werden uns nie vor ihm verstecken können, und die Gedanken und Planungen des Menschenherzens müssen vor ihm offenbar werden. Bestehen wir Christen vor seinem Christus, wenn wir nicht die rettende, aber auch richtende Kraft seines Evangeliums bezeugen und ihr dienen?

9. Der einzelne, der sich Christ nennt und die wahre Gemeinde Christi haben heute die unabweisbare *Pflicht, fest zu stehen* und den

Völkern in der Frage des Friedens denjenigen Retter als Weg, Wahrheit und Leben zu zeigen, auf den sie sich berufen. Sie haben dem einzelnen und dem Volk als Ganzem in der unbedingten Absage an den Krieg *und seine Vorbereitung* geistig und praktisch *voranzugehen. Nur so* helfen sie in Liebe und Wahrheit dem christlichen und dem nichtchristlichen Bruder, und *nur so* stehen sie in der *Verantwortung vor Gott* für das Schicksal der Völker in unserer Zeit, damit diese den Weg zum Frieden nach der prophetischen Verheißung und der Erfüllung in Christus erstreben und gehen können.

Declaration

of the Religious-Social Association of Switzerland
(Religiös-soziale Vereinigung der Schweiz)

to be delivered to

the World Conference at Evanston 1954

for the discussion of Section 4 of the agenda on:

«The attitude of the Christian churches and of Christians to war and peace»

1. Today, in the age of the atomic bomb and other satanic means of destruction, war cannot be justified in any circumstances whatever, because it would be deliberate *murder of peoples* and an *attack on the whole of God's creation.*

2. Every adult thinking person and every child knows that even a socalled defensive war or police action develops into deliberate mass murder. Such expressions can today only be used by those who have abandoned hope, by hypocrites and liars, or by those who really believe in brute force.

3. Liberty, democracy, human kindness and justice would never be defended or saved by such mass murder and offence against God's holy law. To use that as a pretext is either impotence or belief in the power of evil.

4. That the nations face each other today with the threat of irresponsible armaments, suspicion and defiance, only goes to prove that *those responsible* as well as the *nations themselves* have not listened to their conscience, nor have used their common sense, nor their moral power to solve the spiritual, political, economic and human problems of the world.

5. The deep rooted, world-wide *social revolution* of our epoch, of which *Communism* is only one manifestation is a judgement on us and

threatens us because we have not heeded the religious and social message of the Gospel as embodied in Christ.

6. He who calls himself a *Christian* is today faced with the task of forming a *united front* against the belief of force, against mammon and against the slogans used to justify a criminal armaments race. This justification is found under the following headings: defensive war, preventive war, just war, police action, deterrent action, policy from strength, «war rather than Communism», etc.

This task cannot be disposed of by giving it the name of «radical» or «doctrinaire pacifism». It is on the contrary the vital struggle against the *forces* by which all the peoples are corrupted without being aware of it. The struggle against these forces is the duty of a true *Community of Christ.*

7. It does not matter whether the «other» are Christians or not, but whether we, who call ourselves Christians and talk of faith, baptism or sacrament, are *wholeheartedly* Christian. If we want to gain security for ourselves by force and by war, we should *say openly* that our belief in Christ is too weak or vain. If we really believe in Christ, then we must keep this faith in the *imitation of Christ.* This proof of our faith we owe above all to the world we call «Godless».

8. *God alone* is the judge of man and of nation. We shall never be able to hide from him and the thoughts and plans of the human heart will be revealed to him. Do we Christians stand the test before Christ, if we do not confess to and serve saving and guiding power of His Gospel?

9. The individual who calls himself a Christian and the true Community of Christ have the *urgent duty* today to *stand fast* and, in the question of peace, to show the nations that Saviour as the way, the truth and the life, in whose name the speak. They have to *set an example* to the individual and the nation as a whole by totally rejecting war and the *preparation for war,* both in spirit and practice.

Only in this way can they, in love and truth, help their Christian and non-Christian brethren and *only in this way* can they be *responsible before God* for the fate of peoples in our day, so that these nations may follow the path of peace to the prophetic promise and its fulfilment in Christ.

Zum 75. Geburtstag von Gertrud Woker

Kurz vor Weihnachten konnte in Merligen am Thunersee unsere Gesinnungsfreundin Fräulein Professor Dr. Gertrud Woker ihren 75. Geburtstag feiern, wozu wir nachträglich noch herzlich gratulieren.

Fräulein Woker ist noch immer in ihre wissenschaftlichen Arbeiten vertieft. Noch täglich leistet sie ihr Arbeitspensum, das dem Zauberreiche wissenschaftlicher Chemie gilt, und worin sie eine anerkannte Kapazität ist. Dabei betreibt sie die Wissenschaft

nie um der bloßen Wissenschaft willen, sondern ihr Arbeiten und Forschen ist unmittelbare Beziehung zum Lebendigen. Gleich dem Dichter J. V. Widmann – der ebenfalls hier im Stampbach seine Ferientage verbrachte – wendet sich auch Gertrud Woker gegen alles, was den Menschen vom Menschen zu trennen vermag. Gerade ihr Eindringen in die Wunder und Rätsel der Chemie führte sie zu der Erkenntnis, daß Wissenschaft und Technik beidem dienen können, dem Guten und dem Bösen, dem Fortschritt oder der Vernichtung. Fräulein Professor Woker stellte sich auf die Seite der Friedensfreunde. Mit klugem Verstande und warmem Herzen wirbt sie für die Sache des Friedens. Mutig und mit ganzer Kraft setzt sie sich für Recht und Gerechtigkeit ein. Bescheiden in den persönlichen Belangen, ist sie eine wahrhaft große und tapfere Frau.

H. Zbinden

BUCHBESPRECHUNG

William O. Douglas: Gärender Orient. Diana-Verlag Zürich.

Der bekannte amerikanische Bundesrichter William O. Douglas hat dieses Buch geschrieben. Es trägt den Untertitel: «Vorderasien zwischen Ost und West» und ist also im Hinblick auf die amerikanische Auseinandersetzung mit dem Kommunismus geschrieben. Zum Glück für das Buch vermochte aber die gewaltige Wirklichkeit des «gärenden Orients», diese in allen Ländern des Orients aufbrechende und anhebende Revolution der riesigen Bauernmassen, die zugleich Elendsmassen sind, seinen Verfasser nicht nur zu einem fesselnden und aufschlußreichen Bericht über seine Reisen, die ihn in die wichtigsten Länder des Vorderen Orients und nach Indien führten, sondern zu einer menschlich tiefer grabenden Besinnung über die Grundprobleme dieser Länder und Menschen zu veranlassen. Es ist der Vorzug dieses Buches, daß immer wieder ein undoktrinäres Amerikanertum im guten Sinne, ein menschliches Verstehen und Mitempfinden beim Verfasser durchbricht, so daß wir wirklich «die Hauptnöte und Sorgen dieser Gebiete» kennen lernen. Darin spricht das Buch eine gewaltige unmißverständliche Sprache. Ob wir mit dem Verfasser in Persien weilen oder am Libanon, in Syrien oder in Indien, in Griechenland oder in Israel, überall drängen sich die entscheidenden Lebensfragen dieser Menschen und Völker auf. Und alle diese Fragen sind unauslöschlich in das *Bewußtsein* dieser Völker aufgestiegen und verlangen, ja schreien nach Lösung und Heilung.

In einem «Schlußwort» kommt William O. Douglas zu einer demokratischen Selbstbesinnung, die eine sehr bittere Selbstanklage für die Vertretung und Propaganda und vor allem die politische Praxis des Westens enthält und auf jene Alternative hinzeigt, auf die wir in den «Neuen Wegen» seit Jahren aufmerksam machen: Der Antikommunismus jeder Prägung und Färbung ist der stärkste Förderer jenes Kommunismus, den um der menschlichen Belange willen niemand wollen und wünschen kann. Aber gerade auch der Antikommunismus eines William O. Douglas sieht zu wenig, daß in der menschlichen Geschichte diejenigen Kräfte sich durchsetzen, die die entscheidenden Dinge wirklich tun. Wer mit dem besseren Wissen und der Einsicht in das menschlichere Tun das Gebot der Stunde mißachtet, ja gegen dieses Gebot mit allen Mitteln und Möglichkeiten handelt, die ihm zur Verfügung stehen, der möge sich dann nicht wundern, wenn er mit aller militärischen Gewalt und aller Macht des Dollars eben doch nicht eine «menschlichere, gerechtere und freiere Welt» zu schaffen vermag, wie sie sich nach seinem politischen Katechismus ausweist, sondern doch der gegnerischen Welt das Feld überlassen muß. Wer die besseren Lösungen nicht verwirklicht, wird durch die in seinen Augen schlechteren Lösungen des Kommunismus gerichtet werden. Viel wäre es schon, wenn sich im Westen und vor allem in seinen regierenden Kreisen rasch und in eindeutigen Taten die Einsicht von William

O. Douglas durchsetzte: «Die neue asiatische Welt wird anders aussehen als die unsrige; sie wird einen starken sozialistischen Einschlag haben, den wir uns selbst nicht wünschen. Wir müssen lernen, neue Ideen zu ertragen. Wir müssen daran denken, daß ein kennzeichnendes Merkmal der Welt ihre Vielgestaltigkeit ist. Die Welt wird sich nicht nach westlichem Vorbild (soweit es überhaupt noch ein «Vorbild» ist! D. Schr.) ummodeln lassen. All die Legionen der früheren Weltreiche sind daran gescheitert, und ihr Scheitern ist heute gerade das Problem.» In der Tat — darum geht es. Und haben die Demokratien dafür in der jetzigen Weltlage eine echte Lösung und haben wir einen Sozialismus, der sich dieser Aufgabe bewußt ist?

Verlag und Übersetzer haben gleicherweise zu einer gediegenen Herausgabe des Buches beigetragen, und die große Zahl der Photographien vermittelt gute Illustrationen zum Text.

Albert Böhler

WELTRUNDSCHAU

Berliner Theater In dem Augenblick, da wir schreiben, ist die Berliner *Konferenz der vier Außenminister* noch in vollem Gang. Ihr Endergebnis bleibt abzuwarten; wenn die Verhandlungen aber so weitergehen wie bisher, dann ist — trotz aller äußerlichen Konzilianz, der sich, besonders am Anfang, die Minister gegenseitig beflissen — ihr Mißerfolg mindestens im Hauptpunkt, der deutschen Frage, sicher. Das mußten natürlich beide Teile von vornherein voraussehen. Weder durften die Russen damit rechnen, daß die Westmächte auf die Wiederaufrüstung Westdeutschlands verzichten würden, noch die Westalliierten damit, daß die Sowjetunion den deutschen Osten räumen werde, ohne sicher zu sein, daß ein geeintes Deutschland nicht mit Sack und Pack ins feindliche Lager überlaufen werde. Die Westmächte richteten darum, wie die Sowjetunion, ihre Konferenztaktik vollkommen auf Propagandawirkung aus. Die westlichen Außenminister gedachten, Molotow einmal richtig zu «stellen», ihn durch genau vereinbarte gemeinsame Vorstöße zunächst zur Annahme *ihrer* Tagesordnung und dann zur klaren Ablehnung *ihrer* «Lösung» der deutschen Frage zu zwingen, um dann jeden Widerstand des Russen als «Ausweichen», als «Ablenkungs- und Spaltungsmanöver», überhaupt als Sabotierung einer Verständigung brandmarken zu können. Was ihnen auch im Hinblick auf die öffentliche Meinung des Westens durchaus gelungen ist. (Man lese nur etwa die bürgerliche und sozialdemokratische Presse der «neutralen» Schweiz!)

Einen besonders feinen Schachzug glaubten die beiden angelsächsischen Außenminister zu tun, indem sie fast regelmäßig ihren Kollegen Bidault vorschickten, wenn es galt, dem Russen eine gehörige Lektion zu geben. Das widerspenstige Frankreich sollte dadurch möglichst unwiderruflich auf die atlantische Linie festgelegt werden. Daß Staatssekretär Dulles trotzdem der eigentliche Dirigent der westlichen Dele-

gationen ist, erscheint selbstverständlich. Mr. Eden spielt, wie üblich, die Rolle des «glänzenden Sekundanten». Er tat das ja — mit verhängnisvoller Wirkung — schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Eben jetzt ist über diese Unglückszeit ein Buch des italienischen Geschichtsschreibers Gaetano Salvemini («Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg») erschienen, aus dem R. H. S. Crossman im «New Statesman» (6. Februar) eine bezeichnende Stelle anführt. «Meine Meinung», so schreibt Salvemini,

«nicht nur von der Intelligenz, sondern auch von der moralischen Unantastbarkeit der Männer, die England in jenen Jahren regierten, hat eine Reihe von katastrophalen Stößen bekommen ... Die Leiter der Konservativen Partei und des britischen Außenministeriums täuschten das englische Volk während des ganzen Jahres 1935, indem sie es glauben machten, sie wollten Mussolini zur Vernunft bringen, während sie ihm tatsächlich freie Hand in Äthiopien ließen. Keiner dieser Herren faßte jemals ein unmittelbar wirksames System von Sanktionen ins Auge; Eden spielte geschickt seine Rolle in der Posse und wußte genau, *daß* es ein Possenspiel war. Und schließlich hatten die Führer der britischen Konservativen ums Jahr 1936 eine Verständigung mit Hitler erzielt, die ihm freie Hand gegen Rußland gab, unter der Bedingung, daß er auf eine Bedrohung Westeuropas verzichte.»

Der gleiche Eden spielt jetzt ein womöglich noch übleres Spiel — und weiß wiederum genau, *daß* er es tut. Molotow, der schließlich auch nicht von gestern ist, ließ sich natürlich von der Taktik seiner westlichen Gegenspieler nicht düpieren. Als Einziger gegen die drei andern hatte er zwar einen harten Stand, aber er zog sich im ganzen nicht schlecht aus der Affäre. Ihm mußte es vor allem darauf ankommen, die Unmöglichkeit eines bedingungslosen russischen Rückzugs aus Ostdeutschland zu demonstrieren, wie ihn — auf dem Weg über sofortige gesamtdeutsche Wahlen — die Außenminister der Westmächte forderten. Er tat das durch die Entwicklung eines reichlich verwickelten und spitzfindigen Planes zur Schaffung eines geeinten, für seine Nachbarn ungefährlich gemachten Deutschlands, eines Planes, der natürlich prompt abgelehnt wurde, nicht nur weil die Westmächte *grundsätzlich* kein neutralisiertes, auch vom Westen unabhängiges Deutschland wollen und hochmütig jede auch nur vorläufige Anerkennung des ostdeutschen Regimes ablehnen (mit Franco, Tschiang Kai-shek usw. sind sie nicht so zimperlich!), sondern auch weil Molotows Plan *berechtigten* Anlaß zu Einwänden gibt. Ähnliches gilt von Molotows zweitem großen Plan — demjenigen für ein europäisches Sicherheitssystem. Nicht daß die westmächtliche Behauptung richtig wäre, die Sowjetunion ziele damit nur darauf ab, «ihre Vorherrschaft bis an den Atlantik auszudehnen und Deutschland samt seinen Nachbarn zu Satelliten zu machen», wie dies auch eine «Neue Zürcher Zeitung» getreulich nachschwatzte; das ist so unfair wie die Unterstellung, Molotow habe mit seinem Deutschlandplan nur die «Sowjetisierung ganz Deutschlands» bezweckt. Aber das stimmt schon, daß nach allem, was seit 1917 geschehen ist, die Vereinigten Staaten nicht einfach von der Mitsprache bei der Gestaltung der europäischen Dinge ausgeschlossen werden können, und daß

Deutschland keine Entwaffnung auferlegt werden kann, die nicht von einer *allgemeinen* Abrüstung gefolgt würde.

Viel wirksamer wäre es darum gewesen, Molotow hätte klar und bündig den Rückzug der Sowjetunion aus Ostdeutschland angeboten unter der Bedingung, daß Deutschland im Friedensvertrag als dauernd entmilitarisiert erklärt werde. Dann hätte Rußland seine eigene Abrüstung offerieren und auch diejenige der Westmächte fordern können, im Rahmen eines Sicherheitsvertrages, der von *allen* UNO-Mitgliedern zu gewährleisten gewesen wäre und dem unheilvollen System des «bewaffneten Friedens» ein Ende gemacht hätte.

Weil das alles *nicht* gewagt wurde, kann jetzt das demagogische Schlagwort von den «freien Wahlen», die allein die deutsche Frage zu lösen vermöchten, seine Wirkung weiter tun — bei den Naiven und Kurzsichtigen wenigstens. Denn die anderen wissen genau, daß erst die entschlossene Zerstörung aller deutschen Träume von Revanche und Viertem Reich die Möglichkeit verhältnismäßig freier Wahlen schaffen wird — von Wahlen nämlich, die nicht durch einen alldeutschen Nationalismus beherrscht und verfälscht sind, wie er unfehlbar und rauschartig entfesselt würde, wenn Wahlen im Zeichen des Kampfes um die deutsche Wiederaufrüstung, die Zurückgewinnung der verlorenen Ostgebiete und die Wiederherstellung der vollen Souveränität Deutschlands veranstaltet würden. Die westdeutschen Wahlen vom 6. September haben ja bereits einen Vorgeschmack davon gegeben, was zu erwarten wäre, wenn sich eine *potenzierte* «Adenauerkampagne» hemmungslos entfalten könnte. Will man wirklich eine Wiederholung jener anderen «freien Wahlen», durch die Hitler Anno 1933 zur Macht kam?[1]

Gebe sich doch niemand einer Täuschung über die Absichten der westdeutschen Regierung und der hinter ihr wirkenden Mächte hin! Friedrich Wilhelm Foerster verweist in seinem Erinnerungsbuch «Erlebte Weltgeschichte» mit Recht auf das Programm des westdeutschen Bundesministers Seebohm: «Was deutsch war, muß wieder deutsch

---

[1] Mit Recht bemerkt im «Anderen Deutschland» (Nr. 4) ein westdeutscher Mitarbeiter, daß

«Wahlen, bei denen der Rundfunk fast ausschließlich in den Dienst der der Regierung genehmen Parteien gestellt ist,

Wahlen, bei denen eine zum großen Teil mit den bekannten amerikanischen ‚Garoya-Krediten' unterstützte Presse den Leser zu einer bestimmten politischen Meinungsbildung zu veranlassen suchte,

Wahlen, denen eine Diffamierung lästiger oppositioneller Parteien und Vereinigungen vorausgegangen war, indem man sie und ihre Vertreter einfach mit der zum Schimpfwort gemachten Bezeichnung ‚getarnte Kommunisten' belegte,

Wahlen, die durch eine vorangehende Senkung der Tabak- und Kaffeesteuer den Wähler an einer echten und unbeeinflußten politischen Entscheidung zu hindern suchten,

Wahlen, bei denen zunehmend von der Kanzel herab für eine bestimmte Partei geworben wurde,

Wahlen, bei denen oppositionelle Parteien häufig in ihrer Wahlpropaganda

werden, und auch was nicht deutsch, sondern von Deutschen besiedelt war, aber zu fremden Staaten gehört, muß künftig deutsch werden», und schließt daraus, daß auch der Zusammenbruch von 1945 nicht imstande gewesen sei, «selbst sehr maßgebende deutsche Kreise zu einer grundlegenden Revision derjenigen Programme zu bringen, denen die Verantwortung für die ganze Katastrophe zugeschrieben werden muß. Welches Vertrauen soll das Ausland zu einer gründlichen Umwandlung des deutschen politischen Denkens haben, wenn solche Erklärungen wie die oben zitierte als etwas Selbstverständliches betrachtet werden?» Oder meint man wirklich im Ernst, die Russen, Polen und Tschechen sollten den biederen Versicherungen der Dulles, Eden und Bidault Glauben schenken, wenn Westdeutschland nur einmal in der «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» sei und seine zwölf Divisionen habe, werde es darauf verzichten, sich eine vollausgebaute Wehrmacht zu schaffen und sie — mit Amerikas Atombombern als unwiderstehlicher Spezialwaffe — nach alter, mehr oder weniger bewährter deutscher Methode im Dienste der «nationalen Belange» auch tatsächlich einzusetzen? Selbst der Westberliner Korrespondent des Zürcher «Volksrechts» — also eines sozialdemokratischen, gewiß nicht gegen die «Verteidigung der freien Welt» eingenommenen Blattes — muß feststellen:

«Beobachter aus westeuropäischen Ländern sind der Ansicht, daß es sich schon sehr bald nicht mehr um 12 deutsche Divisionen, sondern um 24 und 48 handeln wird... Molotow sieht in Westeuropa eine Militärmacht heraufwachsen, die das bisherige Kräfteverhältnis empfindlich zuungunsten Moskaus verändern könnte. Das zu verhindern, ist Molotow nach Berlin gekommen, und dafür war er offenbar bereit, einen hohen Preis zu zahlen. (Nämlich die Räumung Ostdeutschlands. H. K.) Der Westen ging jedoch bisher darauf aus, die deutsche Einheit ohne Gegenleistung zu verlangen.»

Das ist — man muß immer wieder darauf bestehen — tatsächlich der Kern des Kampfes um Deutschland. Solange die Westmächte, wie sie es schon vor dem Zweiten Weltkrieg taten, Deutschland erneut gegen Rußland ausspielen und aufrüsten wollen, wird die Sowjetunion nicht aus Deutschland hinausgehen. Sie wird nicht einmal Österreich

---

dadurch behindert wurden, daß man ihnen Versammlungsräume verweigerte und ihnen die Plakat- und Flugblattwerbung praktisch unmöglich machte,

objektiv gesehen, *nicht als freie Wahlen zu werten* sind».

Natürlich seien auch Wahlen nach ostdeutschem System nicht frei. Um so verdächtiger sei es, «daß eines der beiden Wahlverfahren einen Ausschließlichkeitsanspruch erhebt, indem seine Anwendung als Voraussetzung für die Wiederherstellung der deutschen Einheit verlangt und mit der Bezeichnung ‚Durchführung freier Wahlen' etikettiert wird. Es sind die Westmächte, die diese Forderung stellen, wobei ihnen Dr. Adenauer tatkräftig sekundiert. Sie rechnen damit, daß, wenn die Wahlen nach dem Muster des 6. September unter Anwendung bewährter Tricks in Gesamtdeutschland stattfinden, sie auf Grund des so erzielten Wahlergebnisses die Ostzone, ohne einen Preis für sie zu bezahlen, einkassieren und in das westliche Bündnissystem eingliedern können.»

räumen, das nun schon seit Jahren jammert, daß es keinen «Staatsvertrag» bekomme — das gleiche Österreich, das Hitler so begeistert zujubelte, als er in seine Stammheimat einmarschierte, und keineswegs das «schuldlose Opfer nazistischer Vergewaltigung» ist, als das es sich aufspielt. Wobei die Sozialdemokraten mit ihrer instinktlosen Anschlußpropaganda ihr vollgerüttelt Maß von Schuld mittragen! Für Österreich wie für Deutschland wird der Weg erst frei, wenn den Deutschen ein für allemal die Waffen aus der Hand genommen sind, mit denen sie immer nur das entsetzlichste Unglück angerichtet haben.[2] Die «Enttäuschung» und «Entrüstung» der Österreicher über die Haltung der Sowjetdelegation nimmt sich doppelt merkwürdig aus, wenn es wahr ist, was der Spezialkorrespondent des «New Statesman» aus Berlin berichtet, daß nämlich Dr. Figl den Rückzug aller Besetzungstruppen hätte erreichen können, wenn er nicht *unter amerikanischem Druck* seine ursprüngliche Bereitschaft zur Neutralisierung Österreichs zurückgenommen hätte. Mr. Dulles habe eben von einer Neutralisierung Österreichs sowenig wissen wollen wie von derjenigen Deutschlands.

Aber wie soll das gelingen? Wie soll Europa aus der Sackgasse herauskommen, in die sie die Staatskunst der beiden Machtblöcke hineingetrieben hat? Wie soll die gegenseitige Verkrampfung von West und Ost, ihre Versteifung auf unhaltbare Stellungen, ihr abgrundtiefes Mißtrauen gegeneinander überwunden werden — der ganze unglückselige Geisteszustand, den die Berliner Konferenz aufs neue enthüllt hat? Es wird schon ein Aufstand der Völker selbst gegen ihre Führer und Verführer nötig sein, wenn der Kalte Krieg nicht früher oder später in den heißen umschlagen soll. Und keine Mühe darf gescheut werden, um von *unten* her einen courant d'opinion zu erzeugen, der mit seiner Friedens- und Verständigungskraft auch die Führungsschichten erfaßt und auf die Bahn der Vernunft und des Gewissens zwingt.

Neue Strategie! Die öffentliche Meinung besonders Westeuropas wird freilich in bezug auf die deutsche Frage ganz planmäßig irregeführt, indem man ihr ständig das Gespenst eines drohenden russischen Überfalls auf die «freie Welt» vorgaukelt und damit

---

[2] Wie die Westdeutschen, so weigern sich auch die Österreicher entrüstet, die militärische Neutralisierung ihres Landes anzunehmen. Sie muten also den Russen zu, ihre Besetzungszone zu räumen in der Gewißheit, daß sich dann Österreich dem westmächtlichen Militärsystem anschließen und im Kriegsfall Aufmarschgebiet gegen die Sowjetunion, die Tschechoslowakei und Ungarn sein wird. Davon sagen sie natürlich kein Wort; um so lauter fordern sie Freiheit, Freiheit und noch einmal Freiheit als heiligstes Menschen- und Völkerrecht — das Recht also, sich in die Militärfront gegen den Ostblock eingliedern zu dürfen. *Das* steht hinter dem ganzen pathetischen Freiheitsgerede der Österreicher wie der Deutschen! Die Heuchelei ist auch hier ein bißchen gar zu weit getrieben ...

die Notwendigkeit einer gesamteuropäischen Verteidigungsgemeinschaft begründet. Würde man rückhaltlos klarstellen, daß es sich vor allen Dingen um die Wiederherstellung der deutschen Wehrmacht handelt, die bereits zwei Weltkriege — und zwar im Kampf auf zwei Fronten — durchgestanden hat und bis in den Kaukasus und an die Grenzen Ägyptens gekommen ist, dann wäre es mit den Diskussionen um Deutschland bald vorbei. So hat man eben die EVG und die berühmte Europaarmee erfunden, an die auch das inzwischen demokratisch und friedliebend bis auf die Knochen gewordene Deutschland seinen bescheidenen Beitrag leisten müsse. Man weiß natürlich sehr wohl, daß die «Sicherungen» gegen ein Wiederaufleben der deutschen Nationalarmee, die in den EVG-Vertrag eingebaut werden sollen, auf dem Papier stehen bleiben müßten, wenn einmal der deutsche «Dynamismus» wieder entfesselt wäre, und macht sich auch bereits ganz kühl auf eine westdeutsche Wiederaufrüstung «aus eigener Machtvollkommenheit» à la Hitler gefaßt. Aber man muß eben vorläufig noch «so tun als ob», muß versuchen, die Nachbarn Deutschlands einzuschläfern und sie von der *wirklichen* Gefahr, die ihnen erneut droht, durch Vorspiegelung einer *Schein*gefahr abzulenken.

Ist das gelungen? Zum Teil sicher. Aber doch nicht ganz. Hören wir darüber einen unverdächtigen Zeugen. Einer der Hauptpropagandisten des General-Motors-Konzerns in Detroit, Henry J. Taylor, hat sich letzten Herbst in einer Radiosendung (die als Sonderdruck herauskam) bitter beklagt, daß er auf einer monatelangen Reise durch Europa beim gewöhnlichen Volk keinerlei Verständnis für die dringende Notwendigkeit der massivsten Rüstung gegen die russische Gefahr gefunden habe. Der französische Verteidigungsminister Pleven habe ihm trübsinnig gesagt: «Mr. Taylor, es fällt uns jeden Tag und die ganze Zeit über schwerer und schwerer, die Furcht vor der Sowjetunion aufrechtzuerhalten.» Und das könne man, so gesteht der Amerikaner, den Franzosen eigentlich gar nicht übelnehmen, seien sie doch «innert drei Generationen dreimal von Deutschland angegriffen und überrannt worden». «Ich speiste kürzlich mit einem jungen französischen Provinzschullehrer in einer französischen Kleinstadt. ‚Ich weiß nichts von den Russen', sagte er, ‚ich hab' nie einen von ihnen gesehen. Sie haben mir nie etwas zuleid getan. Aber die Deutschen kenne ich. Sie haben meinen Vater umgebracht und fast mich selber auch. Ich hasse die Sowjets nicht. Ich hasse bloß die Deutschen'[3].»

Nicht besser steht es in Italien. «*Ein* Umstand, der den amerika-

[3] Neuerdings berichtet der «Observateur»: «Die Gegnerschaft gegen die Verträge von Bonn und Paris entwickelt sich im Land herum in immer kräftigeren Formen. In ganz Frankreich sind in den letzten Wochen zahlreiche Versammlungen zum Protest gegen die Absicht der Regierung, die Wiederaufrüstung Deutschlands durch das Parlament genehmigen zu lassen, abgehalten worden, an denen die verschiedenartigsten Persönlichkeiten teilgenommen haben.»

freundlichen Ministerpräsidenten de Gasperi zu Fall brachte, war, daß er immer von der Notwendigkeit redete, sich auf den Krieg vorzubereiten und Italien aufzurüsten. Seine Gegner redeten von Preisen, Mieten, Löhnen, Bodenreform — von allem, nur nicht von Rüstungen, so wie das gerade auch die Kommunisten tun.» Und Jugoslawien? «Ich kann Ihnen sagen, Tito hat heute abend mehr jugoslawische Truppen und amerikanisches Kriegsmaterial — eingeschlossen amerikanische Düsenflugzeuge — an der Grenze gegenüber Italien rund um Triest stehen als an den Grenzen, die gegen Rußland zu liegen. Und doch ist es sicher nicht unsere Absicht, Tito für einen Krieg gegen Italien zu bewaffnen. Die Italiener ihrerseits fürchten offenkundig Tito mehr als Rußland. Sie wissen nichts von Rußland. Von Jugoslawien nebenan glauben sie ziemlich viel zu wissen.»

Das gleiche Schauspiel in Afrika und Asien:

«Wir sehen unseren Feind in Rußland. Viele Völker da drüben denken an andere, ihnen näherliegende Länder, wenn sie an Krieg denken. Ägypten will Waffen von uns haben. Aber zur Verteidigung gegen Rußland oder zum Gebrauch gegen die Briten, die den Suezkanal besetzt halten?... Die Araber wollen Waffen von uns. Aber zur Verteidigung gegen Rußland oder zum Krieg mit Israel? Ich hörte nie einen Araber sagen, daß Rußland sein Feind sei. Indien wie Pakistan wollen Waffen von uns. Würden diese aber für die Verteidigung gegen Rußland eingesetzt oder für den Krieg gegeneinander? Wir wollen, daß sich beide auf die sowjetische Drohung konzentrieren. Aber was Sie in Indien hören, wenn Sie hingehen, ist immer nur der Konflikt zwischen Indien und Pakistan. Von einem Konflikt mit Rußland oder irgendeiner Gefahr, die von Rußland ausgehe, hören Sie nie ein Wort.»

Angesichts solch betrüblicher Erfahrungen bereitet man sich in den Vereinigten Staaten mehr und mehr auf eine «neue Strategie» vor. Statt Satelliten in der ganzen Welt herum zu kaufen und zu bewaffnen, will man sich mehr als bisher auf den *Ausbau der Luftwaffe* werfen und deren *rücksichtslosen Einsatz* gegen die kommunistischen Länder androhen, während die Landstreitkräfte abgebaut werden könnten. Das neue Budget sieht bereits eine Verminderung der Bodentruppen um 400 000 Mann vor, was die Wehrausgaben um drei Milliarden Dollar zu kürzen erlauben soll. Dabei spielt natürlich der Wunsch, die Steuerlast zu ermäßigen, eine Hauptrolle; auch in den übrigen Zweigen des Staatshaushalts will man ja noch vier Milliarden einsparen. Aber nicht weniger maßgebend sind militärische Erwägungen. Die neuen Massenzerstörungswaffen, namentlich die Atom- und die Wasserstoffbombe, sollen — das ist der Sinn der Umstellung, die sowohl Präsident Eisenhower als Staatssekretär Dulles öffentlich angekündigt haben — von nun an sofort gegen die Sowjetunion und China *direkt* eingesetzt werden, falls die «Roten» irgendwo auch nur auf begrenztem Raum eingreifen würden; mit lokalen Landoperationen werde man jetzt nicht mehr antworten. Freda Kirchwey zitiert in «The Nation» die Neuyorker «Daily News», die erläuternd feststellt, daß es künftig keine matten Gegenoffensiven wie in Korea mehr geben werde. «Wäre sie (die neue

Strategie) schon 1950 wirksam gewesen, so hätten die Vereinigten Staaten gleich Luftmacht, Atomwaffe und als Unterstützung Seemacht gegen Nordkorea geworfen oder das Rote Reich an einer oder mehreren empfindlichen und unverteidigten Stellen getroffen.» Und die Chefredaktorin der «Nation» fährt fort, die Zukunftsmöglichkeiten der neuen Kriegführung andeutend:

«Angenommen zum Beispiel, in Iran bricht eine kommunistische Revolution aus. Angenommen ferner, russische Truppen überschreiten die Grenze oder Rußland schickt Material, ‚Sachverständige' und vielleicht etliche ‚Freiwillige' hin. Dann würden amerikanische Bomber oder ferngelenkte Geschosse von europäischen Stützpunkten aus augenblicklich Vergeltung an Moskau üben, und die Russen würden mit gleicher Münze heimzahlen ... Wie die ‚Washington Post' neulich bemerkte, hat Dulles tatsächlich verfügt, daß es künftig keine begrenzten Kriege mehr geben wird, außer wir beschließen selber eine Begrenzung. Der volle Preis, den wir für diese Verfügung (die «neue Kriegführung») zu bezahlen haben werden, wird erst noch zu berechnen sein. Unser Blatt glaubt, er werde ruinös hoch sein — und nicht nur in anderen Ländern. Man kann sich nicht vorstellen, daß das amerikanische Volk, wenn es erst einmal ihre volle Bedeutung verstanden haben wird, einer Politik atomischer Angriffe seine Zustimmung geben wird, es sei denn als direkte Vergeltung eines solchen Angriffes auf uns.»

Auch der Londoner «New Statesman» warnt vor der «neuen Strategie»:

«Sie bedeutet nichts anderes, als daß die Vereinigten Staaten alles auf die Karte der Drohung mit einem Weltatomkrieg setzen, als Abschreckungsmittel gegen eine sowjetische und chinesische Machterweiterung. Aber die Welt in zwei feindliche Lager teilen und sich dann selbst um jede andere als die letzte Waffe bringen, das ist der allergefährlichste Weg.»

Ob solche Warnung den geringsten Eindruck auf die Atomstrategen der allerchristlichsten Nation unserer Welt macht?[4]

[4] Die neue amerikanische Strategie erscheint in einem besonders merkwürdigen Licht, wenn man vernimmt, was *vor* ihrer Verkündigung ein immerhin sachkundiger Beurteiler wie der bisherige Vorsitzende der amerikanischen Atomkraftkommission, Gordon Dean, festgestellt hat. Wie Professor Blackett, der berühmte englische Kernphysiker, im «New Statesman» (13. Februar) aus Dean's Buch «Atombericht» zitiert, ist man sich in den Vereinigten Staaten völlig im klaren, daß erstens die Sowjetunion genügend Atomwaffen hat, um Amerika ebenso schwer zu treffen wie dieses die Sowjetunion; zweitens daß infolgedessen weder Amerika noch Rußland einen Krieg entfesseln werden, bei dem sowohl der Angreifer wie der Verteidiger ruiniert würden, also die Atomwaffe für die Kriegführung bereits ausgeschieden ist; und drittens daß schon aus finanziellen Gründen weder eine aktive (militärische) noch eine passive (zivile) Abwehr von Luftangriffen mehr möglich ist. Was für einen Sinn hat also, so muß man sich fragen, noch eine Politik und Diplomatie, die, wie die amerikanische, vorwiegend mit der Drohung eines Atomkrieges arbeitet, um den Gegenspieler mattzusetzen? In der Sowjetunion weiß man natürlich genau, daß eine solche Drohung nicht ernst gemeint sein kann, wenn Amerika nicht Selbstmord begehen will, und läßt sich deshalb dadurch ganz und gar nicht imponieren. Professor Blackett glaubt, Eisenhower und Dulles betrieben diesen Bluff (denn so muß man es doch heißen) nur noch darum, weil sie vor den letzten Präsidentenwahlen versprochen hätten, eine schärfere Politik gegen Rußland einzuleiten und gleichzeitig doch die Steuern herabzusetzen. Aber was für eine Politik ist das dann! Es ist himmelschreiend, mit wieviel Demagogie und Gewissenlosigkeit die Welt regiert wird!

Das letzte Glied der Kette Vorerst sieht es gar nicht darnach aus, daß Amerika seine Atomkriegspolitik aufzugeben gewillt sei. Im Gegenteil, die Kette amerikanischer Militärstützpunkte um die Sowjetunion herum, von denen die Atombomber aufsteigen sollen, wird immer fester geschmiedet. Zurzeit klafft darin nur noch *eine* Lücke: zwischen der Türkei auf der einen und Thailand (Siam) auf der andern Seite. Der türkische Staatspräsident ist jüngstens selber in Washington gewesen, um über die Erweiterung des türkisch-amerikanischen Bündnisses zu einem *vorderasiatischen Militärsystem* zu verhandeln, in das auch Irak, Persien, Afghanistan und Pakistan einbezogen werden sollen — Länder also, die bisher wenig Lust zeigten, am Kalten oder gar an einem Heißen Krieg teilzunehmen. Am andern Ende der Achse Konstantinopel—Bangkok ist *Siam* schon jetzt ein zuverlässiger Vasall Amerikas. Die herrschende Klasse Thailands versäumt nichts, um die Kommunistenangst im Volk zu schüren. «An den Mauern jeder Polizeikaserne», so berichtet ein Mitarbeiter der «Neuen Zürcher Zeitung» aus der Hauptstadt Siams, «sind Plakate angeschlagen, die sehr deutliche Hinweise tragen: Eine Uhr steht auf fünf vor zwölf, während am blutroten Horizont die Silhouette des chinesischen Soldaten auftaucht» ... Das freut gewiß die Amerikaner, die, wie der Korrespondent bemerkt, «auf Siam als einen ihrer sichersten Verbündeten rechnen»:

«Auf dem Flugplatz von Donmuang stehen die amerikanischen Flugzeuge der Fliegermission, welche die thailändischen Piloten instruiert, und ein gelbes Vermessungsflugzeug der amerikanischen Luftwaffe ergänzt das Bild. Amerikanische VC-Apparate ... fliegen hohe siamesische Offiziere und ihre Familien im Land herum, wenn sie auf Inspektionsreisen gehen. Nicht nur auf militärischem Gebiet macht sich der amerikanische Einfluß geltend. Die Vereinigten Staaten haben in verschiedenen Formen auf allen Gebieten der siamesischen Wirtschaft Dollars investiert — nur behaupten gutunterrichtete Kreise in letzter Zeit, daß sie gelegentlich etwas müde werden, dieses Geld im losen Sand der Administration versickern zu sehen.»

Man kann es natürlich auch so ausdrücken, wenn man nicht direkt sagen will, daß nun eigentlich bald genug Bestechungsgelder nach Siam geflossen seien ...

Item — Siam ist soweit sicher. Die Türkei auch. Zwischendrin aber liegt *Pakistan*, das erst noch tüchtig bearbeitet werden muß. Immerhin: alles spricht dafür, daß Pakistan schon bald ein treues Mitglied der Familie der freien Völker werden wird (wenn es auch vorerst eine der reaktionärsten Feudaldespotien Asiens ist), hofft es doch mit Allahs und Dulles' Hilfe der Führerstaat der mohammedanischen Welt zu werden und vor allem seine militärische Stellung gegenüber Indien kräftig verstärken zu können. Freilich, Indien ist heftig beunruhigt. Und auch in den andern Ländern Süd- und Südostasiens sieht man eine Festsetzung Amerikas in Pakistan recht ungern; vor dem Kommunismus hat man eben, besonders mit dem Vorbild des neuen Chinas vor Augen, keine

große Angst, während man sich gegen jede Form imperialer und kolonialer Ausnützung durch die westliche Welt leidenschaftlich auflehnt und von Amerika alles andere, nur keine wirksame Unterstützung im Kampf gegen Armut, Krankheit und Unbildung erwartet.

Die Sowjetunion und China selbst protestieren zwar gleichfalls gegen Amerikas Absichten mit Pakistan. Aber sie können der weiteren Entwicklung dennoch mit Gelassenheit zuschauen. Professor Owen Lattimore, einer der besten amerikanischen Asienkenner, erinnert in der «Nation» (23. Januar) mit Recht daran, daß insbesondere die Russen, als Gläubige der materialistischen Gesellschaftslehre, die Entscheidung des Kampfes um Asien nicht in erster Linie von militärischer Machtentfaltung oder gar von bloßer Propaganda erwarten, sondern vom Wirken der *wirtschaftlichen* Kräfte. Und die haben sie wohl auf *ihrer* Seite. Gerade jetzt sind die Sowjetunion und die Chinesische Volksrepublik daran, ihre wirtschaftlichen Beziehungen kräftig zu verstärken. Erst vor wenigen Tagen wurde gemeldet, daß die so wichtige Bahnverbindung Peking—Moskau nunmehr direkt hergestellt sei; gleichzeitig wird eine neue Eisenbahnlinie zwischen Westchina und den südsibirischen Sowjetrepubliken — Kasakstan, Tadschikistan usw. — bis hin zum Schwarzen Meer gebaut, so wie auch Mittelchina durch eine Bahn mit der Mongolischen Volksrepublik und Ostsibirien verknüpft wird. Für die Erschließung dieser ungeheuren Landmassen mit ihren bedeutenden Bodenschätzen und ihren reichen landwirtschaftlichen Möglichkeiten wird das von unschätzbarem Wert sein. Was haben die Amerikaner dem entgegenzusetzen? Bomberstützpunkte in Pakistan und eine abgestandene bürgerlich-kapitalistische Freiheitspropaganda, die keines der vielen asiatischen Völker anzusprechen vermag, welche eine ganz andere Art von Freiheit erstreben, als man sie in Poughkeepsie und Philadelphia, in Galveston und Hollywood versteht. Davon scheinen weder die «neuen Strategen» in Washington noch die großen Wirtschaftsführer eine Ahnung zu haben, die im Kabinett Eisenhower sitzen und die Welt für die Dollardemokratie reif machen wollen, erst recht nicht die McCarthy, Luce und Knowland, denen auch die demokratische Fassade nicht mehr viel wert ist, hinter der die halbfaschistische Parvenuschicht, in der Kriegs- und Nachkriegskonjunktur reich und mächtig geworden, immer begehrlicher auch nach der politischen Herrschaft greift.

Die Krise der amerikanischen Demokratie

Für den Fortgang der Weltpolitik und eine schiedlich-friedliche Verständigung über die großen internationalen Streitfragen bleibt es darum entscheidend wichtig, wie sich die *innere* Lage in den *Vereinigten Staaten* entwickelt. Das ist all denen schon längst selbstverständlich, die — wie der Schreibende selbst — überzeugt sind, daß der Schlüssel zum Verständnis der Welt-

spannung in Amerika liegt, bei den Kräften, die die Politik des mächtigsten und reichsten Landes unserer Erde beherrschen. Verweilen wir bei ihnen heute etwas länger als sonst und vergegenwärtigen wir uns in erster Linie, daß sich zurzeit in den USA ein *doppelter Kampf* abspielt: der Kampf einer im ganzen noch einflußlosen, aber doch vorhandenen und wohl auch wachsenden Opposition gegen den Ausverkauf der Demokratie und gegen den Katastrophenkurs der amerikanischen Außenpolitik auf der einen Seite, und der Kampf zwischen den Kräften, die hinter McCarthy stehen, und denjenigen, die das Regime Eisenhower stützen, auf der andern. Wie weit der Ausverkauf der amerikanischen Demokratie schon gediehen ist, soll jetzt nicht im einzelnen dargestellt werden; ein Schlaglicht auf die ganze Lage wirft immerhin ein erwähnenswertes Wort, das Richard Kennan, der Leiter einer Vereinigung «für die Verteidigung der Demokratie durch Erziehung» kürzlich in einem Vortrag gesprochen hat (siehe «The Nation», 16. Januar):

«Das Stimmungsklima weiter Kreise unserer Bevölkerung ist derart, daß das allfällige Bestehen eines (von beamteten wie privaten Anhängern des McCarthyismus getragenen) Spionagesystems ein sehr wirksames Schreckmittel für das Denken und die Meinungsäußerung in buchstäblich Hunderten von Schulzimmern ist. . . . Die Beherrschung des Denkens durch Erweckung von Furcht und Argwohn hat sich wie ein Krankheitsstoff ausgebreitet, der zuerst kaum bemerkbar ist, aber immer verheerender wird, bis es uns plötzlich zum Bewußtsein kommt, daß wir an ihm zugrundegehen. Viel davon könnte über Nacht beseitigt werden, wenn Menschen in hoher wie niedriger Stellung wirkliche Führerschaft, Mut und staatsmännische Fähigkeit bewiesen.»

Daß diese Eigenschaften insbesondere an höchster Stelle *nicht* vorhanden sind, das ist es nun gerade, was die gegenwärtige Lage der amerikanischen Demokratie so gefährlich macht. Denn darüber kann kaum ein Zweifel sein: McCarthy und seine Parteigänger gehen aufs Ganze. Sie streben — vielleicht schon für die Präsidentenwahl von 1956 — nach der Staatsmacht selbst, und die Kommunistenhetze ist ihnen gerade gut genug, um ihre Zwecke fördern zu helfen. «Es ist nunmehr klar», schreibt der amerikanische Pfarrer Stuart R. Schram im «Christianisme social» (November-Dezember 1953),

«daß die McCarthy-Leute diesen Augenblick gewählt haben, um ihren großen Sturm zu unternehmen. Eisenhower hat immer nachgegeben, wenn es sich um die Verteidigung der Grundsätze handelte; wird er nun endlich zurückschlagen angesichts dieses direkten Angriffs auf seine eigene Machtstellung? Auf welche Seite sich der Präsident auch stellen mag — so viel ist sicher, daß Amerika der entscheidenden Krise des hysterischen Antikommunismus entgegengeht . . . Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die von den amerikanischen Fachleuten selber vorausgesehen werden, drohen die Extreme zu stärken und diese Stimmungskrise in eine Krise der amerikanischen Demokratie zu verwandeln.»

In der Tat: die Regierung Eisenhower wehrt sich auch diesmal nicht *grundsätzlich* gegen den hysterischen Antikommunismus; sie sucht McCarthy vielmehr zu schlagen, indem sie ihn *übertrumpft*. Ihre jüngsten Entscheidungen und Stellungnahmen in der Außen- wie in der Innen-

politik sind maßgebend von dieser scheinbar so gerissenen Taktik bestimmt, nicht zuletzt ihr Angriff auf die «Schlappheit» der Regierung Truman im Kampf gegen den Kommunismus (Fall White) und ihre Absicht, gerichtlich abgeurteilte Kommunisten des Bürgerrechts zu berauben. «Es ist jetzt offenbar», so sagte alt Präsident Truman in seiner Radioansprache vom 16. November 1953,

«daß die gegenwärtige Regierung sich völlig dem McCarthyismus verschrieben hat, um daraus politischen Nutzen zu ziehen ... Das ist Verfälschung der Wahrheit, Preisgabe unserer geschichtlichen Vorliebe für anständiges Spiel. Es ist die Preisgabe eines ‚geordneten Rechtsverfahrens'. Es ist der Gebrauch der großen Lüge und der grundlosen Anklage gegen jeden beliebigen Bürger im Namen des Amerikanertums oder der Sicherheit ... Dieser furchtbare Krebs zehrt an den Lebensorganen Amerikas und kann den ganzen großen Freiheitsbau zerstören.»

Ganz gut, soweit — nur vergißt Herr Truman vollständig, daß er und seine Regierung recht eigentlich den demagogischen Antikommunismus in der inneren ebenso wie in der äußeren Politik selbst entfesselt haben! Trotzdem: daß der McCarthyismus für die amerikanische Demokratie lebensgefährlich ist, darin hat er sicher recht. Was steckt denn nun aber *sachlich*, als politisch-soziale Triebkraft, hinter dieser McCarthy-Bewegung? Die Neuyorker «Monthly Review» (Januar 1954) widmet dieser Frage eine aufschlußreiche Studie, deren Schlußfolgerungen auch hier, kurz zusammengefaßt, wiedergegeben seien. Die Mächte, die das Regime *Eisenhower* tragen — so erinnert die verdienstvolle Zeitschrift —, sind bekannt. Es sind auf der einen Seite zahlreiche der größten und stärksten kapitalistischen Konzerne, wie Standard Oil, General Motors, Chase National Bank und ihresgleichen, auf der andern Seite die führenden Familien der Geldaristokratie, der Rockefeller, Aldrich, DuPont, Lodge usw., die in allen Städten und Einzelstaaten ihr lokales Gegenstück haben und so das Kader der republikanischen Führungsschicht bilden. Kein republikanischer Präsident der Vergangenheit ist offenkundiger der Vertrauensmann der Hochfinanz und des kapitalistischen Großbürgertums gewesen als Eisenhower.

Im Unterschied davon vertritt McCarthy vor allem die durch den Zweiten Weltkrieg und die neue Rüstungshochkonjunktur nach oben gekommene Schicht der *Neureichen*, die in den Multimillionären der Ölindustrie von Texas vielleicht ihre kennzeichnendsten Vertreter hat, deren Angehörige aber in der ganzen Union und in allen Wirtschaftszweigen, sozusagen als Massenerscheinung, zu finden sind. Der neue Reichtum, der hier entstanden ist, bildet nämlich die «natürliche» Grundlage für eine faschismusähnliche Bewegung, wie sie in den Vereinigten Staaten bisher nie als allumfassende, in die Landespolitik unmittelbar eingreifende Kraft aufgetreten ist. Ehrgeizig, bedenkenlos, machtgierig und voll Eifersucht gegenüber der alten Geldaristokratie, findet die Schicht dieser neureichen Emporkömmlinge ihren natürlichen politischen Ausdruck in einer Bewegung, die — wie der McCarthyismus — zu-

gleich reaktionär, brutal und vulgär ist und alle Zeichen eines Massenerfolges aufweist. Dazu kommen dann als weitere Stützen der McCarthy-Bewegung ein paar ebenfalls von unbefriedigtem politischem Ehrgeiz erfüllte Gruppen anderen Charakters: der extrem rechte Flügel der Geldaristokratie, der sich etwa um die «Chicago Tribune» (McCormick-Konzern) und die Hearstpresse schart, ein Teil des politischen Katholizismus mit seiner besonders scharf antikommunistischen Haltung (McCarthy ist ja selbst römischer Katholik) und die politischen Abenteurer und Konjunkturritter aller Sorten, die dem Erfolg nachlaufen und die Reihen der McCarthy-Partei (wenn man bereits so sagen darf) füllen. All das natürlich auf dem Hintergrund des populären Antikommunismus, der — wie man ganz richtig gesagt hat — nicht der Angst vor dem Hunger entsprungen ist, sondern der Angst vor dem Hungrigen, der Angst der Besitzenden und Komfortablen vor dem Aufstand der Habenichtse, besonders in den «rückständigen» Ländern der Erde.

Das Gute ist nur, daß McCarthy, ungleich Hitler, neben seinem Antikommunismus kein Sozialprogramm besitzt, mit dem er zugleich die Massen anlocken und doch seine Geldgeber und Propagandahelfer behalten könnte. Auch ist es keineswegs sicher, daß — wie es beim Nazismus der Fall war — eine Wirtschaftskrise der McCarthy-Bewegung entscheidenden Auftrieb geben würde; eher ist das Gegenteil möglich, wobei dann die Demokraten die Gewinnenden wären, die schon jetzt wieder im Aufstieg begriffen scheinen, wie ihre letztjährigen Wahlerfolge in Wisconsin, New Jersey und Neuyork zeigen. Aber fürs erste nimmt doch die Volkstümlichkeit McCarthys und seiner Sache, trotz etlichen Rückschlägen, noch ständig zu und bildet eine ernste und wachsende Gefahr für das Regime. Daß sich Eisenhower und seine Stützen dieser Gefahr durch eine weitere Steigerung der antikommunistischen Hysterie erwehren könnten, ist natürlich ausgeschlossen; das gäbe nur neues Wasser auf McCarthys Mühlen und würde sein Ansehen erst recht erhöhen. Dies um so mehr, als es McCarthy ein leichtes wäre, im Notfall auch Eisenhower und die offiziellen Republikaner der Begünstigung des Kommunismus zu zeihen, hat doch der gegenwärtige Präsident, wie fast alle seine einflußreicheren Parteifreunde, nicht nur während des Krieges die «sowjetfreundliche» Politik und Strategie Roosevelts unterstützt, sondern auch nachher die «überparteiliche» Außenpolitik der Regierung Truman-Acheson mitgemacht, die McCarthy und seine Leute für die Ausbreitung des Kommunismus verantwortlich machen; man denke nur etwa an den Verlust Chinas für die «freie Welt» oder an das Abkommen von Potsdam, das jetzt Trumans und Achesons Nachfolgern soviel Kummer macht! Schon jetzt reist ja McCarthy im Land herum und hält Reden, in denen er Roosevelts und Trumans Amtsperioden als

«zwanzig Jahre Hochverrat» brandmarkt. (Wer denkt dabei nicht an Hitlers Schlagwort von den «vierzehn Jahren Schande», die die Zeit der Weimarer Republik darstelle?) Und wie lang wird es gehen, bis McCarthy ganz offen auch Eisenhower als kryptokommunistischen Verräter bezeichnet?

Es ist auf jeden Fall damit zu rechnen, daß der Kampf zwischen Eisenhower und McCarthy in der nächsten Zeit an Schärfe und Verbissenheit eher zu- als abnehmen wird — und das kann auch für die Entwicklung der amerikanischen Außenpolitik von erheblicher Bedeutung werden. Vergessen wir aber bei all dem nie, was auch die «Monthly Review» am Schluß ihres Aufsatzes festhält: «daß das Grundübel der *Kapitalismus* ist, nicht der McCarthyismus. Wir werden aus dem Morast nie herauskommen, und ebensowenig die Welt im ganzen, solange die Vereinigten Staaten ihr gegenwärtiges verrücktes Wirtschaftssystem haben. Das heißt ohne Zweifel, daß wir noch einen langen Weg vor uns haben. Aber wir wollen auf jeden Fall die Richttung nicht aus dem Auge verlieren, in der wir gehen.»

„Volkskapitalismus"! Was — verrücktes Wirtschaftssystem? werden die Bewunderer Amerikas entrüstet fragen. Hat nicht gerade das freie Unternehmertum, das für die Wirtschaft der Vereinigten Staaten so kennzeichnend ist, die unerhörtesten Triumphe gefeiert und die Lebenshaltung des ganzen amerikanischen Volkes in einer Art und Weise gehoben, die in der Welt einzig dasteht? In der Tat, der Erfolg des amerikanischen Kapitalismus in der Schaffung von Wohlstand für alle ist für die meisten unserer Zeitgenossen (wenigstens im Westen) sozusagen ein Glaubensartikel. Vor allem natürlich für die Amerikaner selbst. Erst letzthin lasen wir in einer amerikanischen Gewerkschaftszeitung einen Artikel, dessen Verfasser mit scheuem Respekt und ohne wesentliche Kritik das Buch eines begeisterten Lobredners des USA-Kapitalismus — «Die große Wandlung» von F. L. Allen — bespricht. «Die Wandlung, die sich in unserer Gesellschaft zwischen 1900 und 1950 vollzogen hat», so heißt es da,

«übersteigt all unsere Vorstellungskraft. In dieser kurzen Zeitspanne ist Amerika die führende Nation der Welt geworden; hat sich aus einem Schuldnerland zum bedeutendsten Gläubiger der Welt entwickelt; hat unglaubliche Fortschritte von Medizin und Volksgesundheit, von Wissenschaft und Technik, von Ausweitung der Industrie- und Geschäftstätigkeit erlebt... Gut angezogen zu sein, ist heute fast für jedermann erschwinglich. Im Jahr 1949 kauften die Amerikaner nicht weniger als 543 Millionen Paar Nylonstrümpfe. Sie hatten Telephone, Staubsauger, Kühlschränke, Radios, Automobile, Fernsehanlagen, fließendes Wasser und Röhrenleitungen. Sie lasen die gleichen Zeitschriften und sahen die gleichen Filme. Jagen, Fischen, Tennis und Golf sind nicht mehr nur bestimmten Einkommensklassen vorbehalten. Das Bildungsmonopol ist gebrochen.»

Und so fort — in dulci jubilo. Die landläufigen Amerikaschilderungen auch in der westeuropäischen Presse sind auf den gleichen Ton gestimmt. In der sozialdemokratischen (!) «Freien Innerschweiz» (Luzern) stand noch am 15. Dezember ein Leitartikel «Amerika und Rußland», der uns glauben machen wollte:

«In Tat und Wahrheit haben die Vereinigten Staaten das kapitalistische System längst aufgegeben. Sie stehen heute auf einer Stufe, die man als ‚Volkskapitalismus' bezeichnen könnte... Die amerikanische Produktionsform ermöglicht dem amerikanischen Arbeiter schon heute, einen Standard zu erreichen, der noch vor zwanzig oder dreißig Jahren den höheren und obersten Einkommensschichten vorbehalten war.»

Ist das wahr? Lassen wir für heute einmal ganz auf der Seite, was über den amerikanischen Kapitalismus *als Gesamterscheinung* zu sagen ist. Treten wir nicht näher auf die Materialisierung des ganzen Denkens und Lebens ein, das der Kapitalismus in Amerika erzeugt hat, auch nicht auf jene Ansammlung von Reichtum und Macht in verhältnismäßig wenigen Händen, die aus der amerikanischen Demokratie eine Farce gemacht hat, ebensowenig auf die Entfaltung unheimlichster Kriegskräfte, wie sie — als tödliche Gefahr für die Welt — die Spätperiode des amerikanischen Kapitalismus gebracht hat. Bleiben wir einfach bei der Frage stehen, ob das amerikanische Wirtschaftssystem wirklich jenen allgemeinen Volkswohlstand geschaffen hat, von dem man uns erzählt und von dem eine amerikanische Journalistin (Sylvia Parter in der «New York Post» vom 7. 1. 1953) rühmt: «Amerika steht der ‚absoluten Gleichheit' des Einkommens näher als irgendein anderes Land auf der Welt. Wir haben tatsächlich die ganz armen und armen Klassen aufgehoben.»

Ich könnte aus eigener Beobachtung in den Vereinigten Staaten einiges zur Beantwortung dieser Frage beitragen, ziehe es aber vor, eine Quelle sprechen zu lassen, deren Autorität kaum zu beanstanden sein wird — die amtliche amerikanische Statistik. Die letzten vollständigen Feststellungen stammen aus dem Jahre 1950, also einem Jahr ausgesprochener Hochkonjunktur (Beginn des Koreakrieges!). Daraus ergibt sich, knapp zusammengefaßt und alles in runden Zahlen ausgedrückt, folgendes:

4,6 Millionen amerikanische Familien, das heißt fast jede vierte Familie, hatten ein Einkommen von weniger als 1000 Dollar im Jahr, 20 Dollar in der Woche. (Zum Vergleich: die Kaufkraft eines Dollars entspricht etwa derjenigen von 1.60 bis 2 Franken.)

Drei von je vier Familien verdienten weniger als 100 Dollar in der Woche. Nur 3,3 Prozent aller Familien verdienten 10 000 Dollar und mehr im Jahr, also mindestens ebensoviel, wie die 4,6 Millionen Familien unter 1000 Dollar Einkommen in zehn Jahren verdienen.

Das amtlich errechnete Mindesteinkommen, das nötig ist, um einer Familie von vier Köpfen in städtischen Verhältnissen ein «bescheidenes,

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

aber ausreichendes» Leben zu sichern, bewegt sich etwa zwischen 3500 und 4000 Dollar. 20 Millionen amerikanische Familien, das heißt über 50 Prozent aller Familien, haben *weniger* als dieses Mindesteinkommen zu verbrauchen, das beispielsweise eine Nahrungsmittelration erlaubt, die niedriger ist als der Durchschnittsverbrauch je Kopf in den schweren Krisenjahren zwischen 1935 und 1939!

Das Einkommen der Negerbevölkerung ist noch geringer. Mehr als die Hälfte der Negerfamilien verdiente im Jahr 1950 nicht einmal 40 Dollar in der Woche. Nur *eine* Negerfamilie von zehn hatte ein Einkommen von mehr als 4000 Dollar im Jahr oder 80 Dollar in der Woche. Die Lebenshaltung der Großzahl der amerikanischen Neger liegt jedenfalls tief unter dem Durchschnitt der Bevölkerung Frankreichs und Belgiens, ja weithin sogar noch unter demjenigen der Bevölkerung Italiens, von Ländern also, die Amerika so freigebig unterstützt — aus Steuergeldern, zu denen auch die Neger nicht wenig beitragen.

Was für eine Lebenshaltung sich für große Teile der USA-Bevölkerung aus solchen Einkommensbedingungen ergibt, sei nicht weiter ausgeführt. Ich will nur erwähnen, daß die Überfüllung der Wohnräume — und nicht nur in den Negerquartieren, wo sie am scheußlichsten ist — ganz bedenkliche Formen angenommen hat. Nach einem Senatsbericht aus dem Jahre 1949 leben 10 bis 15 Millionen Amerikaner in Elendswohnungen, bei denen bis zu zehn Menschen auf ein kleines Zimmer ohne jede sanitäre Einrichtung kommen. Nach den Feststellungen der National Housing Agency erfüllen 39 Prozent aller Stadtwohnungen nicht einmal die Mindestanforderungen an Gesundheits- und Sicherheitsvorrichtungen. Mehr als zwei Drittel haben keinen Abort im Haus. Wundert man sich, daß, nach amtlicher Angabe (1948), in den Vereinigten Staaten jeden Tag 900 Menschen sterben, «für deren Rettung wir die Kenntnisse und die Fähigkeiten haben»?

Genug — der amerikanische «Volkskapitalismus» ist ein Märchen, dazu bestimmt, vor der Welt (und nicht zuletzt vor unserer Arbeiterschaft) die Tatsache zu verbergen, daß das amerikanische Wirtschaftssystem lange nicht imstand ist, Wohlstand für alle zu schaffen, und daß sein Anspruch, dieses System der ganzen Menschheit zu bescheren, gelinde gesagt eine freche Anmaßung ist. Statt die Italiener jeweilen vor den Wahlen mit Gratismakkaroni zu ködern oder die Franzosen mit Hunderten von Dollarmillionen — die großenteils den oberen Zehntausend zugutekommen — zu bestechen, damit sie ja der deutschen Wiederaufrüstung zustimmen, täten die Vereinigten Staaten besser, ein Wirtschaftssystem fahren zu lassen, das nicht nur die Welt mit einem dritten Krieg bedroht, sondern sich als unfähig erwiesen hat, dem eigenen Volk *als ganzem* eine menschenwürdige Lebenshaltung zu sichern, wenn es auch den oberen und mittleren Schichten, die die amerikanische Politik machen, ein sehr komfortables, ja luxuriöses Dasein ermöglicht.

Die haben freilich ein Interesse daran, die Entstehung einer vom Kapitalismus freien Welt mit Gewalt zu verhindern — die andern Amerikaner gewiß nicht, und erst recht nicht die übrige Menschheit.

Wirtschaftsschrumpfung Die Zeit für eine auf Wirtschafts- und Militärmacht gestützte Weltaktion nicht nur gegen den Kommunismus, sondern auch gegen einen freiheitlichen Sozialismus ist allerdings nur noch kurz. Einesteils erstarken die antikapitalistischen und die sozialistischen Kräfte in aller Welt von Jahr zu Jahr und werden so immer unüberwindlicher, andernteils werden die inneren Widersprüche des Kapitalismus je länger je mehr offenbar — so sehr, daß keine Gegenwirkung auf seinem eigenen Boden sie mehr zu verdecken vermag. Das wird auch der amerikanische Kapitalismus erfahren, trotz all seinen blendenden Leistungen. Insbesondere werden drei Entwicklungsreihen in seinem Schoß immer stärker hervortreten:

1. Die Konkurrenzwirtschaft wird weiterhin zugunsten der *Monopoltendenzen* zurücktreten; das «freie Unternehmertum», das schon heute keine maßgebende Kraft mehr ist, wird so offenkundig von den zusammengeballten Kapitalmächten verschlungen werden, daß sich das Volk von diesen Ungeheuern befreien *muß*, wenn es nicht seine wirkliche Freiheit vollends ganz verlieren will.

2. Das Gewinnstreben als entscheidende Triebkraft der Wirtschaft wird nicht allein zur fortschreitenden Zerrüttung der Produktion und des Handels führen, sondern — siehe die vorhin erwähnten Tatsachen über die Einkommenslage breiter Volksschichten — die *Kaufkraft* der lohnverdienenden Verbrauchermassen derart *gedrosselt* halten, daß die unterbezahlten Arbeiter- und Angestelltenkategorien die ungeheuren Gütermengen, die die kapitalistische Produktion auf den Markt wirft, immer weniger aufzunehmen vermögen. Und wenn dann die Wirtschaftsmaschine zu stocken beginnt, werden auch die gutbezahlten Lohnverdienerschichten ihre Ausgaben einschränken, besonders an entbehrlichen Gütern, wie Autos, Kühlschränken, Fernsehapparaten usw. Es wird dann, worauf Fritz Sternberg in der «Nation» (16. Januar) mit Recht aufmerksam macht, «die paradoxe Lage eintreten, daß gerade der ungewöhnlich hohe Lebensstandard (der gutverdienenden Schichten!) in den Vereinigten Staaten die Krisenempfindlichkeit der amerikanischen Wirtschaft noch erhöht».

3. Der Ausfall an Kaufkraft auf dem Inlandmarkt wird je länger je weniger durch gesteigerte Ausfuhr von Gütern und Kapital in «zurückgebliebene» Länder wettgemacht werden. Die Revolution der Kolonial- und Halbkolonialvölker namentlich *verengert den Ausbeutungsraum*, der dem Kapitalismus offen steht, allmählich so sehr, daß einem Wirtschaftssystem, das auf Ausbeutung völlig angewiesen ist, die Lebensluft auf die Länge ausgehen muß.

Schon jetzt machen sich Anzeichen wachsender *Wirtschaftsstörungen* in den Vereinigten Staaten bemerkbar. Die Produktion, die normalerweise hätte drei bis vier Prozent höher sein sollen als im Jahr zuvor, geht seit dem letzten Herbst rasch zurück: bei Stahl zum Beispiel ist sie von 95 Prozent der Leistungsfähigkeit im Oktober auf 65,5 Prozent in der dritten Dezemberwoche gefallen, und in der Automobilindustrie steht es nicht besser. Die Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte, die infolge der Bevölkerungszunahme im Jahr 1953 hätte um 700 000 wachsen sollen, hat tatsächlich um 300 000 abgenommen, so daß der Amerikanische Gewerkschaftsbund die Zahl der Arbeitslosen Ende Januar auf rund 3 350 000 schätzte (amtliche Zahl: 2 360 000). Die Kleinhandelsumsätze gehen gleichzeitig fast auf der ganzen Linie zurück — und so könnte man mit der Aufzählung von Stockungserscheinungen fortfahren.

Die Tatsache einer Konjunkturabschwächung selber ist unbestreitbar: die Fachleute sind sich nur nicht einig, ob es sich um eine (für die Oberschicht!) «erträgliche» Wirtschaftsschrumpfung handelt oder aber um Vorzeichen einer eigentlichen Krise, die nicht gerade den Umfang derjenigen der dreißiger Jahre anzunehmen braucht, um dennoch gefährlich zu werden. Für gewisse europäische Länder, wie England und Frankreich, aber in geringerem Maß vielleicht auch für die Schweiz, genügt schon eine verhältnismäßig geringfügige Schwächung von Amerikas Aufnahmefähigkeit für überseeische Güter, um schmerzliche Folgen nach sich zu ziehen. Ob die in den letzten 20 Jahren planmäßig ausgebaute Maschinerie zur Abstoppung von Wirtschaftsstörungen ihre Wirksamkeit in den Vereinigten Staaten jetzt tatsächlich erweisen wird, das ist die Frage, auf deren Beantwortung die ganze Wirtschaftswelt gespannt ist. Dies um so mehr, als die Republikanische Regierung — wie früher erwähnt — das Experiment wagt, in einer Zeit rückläufiger Konjunktur die Rüstungsaufträge an die Industrie nicht unerheblich einzuschränken. Wird das auf die Länge möglich bleiben? Oder wird der amerikanische Kapitalismus bei fortschreitender Krise nicht doch wieder zu dem «bewährten» Auskunftsmittel greifen, das darin besteht, durch vermehrte Rüstungsproduktion die Neuankurbelung einer Wirtschaft zu bewerkstelligen, deren «natürliche» Antriebskräfte immer mehr versagen? Und wenn ja — wird damit nicht aufs neue der Eintritt einer Kriegskatastrophe beschleunigt, die wohl dem Kapitalismus den letzten, entscheidenden Stoß versetzen müßte?

So oder so — der vielen so ungeheuer imponierende Bau des amerikanischen Kapitalismus steht tatsächlich auf schwankendem Grund. Er *wird* einmal einstürzen — vielleicht früher als wir denken —, und sein Fall wird gewaltig sein. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

15. Februar *Hugo Kramer*

UM ISRAEL

Rabbi Jochanan sprach:

Jede Not, an der Israel und die Weltstämme teilhaben,
ist eine Not;
jede Not Israels allein
ist keine Not.

Die Stimme von Leonhard Ragaz

Das Judentum ist durch eine Krisis gegangen, die auch in seiner so reichen Geschichte fast einzig dasteht. Nun taucht es aus Schändung und Mord ungeheuerlichster Art zu einem neuen Tag seiner Geschichte inmitten des allgemeinen neuen Geschichtstages auf. Was wird nun sein Weg sein? Wie wird es sich zu Christus stellen? Es ist auf alle Fälle vor einen *neuen* Weg gestellt. Zwei Möglichkeiten stehen ihm zunächst offen, die beide zum Tode führen. Es kann sich aufs neue unter die Völker ausbreiten und schließlich in ihnen, auf der Bahn der Assimilation, aufgehen. Oder es kann sich in sich selbst zurückziehen, sich auf seine Berufung stützend, aber auf eine falsche Weise, indem es sich von jeder lebendigen Entwicklung abschließt und sich in sich selbst verkapselt, was nur eine andere Art der Auflösung bedeutete. Gibt es einen anderen Weg, einen Weg der Rettung und des Lebens? Als solchen bietet sich der Weg nach *Zion* an, und zwar nicht der nationalistisch gedachte — das wäre auch ein Weg, der rasch zum Tode führte —, sondern der Weg zum Zion der *Propheten*, der Weg der Gerechtigkeit Gottes für die Welt. Das ist wohl für eine Strecke der kommenden Geschichte der Weg des Judentums, der einzige Weg, der ihm bleibt und worauf es einen Auftrag Gottes hat, der dem ursprünglichen und eigentlichen Sinne Israels entspricht. Aber wie — wenn nun, was wir voraussetzen, das Christentum selbst auf seine Art auch den Weg nach Zion findet, wenn jene Revolution sich verwirklicht, die das Christentum zur Quelle zurückführt, zum Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit für die Erde: bleibt dann für das Judentum noch ein besonderer Raum? Wird es eine solche Doublette des Reiches Gottes geben können?

Anders gewendet: Kann Israel im Judentum endgültig seinen Weg finden, wenn es nicht auch selbst wieder zurückkehrt an die Stelle, wo es einst auf *seinen* Abweg gekommen ist, wo es in Jesus seinen Sinn und seine Zukunft preisgegeben hat? Wird es nicht die Auseinandersetzung mit ihm wieder aufnehmen müssen? Und wird nicht sein anderer großer Sohn, Saulus aus Tarsus, der als Paulus zum größten Apostel Jesu geworden ist, mit seiner Prophetie recht behalten, daß, nachdem die «Fülle der Heiden» ins Reich eingegangen sei, Israel wieder sein Erstlingsrecht beanspruchen und in Christus seine letzte, größte Gestalt annehmen werde? (Vgl. Römerbrief 9—11.)

Jedenfalls wird diese Auseinandersetzung des Judentums in seinen lebendigsten Vertretern mit Christus ebenso zur Zukunft Christi und seines Reiches gehören, wie die neu aufgenommene Auseinandersetzung des Christentums mit dem Judentum. Dieser bedeutsame und zentrale Prozeß hat schon eingesetzt, und er gehört zu den gewaltigsten Perspektiven der Weltrevolution von Gott und Christus aus, und zu ihm — zu Zion — hin, dem «Zion Gottes», wie Blumhardt dieses Ziel nennt.

Aus: *Die Geschichte der Sache Christi*

Zion

... Der Zionismus, der diesen halb säkularisierten Namen erst in der modernen Welt erhalten hat, begleitet als Zionsliebe, als Zionssehnsucht, als nie erloschenes Heimweh seit den Zeiten der Tempelzerstörung das Schicksal des jüdischen Volkes. Und weil von je diese Liebe nicht nur die zu einer irdischen Heimat, sondern zum heiligen Land war, ist sie, um die unzähligen Legenden, um die die Lieder seiner größten Dichter kreisen, tief mit der messianischen Sehnsucht verknüpft ...

... In dem Ringen des Volkes um ein neues Zentrum seines Lebens ist das Menschheitsschicksal zentriert; es erweist sich erneut: es geht in der Krise des jüdischen Volkes um eine menschheitliche Krise; es ist menschheitlicher, messianischer Grund, den wir in Zion betreten; Zion ist kein nur räumliches Zentrum, es ist ein Schicksalszentrum der Erde ...

... Alle Zionsarbeit, wie tief auch in die Geschichte einbezogen, treibt zugleich über sie hinaus. Darin steckt ihr mächtiger Stachel, darin die große, lebendige Frage, die mit ihr an das jüdische Volk gestellt ist. Die Unentbehrlichkeit der Wiedergewinnung des Landes zur äußeren Rettung und inneren Sammlung des heute erneut in alle Winde zerstreuten Volkes ist offenbar. Niemand kann zweifeln, daß Palästina heute der starken Herzen und Hände, daß es der lebendigen Kräfte des

ganzen Volkes zu seinem Aufbau bedarf. Aber auch in diesem allerschwersten Augenblick darf die Gefahr und Bedrohung nicht verkannt werden, die für das jüdische Volk heute wie immer in der Nationwerdung liegt. Ja, diese Gefahr muß heute dringlicher als je ins Auge gefaßt werden, weil das Weltgeschehen selbst sie in diesem Augenblick wieder als die zentrale Frage an das jüdische Volk erweist. Wohl ist der Sinn des Volkes dunkel geworden, hat er sich in der Geschichte mehr und mehr verdunkelt, seit der strahlende Hintergrund seiner Frühzeit hinter ihm abgebrochen ist — aber leuchtet er nicht in diesem Augenblick wie ein blendender Blitz wieder durch alle geschichtliche Zerstörung hindurch? Klar wie niemals in der Geschichte, klar wie nur in den biblischen Zeiten ist heute das Volk in sein Eigenstes zurückgestoßen, ist es gewaltsam aus dem allgemeinen Weltschicksal ausgesondert: aus dem Vollzug des Chaos und der Zerstörung zu ihrem reinen Erdulden und damit zu seiner eigensten Bestimmung. Indem die verirrte Völkerwelt das jüdische Volk aus ihrer Gesetzlosigkeit ausgestoßen und in sein eigenes Gesetz zurückgezwungen hat, scheint sie in der ungeheuren Not, in die sie es stürzt, ihre eigene Rettung zu erheischen.

Damit ist auf Zion hingewiesen als auf die Rettung und Gefahr des Volkes zugleich . . .

. . . Palästina ist nicht genug; es muß Zion sein, Zion werden. Damit ist keine rein geistige, wirklichkeitsferne Haltung bezeichnet, auch kein Wiederaufnehmen des Kultes, sondern ein hartes Sichhindurchringen des Kernes durch den schweren Boden der vollen, geschichtlichen Wirklichkeit, durch alle die gefahrvollen, mit radikaler Sinnauflösung drohenden Stadien der modernen Entwicklung, die sich auch dieser Wirklichkeit bemächtigt, die sich mit Notwendigkeit an den modernen Bauten, an der Entwicklung der Technik, an der Industrialisierung des Landes zeigt, die sich sogar an der in kürzester Zeit durch die Leidenschaft und Kraft des Volkes aus dem langen Todesschlaf erweckten, wiedergewonnenen heiligen Sprache kundtut, die im Eindringen moderner Begriffe und Wirklichkeiten immer mehr ihren sakralen Charakter einbüßt und zu einer modernen Umgangssprache wird. Es gibt kein klareres Symbol, als der heute dem Volk im Zionismus gestellten Frage: ob, losgelöst von allen traditionellen Formen, in einer Welt wie der unseren, noch die Wirklichkeit des echten Zion gelebt und neugestaltet werden kann. Der Zionismus ist, wie jede Wirklichkeit in Israel, eine Kraftprobe, eine Glaubensprobe, eine Lebensprobe. Ist der Kern lebendig, so muß er keimen, in jedem geschichtlichen Boden auferstehen. Der Boden selbst aber bleibt irdischer Bereich; Zion bleibt Galuth bis zur Endzeit. Auch Zion ist nicht Ziel, sondern Weg, nicht Antwort, sondern Frage, eine offene Zukunftsfrage an das Volk. Ihre eigentliche Bewährung findet es auch in einer ganz und gar säkularisierten Welt der Zionsarbeit nur in der Sphäre des Heils: nur in einer Umbildung, Neuwerdung der Ge-

meinschaft, einer neuen, lebendigen Darstellung des Menschlichen. Darum schließen Zionismus und Sozialismus nicht einander aus: sie suchen einander. Ein Zionismus ohne Änderung der verfallenen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen wäre nicht der echte Zionismus, durch dessen volkhafte Gestalt immer die der Menschheit hindurchscheint. Das Wort Sozialismus selbst erhält in Zion einen neuen Klang; als gewaltiges Pedal dröhnt unter ihm das in der Frühzeit offenbarte heimatliche Gesetz. So haben ihn auch die Pioniere der Zionsarbeit begriffen und ergriffen. Wunderbar hat der hebräische Dichter Bialik den Sinn aller Zionsarbeit als Vorbereitung auf ein messianisches Ziel ausgesprochen: «Soviel Blut, soviel Liebe, soviel Schweiß wird in den Boden von Erez Israel eingesenkt, daß der Bauch der Erde früher oder später schwanger werden und ein Prophet von ihr ausgehen wird.» Es wird ein Prophet von anderer Art sein als die Gottesmänner der Frühzeit: aber ohne eine solche Neugeburt bliebe Zion leerer irdischer Grund . . .

Margarete Susman «Das Buch Hiob»

Worte von Martin Buber

. . . Im Blick darauf, daß die Völker einst zueinander sprechen werden: «Laßt uns zum Berge Jahves gehen», ruft der Prophet Jesaja seinem eigenen Volke zu: «Laßt uns (nun) im Lichte Jahves gehen.» Hier wird doch wieder der menschliche Anteil anerkannt: wird Israel jetzt, wie die Völker dann, «auf seinen Pfaden gehen», dann wird Gott gewiß nicht länger «sein Antlitz vor ihnen verbergen», sondern ihnen sein Licht leuchten lassen. Israel muß mit dem «Gehen» beginnen, damit die Völker folgen können und zwischen allen, auch zwischen ihm und ihnen, der große Friede Gottes werde, in dem, wie es in einem kurzen Spruch (Jesaia 19, 23—25) heißt, Israel im Mittelpunkt des friedlichen Verkehrs der beiden einst einander feindlichen und immer wieder Israels sich gegeneinander bedienenden, nunmehr aber gemeinsam Gott dienenden Weltmächte, Ägyptens und Assyriens stehen wird, als «ein Segen inmitten der Erde.»

Aus: *«Der Glaube der Propheten»*

. . . Die Geschichte hat uns viel zu lehren; aber man muß verstehen, sich von ihr belehren zu lassen. Die Augenblickserfolge, auf die man hinzuschauen pflegt, sind nur die Kulissen der Weltgeschichte; die echten Siege, die in der Verborgenheit erfochten werden, sehen für den Vordergrundsblick mitunter wie Niederlagen aus. Die echten Siege geschehen langsam und unmerklich, aber sie wirken weithin. Vor den Kulissen nimmt sich unser Glaube, daß Gott der Herr der Geschichte ist,

zuzeiten lächerlich aus; aber es gibt eine Heimlichkeit der Geschichte, die unseren Glauben bestätigt.

Wer Frieden stiftet, so haben unsere Weisen gelehrt, ist ein Werkgenosse Gottes. Aber man stiftet Frieden nicht mit versöhnlichen Worten an die anderen und nicht mit menschheitsfreundlichen Projekten; man stiftet ihn, man hilft, den Weltfrieden zu verwirklichen, indem man den Frieden selber da verwirklicht, wo man dazu berufen und aufgerufen ist: in der Aktivität der eigenen Gemeinschaft, da, wo sie selber ihr Verhältnis zu einer anderen Gemeinschaft aktiv mitzubestimmen vermag. Die Friedensbotschaft der Prophetie an Israel gilt nicht erst für messianische Zeiten; sie gilt für den Tag, wo das Volk neu berufen wird, an der Gestaltung des Schicksals seiner Urheimat teilzunehmen — sie gilt für heute. «Wenn nicht jetzt, wann denn?» Das große Wort Hillels erlangt für uns eine neue Bedeutung. Die Erfüllung im Dann ist an die Erfüllung im Jetzt mit geheimnisvollen Stricken gebunden.

Aus der Botschaft für die Tagung der jüdischen Jugend im Jahre 1933 mit dem Thema «Israel und der Weltfrieden»

Die Stimme von Christoph Blumhardt

... Fassen wir alles das zusammen, worin wir die Geistesmänner Israels, von Abraham bis zu den Aposteln, leben sehen und für welches sie kämpfend und redend eintraten, so können wir es mit dem Ausdruck bezeichnen: sie lebten in Zion, hatten Sorge für Zion und behaupteten das Zion Gottes. Es ist das Leben von Gott, welches den Menschen auf Erden das Ewige zur Heimat macht, dessen sie gerade *auf Erden* bedürfen, um Menschen zu bleiben und als Ebenbilder Gottes sich zu entwickeln; es ist das Offenbarwerden Gottes auf Erden, ohne welches das Heil der Völker nicht werden kann. Nach dem Sinn aller Zeugnisse, aller Gottesmänner der Schrift, in deren Mitte Jesus Christus sich als der Mittelpunkt erhebt, will Gott, eins geworden mit Menschen, Bewohner der Erde sein mit allem dem, was von Ihm aus fortlaufend zum Leben der Schöpfung gehört. Und soweit rein göttlich Wahres und Ewiges auf Erden wohnen kann, bildet sich das, was wir Zion nennen, um die Menschen her, die darauf achten ...

Aus: *«Gedanken aus dem Reiche Gottes»*

Religiöser Sozialismus in Israel

Motto: «Wer sein Glaubensverhältnis nicht, so sehr er eben je und je vermag, sich in den unverkürzten Maßen seines gelebten Lebens erfüllen läßt, der unterfängt sich, Gottes Herrschaft über die Welt in deren Erfüllung zu verkürzen.» *Martin Buber*

I.

Die beiden Elemente des Begriffspaares «Religion» und «Sozialismus» sind in der Wirklichkeit des jüdischen Glaubenslebens nicht enger benachbart als in derjenigen der christlichen Kirchen und Sekten. Zwar ist es richtig, wie, von verschiedenen Gesichtspunkten und Bewertungen aus, Karl Sohm, Ernst Troeltsch und Franz Rosenzweig festgestellt haben, daß die christlichen Gemeinschaftsversuche sich immer wieder auf die in der jüdischen Bibel vorgeformten haben stützen können und müssen: gibt diese doch die Heilsgeschichte eines ganzen Volkes, während das Neue Testament die Heilsbiographie einer sich als Messias wissenden und von seinen Jüngern als Gottessohn geglaubten und gepredigten Einzelperson in den Mittelpunkt stellt. Diese verschiedenen historischen Ausgangspunkte führen zu verschiedenen Möglichkeiten und Gefahren: dem Christen ist es leichter, ganz durchgeformte christliche Person zu werden und damit ein, freilich vorläufiges Genügen zu finden, während der Jude, auch der in seiner individuellen Frömmigkeit unreife, immer wieder zur Gemeinschaft drängt.

Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, wird sie ihm nicht leicht gemacht. Die radikalen Ansprüche an soziale Gerechtigkeit, wenn auch nicht an «Sozialismus» im modernen Sinne, die ihm die prophetisch-pharisäische Erbschaft vorschreibt, sind so mächtig, daß sie von keiner irdischen Wirklichkeit erfüllt werden können.

Aus dieser Spannung gibt es drei Auswege, zwei unrechtmäßige und einen rechtmäßigen. Die beiden ersten heißen: Verzicht auf die Anlegung des religiös-sozialen Maßstabes an die praktische Wirklichkeit, da diese jenem ja doch nie entsprechen könne, oder aber die Behauptung der Identität zwischen Idee und Leben. Für beide falsche Haltungen gibt es zahlreiche Beispiele in Tat und Literatur: die eine führt zu zynischer «Realpolitik», die andere zu apologetischer Propaganda.

Die dritte, allein rechtmäßige Haltung aber lebt in der Spannung selbst, ja, ihr Lebensatem geht im gleichen Rhythmus mit dem der Spannung. Er reagiert auf jede Annäherung an die absolute Forderung durch Gehobenheit, die eine zusätzliche Leistung ermöglicht; auf jede Entfernung von ihr durch ein zeitweiliges Erliegen, das sich noch weiter fallen läßt. Aus ihm kann nur eine echte Gewissenskrise wieder in die Höhe der Anstrengung führen.

In dieser unregelmäßigen, doch nicht gesetzlosen Kurve ließe sich die gesamte jüdische Geschichte schreiben, besonders aber diejenige der

palästinensischen Siedlungszeiten des Volkes, im Altertum und der neuesten Zeit, da es die Verantwortung für seine eigene Gemeinschaftsgestaltung vorwiegend selber trug und wiederum trägt. Gelingen und Versagen sind in solchen Epochen nur in geringerem Grade als während der ausschließlichen Diasporageschichte auf «die Völker der Welt» abzuwälzen. Ihre störenden oder gelegentlich auch fördernden Stimmen, die dann das Zwiegespräch zwischen Gott und Israel begleiten und unterbrechen, verstummen zwar auch nun, im Heiligen Lande, nicht völlig, tönen aber weniger gewaltsam in die Zweieinheit des Anrufs und der Antwort hinein. Seine relative Isolierung ist der religiöse Sinn des Zionismus und der Heimkehr ins alte Land, selbst dann noch, wenn jener sich als ausschließlich weltlich-politische Bewegung, diese sich als ausschließlich soziale und nationale Seßhaftmachung mißverstehen.

Religiöse Sinngebung aber begnügt sich nicht mit der nachträglichen geschichtsphilosophischen Etikettierung, sondern drängt nach der echt historischen Durchformung der werdenden Wirklichkeit. Wie sieht, von hier aus, die vorläufige Bilanz des neuen Israel aus?

II.

Der erste große Anstoß in der Richtung auf den religiösen Sozialismus hin ging von einem Manne aus, dessen intellektuelle Gewissenhaftigkeit sich gegen den Gebrauch dieses Begriffes wehrte, da er das Wort «Sozialismus» als zu stark mit der Theorie des Marxismus und der Praxis des Klassenkampfes verbunden glaubte. Wir sprechen von Ahron David *Gordon* (1856 bis 1922), einem russischen Juden, der mit etwa fünfzig Jahren, nach einem Leben als Beamter und Intellektueller, seine bürgerliche Existenz und zeitweise seine Familie verließ, um sich der Landarbeit in den Gemeinschaftssiedlungen Palästinas zuzuwenden. Die Wiederverbindung mit der Natur und ihrer Fruchtbarkeit, die sie dem ihr brüderlich nahenden Menschen in Liebe entgegenbringt, wurde ihm ein kosmisches Lebenssymbol für die Wiedervereinigung der getrennten Sphären, zunächst innerhalb des verstoßenen und heimkehrenden Gottesvolkes, dann aber, durch dessen vorbildhaftes Mittlertum als «Menschenvolk», innerhalb der gesamten Menschheit. Als ihren ersten Vorposten sah Gordon die Araber an und versuchte, die jüdische Arbeiterbewegung, zu deren großen Lehrern er eine Zeitlang gehörte, für die Einbeziehung jenes manchmal feindlichen Nachbarn in das Aufbauwerk zu gewinnen.

Gordon war bis in seine reifen Mannesjahre hinein ein fast orthodox-traditioneller Jude, streifte aber in Palästina viele der überlieferten Formen ab, während sein Glaube immer wirkungsmächtiger und wirklichkeitsnaher wurde. Den fast umgekehrten Weg ging die Bewegung der religiösen Arbeiterschaft, die in den politischen Parteien des «Hapoél Hamisrachi» und der «Poale Agudat Israel» organisiert und neuerdings auch in der regierenden Mehrheitspartei «Mapai» als eine Untergruppe

vertreten ist. Hier ist das unterscheidende Merkmal die dogmatische Anerkennung und minuziöse Befolgung des Religionsgesetzes. Die beiden erstgenannten Gruppen haben eigene Gemeinschaftssiedlungen errichtet, in denen ein ernster Versuch gemacht wird, religiösen Sozialismus zu leben. Ganz vereinzelt nur kommt es dabei zu einer Synthese mit dem Geiste A. D. Gordons, dessen Einfluß aber auch in der ihm offiziell noch folgenden und zum Teil sogar nach ihm genannten Bewegung fast völlig geschwunden ist. Dies gilt in besonderer Schärfe für die Araberfrage.

Sie wiederum ist es, die einem dritten Kreis religiöser Sozialisten in Israel sein Gepräge gibt. Kurz vor Gordons Tode ließ sich der liberale amerikanische Rabbiner Jehuda Leib *Magnes* in Jerusalem nieder (1877 bis 1948). Aus einem Führer des amerikanischen Judentums und seiner zionistischen Bewegung, die freilich seinen integralen Pazifismus während des Ersten Weltkrieges kaum noch geduldet hatten, wurde er zum Begründer und ersten Kanzler und Präsidenten der Hebräischen Universität; gleichzeitig wirkte er als Vorkämpfer jüdisch-arabischer Zusammenarbeit und Annäherung. Seine Motive waren ebenso sehr religiös-moralische wie politisch-soziale. Unter seinen vielen Gründungen trägt eine Schriftenreihe den für ihn bezeichnendsten Namen «Das Joch». Es ist das Joch des Gottesreiches, unter das der adlige Mann, dem alle Wege der großen Welt auch jetzt noch offen standen, freiwillig seinen Nacken beugte. Die Araberfrage wurde ihm zum eigentlichen Kern der inneren Judenfrage, ganz wie die Judenfrage, besonders in ihrer antisemitischen Form, dem gläubigen Christen guten Willens zu einem der Maßstäbe der eigenen Echtheit geworden ist. Magnes' mächtige Persönlichkeit gewann nicht nur Menschen, die ihm von vornherein gesinnungsmäßig nahestanden, wie *Martin Buber* und *Hugo Bergmann*, zu tätiger Mitarbeit, sondern schlug auch eine Brücke zu der offiziell atheistischen linksradikalen Arbeitergruppe des «Haschomer Hazair». Die von ihm begründete Organisation «Ichud» (Einheit) erstrebte die jüdisch-arabische Einheit innerhalb eines ungeteilten bi-nationalen Palästinas, die Eingliederung des ganzen Landes selbst in eine vorderasiatische Föderation und die Eingliederung jener Föderation in den «Vereinigten Nationen». Unter Magnes' Führerschaft und vor Gründung des Staates Israel wirkte der «Ichud» mit jenen Gruppen der Arbeiterschaft in der «Liga für jüdisch-arabische Zusammenarbeit und Annäherung» zusammen. Nach Magnes' Tode hat sich diese Arbeitsgemeinschaft aufgelöst, eine Spaltung, die manchem Persönlichen und Sachlichen an das Schicksal der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz nach Leonhard Ragaz' Tode denken läßt. Der «Ichud» wird fortgesetzt, und wir geben auch eine kleine Monatsschrift «Ner» (Licht) heraus, die von dem angesehenen hebräischen Publizisten *Rabbi Benjamin* redigiert wird. Welches sind die Aufgaben, die sich dieser Kreis, dessen Mitglieder vielfach religiös-sozialistischen Gedankengängen nahestehen, angesichts der heutigen Lage stellt?

III.

Statt der etwa 700 000 Araber — die Zahl ist nicht genau feststellbar —, die während des unseligen jüdisch-arabischen Krieges das Land aus verschiedenen Ursachen verlassen haben, ist etwa dieselbe Zahl jüdischer Neueinwanderer hineingeströmt, von denen annähernd die Hälfte aus Ländern arabischer Massensiedlungen stammten. Es hat sich also jener «Bevölkerungsaustausch» vollzogen, den manche zionistischen Führer als die relativ friedlichste Lösung ansahen, freilich nun unter den grausamen Bedingungen eines bewaffneten Konfliktes. Die so geschaffene neue Lage muß der Ausgangspunkt für jede Betrachtung und Tätigkeit sein, auch für denjenigen, der sie nicht gewollt hat.

Ein Großteil der Neueinwanderer ist nicht von der zionistischen Idee berührt worden, sondern kam ins Land in einer historischen Zwangskonstellation, die oft als messianische Fügung verstanden wurde. Ganze Judensiedlungen der Diaspora, wie z. B. in Jemen oder Bulgarien, sind völlig oder mehrheitlich nach Israel überführt worden. Während aber die jemenitischen Juden in ihrer streng traditionellen Grundhaltung und patriarchalischen Stammesverfassung gleichsam «rechts» vom Kern der bisherigen jüdischen Bevölkerung stehen, nehmen beispielsweise die Bulgaren, die jahrelang unter dem assimilierenden Einfluß der Sowjetherrschaft gestanden haben und auch schon vorher weitgehend entjudet waren, einen Standort mehr links ein. Aus so verschiedenen Elementen, deren Spannweite hier durch zwei polare Extreme bezeichnet wurde, gilt es eine einheitliche, wenn auch keine uniforme Nation zu bilden. Dabei soll die geistige Erbschaft des Judentums erhalten und mit den neuen Verhältnissen konfrontiert werden, soweit sie von den Neueinwanderern mitgebracht wurde; falls aber nicht, muß sie ihnen neu vermittelt werden. Dies ist eine volkserzieherische Aufgabe größten Stils, welche ohne die Anspannung aller Kräfte kaum lösbar scheint. Ihr widmen sich die besten Menschen aller Lager, weitgehend unabhängig von politischer Vergangenheit und weltanschaulicher Einstellung, freilich durchaus nicht in genügender Zahl.

Dem religiös-sozialistischen Juden aber, den seine Glaubenshaltung und seine soziologische Schulung zu einem bestimmten Zielbild des Menschen leiten, stellt sich hier noch eine zusätzliche Sonderaufgabe.

Nichts ist der ebenbildlichen Würde des Menschen abträglicher, als wenn soziale und kulturelle Benachteiligung zusammenfallen mit objektiven anthropologischen Merkmalen ethnischer oder stammlicher Zugehörigkeit. Auch politisch und sozial gibt es keinen gefährlicheren Sprengstoff als eine solche Identität. Die Bedrohlichkeit der Negerfrage in Südafrika und in geringerem Ausmaße in Nordamerika, beweisen diese Behauptung mit erschreckender Deutlichkeit. Es muß jede Anstrengung gemacht werden, um die Entwicklung einer solchen Situation in Israel zu vermeiden. Dies gilt besonders für die Neueinwanderer aus den arabischen Ländern, die sich weitestgehend ihren früheren Nachbarn assimi-

liert hatten, in Kleidung, Lebensformen (soweit diese nicht religiös bedingt waren) und primitivem Zivilisationsniveau. Ihr Weg nach Israel hat sie, meist im Flugzeug, in wenigen Stunden nicht nur über Hunderte von Kilometern, sondern auch über Tausende von Jahren geführt, aus früher Geschichtszeit mitten hinein in die modernste technische Zivilisation. Freilich leben sie meist an deren Rande, in den Vorstädten der vorgeschobenen, oft gefährdeten und immer unbequemen Siedlungspunkten, die sie der Wüste oder dem kahlen Bergland in schwerster Arbeit abgewinnen, unter häufiger Bedrohung seitens der arabischen Nachbarn von jenseits der Grenze, die, in Not und Haß, auf ihren verlorenen Boden herüberblicken oder als politische Sturmtruppen herübergesandt werden.

Wer diese Lage meistern will, darf sie nicht beschönigen. Sie stellt die eingesessene und eingeordnete jüdische Bevölkerung, das heißt diejenigen, die vor fünfzig, fünfundzwanzig oder zehn Jahren hierhergekommen sind, vor die Aufgabe, den Neueinwanderern im Geiste echter Brüderlichkeit entgegenzukommen und sie nicht die Hauptlast einer politischen und sozialen Situation tragen zu lassen, an der sie geringere Verantwortung haben als wir anderen. Doch darf sich wiederum die politische und militärische Führung in ihren schicksalshaften Beschlüssen nicht von den Spannungen einer Grenzlage leiten lassen, deren unmittelbare Anwohner ihr verständlicherweise leichter anheimfallen. Die echte Entscheidung, die heute vor dem Staate Israel steht, wird also die Frage zu beantworten haben, ob er als Ganzes, was Gott verhüten möge, zur blutigen Grenze wird, oder ob es gelingt, ihn in seine natürliche geopolitische Umgebung noch nachträglich friedlich einzugliedern. Das Fernziel wäre der Umbau der Arabischen Liga in eine solche des Nahen Ostens durch die Einbeziehung des Staates Israel. Es darf als ein positives Symptom bezeichnet werden, daß einer der beiden Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation, Dr. Nahum *Goldmann*, diesen Gedanken, welcher der ursprünglichen Konzeption des «Ichud» sehr nahesteht, vor kurzem in aller Öffentlichkeit in Neuyork ausgesprochen und daß der Justizminister der Israelregierung, Pinchas *Rosen*, ihm in öffentlicher Rede in Jerusalem beigestimmt hat. Damit ist eine Sicht für die zionistische Politik gewonnen, die im Augenblick utopisch anmuten mag, aber einen neuen Blickpunkt eröffnet.

Freilich dürfen darüber die Aufgaben der nächsten Monate und Jahre nicht vergessen werden; im Gegenteil: sie sind als vorbereitende Maßnahmen, zum Teil sofort, zum Teil so schnell als möglich in Angriff zu nehmen.

Die unter dem neuen Ministerpräsident M. Sharet bereits begonnene Besserstellung der arabischen Minorität ist konsequent und in schnellem Tempo weiterzuführen, damit deren formale bürgerliche Gleichberechtigung zu einer faktischen werde. Zweitens sollte eine bestimmte Summe, vielleicht aus den deutschen Reparationszahlungen an Israel, schon jetzt

für die Wiederansiedlung arabischer Flüchtlinge in den arabischen Ländern bereitgestellt werden und in dem Augenblick zur Auszahlung gelangen, wo sich eine Instanz findet, wie etwa die UNO, die für die rein sachliche Verwendung der Gelder die Verantwortung übernehmen kann. Drittens sollte der Ministerpräsident die Frage prüfen, ob es nicht an der Zeit sei, seine prinzipielle Erklärung zu wiederholen, die er vor einigen Jahren als Außenminister im Parlament abgegeben, aber später zurückgenommen hat, nämlich daß unter gewissen Bedingungen die Wiederansiedlung von etwa 100 000 arabischen Flüchtlingen innerhalb der Grenzen des Staates Israel durchaus in Betracht komme. Diese Bedingungen aber sollten, wie hier hinzugefügt sei, nicht gerade die eines formalen Friedensschlusses mit den arabischen Nachbarstaaten sein, der heute, da sogar die Waffenstillstandsverträge ernsthaft gefährdet sind, ferner hinausgerückt zu sein scheint als je zuvor. Es muß der Versuch gemacht werden, aus dem Zauberkreis gegenseitiger Verklausulierungen herauszugelangen, und wenn Israel dazu die Initiative ergreifen könnte, so würde das immerhin eine gewisse Chance bedeuten, wenn auch wohl im Augenblick keine sichere. Was aber die Bedingungen für einen späteren Frieden selbst anbelangen, der mehr wäre als ein bloßer Waffenstillstand in anderer Form, so müßte zunächst die jüdische öffentliche Meinung, im Lande und in der Welt, darauf vorbereitet werden, und zwar in einer Gesinnung, die darum weiß, daß ein Dauerfriede nicht diktiert werden kann, sondern daß er gegenseitige Zugeständnisse verlangt. Eine solche Politik, wenn sie mit der beharrlichen Konsequenz geführt wird, die moralischer Mut und fester Glaube einer schweren inneren Not abzugewinnen wissen, würde auf die Dauer wohl nicht ohne Echo auf der anderen Seite bleiben, so versteift ihre Haltung heute auch ist.

IV.

Religiöser Sozialismus gleicht einer Brücke über zwei Pfeilern, die in der Welt der Erscheinung fern voneinander liegen, aber in der Wirklichkeit des Glaubens einander in ihrer Substanz gleichen und der gegenseitigen Beziehung und Stützung bedürfen. Eine solche Brücke war auch das Heilige Land zu fast allen Zeiten seiner Geschichte, manchmal als Glaubenszentrum der durch es Verbundenen, manchmal als Kampfschauplatz der um es Wetteifernden. Nicht selten wurden auf seinem Boden die Geschicke der Welt mitentschieden, die geistigen und die politischen. Auch heute, wo sie fast unheilbar in Ost und West gespalten zu sein scheint, mag eine Vorlösung ihrer Probleme auf Israels Boden ein Heilszeichen für eine Gesamtlösung sein, die den Untergang unserer Welt durch ihre Einigung vermeidet. An diese große Hoffnung knüpft sich das Licht jener kleineren oder doch begrenzteren, das den Weg des religiösen Sozialisten in Israel, mitten im Dunkel, erhellt. *Ernst Simon*

Das religiöse Problem in Israel

I.

Israel ist eine Demokratie mit einer vorwiegend agnostischen Bevölkerung und einer teilweise theokratischen Gesetzgebung.

Dieses Paradoxon umreißt einen eigenartigen Zustand, der gegenwärtig im Staate Israel herrscht und ein seltsames Schlaglicht auf die religiöse Problematik dieses klassischen Landes der Religion wirft.

Nach der offiziellen Darstellung, deren sich die orthodoxen politischen Parteien und das streng-orthodoxe Oberrabbinat befleißigen, gibt es in Israel eine orthodox-traditionelle und eine religiös-indifferente oder gar antireligiöse Gruppe der Bevölkerung. Würde man tatsächlich die politischen Gruppierungen der Orthodoxie als alleinigen Ausdruck der Religion in Israel ansehen, so ergäbe sich, daß nur etwa 20 Prozent der Bevölkerung positiv eingestellt sind, denn alle orthodoxen Parteien zusammen haben nicht einmal soviel Sitze im Knesseth-Parlament. Die politischen Parteien, die sich als «dathi» (religiös) bezeichnen und zeitweise in einer «Religiösen Front» vereinigt waren, sind: «Misrachi» (orthodox-religiöse Zionisten) und ihre weit größere Arbeitergruppe «Hapoél Hamisrachi» (religiös-sozialistische Zionisten). Sodann die nichtzionistische, ultraorthodoxe «Agudath-Jisrael», mit ihrer kleineren Arbeitergruppe «Poalej Agudath-Jisrael». Außerhalb dieser Gruppierungen steht eine religiöse Splittergruppe der Sozialdemokratie, die sich «Haoved Hadathi» nennt, der religiöse Arbeiter angehören und die der Allgemeinen Gewerkschaft «Histadruth» angeschlossen ist.

Alle diese Parteien und Gruppen stehen auf dem Boden eines streng nomistischen Traditions-Judentums.

Das Oberrabbinat Israels, das gegenwärtig allein durch den aschkenasischen Oberrabbiner Dr. I. K. Herzog repräsentiert wird (der sephardisch-orientalische Oberrabbiner Uziel ist vor kurzem verstorben, und man hat noch keinen Amtsnachfolger gefunden), hat nicht nur die Funktionen einer geistlichen Oberbehörde, sondern ist das Obergericht für Familienrecht (Eheschließung, Ehescheidung, Adoptionen und Nachlaßverfahren). Diesem Appellationsgericht unterstehen die rabbinischen Distriktsgerichte, deren Mitglieder, «Dayanim» genannt, Staatsbeamte sind und funktionell den weltlichen Richtern gleichgestellt werden.

Die Rabbinatsgerichte sind allein zuständig für alle familienrechtlichen Angelegenheiten von Juden in Israel, selbst wenn sie nicht israelische, sondern fremde Staatsbürgerschaft haben. Obwohl die orthodoxen Parteien nur eine Minorität im Parlament und eine noch geringere in der Regierung darstellen, und obwohl Israel eine Demokratie ist, die sich wiederholt zum Grundsatz der Gewissensfreiheit bekannt hat, machte die nichtorthodoxe Majorität der orthodoxen Minorität diese weitgehende

Konzession der ausschließlichen Zuständigkeit der geistlichen Gerichte in Familienfragen.

Der Grund hierfür ist ein koalitionspolitischer einerseits und ein gewissermaßen «romantischer» anderseits. Die herrschende sozialdemokratische Partei «Mapai» war nie stark genug, um allein zu regieren und sah sich stets einer starken bürgerlichen Opposition von rechts und einer radikal-sozialistischen (Mapam) von links ausgesetzt. Um die nötige parlamentarische Mehrheit zu erzielen, mußte sie daher mit den klerikalen Gruppen zu einer Einigung gelangen. Diese sind auf außenpolitischem und wirtschaftspolitischem Gebiet fast ohne Profil und durchaus flexibel, halten aber mit unbeugsamer Starrheit an den Prärogativen der orthodoxen Rabbiner fest. Nur um den Preis der Exklusivität der Rabbinatsgerichte in Familiensachen konnte daher eine Einigung mit den Orthodoxen erzielt werden.

Hieraus ergeben sich die merkwürdigsten Rechtsüberschneidungen: während Frauen als Richter und Anwälte und natürlich als Zeugen bei israelischen Gerichten fungieren können, haben sie vor den geistlichen Gerichten nicht einmal das Recht, als Zeugen aufzutreten. Während die volle Gleichberechtigung der Frau auf allen Gebieten des gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens gewährleistet ist, kann die Frau im altrabbinischen Recht, das allein vor den geistlichen Gerichten gilt, nicht als gleichberechtigt bezeichnet werden. Eine Frau kann keine Scheidung einreichen, sondern nur der Ehemann kann ihr den Scheidebrief geben. Eine Witwe, deren Schwager lebt, kann, sofern sie kinderlos ist, nicht wieder heiraten, bis sie der Schwager durch den archaischen Akt der Chalizah (Deuteronomium 25,7 ff.) freigegeben hat. Ist der Schwager aber minderjährig (noch nicht 13), so muß die Witwe warten, bis er dieses Alter erreicht hat. Ist er nicht erreichbar, so kann sie praktisch nicht mehr heiraten.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um die Problematik antiker Gesetze im modernen Staat anzudeuten. Die «Liga gegen religiösen Zwang» und verschiedene Frauenverbände haben oft, aber vergeblich, gegen diese Rechtspraktiken protestiert. Natürlich sind auch die Mischehen unmöglich, da die geistlichen Gerichte nur «kedath Mosche we-Jisrael», nach dem Gesetze Mosis und Israels, trauen dürfen und eine standesamtliche Trauung nicht möglich ist.

Die Rabbinate kontrollieren ferner die Fleischversorgung der Bevölkerung, da nur rituell geschlachtetes Vieh zum Import gelangen darf, und wachen weitgehend, zumeist mittels der Ortsverwaltungen, in denen sie Einfluß haben, über die strenge Einhaltung des Sabbaths. So ist jeder interurbane Verkehr und jeder Autobusverkehr in den Städten am Sabbath und an den Feiertagen strikte untersagt. Private Taxis können allerdings auch am Sabbath verkehren.

Die Masse der Bevölkerung teilt zwar diese streng nomistische Auf-

fassung der Religion nicht, aber andrerseits hat sie, vor allem die ältere Generation, eine romantische Beziehung zur religiösen Tradition und würde eine synagogale Trauung auch wählen, wenn es eine standesamtliche gäbe. (Freilich in Fällen wie denen eines Mannes priesterlich-aaronidischer Abstammung [alle Juden, die Kohn, Cohn, Cohen, Kahn, Cahn, Kahan, Cahane, Kaganowitz usw. heißen, gelten eo ipso als priesterlicher Herkunft], der keine geschiedene Frau heiraten darf, wären Standesämter der einzige Ausweg . . .) Die Orthodoxen, die sich stillschweigend mit vielen Dingen abfinden, die nicht dem Geist und Wortlaut des Religionsgesetzes entsprechen, kämpfen mit allen Mitteln gegen weltliche Trauungen und Scheidungen, da Kinder aus nichtreligiös geschlossenen Ehen praktisch als «Mamserim» (Bastarde) angesehen würden und nicht ehefähig wären, beziehungsweise wiederum nur Bastarde heiraten dürften, so daß die Bevölkerung in zwei «Kasten», eine der legitimen Israeliten und eine der «quasi Unberührbaren» zerfallen würde. Solch eine Trennung will man vermeiden, und deshalb machen auch hier Demokraten und Sozialdemokraten ihre Zugeständnisse an die Rabbiner, ebenfalls aus Rücksicht auf die Diaspora.

Das staatliche Volksschulwerk zerfällt in einen profanen und einen religiösen Sektor, welch letzterer wiederum unter Kontrolle der Orthodoxie steht.

Außerhalb des staatlichen Schulwerkes steht das ultraorthodoxe der Agudath Jisrael. Deren Splittergruppe «Neturej Karta» (Wächter der Stadt Jerusalem) bekämpft den Staat offen und lehnt jeden jüdischen Staat strikte ab, der nicht vollständig auf den Gesetzen des «Schulchan Aruch» basiert ist.

Das liberale Judentum und das Reformjudentum, die in Europa, vor allem aber in den USA, dominierend sind, fanden in Israel noch keinen nennenswerten organisatorischen Ausdruck. Liberale Rabbiner sind nicht in den Ortsrabbinaten oder gar im Oberrabbinat vertreten. Nur ein einziger, der aber zum konservativen Flügel des Liberalismus gehört, hat das Recht, zu trauen. Richterliche Funktionen wurden keinem liberalen Rabbiner zugebilligt, und auch das Militär-Rabbinat liegt ausschließlich in der Hand der Orthodoxie.

Das orthodoxe Rabbinat sieht seine Funktionen vorwiegend in der Ausübung der richterlichen Gewalt, der rituellen Kontrolle der Nahrungsmittel und in talmudischer Unterweisung. Das Gebiet der Seelsorge hingegen wird nicht gepflegt. Das orthodoxe Rabbinat liegt zu über 70 Prozent in Händen der Aschkenasen (Juden aus Ost- und Mitteleuropa) und nur zu etwa 30 Prozent in Händen der Sepharden (Juden aus Südeuropa, Asien und Afrika), wiewohl diese heute schon fast 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Diese äußeren Verhältnisse, Fakten und Zahlen muß man kennen und berücksichtigen, um das religiöse Problem in Israel zu verstehen.

II.

Israel ist das klassische Land der Religion. Hier wirkten die Propheten, hier entstand das Alte Testament, hier stand auch die Wiege des Christentums, und selbst für den Islam hat insbesondere Jerusalem eine hohe Bedeutung.

Mit dem Abschluß des alttestamentlichen Kanons war die religiöse Entwicklung des Judentums im Lande Israel aber keineswegs abgeschlossen. Die mündliche Überlieferung der Mischna und der jerusalemische Talmud wurden im Heiligen Lande verfaßt. Aber auch im 16. Jahrhundert drangen die formgebenden Impulse, diesmal von Safed, in Form der kabbalistischen Mystik und der nomistischen Kodifizierung im Schulchan Aruch in die Weite der Diaspora.

So wie Israel das klassische Land der Religion ist, so ist — oder war — das jüdische Volk das klassische Volk der Religion. Es brachte Moses und die Propheten, aber auch Jesus und die Apostel hervor, und die Heilige Schrift Israels, das Alte Testament, wurde die Grundlage der Gesittung der Kulturwelt. Während von Athen die Idee des Schönen in die Welt drang, von Rom aus der Gedanke der Macht und des Staates, ging von Jerusalem das Wort Gottes in alle Welt.

Jüdische Kultur war durch fast zwei Jahrtausende vorwiegend religiös gefärbt und geformt. Unsere antiken Helden waren Glaubensstifter, Glaubenskämpfer, Propheten und Psalmisten. Unsere Klassiker waren Rabbiner, unsere Heroen waren Märtyrer. Unsere nationale Sprache wurde mehr und mehr heilige Sprache und Kultsprache. Unsere nationalen Feste trugen kultischen und später liturgischen Charakter. Unsere Literatur war vorwiegend religiöse Poesie und theologische Weisheit.

Der Anspruch des jüdischen Volkes auf sein Land Israel basiert ausschließlich auf der Bibel, auf Gottes Verheißung an Abraham und auf der jahrtausendealten Gebetsverbundenheit des Volkes, das Jahr um Jahr zur Passa-Nacht proklamierte: «Das kommende Jahr in Jerusalem!»

Der moderne politische und kolonisatorische Zionismus knüpfte an diese archetypischen Vorstellungen im kollektiven Unbewußten des jüdischen Volkes an (Zion, Jeruschalajim, Erez ha-Kodesch) und transponierte sie auf eine realistische Ebene, auf der der neue Staat mit dem proklamatorischen Namen Israel entstand, der eigentlich «Gottesstreiter» heißt. (Gen. 32,29.)

Nicht allen Bürgern des heutigen Israels — und nicht allen modernen Juden der Diaspora — sind diese Zusammenhänge lebensmäßig, existentiell bewußt. Gewiß trifft dies auf die Orthodoxie zu und ebenso auf den aktiven Teil des liberalen und reformierten Judentums.

Diese Gruppen sind sich, wenn auch in verschiedener Weise, der Sendung Israels bewußt. Während das Sendungsbewußtsein der Orthodoxie sich praktisch fast ausschließlich auf das eigene Volk bezieht, ist im libe-

ralen Judentum der Gedanke einer Mission Israels gegenüber der Welt, als «Lichter der Völker» (Jes. 49,6), zumindest bei den führenden Theologen, vorhanden.

Andrerseits gibt es aber heute, vor allem in Israel, eine bewußt rückläufige Bewegung, die die historische Einheit von Religion und Nation für die Gegenwart und Zukunft nicht mehr gelten lassen will.

Einerseits gibt es von der extremen politischen Rechten (Cheruth) bis in die Kreise des Bürgertums (General Zionist) weite Kreise, die nur noch die nationale Seite des Judentums als relevant und verbindlich betrachten. Sie wünschen eine rein weltliche hebräische Kultur streng nationaler Prägung. Bibel und Talmud lassen sie nur als klassische Zeugnisse des hebräischen Geistes gelten. Dies trifft andrerseits auch auf die Mehrzahl der Mitglieder der sozialdemokratischen Mapai und der radikalsozialistischen Mapam zu, die über das Nationale hinaus den Kontakt mit den fortschrittlichen Kräften in der Welt pflegen wollen, und vor allem bestrebt sind, in Übersetzung, Zeugnisse progressiven Geistes dem hebräischen Kulturgut einzugliedern. Hier wie dort werden zwar traditionelle Formen oft noch rudimentär bewahrt, aber mit neuen Inhalten erfüllt. So feiert man zum Beispiel in den Gemeinschaftssiedlungen der Kibbuzim die Passa-Nacht des Auszuges aus Ägypten, verliest aber nicht die traditionelle «Haggada», die aus Zitaten der Bibel, der Mischna und der Liturgie und eigenen frommen Liedern besteht, sondern eine moderne «Haggada», anderen Inhaltes. Der Name Gottes ist weitgehend entfernt, und man rühmt die Schöpferkraft des eigenen Volkes, das sich die Freiheit und Selbständigkeit erkämpft hat. In diesem Sinne wird auch die Bibel Alten Testamentes in vielen Schulen des Landes gelehrt.

Die extremste Gruppe in dieser Richtung sind die sogenannten «Knaanim» (Kanaaniter), die keine Juden mehr sein wollen, sondern sich nur als Hebräer fühlen, die um eine Renaissance der altkanaanitischen Kultur des Landes romantisch bemüht sind.

Die nationalistische und die klassenbewußte Jugend in Israel ist weitgehend religiös indifferent. Religiöse Jugendbewegungen gibt es nur im Rahmen der Orthodoxie, wobei hier die orthodoxe Chaluz (Pionier-) Jugend typenmäßig und ihrer Haltung nach sich scharf von der Jugend der Jeschiwoth (Talmudschulen) unterscheidet, die radikal konservativ das Ghetto zu bewahren sucht und oft sogar das jiddische Diasporaidiom dem modernen Hebräisch vorzieht.

Die rückläufige Bewegung, die wir oben andeuteten, führte dahin, daß es heute in Israel auf allen Gebieten eher schöpferische Leistungen gibt, als auf dem religiösen.

Hebräische Sprache und weltliche Kultur der Juden haben im heutigen Israel eine noch nicht dagewesene Blüte zu verzeichnen. Das Hebräische ist lebendige Umgangssprache und Staatssprache geworden. Hebräische Literatur, Presse, Theater und Wissenschaft nehmen ihren

unbestrittenen Platz in Israel ein. Aus dem Händlervolk der Juden der Diaspora wurde — in kurzer Zeit — ein werktätiges Volk von Bauern, Arbeitern, Handwerkern und Intellektuellen. Vor allem unter der Jugend gibt es kaum einen kaufmännischen Nachwuchs. Auf militärischem Gebiet leistete der junge, von Feinden umgebene Staat Erstaunliches, was andrerseits die Gefahr des hebräischen Militarismus heraufbeschwor, der, wie jeder Militarismus, die Grenze zwischen Verteidigung und Angriff nicht immer zu wahren weiß.

Aber auf seinem eigensten Gebiete, dem religiösen, blieb Israel bis heute unschöpferisch, steril. Israels größter religiöser Denker, Martin Buber, der in Jerusalem als emeritierter Professor der hebräischen Universität wirkt, hat im Weltjudentum und in der christlichen Welt weit mehr Echo gewonnen als in Israel selbst, das gegenüber der Botschaft dieses Erneuerers des Chassidismus und Deuters der biblischen Botschaft relativ teilnahmslos blieb. Dieses Versagen gegenüber einer zentralen religiösen Persönlichkeit wie Martin Buber ist typisch für die religiöse Krise im heutigen Israel.

Während der Jude der Diaspora oft die Synagoge besucht und religiöse Bräuche seiner Tradition übt, ohne wirklich gläubig zu sein, kommt diese pseudoreligiöse Haltung für den Israeli weniger, für die israelische Jugend überhaupt nicht mehr in Frage. Der Diasporajude besucht die Synagoge zuweilen nur, um seine Verbindung mit der jüdischen Gemeinschaft aufrecht zu erhalten und übt aus Pietät die Bräuche des Judentums. Der Israeli bedarf solcher Stützen und Brücken nicht mehr. Er ist überall Jude — auf der Straße und bei der Arbeit, in der Freizeit: auf dem Sportplatz, im Theater, im Kino. Die Verbundenheit mit dem jüdischen Volke, mit dem jüdischen Lande und mit der hebräischen Sprache sind Selbstverständlichkeiten. Der Schabbath ist der arbeitsfreie Tag (nicht der Sonntag), die jüdischen Feiertage sind Staatsfeiertage: der Besuch der Synagoge hat daher hier keinen nationalen Sinn mehr, sondern nur noch einen rein religiösen.

Natürlich werden in der Praxis dennoch auch heute und in Israel nationale und religiöse Elemente romantisch vermischt, aber je seßhafter und volksverbundener und je hebräischer der Jude in Israel wird, desto weniger wiegt ihm die Tradition, wenn er nicht wirklich gläubig, wirklich religiös ist.

Die orthodoxen Sachwalter und öffentlichen Beamten der jüdischen Religion in Israel haben es aber völlig versäumt, die religiöse Wirklichkeit dem neuen Lebensrhythmus anzupassen. Die Liturgie der traditionellen Synagoge blieb unverändert, so daß anachronistisch weiter um die Rückkehr nach Zion gebetet wird. Formeln wie «Um unserer Sünden willen sind wir aus unserem Lande vertrieben», wurden beibehalten. Während der Berg Zion vom Religionsministerium, das eine Abteilung für religiöse Atmosphäre unterhält (Machlakah le-Hawai-hadathi), rings

um das sogenannte Davidsgrab zu einem Wallfahrtsorte ausgebaut wurde, betet die Synagoge weiter: «Der Berg Zion ist verödet und die Füchse streichen darüber hin.» Man könnte zahlreiche Beispiele dieser Art geben. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Synagoge den Staat Israel «de jure» noch nicht anerkannt hat.

Freilich gibt es rein repräsentative Gebete zum Wohle des Staates und zum Unabhängigkeitstage, aber eine tiefere Rezeption der neuen Wirklichkeit, als Erlösungstat Gottes an seinem alten Bundesvolk, ist bisher noch nicht vollzogen worden.

Kreise um den früheren Religionsminister Raw Maimon versuchen, die Institutionen des Synhedrions wieder zu erneuern, um so dem Judentum wieder eine oberste geistliche Führung zu geben, aber dieser Plan wird vom Oberrabbinat und vom ultraorthodoxen «Rat der Großen der Thora» abgelehnt. Die Initianten des Planes andrerseits wünschen keine Verbindung mit dem liberalen und reformierten Judentum der Diaspora, so daß dieser Synhedrionsplan eigentlich der realen Basis entbehrt.

III.

Das bisher Gesagte könnte dahin führen, daß der Leser zu der Ansicht käme, die Israelis von heute seien «geistlich tot», wie sich Karl Thieme einmal ausgedrückt hat. Eine derartige Beurteilung wäre aber doch vorschnell und abwegig.

Zwischen der Masse der Orthodoxen auf der einen und der Masse der Agnostiker und Indifferenten auf der anderen Seite, gibt es heute in Israel Zehntausende von Juden, die ein lebendiges Verhältnis zu Gott haben, ohne ihm einen legitimen Ausdruck verleihen zu können. Die kasuistische, nomistische Formelhaftigkeit der Orthodoxie ist für viele heutige Juden in Israel kein Gefäß mehr für ihren Glauben. Der Hunger nach dem Worte Gottes, von dem der Prophet Amos spricht, hat viele, auch junge Menschen ergriffen. Noch suchen sie auf verschiedenen Wegen, noch haben sie keine klare Führung gefunden, noch sind sie eine versprengte Herde ohne Hirt.

Die heutige Generation in Israel hat, wie kaum eine andere, die beiden Pole der prophetischen Verkündigung selbst erlebt: Gericht und Gnade. Das Gericht Gottes über sein Volk, dem 6 Millionen Märtyrer zum Opfer fielen, und die Gnade Gottes, der seinen Bund mit Israel nicht vergessen hat. Die Weissagung des «Shear Jaschuw», des zurückkehrenden Restes, ist das gewaltige Wort der Prophetie, das sich heute und hier, vor den Augen einer staunenden Welt, erfüllt hat.

Sollte diese wunderbare Erfüllung prophetischer Weissagung nur dazu gedient haben, damit Israel in seinem Lande «ein Volk wie alle Völker» werde?

Ein Volk, das so stark und innig mit der Bibel lebt, wie das heutige

Israel, wenngleich dieses Verhältnis nicht immer unproblematisch ist, kann unmöglich darüber hinwegsehen, daß dies nicht der Sinn unserer Geschichte sein kann. Vielmehr tut sich uns Gottes Wille und Plan im Worte seiner Propheten kund. Im 37. Kapitel Ezechiel, in der Vision von den «Azamoth jeweschoth», dem dürren Totengebein, liegt der Schlüssel für das Mysterium, das wir heute erleben.

Nach diesem, vom Propheten selbst gedeuteten, visionären Gleichnis folgt auf die nationale Wiederbelebung Israels (die wir heute erleben), die geistliche: die Ruach, der Geist Gottes, fährt in dieses wiedererstandene Israel. Als Zeugen der Auferstehung Israels dürfen wir auch — mit Joel, Kapitel 3 —, auf die Ausgießung des Geistes über Israel getrost harren.

In dem göttlichen Drama Israels haben wir bereits Verstoßung und Gericht einerseits und Heimholung und großes Erbarmen anderseits, als lebendige Zeugen der Offenbarung, erlebt. Es hieße allzu kleingläubig sein, wenn wir nicht die Erfüllung auch der Verheißung des «neuen Herzens» und des rechten Geistes festhalten wollten.

Alles aber kommt darauf an, dem heutigen Menschen in Israel den *heilsgeschichtlichen Aspekt des zeitgenössischen Geschehens sichtbar und erlebbar zu machen.*

Diese Aufgabe wurde, ebenso wie die der Seelsorge, bisher sträflich vernachlässigt. Nur *eine israelisch-jüdische Reformbewegung,* die die *Botschaft vom Reiche Gottes* (Ragaz) im Geiste *lebendigen Glaubens* verkündigt und bewährt, und dem Juden in Israel heute in seiner Sprache die ewigen Antworten des Judentums auf die ewigen Fragen der Menschheit vermittelt, könnte hier eine segensreiche Wende herbeiführen.

Es gibt Fragende und solche, «die nicht zu fragen verstehen» in Israel die Menge. Aber wo bleiben die Lehrer, die ihnen die Botschaft Israels bringen?

Hier versucht sich, auch das muß erwähnt werden, die christliche Mission (katholische, vor allem aber protestantische) einzuschalten. Ihre Tätigkeit stößt auf fast uneingeschränkte Ablehnung, und zumeist sind es nur sozial Gestrandete, die durch die Missionen Unterstützung und Auswanderung anstreben. Echtes Gottsuchertum findet, nach dem Zeugnis vieler Missionare selbst, kaum den Weg in die Missionsanstalten Israels.

Wie gut und wichtig wäre es, wenn diese Missionare, die ein fremdes Feuer im Tempel Israels entzünden wollen, die tiefe Weisheit beherzigen wollten, die *Professor Leonhard Ragaz* in seiner Schrift *«Israel, Judentum, Christentum»* (Zürich 1942) bewahrte. Ragaz schrieb damals im Vorwort zu dieser Schrift:

«Was will die Schrift?

Vor allem eines nicht: *Sie will nicht bekehren.* Wenn sie bekehren wollte, dann jedenfalls nicht das Judentum zum Christentum, sondern höchstens, wenn ich mir solches anmaßen dürfte, das Judentum zu sich selbst und das Christentum zu sich selbst, damit aber beide zueinander.»

Die «*Bekehrung des Judentums zu sich selbst*» — das ist die große religiöse Aufgabe im heutigen Israel, das in der Gefahr steht, seinen «eigenen Weinberg nicht zu hüten».

Der israelische Mensch von heute steht in einer Stunde tiefster Anfechtung. Der Traum von Generationen — ihm ist er zur Erfüllung gereift. Israel lebt wieder sein eigenes Leben auf eigener Scholle, ist wieder zurückgekehrt in das Land der Verheißung. Aber das Ersehnte und Errungene sah im harten Lichte der Wirklichkeit anders und weniger strahlend aus, als das Gebilde romantischer Träume. So setzt gerade heute bei vielen eine tiefe Ernüchterung ein, die Ernüchterung der erfüllten Ideale. Von hier aus wird die Krise eines nur rational gefaßten, politischen Zionismus *nach* Entstehung des Staates Israel sichtbar.

Hier aber muß das Wort vom ewigen Zion verkündet werden, denn «solange man ‚Zion' lediglich als eine der nationalen Ideen versteht, kennt man seine eigentliche Bedeutung nicht» (Buber).

Schalom Ben-Chorin

Jüdische Gedanken über den Nationalismus

Als vor 2000 Jahren Hillel nach dem Wesen der jüdischen Lehre gefragt wurde — von einem Zyniker, der spöttisch das Ganze lernen wollte, während er auf einem Fuß stand —, sagte er bekanntlich: «Was du nicht willst, daß man dir tut, das tue auch einem andern nicht. Jetzt gehe hin und lerne.»

Das klingt alles ganz einfach. Aber der weise Mann wußte wohl, daß es nicht einfach ist. «Gehe hin und lerne» — ja, ein ganzes Leben reicht nicht aus, das zu lernen. Denn es ist vielleicht das Schwerste, was einem Mann aufgegeben werden kann. Freilich, um das einzusehen, muß der Mann tief in sich gehen und muß der billigen Verlockung widerstehen, sich selbst über seine eigene Handlungsweise zu belügen. Immer gibt es Argumente, mit denen er beweisen kann, daß der Verdacht, er verletze das Gebot, nicht zutrifft, denn *sein* Fall liegt ja «ganz anders»; da sind so viele besondere Umstände, die bewirken, daß das, was er anderen zufügt, gar nicht dasselbe ist wie das, was er selber nicht erleiden will. Motive der Notwehr, des objektiven Zwanges, des Schutzes berechtigter

Interessen, oder ganz persönliche Umstände sind eine ausreichende Erklärung dafür, warum er so handeln mußte, daß vielleicht ein anderer geschädigt wird oder Unrecht erleidet; dieselben erklärenden oder entschuldigenden Umstände aber wären nicht vorhanden, wenn der *andere* sich ihn als Opfer suchte. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Nichts ist verführerischer als das Prinzip von «Zweierlei Maß». Wir meinen aber nicht die bewußte Bosheit derer, die gegen das Gebot Hillels sündigen, weil sie keine ethischen Schranken anerkennen. Wir meinen die Verwirrung derer, die das Gebot halten wollen, ja sogar vermeinen oder behaupten, es zu halten, jedenfalls seine Geltung nicht leugnen, aber die Beziehung von «Zweierlei Maß» als natürliche Voraussetzung akzeptieren.

Die *Politik* ist, wie viele meinen, das Reich, in dem das neue Judentum sich entfalten muß; dort muß es seine Probe bestehen. Aber in Wirklichkeit ist der Grundsatz, den Hillel ausgesprochen hat, auch eine große «politische» Weisheit. Er ist im Grunde, auf eine menschliche und einfache Formel gebracht, das Prinzip, auf dem allein sich eine «demokratische» Ordnung aufbauen kann. Auch die Beziehungen zwischen Völkern müssen darauf beruhen, daß ein Volk dem anderen nicht tut, was es nicht will, daß man ihm selber tue. Und innerhalb des Volkes sind es die Gruppen und Parteien, die einander gegenüberstehen. Nirgends aber so sehr wie im politischen Leben sind die einfachsten Wahrheiten von dem Mißbrauch der einfachen Worte entstellt, zum Beispiel dem Mißbrauch des Wortes «Recht». Wenn irgendein Wort im Bereich menschlicher Beziehungen, dann bedeutet das Wort «Recht» ein objektives, von Interessen unbeeinflußbares Allgemeinprinzip. Im *politischen* Sprachgebrauch aber nennt jeder das, was er für sein eigenes Interesse hält, sein «Recht». Was sein Recht ist, bestimmt sozusagen jeder selbst; und wenn gegen ihn entschieden wird, dann geschieht eben «Unrecht». Richter in eigener Sache zu sein, hält jeder für sein politisches Recht. Auf diesem Boden kann das Unkraut von «Zweierlei Maß» üppig wuchern.

Es scheint uns, daß das Bewußtsein dieser unbefriedigenden Erscheinungen im demokratischen Lager den Anstoß geben könnte zu einem neuen Durchdenken der grundlegenden Erfordernisse des demokratischen Lebens. Das ist besonders notwendig im Zeitalter des Nationalismus, in dem auch der Begriff der «*Freiheit*» verzerrt worden ist durch die Gleichsetzung von Bedeutungen, die nicht identisch sind. Der Nationalismus des 19. Jahrhunderts war ein Kind des Liberalismus, aber die Idee der individuellen Freiheit, wie sie etwa von John Stuart Mills formuliert wurde, hat bei ihrer Übertragung auf den Kollektivbegriff der Nation unversehens Veränderungen durchgemacht, die ihren Sinn geändert haben. Daß auch Nationen frei sein sollen, ist gewiß ein Gebot der Sittlichkeit. Aber «Nation» ist ein Abstraktum, und zu leicht wird sie identifiziert mit denen, die für sie handeln und sprechen. *Freiheit der Nation*

bedeutet dann allzu oft nur Freiheit für die, die den Staatsapparat in der Hand haben; aber der politische Liberalismus ist doch gerade ausgezogen zum Kampf gegen die Übermacht des Staates gegenüber dem Individuum. Es scheint jetzt ein Moment zu sein, wo die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts viele dazu veranlassen, auch die *Grundlagen des Nationalismus kritisch zu überprüfen.* Ist er wirklich ein oberstes sittliches Gesetz, oder ist er nur ein Mittel politischer Macht, das der ständigen Kontrolle durch das sittliche Gewissen bedarf?

Einen starken Anstoß zu dieser Prüfung gab auch die jüngste Geschichte der nationalen Freiheitsbewegungen, die in unserem Zeitalter zu einer Identifizierung von nationaler Freiheit und staatlicher Selbständigkeit geführt hat. Als 1918 die Einheit des Donaustaates mit seinem Völkergemisch und damit die Einheit Europas zerstört wurde, haben manche Völker ihre staatliche Selbständigkeit erhalten. Aber ihre Staaten waren in Wahrheit nicht Nationalstaaten und nicht vereinbar mit dem Prinzip der nationalen Freiheit; es war nur *eine Verschiebung der Macht, nicht eine Mehrung von Freiheit.* Die neuen Staaten waren gleichfalls Völkergemische, nur war die herrschende Nation jetzt frei, anderen das zuzufügen, was vorher ihr zugefügt worden war und was sie so lange als «Unrecht» und als unsittlich verdammte, als es — wirklich oder vermeintlich — ihr selbst eine untergeordnete Stellung zuwies. Es zeigte sich, daß das nationale Prinzip in dem Sinne, wie es Theoretiker ausgedacht hatten, in Wahrheit nicht zu verwirklichen war. Trotzdem hielt man fest an der Glorifizierung des Nationalismus als sittlicher Idee. Die 1919 ausgeklügelte Form eines «Schutzes der Minderheiten» mußte Schiffbruch erleiden, aber auch die neuen Staaten selbst erlebten ihre Tragödien, und im Zeitalter der großen Machtkonzentration und einer — freilich vagen und verschwommenen — Tendenz zur Föderation von Mittelstaaten erscheint der Nationalismus vielen als ein Anachronismus. Das heißt natürlich nicht, daß die wahren Werte nationalen Lebens und nationaler Kultur gering geschätzt werden sollen. Aber der Nationalismus als politisches Machtinstrument hat sich verwandelt in das Gegenteil — oder in die Karikatur — seiner früheren Ideale. Alles Reden von Rechten, von Freiheit und Sittlichkeit wird hinfällig, wenn die Praxis zeigt, daß man es nur für sich selber meint und daß man anderen gegenüber, dort, wo man es kann, seine Macht voll spüren läßt.

Sowohl Nationalismus als auch Demokratie sind leere Formen, wenn sie nicht gebunden sind an eine klare *Wertordnung universalen Charakters.* Gar zu oft hat man Demokratie einfach definiert als ein System der Willensbildung, wodurch der Staat regiert wird, nämlich das Repräsentativsystem mit Majoritätsprinzip. Das wichtige Prinzip aber ist eine *bestimmte Auffassung vom Menschen und von Menschenwürde.* Ohne diese ist Demokratie sinnlos, mag das Wahlsystem auch noch so ausgeklügelt sein.

Die Reaktion auf das, was wir erlebt haben, und auf die totalitäre Idee, ist eine Neubesinnung auf den konstruktiven und sittlichen Wert der *Toleranz*. Das mag manchen Leuten unserer Generation seltsam klingen, da wir in einem geistigen Klima aufgewachsen sind, wo das Wort «Toleranz» Anlaß zu Spott und Bitterkeit gab, teilweise vielleicht aus dem Mißverständnis, es sei verächtlich oder minderwertig, bloß toleriert zu sein — statt auf sein Recht zu pochen. Menschenrechte und nationale Rechte bedürfen nicht der Duldung seitens anderer, sondern sind ein natürlicher Anspruch. Diese Abneigung, das Bewußtsein des «Rechthabens» zu vertauschen gegen bloßes Geduldetsein, ist natürlich und begreiflich. Im *politischen* Leben aber ist der Begriff des «Rechtes» relativ, weil oft Recht gegen Recht (und nicht Recht gegen Unrecht) steht, wodurch das Wort selbst seinen Sinn verliert und eine Beziehung entsteht, die jedenfalls der Ergänzung bedarf durch Toleranz. So gut auch mein Recht ist, es befreit nicht von der Verpflichtung, auch das Recht des anderen zu sehen und jedenfalls des Gebotes zu gedenken, dem andern nicht zuzufügen, was man selber nicht erleben will, also auch keine Beugung des Rechtes, ein Grundsatz, ohne den zivilisiertes Zusammenleben nicht möglich ist.

Toleranz ist das Grundprinzip der pluralistischen Demokratie, und wer das «Toleriertwerden» als Schande empfindet, möge erst überlegen, ob auch das Toleranzüben dort, wo man die Macht hat, als Schande bezeichnet werden darf. Die wahre Verantwortung liegt dort, wo man die *Macht* hat, sei auch der Bereich und die tatsächliche Substanz dieser Macht noch so klein und zweifelhaft. Von Rechten zu reden für sich selbst, solange andere die Macht haben und man ihnen gegenüber mit sittlicher Entrüstung Forderungen (für sich selbst!) erheben kann, gibt keinen Anspruch auf Höherwertigkeit. *Der wahre Wert und die Aufrichtigkeit des Rechtsbewußtseins erweist sich dort, wo man selbst die Macht hat und die Rechte anderer achtet.*

Eine Zeitlang hat man fraglos die rein formalen Seiten der Demokratie überschätzt. Allgemeines Wahlrecht, parlamentarische Regierung, verfassungsmäßige Prozedur, all das ist wichtig, aber keine noch so perfekten Formen können das Leben mit Geist erfüllen. Sie können auch zu einem perfekten System des Selbstbetruges werden. Die Demokratie hat es schwerer als die Autokratie, nicht nur weil sie viel Zeit und Mühe auf Diskussionen aufwenden und sich mit widerstrebenden Interessen auseinandersetzen muß, sondern auch weil sie von einer *Vielheit* von Menschen und nicht nur von einigen ein starkes Gefühl sittlicher Verantwortung und einen klaren Blick für die Realitäten des politischen und wirtschaftlichen Lebens (und das ist heutzutage *sehr* kompliziert) fordert. Man versteht heute wieder mehr als früher — in England hat man es instinktiv immer verstanden —, daß es auf das Gefühl der Gemeinschaft für die sittliche Wertordnung und auf das natürliche Gefühl für

Menschenwürde mehr ankommt als auf Statuten. Das politische Denken wendet sich überall diesen Problemen zu, je mehr die immanenten Gefahren des «Massenstaates» offenbar werden. Aber die wichtigste Einsicht ist die, daß wir zu einem neuen Universalismus nur kommen können, wenn wir aufhören, mit zweierlei Maß zu messen.

Es wäre tragisch, wenn gerade das Volk, das sich immer als Prototyp der von anderen ungerecht verfolgten Nation empfunden und gebärdet hat und das mit Recht als der Verkünder höchster sittlicher Prinzipien in der Welt gilt, eingehen würde in die Geschichte als eine Gemeinschaft, die ohne schwere Gewissenskonflikte die Ideologie des «zweierlei Maß» zur politischen Maxime erhoben hat. *Robert Weltsch*

Individuelle und kollektive Assimilation

Der moderne Zionismus ist entstanden — dies ist seine negative Wurzel — als eine Reaktion auf die Assimilation des westeuropäischen Juden, auf den Mimikryprozeß, in dem der Assimilant versucht hat, ununterscheidbar zu werden von dem Wirtsvolk, in dem er lebte. Dieser Versuch, der allzu häufig im Äußerlichen steckenblieb, ist meistens erfolglos gewesen. Im Gegenteil! Mochte er noch so sehr den äußeren Habitus des Wirtsvolks anzunehmen suchen, Namen und Sitten entsprechend ändern, nichtsdestoweniger wurde er meistens als Jude erkannt und durch seine verzweifelten Bemühungen, sein eigentliches Wesen zu verleugnen, zum Gespötte dieses Wirtsvolks, das dem bewußten, sein Judentum nicht verbergenden Juden meistens mehr Respekt entgegenbrachte.

Und noch um wieviel mehr als der Angehörige des Wirtsvolks verachtete der Zionist den Assimilanten! Ringend um eine echte Rezeption modernen europäischen Geistesguts im jüdischen Erbe, verabscheute er jede äußere und äußerliche Übernahme fremden Kulturguts. Im Assimilanten sah er geradezu die Karikatur des von ihm erstrebten neuen Judentyps.

Hat die vor wenigen Jahren erfolgte Gründung des Judenstaats das Problem der Assimilation aus der Welt geschafft?

Schon heute kann diese Frage klar mit Nein beantwortet werden. Theodor Herzl, der Begründer des modernen Zionismus, hat vor 50 Jahren zwar geglaubt, daß mit der Gründung des Judenstaats die Juden, die sich nicht assimilieren wollen, nach Zion gehen, die anderen aber in den Wirtsvölkern aufgehen werden. In diesen letzten 50 Jahren haben wir aber demgegenüber mit viel Leid und Schmerzen gelernt, daß auch die Assimilation ein zweiseitiger Prozeß ist: die eine Seite, die sich assi-

milieren will, und die andere, die die erstere sich assimilieren läßt. Wir alle sind Zeugen gewesen der Reaktion von Wirtsvölkern, die teilweise fürchterliche Ausmaße angenommen hat; aber auch dort, wo diese Reaktion in zivilisierten Grenzen blieb, hat sie schon durch ihre Entstehung den weiteren Assimilationsprozeß durchaus erschwert. Diese Erschwerung der individuellen Assimilation durch die Reaktion seitens des Wirtsvolkes ist durch die Gründung des Staates Israel bestimmt nicht geringer geworden. Vielmehr stört das Scheinwerferlicht des Weltinteresses für diesen einzigartigen historischen Versuch den am besten im stillen und unbemerkt vor sich gehenden Assimilationsprozeß des einzelnen Juden im Wirtsvolk. Ferner ist durch diese Staatsgründung — trotz aller gegenteiligen Beteuerungen vieler Juden — die interterritoriale Verbundenheit der Juden in den Augen der Nichtjuden jedenfalls unterstrichen worden.

Keineswegs ist also durch die Gründung des Staates Israel das Problem der individuellen Assimilation des einzelnen Juden aus der Welt geschafft.

Darüber hinaus ist aber gerade durch die Entstehung des Staates Israel eine neue Assimilationsgefahr aufgetaucht: die Gefahr der kollektiven Assimilation.

Schon in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen hat Arnold Toynbee in «Study of History» auf die Gefahr hingewiesen, daß die aus früher österreichisch-ungarischen, russischen oder türkischen Gebieten neu geschaffenen Staaten gerade infolge ihrer Kleinheit und der Neuheit ihrer Staatsexistenz den Strömungen eines besonders überspitzten und chauvinistischen Nationalismus erliegen mögen. Diese Sätze gelten vielleicht noch stärker für die staatlichen Neuschöpfungen nach dem Zweiten Weltkriege, indem in vielen Staaten die mangelnde Konsolidierung im Innern durch eine Freude an den Scheinsymbolen äußerer «Macht» und Souveränität überkompensiert wird.

Von allen diesen gefährlichen Erscheinungen bildet der Staat Israel keine Ausnahme. Durch die überstürzte Masseneinwanderung aus den verschiedensten Erdteilen und Zivilisationen ist hier der «Schmelztiegel», den — nach einem bekannten Wort — die Vereinigten Staaten für ihre Einwanderer darstellen, zum «Pressure Cooker» geworden. (Dies hier geprägte Witzwort gibt das Problem besser als lange Ausführungen wieder.) Es besteht die akute Gefahr, daß in dieser überstürzten Entwicklung die eigenartigen sozialen Errungenschaften der zionistischen Kolonisation gleichsam in einer Massenflut ertrinken, nachdem sie nicht durch ihre absolute Größe, sondern durch eigenartige gesellschaftliche Neuschöpfungen, wie die Kibbuzbewegung, die Aufmerksamkeit der Welt erregt haben. Eine schwere Dauerkrise der Kibbuzbewegung ist seit der Staatsgründung jedenfalls zu konstatieren, und ein Ende dieser Krise ist leider noch nicht abzusehen.

Das schwerste Problem kollektiver Assimilation ist aber für diesen jungen Staat das Problem der Staatsraison. Soll der Judenstaat, nach 2000 Jahren des Wartens auf staatliche Wiedergeburt und mit einem geistigen Erbe sondergleichen «belastet», die Maßstäbe der Staatsraison anderer und — im Vergleich zu ihm — geschichtsloser Staaten übernehmen, einer Staatsraison, in der «Gott und Teufel zusammengewachsen sind», wie es Friedrich Meineke vor 30 Jahren am Schlusse seines berühmten Buches «Die Idee der Staatsraison» formuliert hat?

Angewandt auf unsere brennendste Frage, die der Sicherheit, heißt das: Unterstellt, daß die Möglichkeit zur Verhinderung weiterer mörderischer Grenzüberfälle durch Organisierung von Vergeltungsraids in der Art von Kibya besteht (die Verteidiger dieser Maßnahme sagen uns heute: «Dies ist die einzige Sprache, die die Araber verstehen» und «Seit Kibya ist es für unsere Grenzsiedlungen in dieser Gegend ruhiger geworden»), darf der Staat Israel mit der «Last» seines kulturellen Erbes solche Kampfesmittel zulassen, ohne diesem kulturellen Erbe abtrünnig zu werden, ohne, wie es der zionistische Denker Achad Haam schon vor mehr als 30 Jahren anläßlich eines anderen Vergeltungsaktes gesagt hat, «in einem Winkel des Ostens eine kleine Nation neuer Levantiner hinzuzufügen, die mit den anderen in all ihrer Korruption, ihrem Blutvergießen, Rachegefühlen und gewalttätiger Leidenschaft wetteifern»?

Dies ist unsere Schicksalsfrage, auf die es kein ausweichendes Antworten gibt. Es ist nicht leicht, eindeutig zu ihr Stellung zu nehmen, wenn man nicht selbst im Grenzgebiet lebt, in einer Gegend, wo jede Nacht die Gefahr mörderischen Überfalles von jenseits der Grenze lauert. Die Bedeutung der Stunde verlangt aber eine klare Sprache: Haben wir dazu 2000 Jahre auf die staatliche Wiedergeburt gewartet, daß nunmehr — statt individueller Assimilation des einzelnen Juden in der Zerstreuung — hier in Israel der zurückgekehrte Teil des Volkes sich als Staat kollektiv assimiliert: äußerlich an die Äußerlichkeiten anderer Staaten und vor allem innerlich an die Staatsraison dieser anderen Staaten. Auf Grund der fürchterlichen Erfahrungen 10 bis 20 Jahre nach Erscheinen seines Buches hat es Meineke sicher aufs tiefste bedauert, daß er am Ende dieses Buches sich mit dem «Sphinxantlitz der Staatsraison» abgefunden und den Staatsmann nur gewarnt hat, «daß er Staat und Gott zugleich im Herzen tragen müsse, um den Dämon, den er doch nicht ganz abschütteln kann, nicht übermächtig werden zu lassen».

Andere haben uns schon damals gewarnt, daß es eine Blasphemie ist, Gott und Staat gleichzeitig im Herzen tragen zu wollen, daß schon in einer solchen Formulierung eine Vergottung des Staates liegen kann, des Staats, der — wie alle sozialen Formen — doch nur eine Aufgabe, ein Gefäß ist, von dessen zu schaffendem Inhalt es abhängt, ob er mit Gott oder dem Teufel zusammen genannt werden sollte.

Die Gefahr dieser Wertverwechslung von Form und Inhalt, indem

der staatlichen Form als solcher schon ein absoluter Wert beigemessen wird, ist begreiflicherweise besonders groß in Israel nach 2000 Jahren jüdischer Staatslosigkeit. Aber zum Verzweifeln besteht kein Anlaß. Gerade Kibya hat auf viele Menschen hier aufrüttelnd gewirkt, indem die Gefahren der Entwicklung ihnen an diesem furchtbaren Ereignis erst recht bewußt geworden sind. Hoffen wir, daß diese Entwicklung weitergeht und diese Tat, von der die Welt und auch die meisten Juden sich schaudernd abgewandt haben, wenigstens die eine gute Wirkung der Selbstbesinnung in Israel mit sich gebracht hat. *Heinrich Strauß*

Kibbuzim

Der Versuch, die zionistische Idee zu einem Staat Israel umzuschmelzen, steckt erst in seinen Anfängen; trotzdem lassen sich bereits einige Phasen des Prozesses erkennen und sogar analysieren. Von ihrer Entwicklung wird Großes abhängen, denn sie werden mitbestimmend dafür sein, ob es dem Judentum gelingen wird, zu einem lebendigen Bestandteil der sich erneuernden Welt des Ostens zu werden oder ob es in dieser Umgebung zum ewigen Fremdkörper verdammt sein wird.

In diesem Zusammenhang erhielt der Kampf Bedeutung, der sich seit einiger Zeit um die politische Macht in den Kibbuzim abspielt. Bei der allgemeinen Unkenntnis darüber, was ein Kibbuz (Mehrzahl: Kibbuzim) eigentlich ist, wird eine Definition, worin seine ideologischen und materiellen Aufgaben bestehen, zu einer notwendigen Voraussetzung. Das Ziel der Kibbuzim, in ihren Anfängen auch Kvuza genannt, lag in der Verwirklichung des höchsten Ideals der jüdischen Renaissancebewegung des zwanzigsten Jahrhundert: der Schaffung eines jüdischen Bauernstandes auf dem heiligen Boden Palästinas, dessen kulturelles Niveau bei überragender landwirtschaftlicher Leistung so hoch sein sollte, daß er die Fühlung des nach Asien gewandten Judentums mit der geistigen Welt des Abendlandes aufrecht zu erhalten imstande war.

In der amerikanischen Zeitschrift «Zionist Quarterly» definiert Elias E. Epstein, ein guter Kenner der Geschichte und der Entwicklung der Kibbuzim, ihr wirtschaftliches Wesen durch folgende sieben Punkte:

1. Kontrolle der Produktionsmittel; 2. extensive Landwirtschaft; 3. Kombination von Landwirtschaft und Industrie; 4. gemischte Landwirtschaft; 5. Intensivierung des landwirtschaftlichen Betriebes; 6. hohe Produktionsleistung; 7. Anbau am laufenden Band.

Mit dieser Charakterisierung ist das ökonomische Weltbild der Kibbuzim vom Ökonomischen her einigermaßen klar umrissen. Ohne seine

Ergänzung durch ihre ideellen Triebkräfte, wird das Verständnis der kibbuzinischen Bewegung nicht möglich, denn wenigstens in ihren Anfängen betrachtete sie sich als eine weltanschauliche Avantgarde, die sich den Namen Chaluzim (= Pioniere) beilegte. Obwohl der Grundgedanke des Kibbuz zwar kollektivistisch ist, so ist er keinesfalls kommunistisch im Sinne des bolschewistischen Kommunismus. In ihrer Gedankenwelt haben sich Vorstellungen des jüdischen Nationalismus ostjüdischer Färbung mit dem Urchristentum Tolstois, dem liberalen Anarchismus Kropotkins und gesellschaftlichen Vorstellungen Jean Jacques Rousseaus zusammengefunden. Ihr Denken gipfelte in der Befreiung des Judentums aus der Sklaverei der Städte und deren Auswüchsen, dem Handel und der Geldwirtschaft.

Diesem wirtschaftlichen Ethos entsprach die sittliche Forderung. Ihre Prämisse war die Gleichheit des Menschen vor der Arbeit, die auch auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau übertragen wurde. Der Gedanke der Gleichberechtigung der Geschlechter hat jedoch nie im Sexualleben der Kibbuzim Anwendung gefunden. Alles, was über die in ihnen herrschende Promiskuität der Geschlechter erzählt wird, gehört in den Bereich der Fabel. Mit Ausnahme der gemeinschaftlichen Kindererziehung gibt es in den Kibbuzim kaum mehr Abweichungen von der bürgerlichen Ehenorm als in jeder anderen menschlichen Gemeinschaft.

Die große Zeit der Kibbuzim (bis zum Weltkrieg 1914 hat es deren nur zwei gegeben, Dagania und das aus einem genossenschaftlichen Siedlungsexperiment Franz Oppenheimers entstandene Merchavia) begann nach der Erklärung Palästinas zur öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte der Juden durch die Balfour-Deklaration. Ihr großer Förderer war Chaim Weizmann, der in ihnen das Mittel zur friedlichen Eroberung Palästinas durch jüdische Arbeit sah. Weizmann gelang es, das kapitalistische amerikanische Judentum vom Wert des seinem Denken völlig fernliegenden Experimentes einer kollektivistisch orientierten Kolonisation zu überzeugen und die Gelder dafür zu mobilisieren. Die Vorbereitung für die ländliche Siedlung in Palästina, die allmählich ganz nach der kibbuzistischen Methode vor sich ging, erfolgte außerhalb Palästinas durch die sogenannten Hechaluzzentren. Im Jahre 1938 gab es deren 13, über ganz Europa verteilt, sie erfreuten sich sämtliche — trotz der Buntheit ihrer Anschauungen, die von religiös orientierten Bünden bis zur radikal atheistisch-sozialistischen Gemeinschaft variierten — unterschiedslos der Förderung der Zionistischen Weltorganisation.

Aus der Verbindung des aus Mitteleuropa dauernd nach Palästina strömenden Zuzugs von jungen, durch die nichtjüdische Jugendbewegung ideologisch stark beeinflußten Elementen mit denen im Lande bereits seit längerer Zeit befindlichen entstand ein besonderer, für Palästina charakteristischer Menschentyp, der sogenannte Kibbuznik und sein weibliches Gegenstück. Der Mann in blauer Bluse, der Arbeitermütze und Kniehosen, die Kleidung der Frau ähnlich antibürgerlich betont und nur leise

ins Weibliche hinübernuanciert. Auch die weiblichen Kibbuzmitglieder tragen kurze Hosen, die allmählich auch zur Tracht der städtischen Jugend wurden. Die arabische Anschauung, daß der verhüllte Körper der Frau dem sittlichen Empfinden entspricht, hat nicht wenig zu der Verschärfung des Antagonismus zwischen Juden und Arabern beigetragen.

Die wachsende Spannung zwischen Juden und Arabern hat auch den kibbuzischen Siedlungen zu einer charakteristischen Form verholfen. Um einen Wasserturm aus Zement, der während eines Überfalles Frauen und Kindern Schutz gewährt, stehen innerhalb eines Drahtverhaus Zelte, Holzbaracken und vereinzelt auch Betonhäuser, die in der Hauptsache für Gemeinschaftszwecke bestimmt sind, wie Eßsaal und Kinderhaus.

Im Laufe der Zeit haben sich Interessenvertretungen der Kibbuzim gebildet, die heute zu den Exponenten der streitenden Parteien geworden sind. Es handelt sich im wesentlichen um drei Verbände:

1. Der Verband der kleinen Kibbuzim, die immer im Lager der mehrheitssozialistischen Mapai gestanden haben. Sie haben ihre Mitgliederzahl immer bewußt niedrig gehalten, um den Geist der Kameradschaft besser zu pflegen.

2. Der aus der sozialistischen Jugendbewegung des Hashomer Hazair (Junger Wächter) hervorgegangene Kibbuz Arzi. Bei ausgesprochener Antireligiosität ist er stark links orientiert. In seinen Siedlungen bemüht man sich, die Religion durch die Kunst zu ersetzen und den alten jüdischen Festen dadurch einen neuen Sinn zu geben, daß man sie in Beziehungen zum Leben des Alltags bringt.

3. Der Kibbuz Meuchad, allgemeiner Kibbuz, der bisher ein reiner Zweckverband war. Seine Vororte sind das heute von rechts und links heiß umstrittene Ain Harod, das Bollwerk der Kibbuzim, und Yagur. Beide sind in Wirklichkeit Dörfer mit mehr als tausend Einwohnern, und sie verfügen über kommunale Einrichtungen von einer Qualität, deren sich auch europäische Mittelstädte nicht zu schämen brauchten.

Das mannigfache Auf und Ab, das der praktische Zionismus bis zur Werdung des Staates auf wirtschaftlichem Gebiet durchzumachen hatte, vermochte den Kibbuzim nicht viel anzuhaben. Sie litten zwar Not, aber von der Gefahr des Untergangs waren sie nie ernsthaft bedroht. Sie waren geborgen im Schutz der zionistischen Institutionen, die sie niemals fallen ließen, weil sie gleichzeitig die Elite der jüdischen Jugend und das Fundament des zionistischen Aufbaus waren. Es ist kein ganz aus der Luft geholter Scherz, daß in den Jahren von 1933 bis zum Zweiten Weltkriege zur Gründung eines Kibbuzes außer Menschen, einigen Zelten und dem nötigsten Inventar, an barem Geld nur der Gegenwert eines Billettes nach Jerusalem benötigt wurde, wo die Instanzen dann die nötigen Mittel zwar sehr knapp, aber doch laufend bewilligten. Aus materiellen Gründen ist in dieser Zeit kein Kibbuz zusammengebrochen.

Die inneren und die äußeren Schwierigkeiten begannen mit der Geburt des Staates, für dessen Existenz sie soviel getan haben und zu dessen Fundamenten sie genau so zu werden hofften wie sie es in der zionistischen Bewegung waren. Der Staat schätzt die Kibbuzim auch heute noch, ein Teil seines Beamtenapparates kommt aus ihren Reihen. Aber der Staat hat andere Aufgaben, als ihr Protektor zu sein, nachdem er sie aus der Kriegsbeute mit herrenlos gewordenem Land mehr als reichlich bedacht hat.

Die kibbuzische Bewegung, die auch nicht mehr mit dem Zuzug der im Lande geborenen Jugend rechnen kann (die europäischen Nachwuchsquellen sind längst versiegt), steht vor zwei Alternativen: sich bedingungslos einem nach der Allmacht strebenden Staat zu fügen oder zu ewigen Rebellen zu werden. Am Ende beider Wege steht jedoch die gleiche Alternative: das Abgleiten in eine stumpfe Alltäglichkeit, der die Kibbuzim einmal den tödlichen Kampf geschworen hatten.

Auf der Suche nach historischen Parallelen für die Vorgänge, die sich seit einiger Zeit in den Kibbuzim Israels abspielen, dürften die Streitigkeiten in den Klöstern von Byzanz nach dem Konzil von Nicäa sich wohl als die naheliegendsten erweisen. Zwar geht es in Israel nicht um das Dogma von der Gottgleichheit und der Gottähnlichkeit. Das Niveau der Differenzen im Heiligen Land ist viel tieferwärts gelagert; aber darüber, ob das Urteil im Prager Spionageprozeß zu Recht oder zu Unrecht erfolgt ist, wird nicht weniger mit dialektischen Finessen und physischen Handgreiflichkeiten gestritten als einst über die Fragen aus dem Bereich des Metaphysischen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen genügt ein Schritt. Wenn Menschen, die Ain Harod gründeten und die Siedlung in zweiunddreißigjähriger harter Arbeit aus Sumpfland in einen blühenden Ort verwandelten, zwar noch in einem gemeinsamen Eßsaal speisen, aber nach Parteien getrennte Küchen führen und darauf bestehen, daß die Bankreihen der Mapaimitglieder von denen der Mapam durch einen Zwischenraum von drei Metern getrennt sein müssen, dann werden Logik und Vernunft in dieser Diskussion nicht mehr viel zu sagen haben. Grausame Selbstironie hat diese Scheidelinie «38. Breitengrad» getauft. Ihr Überschreiten ist kein geringeres Wagnis als das illegale Kreuzen der Grenzen zwischen Israel und einem arabischen Staat.

Nicht weniger bizarre Vorgänge haben sich an anderen Orten, unter anderem im Kibbuz Jad Chana, abgespielt, die für die allgemeine Stimmung charakteristisch sind. 30 Mitglieder des Kibbuz Jaron im Oberen Galil waren in den Hungerstreik getreten, weil sie als Angehörige einer zwischen Mapam und den Kommunisten stehenden Linksgruppe aus dem Siedlungsverbande ausgeschlossen wurden. Nach ihrer gewaltsamen Vertreibung fanden 27 von ihnen im Kibbuz Jad Chana bei Chadera Aufnahme. Hier kam es zu schweren, mit Mühe durch die Polizei geschlichteten Zusammenstößen zwischen den verschiedenen Gruppen, von denen

jede Aufgebote ihrer Parteigänger von auswärts zur Verstärkung herangeholt hatte.

An Konflikten hat es im Kibbuz niemals gefehlt, doch haben sie auf der Ebene des Weltanschaulichen und des Menschlichen, aber nicht auf der des Parteipolitischen gelegen. Das Leben im Kibbuz läßt sich wie das Klösterliche nicht von jedermann ertragen. Der Preis für die Eliminierung des Kampfes ums Dasein ist nicht klein. Die persönliche Bewegungsfreiheit hört auf, und der Reiz, der durch das Gemeinschaftsleben mit Gleichgestimmten geboten wurde, hat sich in der letzten Zeit durch die Auffüllung der Kibbuzim ohne Siebung der Kandidaten beträchtlich verringert.

Schon ein großer Teil der durch Hitler verwiesenen und nach Israel ausgewanderten deutsch-jüdischen Jugend hat aus diesem Grunde den Kibbuzim den Rücken gekehrt. Ihr Weggang war aber nur eine Art von natürlicher Auslese, die weder die geistige noch die materielle Struktur gefährdete. Vor allem wurden die Verluste wettgemacht durch eine große und für palästinensische Verhältnisse lange anhaltende Wirtschaftskonjunktur. Es klingt zwar sonderbar, aber die Kibbuzim gehörten zu den Kriegsgewinnlern des Zweiten Weltkrieges. Von dem Geldsegen, den die Anwesenheit der Armeen der Alliierten wie dem gesamten Mittleren Osten auch Palästina brachte, fiel kein geringer Teil auf sie. Ihre Gewinne aus den steigenden Preisen für landwirtschaftliche Produkte, den der Konservenfabriken von Givat Chaim und Givat Brenner, dem Werk für Holzverarbeitung in Afikim und noch manchen anderen Plätzen machte sie für ihre Verhältnisse zu Großverdienern. In ihre bisher nur kümmerlich durch die zionistischen Institutionen gefüllten Taschen flossen plötzlich große Beträge. Die Einnahmen der Kibbuzim stiegen von 19 000 im Jahre 1939 auf 58 000 Pfund im Jahre 1940 und bis auf 189 000 damals noch vollwertige palästinensische Pfunde im Jahre 1941. Unter der Wirkung dieses Booms verfielen sie nicht bloß dem Rausch ökonomischer Expansion; auch die Lust nach besserer und üppigerer Gestaltung eines lange ertragenen asketischen Lebens wurde eine der bedenklichen Folgen dieses unfundierten Aufstieges. Die Eßhäuser der Kibbuzim wurden luxuriöser, die Nahrung der Mitglieder lag weit über dem Niveau des städtischen Arbeiters, die Gesellschaftsräume erhielten zuweilen Sessel wie englische Klubs, es entstanden kleine Villenwohnviertel für die älteren Mitglieder.

Ungeachtet ihrer Gleichheit in den organisatorischen Grundformen variieren die Kibbuzim untereinander doch erheblich in verschiedenen entscheidenden Dingen. Die Nuancen kommen aus verschiedenen Ursachen, hier aus der Herkunft ihrer Gründer, dort aus natürlichen Bedingungen und nicht zum geringen Teil aus den Donationen von Eltern und Verwandten ihrer Mitglieder. Gan Shmuel hatte das Glück, auf einem Boden mit einer alten und ertragreichen Orangenplantage an-

gesiedelt zu werden und hatte von Anfang an keine großen Sorgen. Das durch tschechoslowakische Intellektuelle gegründete Chefzibah hat sich im Laufe der Jahre aus einer Kommune in einen kollektiven Herrensitz älterer Grandseigneurs verwandelt. Der Zustand von zwei ungefähr zu gleicher Zeit gegründeten, etwa zehn Kilometer von einander entfernten Siedlungen beweist, wie groß der Einfluß der äußeren Bedingungen auf die Entwicklung werden kann. Der Kibbuz Gesher ha Sib besteht zum großen Teil aus den Söhnen und Töchtern reicher amerikanischer Eltern; in Beth ha Emek sitzen in der Hauptsache Siedler englischer Herkunft, beide im gleichen Durchschnittsalter von 25 Jahren. In Gesher ha Sib herrscht ein Komfort, der sogar über dem Standard von wohlhabenden israelischen Städtern liegt; Beth ha Emek leidet chronischen Mangel am Notwendigsten. Der zweite Kibbuz muß von eigener Arbeit und den heute sehr mageren Zuwendungen der zionistischen Fonds leben, während die Genossen des ersten von ihren Eltern sorgfältig für das Israel-Abenteuer ausgestattet wurden und laufend subventioniert werden.

Bei den Wohlhabenden wie bei den Armen, den politisch noch Einheitlichen und bei den in Fraktionen Zersplitterten macht sich ein Leerlauf bemerkbar. Der Elan hat sich verflüchtigt, alle sind aus der von ihren Gründern erträumten Bahn geworfen und kämpfen mühsam um eine Weiterexistenz, die nur noch einen materiellen Sinn hat.

Die Fäulnis, von der die Kibbuzim ergriffen sind, hat auch das Klosterleben des Mittelalters zerstört. Während sie vorzogen, ihren Mitgliedern die Abkehr vom Gelde und vom geldwirtschaftlichen Denken zu lehren, sind sie, wenn auch gegen ihren Willen, aus Keimzellen einer höheren Ethik zu Profitunternehmungen geworden. Nicht die Mutter Armut hat sie in ihren heutigen Zustand gebracht, sondern eine fast fünfzehnjährige Konjunktur hat sie den Sinn für ihre große Aufgabe verlieren lassen.

Das zweite Unglück war die verschwenderische Art, mit der die Kibbuzim bei Beendigung des jüdisch-arabischen Krieges bei der Verteilung des zurückgelassenen arabischen Landbesitzes bedacht wurden. Mühsam um ihre Existenz ringende Idealisten wurden über Nacht zu Großgrundbesitzern, ohne daß sie die Erfahrung und die Kenntnisse von europäischen Großgrundbesitzern besaßen, wie großer Grundbesitz ohne genügendes Betriebskapital zu bewirtschaften ist. Auch die amerikanischen Spenden an technischer Ausrüstung sind zum großen Teil in ihren Besitz gelangt; aber die Verhältnisse Israels beginnen sich so zu entwickeln, daß sie nicht imstande sind, aus Eigenem die Erträge herauszuwirtschaften, die zur Befriedigung ihrer erhöhten Lebensbedürfnisse nötig wären. Darum sind auch die großen, in der Zeit der Konjunktur für autark gehaltenen Kibbuzim nicht einmal imstande, selbst lächerlich kleine Verbindlichkeiten in barem Gelde zu begleichen.

Aus diesem Zustand, dessen Ende gar nicht abzusehen ist, hat sich das früher herrschende Gefühl von Geborgenheit in das einer Lebensangst verwandelt, die ihre Rettung in der Politik zu finden hofft. In dem vergeblichen Bemühen, aus diesem Dilemma herauszukommen, liegen die Wurzeln der kibbuzischen Konflikte. Namentlich die jüngere Generation, soweit sie nicht versucht, sich zu verstädtern, sucht ihr Heil im Kommunismus, in dem sie den Retter aus der Gefahr vor dem Untergang in den Wirbeln eines freien Kampfes um das Dasein sieht.

Weder der Staat noch die zionistischen Instanzen verhehlen sich die Bedeutung der aus dem augenblicklichen Zustand drohenden Übel. Zu seiner Beseitigung haben sie bisher nur ein Palliativmittel, das der Isolierung der feindlichen Elemente durch Teilung der von den Parteikämpfen infizierten Kollektive, versucht. Trotz seiner hohen Kosten hat sich das Mittel als wirkungslos erwiesen. Es hat die Kassen von Staat und Organisation bereits um mehrere Millionen Pfund geschwächt.

Die Frage entsteht, ob sich nicht den Kibbuzim durch eine Reform, ähnlich wie der Klosterreform von Cluny, neue Aufgaben zuweisen lassen, die durch die Eröffnung neuer Perspektiven neue seelische Impulse schaffen. Ihr Erfolg ist daran gebunden, ob der Staat Israel ein politischer Liliputorganismus bleibt oder ob er imstande sein wird, sich in eine Zelle für neue weitreichende religiöse und soziale Ideen hindurchzuringen. Ehe diese Frage nicht entschieden ist, werden die Kibbuzim weiter zwischen Leben und Sterben vegetieren müssen. *Karl Loewy, Israel.*

Die Liga für Menschenrechte in Israel

Die Liga für Menschenrechte wurde vor zwanzig Jahren unter der Mandatsregierung Englands als ein Zweig des National Council for civil liberties in England ins Leben gerufen,

Die Ausnahmegesetze der Mandatsregierung und deren Kolonialgepflogenheiten, die sich mal gegen die Juden, mal gegen die Araber richteten, erwiesen die Notwendigkeit, ein Zentrum zu haben, das den Bürger gegen Übergriffe verteidigen und seine Interessen gegen die Behörden vertreten konnte. Der geistige Kopf und die einflußreichste Persönlichkeit war der leider zu früh verstorbene Rektor der Universität Jerusalem, Dr. J. L. Magnes, der jedem und zu jeder Zeit mit Rat und Tat, mit Einsatz seiner Persönlichkeit und mit Beschaffung von Mitteln zur Verfügung stand. Von den seit der Gründung in tatkräftiger Weise mitarbeitenden Menschen will ich nur Prof. Martin Buber erwähnen und den früheren Sekretär der Liga, den Schriftsteller Awi-Schaul, die sich auch heute noch jederzeit der Bewegung zur Verfügung halten.

Zu den in den zurückliegenden Zeiten von der Liga betreuten Menschen gehörten sowohl extrem linke wie extrem rechte Kreise, des Landes Verwiesene und Internierte, Häftlinge und zum Tode Verurteilte, da die überparteiliche Organisation der Liga jedem zur Verfügung stand und sie von Anfang an gegen Vollstreckungen der Todesurteile ankämpfte. Aber dann kamen Jahre, in denen zwischen der Bevölkerung und der Regierung nur Spannungen, aber kein Kontakt war, so daß auch die Liga zur Untätigkeit verurteilt wurde.

Erst mit dem Wiederaufleben des jüdischen Staates kam sie wieder zu Leben und mußte leider zum Bedauern ihrer Mitglieder ihre Tätigkeit aufnehmen. Ich sage leider. Denn wir in der Liga Tätigen hatten es uns nicht gedacht, daß in dem neuen und jungen israelischen Staat für die Liga für Menschenrechte eine Notwendigkeit bestehen würde. Aber die harte Wirklichkeit sieht anders aus, als die Wünsche und Ziele der Idealisten, die es in allen Parteien gibt. Die Liga hat ihren überparteilichen Charakter bewahrt und betont ihn. Aber die der Hilfe Bedürftigen sind die Aktiven und Treibenden und gehören meistens nicht der Majorität an, sondern der Minderheit, gleich, ob es sich um solche politischer oder völkischer Art handelt. Diese Sachlage veranlaßt nur zu leicht oberflächliche Beobachter dazu, der Liga oder ihren Maßnahmen Parteilichkeiten vorzuwerfen und darin einen Grund zu sehen oder zu suchen, zur Seite zu stehen, anstatt auf Grund gemeinsamer menschlicher Bestrebungen innerhalb ihr zu wirken und ihr Bild oder die Zusammensetzung zu ändern. Daher ist auch heute trotz vieler vorhandener Arbeitsmöglichkeiten der Kreis der Mitglieder ein beschränkter und die Anzahl derer, die sich für Tätigkeit zur Verfügung stellen, noch geringer.

Und der Arbeit gibt es! Im wesentlichen sind es drei Gebiete, die unser Einschreiten erfordern: 1. Das Minoritätenproblem der arabischen Bevölkerung; 2. der Militärzustand in von Arabern zur Mehrzahl bewohnten Teilen des Landes und die sich aus ihm ergebenden Wirkungen auf verschiedenen Gebieten, und 3. der durch die plötzliche und in so großem Maße einsetzende Einwanderung und wachsende Kriminalität hervorgerufene Mangel an Plätzen in Gefängnissen. Um es vorwegzunehmen. Auf letztem Gebiet hat sich vieles zum besseren geändert, und wir werden hier noch kaum in Anspruch genommen.

Und noch etwas Gutes ist hervorzuheben: die Bewegung gegen die Todesstrafe hat einen schönen und großen Erfolg aufzuweisen gehabt, indem die gesetzgebende Körperschaft in Israel die Todesstrafe für Mord abgeschafft hat.

Um so mehr bleibt der Liga zu tun auf den beiden oft nicht zu trennenden Gebieten der Minoritätsfrage und der Militärregierung. Aus Mangel an Mitteln kann die Liga nicht immer die vor ihr liegenden Pflichten erfüllen. Die durch den früheren Kriegszustand bedingte Trennung arabischer Familien, Schwierigkeiten in der Anerkennung der

Staatsbürgerschaft, Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten bei der Anwendung und Auslegung der Militärgesetzgebung, Härten im Verkehr gegen die Zivilbevölkerung, Verbannung von Einheimischen in andere Bezirke, unterschiedliche Gesetzgebung oder unterschiedliche Anwendung an sich unparteiischer Gesetze sind unser hauptsächlichstes Arbeitsgebiet. Oft sind unsere Arbeiten von Erfolg gekrönt, denn in den Richtern haben wir oft Hilfe und offene Ohren für unsere Beschwerden gefunden, und mehr als einmal ist das Wort gefallen: Es gibt Richter in Israel. Aber ebenso oft ist die Militärgesetzgebung stärker als die Entscheidung der Zivilrichter. Oder das Militär verschanzt sich gegenüber menschlicher Auslegung von Gesetzen und auch erlassenen Urteilen hinter sogenannten militärischen Notwendigkeiten und Sicherheitsmaßnahmen. Aber ebenso oft sind uns unsere Hände aus Mangel an Mitteln gebunden, und wir können nicht die tatkräftige und notwendige Hilfe so geben, wie wir es verstehen und wie es nötig wäre, trotzdem wir einer Reihe von Anwälten Dank sagen müssen dafür, daß sie sich uns und unseren Hilfsbedürftigen zur Verfügung stellen.

Wenn ich nun noch erwähne, daß die Liga öfters in Erscheinung getreten ist mit öffentlichen Veranstaltungen, wenn es sich darum handelte, die breitere Öffentlichkeit über die Gefahren oder Unzulänglichkeiten geplanter oder erlassener Gesetze aufzuklären, wie zum Beispiel über das Staatsbürgergesetz oder über die Gesetze zur Beschlagnahmung von Boden oder über Ausnahmegesetze, glaube ich den Bericht über die Tätigkeit der Liga für Menschenrechte in Israel abschließen zu können.

Ich möchte noch die Hoffnung aussprechen, daß mit der zunehmenden Konsolidierung des Staates Israels und dem Nachlassen der Spannung zu den Nachbarstaaten sich auf der einen Seite der Aufgabenkreis verkleinern und auf der anderen Seite der Kreis der zur Verfügung stehenden Menschen und Mittel erweitern wird.

E. J. Jaruslawsky
Vorsitzender der Liga für Menschenrechte in Israel

Israels Beitrag zum Frieden

Der Zionismus ist ein Kind der liberalen, humanistischen Gesinnung. Er basierte in Herzls Konzeption auf der Idee einer Kooperation der Völker, insbesondere der Völker des Mittleren Ostens. Herzl glaubte, zur Verwirklichung des Zionismus einen Charter von der damaligen türkischen Regierung zu erlangen und gegen Entgelt zur Sanierung der türkischen Staatskasse in einem Teil der Provinz Syrien eine jüdische Heimstätte zu gründen. Dieser Status sollte freundschaftliche Verbin-

dungen zu den Moslems und allen maßgebenden politischen Faktoren der damaligen Welt bringen. Herzl war ein visionärer Idealist, er handelte wie die Propheten unter dem Zwang einer Voraussicht der kommenden Dinge. Seine immensen Bemühungen scheiterten an der Lethargie einer pseudofriedlichen Welt. Moses Mendelssohn hatte über 100 Jahre früher den realeren Blick. Er erkannte, daß nur weltweite Erschütterungen der Völker den Juden eine Chance geben würden, nach Palästina zurückzukehren. Er hatte sich nicht getäuscht.

Der Erste Weltkrieg brachte das Hauptkontingent des jüdischen Volkes im Osten in Bewegung und erschütterte durch maßlose Verfolgungen den Status quo in verschiedenen Ländern. Rivalisierende Tendenzen der Weltvölker, aber auch verdienstvolle Leistungen großer jüdischer Menschen und nicht zuletzt das aufgerüttelte Gewissen christlicher Menschen brachten die Idee zur Reife, daß der Verfolgungstragik der Juden ein Ende gesetzt werden müsse, zumal auch die gärende Kraft der Verfolgten überall revoltierendes Saatgut ausstreute. So wurde der Jude, der klassische Prototyp konservativer Lebenshaltung, zwangsweise zum Stimulans dynamischer Antriebe, die ihm und andern Leidensgenossen politische, wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung in Aussicht stellten. Der Jude wurde zum Repräsentanten der Unterdrückten und Entrechteten. Der verfolgte, im Dauerzustand der Passion sich befindliche Ahasverus wurde zum Bruder des leidenden Gottesknechtes, zum messianischen Symbol, der nicht zurückschlug, sondern geistige und moralische Reaktionen hervorrief.

Während das altbiblische Judentum in seiner Weltmission als Gottesvolk versagte und lieber sich in Selbstgenügsamkeit seines eigenen Daseins verkapselte, wurde das jüdische Volk in der Diaspora aufgerufen, als Sprengkapsel der unvollkommenen Lebensverhältnisse zu dienen.

Die Balfour-Deklaration war ein Weltgeschenk für die aufopfernde Aufgabenerfüllung des jüdischen Volkes. Man kann diesen Vorgang nur in höheren Zusammenhängen eschatologischer Deutungen verstehen. — Die jüdischen Rückwanderer wurden zunächst in Palästina in eine ruhende, passive Welt gestellt, die auf sie rückständig wirken mußte. Der Orient befand sich im Dämmerschlafe und vegetierte in alten, traditionellen Zuständen. Er verharrte in der Konstellation altbiblischer Lebensart. Die jüdischen Rückwanderer waren größtenteils Juden aus Europa, welche sich die motorischen Kräfte der abendländischen Zivilisation angeeignet hatten. So kam es, daß der moderne Jude nach Palästina zurückkehrte ohne tiefere Bindung an sein altes religiöses Erbgut und ohne inneres Verständnis für die ruhende, biblische Idylle des Orients. Man kam in alte, patriarchalische, feudale Zustände mit einem modernen wirtschaftlichen Denken, zog kritische Maßstäbe und sprengte ohne böse Absichten unbewußt die statischen Zustände. Das brachte Spannungen und Erschütterungen mit sich, und man hatte nicht immer

Toleranz und psychologisches Verständnis füreinander. So brachen die menschlich hohen Ideale des Herzlschen Zionismus als Sprengkapseln in die ruhenden Territorien des Heiligen Landes ein und brachten Zustände der Verwirrung und Tragik in die Beziehungen zwischen Juden und Araber, die über 1000 Jahre freundlich waren.

Der orientalischen Kontemplation ist das Göttliche immanent. Daraus müssen wir Juden viel lernen. Aber in der Rückkehr der Juden liegt eine messianische Erfüllung, das müssen auch die Araber erkennen.

Es ist und war die Pflicht der Juden, die Gnade der Auferstehung mit größter Verantwortlichkeit und Reife zu empfangen und alles zu unterlassen, was zu neuer Schuld und Sühne führen könnte. Dankbarkeit, Liebe und Demut müssen die Triebfedern sein. Das Herzlsche Werk konnte nur mit reiner Gesinnung und reinen Händen vollbracht werden. Dazu gehörte aber auch eine vollkommenere Welt, wo die Völker und Repräsentanten der Menschheit im Völkerbund und seinen Organen eine unantastbare, respektierende Macht höheren Gewissens sahen. Beides ging nicht Hand in Hand. Der Völkerbund und die Menschen versagten. Der Zweite Weltkrieg entfesselte satanische Mächte, legte die ganze moralische Weltordnung in Trümmer und demonstrierte die Wichtigkeit der jüdischen Heimstätte. Hekatomben unschuldiger Menschen wurden geopfert, und voran Millionen des jüdischen Volkes. Not und Verzweiflung richteten das Augenmerk auf Zion, das Erlösung bringen konnte. Aber der Bruder Esau hatte nicht genügend Verständnis für die Nöte seines Bruders Jakob, und das Haus Jakob wahrte nicht immer Zurückhaltung und Distanz gegenüber den Grundrechten des alteingesessenen Hausherrn. Statt brüderlich-göttlicher Kräfte, wie sie Herzl erträumt hatte, wurden gegenseitig politische, teuflische Mächte aufgerufen. Ein Bruderkrieg befleckte das Heilige Land. Die Reinheit der zionistischen Idee wurde angetastet. Israel konnte zwar die «kriegerischen» Araber von seinem Territorium abhalten. Aber seine Situation ist besonders gegenüber den 700 000 arabischen Flüchtlingen vom Ethischen und Geistigen aus nicht haltbar. Nicht die Waffen können diesen tragischen Streit entscheiden, nur die Mächte des Geistes und guten, friedlichen Willens. *Israel muß neue, schöpferische Wege gehen und die alten, ausgefahrenen Geleise des unfruchtbaren Nationalismus verlassen.*

Es kann nicht der Sinn von Israels Auferstehung sein, den Antisemitismus der abendländischen Völker gegen die Feindschaft der morgenländischen Völker einzutauschen und sich in den althistorischen, auswegslosen Prozeß des Auf und Nieder der kommenden und gehenden Machtvölker einzuschalten. Das war schon in historischen Zeiten das Verhängnis Israels, und die Propheten haben vor diesem empirischen Weg stets gewarnt. Israel war immer ein Brückenkopf, ein Durchzugsland von Nord und Süd, von Ost und West. Es ist der Mittelpunkt einer Kreuzungs-

achse und ist historisch wie gegenwärtig determiniert zum friedlichen Mittelpunkt der Welt; noch mehr aber für einen geistigen Ausgleich, für eine Synthese zwischen Ost und West.

Zur Genugtuung aller gerecht Denkenden haben wir in unsern Tagen die Wiedergeburt «Israels» erlebt, und auf den Schlachtfeldern war wieder der alte, mutige Makkabäergeist lebendig. Die Welt hat besonders auf die militärischen Erfolge Israels positiv und begeistert reagiert. Israel ist durch die mutigen Kämpfe gegenüber einer Übermacht sehr viel Beifall und Sympathie zugefallen. Haben die Juden aber diesen Ruhm nötig? Waren ihre Leiden und seelischen Kämpfe in Jahrtausenden nicht voll Größe und innerer Tapferkeit? Die Welt sollte endlich einmal lernen, im Sinne ihres Meisters und Lehrers Jesus von Nazareth, mehr die geistigen und friedlichen Werke der Menschen und Völker zu bewundern und alle kriegerischen Taten zu verwerfen. Das latente Gesetz der Blutrache und Vergeltung muß faktisch beseitigt werden. Das neue Israel muß den militanten christlichen Völkern beweisen, daß die Lehre des Friedens und des toleranten Opfers auch in Streitigkeiten zwischen den Staaten und Völkern realisierbar ist. Man darf nicht nur das Vertrauen auf Sieg haben bei kämpferischer Betätigung, man muß es auch haben bei der Hingabe an friedliche Werke, auch wenn dieser Weg langsamer zum Ziele führt. Die Propheten glaubten an eine friedliche Weltenzukunft, wo das kleine Volkslamm friedlich mit dem großen Machtlöwen zusammenlebt, und sahen diesen Zustand einmal im heiligen Jerusalem sich verwirklichen. Israel muß in diesem Sinne leben und wirken, damit dieser Zustand initiiert wird. Wir sind die geistige und reale Erstgeburt des Völkerbundes, der Vereinigten Nationen. Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß die idealen Satzungen der UNO lebensfähig bleiben. Die Teilung des Heiligen Landes hat sich als ein Unglück erwiesen, das zu unheilvollen kriegerischen Kettenreaktionen führte. Beide feindlichen Parteien stehen vor unlösbaren Problemen. Gewalt steht gegen Gewalt. Israel kann es nicht weiter verantworten, daß Juden und Araber in einem Meer von Blut untergehen. Sowohl der jüdische als auch der arabische Teil Palästinas hängen heute wirtschaftlich wie moralisch ab vom Wohlwollen der UNO und der Weltvölker. Der Stab der UNO ist heute schon der einzige Schiedsrichter zwischen den Parteien. Wir müssen das Heilige Land wieder einigen und Palästina als ein Ganzes, ein wirtschaftlich, politisch und menschlich lebensfähiges Gebilde wieder herstellen, ohne Verzicht auf unsere jüdische Souveränität.

Das allein löst das Flüchtlingsproblem und versöhnt uns mit den Arabern. Wir müssen dem Frieden zuliebe ein großes Opfer bringen. Dafür werden wir den Ruhm ernten, für den Frieden der Welt einen vorbildlichen Beitrag gegeben zu haben. Wenn Israel unter dem Schutz der vereinigten Völker der Welt steht, ist es erhaben über alle Streitigkeiten der Weltvölker. Ewiger Frieden muß Israel garantiert sein, damit wir

die Waffen zu Sicheln und Pflugscharen umschmieden können. Zu Israels Dasein gehört eine solidarische Weltverbundenheit. Die UNO muß ihren Sitz nach Jerusalem verlegen, der zukünftigen Friedenshauptstadt der Welt.

Auf dieser Basis wird Israel zum hoffnungsvollen Symbol einer erlösten und geeinten Welt und kann sich durch positive Aufbauwerke seiner messianischen Sendung widmen: eine friedliche Leuchte der Völker zu sein.

Dr. Erich Bloch, Naharia (Israel)

Humanistischer Zionismus — auch heute![1]

... So steht vor uns, dem Volk in diesem Lande, seinen Führern, der zionistischen Bewegung, heute *eine* höchste Aufgabe: Die Rückkehr zu den wahren Grundlagen, die Umkehr von dem Wege, der beschritten worden ist. Dabei kann man uns helfen. Wir brauchen vor allem *anspruchsvolle Freunde*. Man darf sich nicht damit zufrieden geben, wenn wir auf den Pfaden dieser verdorbenen Welt wandeln. Von uns soll man das Höchste fordern — aber wir müssen dabei empfinden, daß die Forderung aus der Tiefe des Mitempfindens stammt. Denn die Welt darf niemals vergessen, was Juden in dieser Zeit gelitten haben. Die Empfindlichkeit der jüdischen Seele ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Die jüdischen Emotionen sind nicht im Gleichgewicht, und nur wenige vermögen sie zu kontrollieren. Dies ist die große Schwierigkeit im Verhältnis derer in der Welt zu uns, die sich bemühen, uns wahrhaft anzureden. Wo ist das wahre Vertrauen im Gespräch, auch wenn der Partner uns nicht zu Gefallen redet, ja, uns auf einen Weg verweist, der nicht nach dem Geschmack unserer Menge ist? Dies aber sollen unsere Freunde niemals vergessen, daß sie uns unbefangen beurteilen sollen und den höchsten Anspruch an uns zu stellen haben, wenn sie wirklich ihre Freundschaft und ihre echte Besorgnis um das Schicksal Israels zum Ausdruck bringen wollen. Sie mögen uns helfen, unseren Charakter zu wahren und weiter auszuprägen, wenn er zu verschwimmen droht, den Charakter des Heiligen Volkes, der Geschichte in seinem Lande, gebaut auf den Grundlagen des Friedens — dem Heiligen Lande, das allen Völkern teuer ist.

Kurt Loewenstein

---

[1] Leider reichte der Platz für den eben eingetroffenen ganzen Aufsatz nicht mehr. Wir behalten uns vor, ihn später zu bringen. Den letzten Abschnitt aber möchten wir allen Freunden Israels heute schon nahebringen. *D. R.*

Nachwort

Israel ist eine Sache und ein Ruf, die vom Glauben aus nur als Ganzes angenommen und verantwortet werden können. Sache und Ruf, die Israel bedeutet, haben immer Stellungnahme und Entscheidung gefordert. Die Geschichte hat es erhärtet und in unseren Tagen mit Flammenzeichen in ihr Buch geschrieben. Es gilt von denen, die zu Israel gehören im intensivsten Sinne ihrer Existenz, denn «Israel» ist ihre Existenz. Sie ist es in der Berufung und Erwählung, sie ist es in der Bestimmung, sie ist es in bezug auf das Land, das den Vätern verheißen und gegeben wurde, sie ist es in der Zerstreuung und in der Einsammlung, sie ist es *heute*, wie sie es zu allen Geschichtstagen war. Sie ist es in dem Bund, durch den Israel wurde und aus dem es über alle Preisgabe, alle Verstoßung und allen Untergang hinweg lebt, in der Hand des Lebendigen, der allein Gott ist. Aus seinem Anruf und Gebot heraus lebt Israel — und sei es auch in der größten Ferne zu ihm oder in der furchtbarsten Verstoßenheit von ihm. Denn liebend hat er sich seinem Volke zugewendet, das er sich als sein Volk erwählte. Und geht es nicht um diese Liebe und die Erwiderung dieser Liebe, wenn es sich um das Geschick Israels, um sein Heil und um sein Leben handelt? Um sein Leben, das nicht ohne sein Heil sein kann? Ist die Verantwortung und Verwirklichung Israels aus dem Worte des Lebendigen heraus nicht der Kampf aller seiner Propheten und war das nicht auch der Ruf Jesu zur Umkehr und zum Reich?

Wir, die wir durch diesen Glauben mit Israel verbunden sind und je länger, um so völliger erkennen, daß auch wir nur durch diesen Glauben zu leben vermögen, wie auch nur durch ihn den Völkern Leben und Heil verheißen ist, wir empfinden, daß in dieser Geschichtsstunde für das Geschick Israels Entscheidendes sich vollzieht. Wir wollen nicht Beobachter dieses Geschickes sein, sondern daran teilhaben, weil es nach unserem tiefsten Wissen auch unser Geschick ist, ja das Weltschicksal geheimnisvoll damit verflochten ist. Das Weltschicksal? Wir müssen zugleich damit sagen: die Weltnot, die abgründige, ausweglose Weltnot, die sich auch und in besonderer Weise in der Not Israels spiegelt.

Geht es nicht darum, daß im Dunkel dieser Not die Stimme gehört werde, die immer neu Israel zu Herzen gesprochen hat und die auch in unseren Tagen nicht stumm bleiben wird, wenn sie die Sprache des menschlichen Herzens, das Ihn wirklich meint und sucht, vernimmt: aus Israel und aus den Völkern? Geht es nicht darum, der verkrampften, selbstherrlichen Realität der Welt und der bösen Mächte in der Welt, aber auch der gutgemeinten Realität aller Gutgesinnten und sich Mühenden die rettende und befreiende *Realität Gottes* entgegenzusetzen? Einfach und mächtig sind Gottes Wort und Liebe, und die reale, die wirklich völlige, entschiedene Hinwendung zu ihm könnte uns jetzt, jetzt noch retten, **wo die Gegenmacht Gottes zum letzten Schlage ausholt.**

Oder sollten wir nicht mehr wissen, was solche absolute Hinwendung zu Gott bedeutet und wie sie vollzogen wird? Geht es nicht darum, daß wir sie jetzt, in letzter Minute, vollziehen?

Einen bescheidenen Dienst in dieser Richtung möchte dieses Heft üben. Es möchte jener *Verantwortung* dienen, in der es keine Scheidewand, kein Drinnen und Draußen gibt, sondern der Weg jener Liebe sich auftut, da es heißt: «Einer trage des andern Last.» Möchten unsere Leser in Israel und in den Völkern dieses Heft und vor allem auch die Beiträge unserer jüdischen Freunde so verstehen. Möchten wir, im Tiefsten vereinigt und einander suchend, jenen Anruf vernehmen, der in dem Worte Blumhardts ausgesprochen ist: «Es ist ... auch an uns gelegen, daß es in Zion lebendig wird; je mehr wir auf das Reich Gottes schauen und die Vollendung des Reiches Gottes wollen, desto mehr macht Gott, der Erhabene, der in der Höhe wohnt, Zion voll Gericht und Gerechtigkeit, und die Strahlen seines Lichtes fahren herunter zur Erde und schaffen Bahn, daß es auch auf Erden möge Licht werden.»

D. R.

Zum 80. Geburtstag von Clara Ragaz-Nadig

(30. März 1954)

Wenn wir den nachfolgenden Geburtstagsbrief an Frau Clara Ragaz abdrucken, so wollen wir unsererseits ihrer menschlichen Hingabe und ihres Einsatzes für die einmal gemeinsam vertretene Sache und für den gemeinsamen Kampf in unserer Bewegung gedenken. Wir werden all das nicht vergessen, was ihr die «Neuen Wege» zu danken haben. Unser Segenswunsch gilt über menschliche Wege und Entscheidungen hinweg der Erfüllung ihrer Lebensarbeit im Dienste dessen, der über uns allen steht.

D. R.

Meine liebe Clara Ragaz,

In großer Liebe gedenken wir Ihrer in diesen Wochen, wie stets seit 1919, als wir Sie in Zürich auf dem Internationalen Kongreß der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, den Sie mit Ihren Schweizer Freunden so glänzend vorbereitet hatten, kennen lernten.

Bei der Abfassung einer historischen Studie habe ich kürzlich wiederum viele Dokumente der IFLFF durchlesen müssen. Da habe ich manches aus der Zeit unseres siebzehnjährigen gemeinsamen Vorsitzes von 1929 bis 1946 wieder gefunden und war von neuem tief berührt von dem Geist der Güte und Ruhe, von dem wohltuenden Verständnis, der Wachsamkeit und Intelligenz, von der ermutigenden Art und Selbstverständ-

lichkeit, die aus allen Ihren Äußerungen sprach. Welch schöne, fördernde Jahre gemeinsamer Arbeit und welch schwere Jahre oft! Aber durch alle jene Jahre des Unheils, das Faschismus, Nationalsozialismus und Krieg in alle unsere Sektionen, in unsere internationale Arbeit trugen, blieben Sie stets die gleiche liebevolle und behutsame Beraterin, auf deren Bereitschaft zu Erörterung und Aktion Ihre beiden Mitvorsitzenden sich stets verlassen konnten.

Es war eine Bereicherung für uns — und besonders für mich, die fast zwanzig Jahre Jüngere —, in so engem Kontakt mit einem Menschen arbeiten zu dürfen, der ein starkes inneres Zentrum besaß; dessen demokratische Überzeugung und Tradition durch nichts zu erschüttern waren, nicht durch Zuneigung und nicht durch Abneigung; der die oft kaum entwirrbaren, hier und da allzu menschlichen Lebensäußerungen unserer so verschiedenartigen Mitglieder in vielen Ländern mit soviel Nachsicht und soviel Achtung vor dem Anderssein zu erklären und verstehen suchte und doch mit Energie zurückwies, was Zielen, Geist und Grundsätzen der Frauenliga abträglich war. Niemals kam es Ihnen in den Sinn, sich einer Verantwortung zu entziehen, Schwierigkeiten beiseite zu schieben, Dinge unklar in der Schwebe zu lassen oder Ihr eigenes Urteil abhängig zu machen von dem Urteil anderer. Ihr menschliches Urteil war wie es heute ist: unbestechlich. Es entspringt einer Quelle, die nie zu versiegen scheint; denn sie wird gespeist von Ihrer großen Lebenserfahrung, Ihrem umfassenden Wissen und Ihrem Mut, zu Ihrer Überzeugung zu stehen, ohne sie je jemand anderem aufzudrängen — auch wenn Sie sich allein wissen. Obwohl unsere Beurteilung internationaler Entwicklungen gar manches Mal sehr verschieden war, gab es in den langen Jahren nicht einen einzigen entscheidenden Konflikt. Es war eine stete Freude, mit Ihnen zu arbeiten und eine starke Verpflichtung, sein Bestes zu geben und zu Besserem sich zu entwickeln.

Wir entbehren Sie unendlich in unserer internationalen Arbeit; in Ihrer Bescheidenheit wollen Sie selbst als unsere Ehren-Vizepräsidentin nicht an der aktiven Arbeit teil haben. Denn das Ausmaß Ihrer Bescheidenheit gleicht dem Grad Ihres Hingegebenseins an Ihre Aufgabe, wohin immer diese Sie in Ihrem langen Leben stellte. Und es wird uns allen stets ein Geheimnis bleiben, wie Sie alle diese Pflichten haben ausführen und dabei stets Ihr Gleichmaß bewahren können.

Daß Ihre gegenwärtige Aufgabe Sie so völlig in Anspruch nimmt, wie Ihre früheren es taten, zeigt uns, daß Sie weiter die gleiche Schaffenskraft, die gleiche Ausdauer besitzen.

Leider aber macht diese Aufgabe Sie auch fast unsichtbar. Um so aufrichtiger war meine Freude, als ich Sie im Herbst auf ein paar kurze Stunden auf meinem Rückweg von einem Vortrag auf einem der schönen Vorberge treffen konnte, der hoch über Bern in die Ebene ragt. In der kristallklaren Luft des strahlenden Septembertages stand die ganze Schneealpenkette von Ost bis West gegen den tiefblauen Himmel. Und

obwohl der Ernst unserer Unterhaltung schwer auf uns lastete, wußten Sie mein Entzücken über diesen herrlichen Anblick durch Ihr eigenes Überraschtsein ob der Pracht dieser fast unwirklichen Schönheit, die Sie selbst lange entbehrt hatten, zu erhöhen und auch diesen Tag unvergeßlich zu machen.

Im Namen der vielen, vielen Mitglieder der IFLFF, die sich Ihnen heute in tiefem Dank verbunden und verpflichtet fühlen, wünsche ich Ihnen von Herzen die Erfüllung alles dessen, was Sie Ihren, unseren gemeinsamen Zielen näher bringen und die kommenden Jahrzehnte Ihres Lebens leicht und lebenswert gestalten kann. *Ihre Gertrude Baer* *

BUCHBESPRECHUNGEN

Martin Buber: Hinweise. Manesse-Verlag, Zürich.

Um die Weihnachtszeit saß ich, von einer Tagung zurückreisend, im Zug und schlug von Zeit zu Zeit ein kleines Inselbüchlein auf: Martin Buber, *Einsichten.* Das meiste von dem, was ich las, war mir aus den betreffenden Büchern und Artikeln, aus denen diese Worte gesammelt worden waren, schon bekannt. Aber in der seltsamerweise ungestörten Stille dieser abendlichen Fahrt und wohl auch der fragenden Aufgeschlossenheit der Seele wurden diese bekannten Worte zu einem neuen lebendigen Wort, zu einer helfenden und stärkenden Wegbegleitung.

Der vorliegende Band gesammelter Essays aus den Jahren 1909 bis 1953 birgt diese Eigenheit in einem noch stärkeren Maße in sich. Freilich diese Essays müssen vom Leser mit dem inneren Gehör erarbeitet werden, mit dem Gehör für die *Verantwortung des Geistes in der Welt.* Denn Versuche, in dieser Richtung einen Dienst zu erweisen, sind diese Essays. Es sind Hinweise, doch nicht Beweise wie im Raume der Wissenschaft, sondern Hinweise auf das, was sich in der gelebten Verantwortung erweisen kann und soll. Das geschieht schon in dem einleitenden Essay «Bücher und Menschen» und leitet weiter «Mal um Mal» zu den andern Stücken, von denen hier einige genannt seien: «Leistung und Dasein», «Die Lehre vom Tao», «Die Forderung des Geistes und die geschichtliche Wirklichkeit» (Antrittsvorlesung in Jerusalem), «Geschehende Geschichte» (1953), «Biblisches Führertum», «Franz Rosenzweig», «Erinnerung an einen Tod» (Gustav Landauer), «Drei Sätze eines religiösen Sozialismus», «Nationalismus», «Gandhi, die Politik und wir», «Volk und Führer», «Hoffnung für diese Stunde», «Geltung und Grenze des politischen Prinzips». Wir haben keine wertende Auswahl zwischen den Stücken getroffen, sondern möchten mit dieser Heraushebung hinweisen auf das, was vielleicht gerade *jetzt* der Besinnung und Beherzigung bedarf.

Der Geist, der «heute weniger Macht hat als je», bedarf wieder der echten Vertretung, er bedarf wirklicher Vertreter der Menschen, der Völker, der Welt, ja «der Ungeborenen». «Die Vertreter, von denen ich rede, werden die wahren Bedürfnisse ihres eigenen Volkes kennen und sich für sie einzusetzen willig sein, aber den wahren Bedürfnissen des fremden sich verstehend zuwenden und das wahre Bedürfnis hier und dort aus dem Übersteigerten herauszulösen wissen. Eben deshalb werden sie innerhalb dessen, was man den Gegensatz der Interessen nennt, zwischen Wahrheit und Propaganda unerbittlich scheiden. Erst wenn von der vermeintlichen Masse der Gegensätze nur noch der wirkliche Konflikt zwischen echten Bedürfnissen übrig sein

* Abdruck aus «Pax et Libertas», Genf, mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion.

wird, kann die Erwägung des notwendigen und möglichen Ausgleichs zwischen ihnen anheben. Die Frage, von der auszugehen ist, wird diese scheinbar allereinfachste und doch manche Schwierigkeiten bietende sein: Was braucht der Mensch, jeder Mensch, um als Mensch zu leben? Denn, soll nicht der Erdball gesprengt werden, so muß der Mensch, jeder Mensch, bekommen, was er braucht, um als Mensch zu leben. Aus den Lagern zueinandertretend, werden die in der Vollmacht des Geistes Stehenden miteinander planetarisch zu denken wagen.» (Aus «Hoffnung für diese Stunde.»)

Beim Lesen und Überdenken dieses Bandes im Gegenüber zu dieser Weltstunde — denn wer vermöchte noch zu leben, ohne ihren umfassenden, aus allen Bereichen des Lebens kommenden Anruf, zu vernehmen (so zahllos auch diejenigen sind, die es nicht tun!) — drängt sich die Frage auf, ob nicht wiederum zwar der Geist gefordert sei, wie noch nie, seine Vertreter aber das Drängen der Stunde, die mögliche Kürze der entscheidungsvollen Zeit nicht wahrnehmen im vollen Einsatz der Person? Der Geist kann doch nur zwei Mächten dienen — dem Tode oder dem Leben — vielmehr nur dem einen Herrn, dem lebendigen Gott, dessen Anruf und Dienst allein Hilfe bedeutet. Wir wissen, diese Frage ist an uns alle gestellt! Hingewiesen aber sind wir auf diese Stimme, die durch die Stunde dringt und uns einfordert und unsere Zeit.

Albert Böhler

«La vérité sur l'affaire Rosenberg.» Edité par le Comité pour la révision du procès des Rosenberg (Genève) et par le Comité pour la réhabilitation des Rosenberg (Lausanne, Case Ville 2085).

Die Zeit geht weiter, die Sensationen jagen sich, schon werden Menschen von der Wasserstoffbombe verheert, und das Schicksal der beiden Rosenbergs scheint vergessen zu sein. Aber es ist nicht vergessen und darf nicht vergessen werden, denn es hat mit der Atombombe zu tun. Auf diesen Zusammenhang werden wir später einmal zurückkommen. Heute nur soviel: Auch um des Rechtes, um der Wahrheit willen darf der «Fall Rosenberg» nicht vergessen werden. In der französischen Schweiz haben sich Komitees gebildet, die die Revision des Prozesses und Rehabilitation des Ehepaares anstreben. Sie gaben zum ersten eine Broschüre heraus, die der Welt die Augen öffnen könnte und sollte darüber, was da geschehen ist. Anhand von dokumentarischem Material nehmen wir Einblick in die Art und Weise, wie dieser Prozeß geführt wurde. Es enthüllt sich uns ein Verfahren und eine Gesinnung, welche die menschliche Würde, die Freiheit, das Recht und die Gerechtigkeit verhöhnen. Von einem Beweis für das, was die Rosenbergs getan haben sollen, ist keine Rede. Die Zeugenauswahl und die Antwort der Zeugen ist so fragwürdig als nur möglich. Die Hintergründe des empörenden Verfahrens sind so deutlich wie dunkel. Und wenn Erbarmungslosigkeit und Skrupellosigkeit in einer Diktaturwelt schon schlimm sind, so sind sie es ungleich mehr in einem Rechtsstaat und in einer Welt, die sich besser dünkt als jene, die jene fürchtet und bekämpft, nicht deshalb, weil gegen jede Art von Diktatur, da sie widergöttlich und widermenschlich ist, gekämpft, mit *richtigen* Waffen gekämpft werden sollte, sondern weil diese Welt sich einbildet, in ihr gäbe es keine Art von Diktatur. «Alle Schuld rächt sich auf Erden», das ist das beklemmende, furchtbare Gefühl, das man bekommt, wenn man die Broschüre gelesen hat.

C. W.-St.

Eine Antwort

Wir haben in der Februarnummer unserer Zeitschrift gesagt, daß wir «auf eine neuerliche üble Verleumdung der ‚Neuen Wege' in der Presse in der nächsten Nummer eingehen werden» und wollen unsere Äußerung auch nicht zurückstellen oder unterlassen. Denn es scheint uns am Platze zu sein, einmal ein grundsätzliches Wort

zu der leichtfertigen Art, wie man heute Andersdenkende kennzeichnet, nur weil sie Andersdenkende sind, zu sagen. Anlaß dazu geben uns die letzten Besprechungen von Felix Stößinger, der schon einige Male die «Neuen Wege» auf eine Art zu denunzieren versuchte, die notwendig jeder unechten Art der geistigen Auseinandersetzung eignet. So arbeitet heute ein großer Teil unseres Journalismus. Man frägt nicht nach der Sache, die der andere wirklich vertritt, sondern etikettiert ihn mehr zum Zwecke der eigenen politischen Legitimität als der gewissenhaften Untersuchung der wirklichen Stellung und Gesinnung dessen, was man bespricht. Dies ist um so schwerwiegender, als die Leser der betreffenden Zeitungen (in diesem Falle handelt es sich um das «St. Galler Tagblatt» vom 3. Oktober 1953 und um die vom Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes herausgegebenen «Gewerkschaftlichen Monatshefte» vom Oktober 1953) kaum eine Möglichkeit der eigenen Meinungsbildung haben. Felix Stößinger greift bei den «Neuen Wegen» jeweils die Weltrundschau von Hugo Kramer heraus, um damit die «Neuen Wege» als Ganzes zu kennzeichnen. Umfassende Äußerungen zum Gesamtproblem des Marxismus, Kommunismus, Bolschewismus (um die es sich in dieser Sache handelt), die ihn deutlich belehren könnten, nimmt er überhaupt nicht zur Kenntnis, und auch für die Weltrundschau von Hugo Kramer hat Herr Stößinger zwar eine vorgefaßte Meinung, gibt aber dafür keine beweiskräftige Begründung. Denn eben, was er beweisen sollte, behauptet er nur. Wenn man sich schon einer Brille mit roten, blauen oder grünen Gläsern bedient, so muß man sich doch der Herkunft des durch diese Brille verfärbten Gegenstandes bewußt sein, um nicht Gegenstand und Farbe zu verwechseln, wie es Herr Stößinger nach unserer Meinung getan hat. Unsere Leser mögen dies selber aus Herrn Stößingers Worten im «St. Galler Tagblatt» ersehen: «Auch Hugo Kramer, der in den ‚Neuen Wegen' (7/8) die Linie eines kritischen Bolschewismus einhalten möchte — er bedauert Nebensachen und rühmt Hauptsachen —, hofft, daß die bolschewistische Regierung der Zone ein Vertrauensverhältnis zwischen Volk und Staatsführung herstellen wird, denn die Entfremdung zwischen Volk und Regime hatte das in einem Diktaturstaat normale Maß überschritten. Kramer hatte in der Ostzone oft genug das Gefühl, hinter dem neuen Regime stehe nur eine recht bescheidene Minderheit der Bevölkerung. Trotzdem tritt er für dieses Regime ein, das er als eine Verhöhnung der Demokratie bezeichnen müßte, und wünscht seine Erhaltung. Seine Politik ist so widerspruchsvoll, wie der kritische Bolschewismus ein Widerspruch in sich selbst ist. Bolschewismus heißt kritiklose Verknechtung und Entwürdigung der Person. Kramer erzählt selbst von einem deutschen Schulkind, das vor der ganzen Klasse bekennen mußte: ‚Mein Vater ist ein Saboteur.' Diese Literaturbolschewisten schenkten früher den Behauptungen über die Verbrechen, die der Bolschewismus an der Kindheit begeht, keinen Glauben. Nun berichten sie sie selbst, ohne ihren Glauben an den Bolschewismus als einer fortschrittlichen Lehre aufzugeben.»

Bolschewismus vertreten wir nicht, keinen kritischen und keinen gläubigen; wir verstecken uns auch hinter keinem Wandschirm; wir sagen, was wir denken und wozu wir stehen. Wir brauchen auch keine Umerziehung auf «Demokratie» und «Freiheit», sind aber allerdings der Ansicht, daß die Sache der Demokratie und der Freiheit um der *Wahrheit* und des *Heiles der Völker* willen ein sehr viel ernsthafteres Ringen mit ihren Gegnern, zum Beispiel dem Bolschewismus oder Kommunismus, erfordert. Es sind schon manchesmal in der Geschichte die Namensträger am entferntesten von der Sache gewesen, deren Namen sie öffentlich gegen Andersdenkende in dieser Sache vertraten. (Geschichtliche Beispiele, sei es aus dem mehr geistigen oder mehr politischen Bereich, müssen wir Herrn Stößinger nicht nennen.) Es könnte dies sogar auch der Konzeption der «Revolution der Weltpolitik» des «Revolutionären Revisionismus» zustoßen, den Herr Stößinger vertritt. Wir unsererseits vertreten unter anderem auch eine Revolution der Weltpolitik, deren Ausgang und Ziel die Revolution Christi unter den Völkern ist, von der wir mehr erhoffen als von der Bildung irgend welcher neuer Wirtschaftsimperien.

Im folgenden hat Hugo Kramer das Wort. *D. R.*

Der Schreibende sah zunächst keinerlei Grund, auf den Angriff des Herrn Stößinger zu antworten; er hat es sich schon längst zur Regel gemacht, nur *gutgläubigen* Kritikern zu erwidern. Da aber die Redaktion doch auch eine Äußerung von mir wünscht, so sei eben ein neues Mal festgestellt, daß ich weder «kritischer» noch «Literaturbolschewist» noch auch «Kryptokommunist» oder etwas dergleichen bin, sondern überhaupt kein Kommunist. Wäre ich's, so hätte ich auch den Mut, es offen zu bekennen. (Man ist freilich manchmal direkt versucht, sich als Kommunisten auszugeben — zum Protest gegen die gemeine Verfolgung und Verleumdung, denen die Kommunisten von seiten des «gutgesinnten» Pöbels ausgesetzt sind!)

Ich lehne vor allem, vom christlichen Boden aus, auf dem ich stehe, sowohl den «historischen» als den philosophischen Materialismus ab, der (mindestens theoretisch) die Welt- und Lebensanschauung des Kommunismus ist, so sehr ich, gerade vom christlichen Standpunkt aus, das relative Recht anerkenne, das in der materialistischen Geschichtsauffassung enthalten ist. Ist das etwa eine Nebensache?

Ich wehre mich — das hängt damit eng zusammen — des entschlossensten insbesondere gegen die Verkennung des unendlichen Wertes der menschlichen Person durch den Kommunismus, gegen die Vergewaltigung der Leiber und Seelen, gegen die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung, die der Kommunismus betreibt, überhaupt gegen seine ganze Gleichschaltungspraxis. Ich habe nicht mein ganzes Leben hindurch gegen alle solche Gleichschaltung und Unterdrückung gekämpft und dafür einen hohen Preis bezahlt, um mich nun kommunistischem Konformismus zu beugen. Auch das — Nebensache?

Ich halte ferner *alle* Diktatur und gar allen Terror für unvereinbar mit christlicher Haltung, auch wenn — wie im Falle der kommunistischen Staaten — aus geschichtlichen Gründen die Diktatur unvermeidlich erscheint und Gewaltanwendung nach üblichen Begriffen — die ich nicht teile — nicht umgangen werden kann. Nebensache?

Darum lehne ich auch diejenige Denk- und Handlungsweise, die die Sowjetunion zu Kriegsrüstung und Kriegführung «gezwungen» hat, radikal ab und fordere von ihr Abrüstung ebenso wie ich sie von den kapitalistischen Staaten fordere. Kann man das wiederum als bloß nebensächliche Kritik abtun?

Für unsere Kritiker *ist* all das vielleicht nebensächlich, weil sie eben nur zufrieden sind, wenn man den Kommunismus *als Ganzes* in Bausch und Bogen verdammt — ja, nicht nur hundertprozentig, sondern womöglich hundertfünfzigprozentig. Und den Gefallen kann ich ihnen nun freilich nicht tun. Ich glaube vielmehr, daß der Kommunismus einen geschichtlichen Auftrag erfüllt: er scheint berufen, die Revolution unserer Zeit zu vollziehen — wenn sie sonst niemand vollzieht. Und niemand hat sie bisher dort vollzogen, wo sie am dringendsten nötig war und ist: bei den «zurückgebliebenen» Völkern — nicht der freiheitliche Sozialismus noch die Christenheit noch die bürgerlichen Demokratien. Sie *sahen* oft die hier liegende Aufgabe nicht einmal; auf jeden Fall machten sie sich nicht an ihre Lösung. Die Kommunisten sahen sie — und machten sich an die Lösung: in Rußland, im übrigen Osteuropa und so fort. Sie taten das auf *ihre* Weise — genauer: mit den Mitteln, die sie von der bürgerlichen Welt gelernt hatten, mit Gewalt und rohem Zwang, und auf Grund einer Lebens- und Weltanschauung, die ebenfalls nicht sie erfunden hatten, sondern wiederum die bürgerlich-kapitalistische Welt, trotz all den christlichen und humanistischen Bekenntnissen, die sie auf den Lippen führt.

Und jetzt entrüstet sich diese gleiche Welt — eingeschlossen immer den verbürgerlichten Sozialdemokratismus — furchtbar. Aber nicht etwa über sich selbst, über ihr Versagen und ihren Verrat, sondern über die Art und Weise, in der die Kommunisten eine Revolution vollziehen, die sie selber *nicht* an die Hand nehmen wollten. Und weigern sich zuzugeben, daß den Kommunisten, wenn sie nicht einfach auf die sachlich notwendig gewordene Revolution verzichten wollten, gar keine andere Wahl blieb, als sie so zu vollziehen, wie es dem Stand des Bewußtseins und der gesellschaftlichen Entwicklung in den betreffenden Ländern entsprach, und wie es die Be-

kämpfung und Bekriegung der Revolution durch die bürgerlich-kapitalistische Welt zu erfordern schien. Denn das übersieht man ja nur zu gern: Diktatur, Terror und Kriegsrüstung sind in den kommunistischen Ländern großenteils einfach die Antwort auf die Bedrohung und Bekriegung der Revolution von außen her, in der Sowjetunion wie in China, in Ungarn wie in Ostdeutschland. Es ist gewiß — nach unserer Überzeugung — nicht die rechte Antwort; aber die Antikommunisten sind am allerwenigsten befugt, den Kommunisten daraus einen Vorwurf zu machen, reagieren sie doch in ähnlicher Lage um kein Haar anders und haben doch ihre gegenrevolutionären Kriege und sonstigen Unternehmungen die kommunistischen Staaten zu *dieser* Art Abwehr direkt herausgefordert.

Und wer sich nicht absichtlich blind macht, der *muß* sehen, daß bei all den falschen Methoden und barbarischen Mitteln, die die kommunistischen Revolutionen gebrauchen, auf ihrer Aktivseite dennoch gewaltige positive Leistungen für die Völker stehen, die durch sie hindurchgegangen sind. Darauf kann natürlich hier im einzelnen unmöglich eingetreten werden; in den «Neuen Wegen» wird ja auch fortlaufend darüber berichtet. Aber eben — unsere Antikommunisten *wollen* davon keine Kenntnis nehmen. Sie sind von den *negativen* Seiten des Kommunismus derart hypnotisiert (und mit gruseliger Wonne hypnotisiert!), daß sie kein Auge mehr für die wirkliche Aufgabe haben, die sie zu erfüllen hätten, wenn es ihnen um eine sachgemäße Bekämpfung des Kommunismus zu tun wäre. Statt die Revolution unserer Zeit freudig zu bejahen und alles ins Werk zu setzen, um sie *gut* durchzuführen, nehmen sie — vielleicht mit einem Lippenbekenntnis für den Sozialismus — Partei für diejenigen Mächte, die diese Revolution mit allen Mitteln zu ersticken suchen — im Namen der Freiheit, der Menschenrechte und der Friedenssicherung. Und helfen so mit, den unterjochten, getretenen, «rückständigen» Völkern und Klassen gerade diejenige Freiheit, diejenigen Menschenrechte vorzuenthalten, die sie jetzt am ersten nötig haben, und obendrein eine neue Weltkriegskatastrophe herbeizuführen! Die Folge ist natürlich, daß der Vollzug der Umwälzung, die unaufhaltsam im Gang ist, wie der Kampf für den Frieden das Monopol der Kommunisten wird, die die unserem Geschlecht gestellte Aufgabe eben mit den *ihnen* gemäßen Mitteln erfüllen. So rächt sich der sture Antikommunismus an seinen Vertretern selber. Weil sie den Kommunismus als *Ganzes* verwerfen, droht er auch als Ganzes zu *siegen*. Weil sie nicht zwischen Recht und Unrecht im Kommunismus unterscheiden wollen und nicht sein Unrecht auf Grund der Anerkennung seines Rechtes zu überwinden streben, läuft eben auch das Recht, das sie selber zu vertreten behaupten — insbesondere die persönliche und staatsbürgerliche Freiheit im abendländisch-christlichen Sinn — größte Gefahr, verloren zu gehen.

Ich weiß nicht, ob ich auf dem knappen Raum, den wir dieser Auseinandersetzung widmen können, wieder einmal klarzumachen gewußt habe, wie ich *wirklich* zum Kommunismus stehe. Herrn Stößinger kann man es natürlich auch mit dem längsten Vortrag nicht klar machen — les pires aveugles sont ceux qui ne veulent pas voir —, aber Menschen guten Glaubens und Willens brauche ich nach allem, was darüber schon in den «Neuen Wegen» gestanden hat, kaum noch mehr zu sagen.[1]

Hugo Kramer

---

[1] Natürlich klassifiziert mich auch unsere Bundespolizei (nach den Akten zum Prozeß Bonnard) als «Kryptokommunisten». Die kommunistische «Voix Ouvrière» meint dazu (Nr. 70): «Das ist eine bewundernswerte Leistung, wenn man bedenkt, daß Hugo Kramer ein religiöser Sozialist ist, ein integraler Pazifist, ein Anhänger der Gewaltlosigkeit und in einer Reihe von Punkten ein entschiedener Gegner der Politik der Sowjetunion.» Bringen unsere antikommunistischen Kritiker nicht ebenso viel Loyalität auf wie die Kommunisten?

Amerikanische Weltstrategie Die Nordamerikanische Union ist die Führerin der sogenannten freien Welt im Kampf gegen Diktatur und Gewaltherrschaft. Das weiß man. Aber man macht sich schwerlich immer eine genaue Vorstellung von dem weltweiten *Militärsystem*, dessen Mittelpunkt Washington ist. Es umfaßt tatsächlich alle fünf Erdteile durch eine ganze Reihe von Vertragsnetzen, die in fast unentwirrbarer Weise ineinander verwickelt und verschlungen sind. Den Anfang machte der *Interamerikanische Vertrag* über gegenseitige Hilfeleistung, den die Vereinigten Staaten im Jahre 1947 mit 20 lateinamerikanischen Ländern abschlossen. Dann folgte zwei Jahre später der *Nordatlantik-Vertrag* (NATO), der elf weitere Staaten an die USA band; zwei nicht gerade atlantische, aber dafür sehr «freie» Staaten, die Türkei und Griechenland, sind seither noch dazugekommen. Durch besondere Vereinbarungen hat sich Amerika ferner auch Schweden, Jugoslawien und zuletzt Spanien militärisch angegliedert.

Im Jahre 1951 wurde hierauf, unter amerikanischer Führung, der *Pazifikbund* geschaffen, der Australien, Neuseeland und die Philippinen mit den Vereinigten Staaten zusammenschloß, ergänzt durch eine zweiseitige Abmachung zwischen den USA und Japan. Und schließlich sind da all jene Militär- und Beistandsverträge, die Amerika mit *asiatischen Festlandstaaten* abgeschlossen hat: von Israel und Saudiarabien über Irak und Persien, Afghanistan und Pakistan bis hin nach Burma, Siam, Indonesien, Formosa und Südkorea. In *Afrika* «beschützen» die Vereinigten Staaten, außer Marokko und Algerien, auch Abessinien, Erythraea und die Südafrikanische Union. Westdeutschland und Österreich sind ohnehin militärisch unter amerikanischer Kontrolle.

Man sieht, es ist eine ganze Musterkarte «freier Nationen», die sich hier vor uns ausbreitet und kapitalistische Demokratien wie klerikalkonservative Staaten, asiatische Despotien ebenso wie halb- und ganzfaschistische Länder in Europa, Afrika und Lateinamerika verzeichnet; ihr Studium allein schon sollte, sofern man es überhaupt ehrlich meint, das Schlagwort vom westlichen «Freiheitslager» als plumpe Propagandalüge erkennen lassen. Die Vereinigten Staaten haben sich so, wie «U. S. News and World Report» (12. Februar) ausrechnet, insgesamt 64 Staaten mit 28,3 Millionen Quadratmeilen und anderthalb Milliarden Menschen militärisch angegliedert — 54 Prozent der Erdoberfläche und 61 Prozent der Erdbevölkerung. «Es gibt nichts in der Geschichte der modernen Welt», so bemerkt dazu das Blatt, «das diesem Wächteramt einer einzigen Nation über solche Riesengebiete gleichkäme.»

Und das Unheimliche ist nun, daß nach der «neuen Strategie», die die amerikanische Regierung verkündet hat, jeder bewaffnete Konflikt,

der von den Vereinigten Staaten als kommunistischer Angriff auf eines dieser 64 Länder erklärt wird, ohne weiteres zu einem dritten Weltkrieg führen kann. Nicht *muß;* Dulles und Eisenhower haben neuerdings beschwichtigend erklärt, daß es keineswegs die Absicht Amerikas sei, jeden lokalen Konflikt zu einem Weltkrieg mit Atomwaffen auszuweiten. Aber die Vereinigten Staaten gehen doch unzweifelhaft darauf aus, das Schwergewicht ihrer Wehrmacht auf die Entwicklung der Massenvernichtungswaffen zu legen, mit denen blitzartige Zerstörungsaktionen größten Stils gegen den kommunistischen Weltfeind ausgelöst werden könnten, während ihre Bundesgenossen vornehmlich die Bodentruppen zu liefern hätten. Und was die Hauptsache ist: die Entscheidung über die Entfesselung eines (natürlich als Verteidigung erklärten) *allgemeinen* Krieges würde nur von der amerikanischen Regierung, zuletzt vom Präsidenten, gefällt werden, so wie auch das Eingreifen der UNO in Korea selbstherrlich von dem kleinen Kreis der Politiker und Militärs erzwungen wurde, der dem Präsidenten der Vereinigten Staaten als Berater dient. «Trotz allem Gerede von loyaler Gemeinschaftsarbeit (teamwork) hat die USA-Regierung (mit der Verkündigung ihrer neuen Strategie) in einer Sache, bei der es für einen jeden von uns um Leben und Tod geht, einseitig gehandelt, und die britische Regierung hat sich gefügt», stellt der «New Statesman» (20. März) besorgt fest. Von den Regierungen Frankreichs, Italiens und der anderen 60 «souveränen» Bundesgenossen gar nicht zu reden. Grund genug, aufs wachsamste zu beobachten, wie sich die amerikanische Weltpolitik und -strategie weiterentwickelt und wie sich das Verhältnis der 64 Schutzbefohlenen zu ihrem Schutzherrn gestaltet.

Endkampf um die EVG Was zunächst das allgemeine Verhältnis zwischen West- und Ostblock betrifft, so hat sich als Folge der Berliner Konferenz weitherum ein Gefühl der *Entspannung* verbreitet. Zum Teil sicher mit Grund; die Verhandlungen sind nicht einfach als hoffnungslos brüsk abgebrochen worden, sollen vielmehr, zunächst mit der Genfer Ostasienkonferenz, weitergeführt werden. Und das ist immerhin ein Gewinn. Aber auf der anderen Seite wird jetzt von westmächtlicher Seite die Berliner Konferenz doch, wie von Anfang an beabsichtigt, als Beweis dafür ausgegeben, daß man mit den Russen *nicht* verhandeln könne, so wie nach der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 429) Dulles auch nur deshalb nach Genf gehen wolle, weil er damit zeigen zu können hoffe, «daß man mit den Kommunisten über den Fernen Osten ebenso wenig verhandeln könne wie über Europa». Dabei wird natürlich immer wieder verschwiegen, daß man in Berlin eben eine Lösung der deutschen Frage erstrebte, die *auf Kosten der Sicherheit der Oststaaten* gegangen wäre. *Darum* sagten die Russen nein — nicht, weil sie halt «nur die Sprache der Gewalt verstünden». Und es sind die Westmächte, die jetzt ihre Lösung der deutschen und

der gesamteuropäischen Frage — «Befreiung aller Völker von der Elbe bis zum Ural vom bolschewistischen Joch» — den Staaten des Ostblocks erst recht mit Gewalt aufzwingen wollen.

Der nächste Schritt auf diesem Weg soll die *Aufrüstung Westdeutschlands* im Rahmen einer «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» sein. In Westdeutschland selbst ist bereits das Gesetz durchgedrückt worden, das die Wiedereinführung der Militärdienstpflicht erlaubt. Und in den anderen EVG-Ländern ist offenbar der Endkampf um die Genehmigung des Pariser Vertrages im Gange. Nach Holland hat jetzt Belgien ratifiziert, und Luxemburg will es unverzüglich auch tun. Norwegen hat — obwohl es der EVG nicht angehören soll — den Militärdienst von 12 auf 16 Monate erhöht, so wie Großbritannien nach einer denkwürdigen Parlamentsdebatte jetzt eine eigene Flotte von schweren Atombombern bauen wird (angeblich um sich von Amerika etwas unabhängiger zu machen).[1] Die italienische Regierung verlangt, mit ausdrücklicher Berufung auf den Mißerfolg von Berlin, ihrerseits die schleunige Annahme des EVG-Vertrages, was freilich im Hinblick auf den großen Halbweltskandal, der auch die offizielle Welt arg in Mitleidenschaft zieht, seine Schwierigkeiten haben dürfte. Auf das französische Parlament aber wird von Amerika und Westdeutschland aus wie von der eigenen Regierung der stärkste Druck ausgeübt, damit es endlich seinen Widerstand gegen die deutsche Aufrüstung aufgebe. Und die Hoffnungen Washingtons und Bonns sind denn auch — bei der Angst der «Volksvertreter» vor einem Aufhören der ebenso bequemen wie einträglichen Dollarhilfe — nur zu begründet, trotz der Volksbewegung, die, gewiß die Meinung der großen Mehrheit der Franzosen ausdrükkend, sich gegen die Neuetablierung des deutschen Militarismus erhebt.

Das Kläglichste an dem ganzen Schauspiel ist, daß die westeuropäischen *Sozialdemokraten* mit ihrem Kommunistenkomplex bereit stehen, die EVG und damit die Wiederaufrüstung Westdeutschlands zu retten! Mit nur ganz knapper, künstlich zustandegebrachter Mehrheit, aber eben doch, hat die *Labourführung* beschlossen, *für* die EVG einzustehen, obwohl, wie Professor Cole («New Statesman», 6. März) sagt, ohne den

---

[1] England werde in einem Krieg unter allen Umständen von Amerika abhängig sein, schon für seine Lebensmittelversorgung, stellte demgegenüber der Abgeordnete Crossman im Unterhaus fest. Lasse es sich aber auf atomische Bombardierungen ein, dann gerate es auf den Weg unrettbarer Demoralisierung, wie die ruchlose Zerstörung von militärisch bedeutungslosen Städten im Zweiten Weltkrieg bewiesen habe (Hiroshima, Dresden usw.). «Es ist», so sagte Crossman, «etwas vom Demütigendsten, daß die westlichen Demokratien, die im Frieden die vernünftigsten und gütigsten Leute in ihren Beziehungen zueinander sind, im Krieg weitaus brutaler sind als die totalitären Mächte... In Korea wurden Hunderttausende von Menschen ganz automatenmäßig mit Napalmbomben überschüttet... Das ließ uns nach meiner Ansicht den Koreakrieg verlieren. Denn wenn es irgendein Mittel gab, um den Asiaten zu beweisen, daß es der weiße Mann ist, der kommt, um sie zu zerschmettern, so war es die rücksichtslose Bombardierung von Nordkorea.» Begreiflich, daß die englische Presse diese und ähnliche Reden in ihren Parlamentsberichten einfach unterschlug!

amerikanischen Druck «keine Seele in der britischen Labourführung sie unterstützen würde». «Peace News» (5. März) glaubt sogar, daß «Attlees Führerschaft den endgültigen Zerfall der Labourpartei bezeichnen wird, die aufhört, noch eine besondere Aufgabe erfüllen zu können». Die *französischen* Sozialdemokraten scheinen längst mehrheitlich für die EVG gewonnen zu sein und dürften im Parlament die Entscheidung für die deutsche Aufrüstung herbeiführen. Ähnlich steht es mit den anderen sozialdemokratischen Parteien, deren Internationale in Brüssel, bei ganz wenigen Enthaltungen und gegen die *deutsche* Stimme, sich in etwas verschwommener Art für die EVG erklärt hat. Die Haltung der deutschen Sozialdemokraten ist freilich widerspruchsvoll: sie sind grundsätzlich für die Aufrüstung, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen dagegen; sie wollen keine EVG, weil ihnen die Einigung Deutschlands wichtiger ist, verlangen aber gesamtdeutsche Wahlen als erste Voraussetzung der Einigung, genau wissend, daß solche Wahlen *jetzt* unfehlbar Deutschland ins westmächtliche Lager führen würden. Was die *schweizerische* Sozialdemokratie anbelangt, so ist ihre Führerschaft gespalten, ebenso wie ihre Presse, während höchst wahrscheinlich die große Mehrheit des Parteivolkes — *nicht* allerdings der Delegierten an einem Parteitag — gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands ist.

So wird eben weiter und weiter gerüstet. Nicht zuletzt mit den *Atomwaffen*; die am 1. März zur Entladung gebrachte amerikanische Wasserstoffbombe soll (Washingtoner Meldung vom 18. 3.) eine sechshundertmal stärkere Wirkung gehabt haben als die Bombe von Hiroshima, und bereits nimmt man die Herstellung einer Wasserstoffbombe in Aussicht, die noch achtzigmal verheerender sei als die vom 1. März. Ist das ein Zeichen der Entspannung, die jetzt zwischen Ost und West eingetreten sei? Konni Zilliacus, der englische Labourpolitiker, hat vollkommen recht, wenn er (in der Neuyorker «Nation» vom 20. Februar) meint, bevor eine Vereinbarung zwischen den beiden Blöcken möglich sei, müßten die Westmächte über *eine* Grundfrage einig sein:

> «Wollen sie den Kommunismus in der Welt austilgen, indem sie die kommunistischen Regime überall durch Druck von außen und gestützt auf immer stärkere Rüstungen zu überwältigen suchen, in Verbindung mit der Erregung und Förderung innerer Aufruhrbewegungen? Oder wollen sie mit den zwei Fünfteln der Menschheit, die kommunistisch regiert werden, Handel treiben und in Frieden leben, auf der Grundlage der Nichteinmischung in die beidseitigen inneren Angelegenheiten? Solange alle ernstere soziale und koloniale Gärung als Kommunismus angesehen und der Kommunismus einfach als in Moskau fabrizierte Weltverschwörung ausgegeben wird, müssen sie notwendigerweise den ersten Weg wählen, und das schließt jede Verständigung überall aus und macht einen dritten Weltkrieg unvermeidlich.»

Die Regierungen der Westmächte sind freilich ganz anderer Ansicht. Für sie ist die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus vor allem eine *machtpolitische* Angelegenheit und darum die Steigerung jeder Kriegsrüstungen die erste Aufgabe der «freien Welt». Weit entfernt, die zur praktischen *Anwendung* drängende innere Gesetzmäßigkeit der

militärischen Rüstungen zuzugeben, behaupten sie noch immer, der Friede sei um so besser gesichert, je mehr die kommunistischen Staaten durch die Drohung mit dem Einsatz überlegener Massenvernichtungswaffen eingeschüchtert würden, insbesondere auch durch die Entwicklung der Atom- und Wasserstoffbombentechnik in den Vereinigten Staaten. Sie vergessen dabei nur, daß diese Drohung in dem Maß unwirksam wird, als die Sowjetunion den Vorsprung einholt, den Amerika bisher in der Atomwaffenproduktion hat. Denn, um die Russen von einem Angriff auf den Westen abzuschrecken, *dazu* braucht es wirklich keine Atombomben; nur politischen Kindern kann man noch das Gruseln vor den kommunistischen Welteroberungsplänen beibringen. Der *wahre* Zweck der fieberhaften Aufrüstung des Westens ist, wie für jeden Sehenden klar am Tage liegt, der Aufbau einer «Position der Stärke», ja der unbedingten und erdrückenden militärischen Überlegenheit der alliierten Mächte, von der aus sie die kommunistischen Regierungen zur Kapitulation zwingen und auch jede lokale Erweiterung des kommunistischen Einflußbereiches verhindern könnten. Und gerade dieser Zweck wird *nicht* erreicht werden, wenn die Russen ihrerseits mit dem Einsatz von Atomwaffen drohen können. Dann macht es ihnen keinen Eindruck mehr, auch wenn der Westen ihnen die feierlichsten Ultimaten stellt, wissen sie doch, daß dahinter kein ernsthafter Wille steht, die westmächtlichen Forderungen notfalls durch Auslösung eines Atomkrieges durchzusetzen, der dann ja sofort auch sie selber treffen müßte. Die ganze Druck- und Drohpolitik der Westmächte und all ihre Aufrüstung wird so in zunehmendem Maße einfach *Bluff*, genau so wie die «neue Strategie», die droht, unter Umständen irgendeinen regionalen Vorstoß des Kommunismus mit einem Atomkrieg zu beantworten. Das sieht sogar die «Neue Zürcher Zeitung» ein, die resigniert feststellt (Nr. 725):

«Der Besitz der Wasserstoffbombe schließt den Gebrauch der gleichen Waffe durch einen Gegner aus. Damit fällt aber der Gedanke, der so lange die Vorstellungen beherrschte, daß mit Massenvernichtungsmitteln das, was wir ‚lokale' oder ‚interne Aggression' zu nennen pflegen, verhindert werden könne, dahin. Gegen einen kommunistischen Handstreich in Siam, in Berlin, in Italien kann keine riesenhafte Atombombe gebraucht werden, und er dürfte sich auch kaum mehr allein durch die Drohung mit dem Abwurf einer solchen Bombe auf die Hochburg des Kommunismus verhindern lassen.»

Die große Frage ist nur, ob den Westmächten diese ganze Sachlage noch rechtzeitig so klar wird, daß sie entschlossen auch die Folgerungen daraus ziehen. Und da muß man nun freilich unglücklicherweise feststellen, daß die Aussicht auf eine solche Wendung bisher gleich Null ist. Die alliierten Regierungen haben sich bereits derart tief in die Sackgasse der gewaltmäßigen «Abrechnung» mit dem Kommunismus verrannt, daß sie den Ausweg daraus nicht mehr zu finden scheinen und ihre irregeführten Völker nicht mehr zur Umkehr veranlassen *könnten*, auch wenn sie selbst es wollten.

Die asiatische Frage Das gilt namentlich auch für Asien. Die Westmächte haben noch immer nicht begriffen, um was es dort geht, oder vielmehr: sie *wollen* es nicht begreifen und klammern sich darum immer noch an die Hoffnung, die Freiheitsbewegung der asiatischen Völker, die als einzigen Bundesgenossen den Kommunismus kennt, mit Gewalt ersticken zu können. An der Genfer Ostasienkonferenz soll die Notwendigkeit dazu — wie bereits gesagt — neuerdings bewiesen werden. Denn so, wie die Westmächte sich die Lösung der *Koreafrage* vorstellen, werden sie natürlich weder die Zustimmung der Nordkoreaner noch die der Chinesen oder der Russen bekommen. Eine Einigung Koreas unter dem Regime Syngman Rhee — diesem korrupten Feudaldespotismus — kommt gar nicht in Frage, und etwas anderes können und wollen mindestens die Amerikaner, auf Gedeih und Verderb mit ihren südkoreanischen Freunden zusammengekettet, nicht ins Auge fassen. Dies um so weniger, als sie noch immer von einem gewaltsamen Sturz des kommunistischen Regimes in China träumen — und nicht nur träumen, sondern ihn ganz real vorbereiten. Erst letzthin haben sie ihrem Schützling Tschiang Kai-schek zwei Kriegsschiffe geschenkt und dabei durch den Mund ihres stellvertretenden Außenministers Robertson die Hoffnung aussprechen lassen, der fortgesetzte «friedliche» Druck amerikanischer und sonstiger antikommunistischer Armeen auf China (bei dem es natürlich auf die Länge nicht bleiben könnte) werde schließlich zum Zusammenbruch der Pekinger Volksrepublik führen.

Eher scheint in Genf eine Verständigung über *Indochina* möglich zu sein, da die Franzosen heilfroh wären, wenn sie, unter Wahrung des Gesichtes und ihrer kolonialen Ausbeutungsmöglichkeiten, den «schmutzigen Krieg» loswerden könnten. (Immer vorausgesetzt natürlich, daß Amerika es erlaubt; die Vereinigten Staaten behandeln ja mit ihrer steigenden Geld- und Militärhilfe an Frankreich den Krieg in Indochina immer mehr als *ihre* Sache und scheinen sich nach jüngsten Äußerungen von Dulles nur mit einem «Endsieg» über die «kommunistischen Rebellen» zufrieden geben zu wollen.) Und da man davon spricht, die Chinesen wären nicht abgeneigt, Ho Chi-Minh und seine Sache fallen zu lassen (so wie die Russen seinerzeit in Griechenland den General Markos geopfert haben, um sich mit Amerika besser zu stellen), so bieten sich hier den Diplomaten in der Tat gewisse Tauschmöglichkeiten. Wobei die Schwierigkeit nur die ist, daß die asiatischen *Völker* durch alle solche Kuhhandelsgeschäfte früher oder später einen dicken Strich machen würden . . .[2]

Wie wenig die Völker Asiens geneigt sind, sich weiter am Gängel-

[2] Die scheußliche Kriegführung der Franzosen und Amerikaner, die nun, wie in Korea, so auch in Indochina massenhaft ihr Napalm über den Feind ausschütten, wird sicher die Erbitterung *aller* Asiaten über die weißen «Zivilisatoren» noch weiter steigern.

band führen zu lassen, haben zwei jüngste Ereignisse in *Indien* gezeigt. Das eine ist die Wahlniederlage der hinter der indischen Bundesregierung stehenden Kongreßpartei im Staat Travancore-Cochin, wo die Kommunisten und Sozialisten die Mehrheit errungen haben, und das andere der eigentliche Zusammenbruch der Regierungspartei in Ostpakistan, wo die reaktionäre Moslemliga fast vollständig von der Bildfläche verschwunden ist. Ob dadurch die Unterwürfigkeit der pakistanischen Zentralregierung unter die amerikanische Asienpolitik in Frage gestellt wird, bleibt abzuwarten; was Indien betrifft, so ist es wirklich kein Zufall, daß Nehru mit wachsender Schärfe von den Vereinigten Staaten abrückt, wenn er sich auch keineswegs einfach an die Seite Chinas (und der Sowjetunion) zu stellen gesonnen ist.

Und schließlich *Vorderasien*, eingeschlossen das mit ihm vielfältig verbundene Ägypten. Die neueren Bewegungen in der arabischen Welt sind zwar im einzelnen noch recht undurchsichtig. Zwei Dinge scheinen indessen klar. Einmal, daß die Vereinigten Staaten, zusammen mit Großbritannien, alles ins Werk setzen, um die Arabische Liga zu sprengen; der von ihnen unterstützte Staatsstreich in Syrien und der angekündigte Absprung Iraks von der Liga hat diesen Bemühungen auch bereits gewisse Erfolge gebracht, so daß sich Ägypten mehr und mehr isoliert sieht und gegenüber Großbritannien im Kampf um den Suezkanal in Nachteil gerät. Sodann aber steht fest, daß trotz alldem und trotz den wirtschaftlichen Druck- und Lockmitteln Amerikas die antiimperialistische Bewegung auch im Nahen Orient an Stärke immer nur zunimmt. J. A. Joyce spricht es, von einer Asienreise zurückkommend, in den Londoner «Peace News» deutlich aus:

«Die NATO-Propaganda ist in England so beharrlich und hinterhältig, daß wir uns aus den verzerrten Presseberichten, die wir mit unserem Morgentee einschlürfen, nur eine ganz schwache Vorstellung davon machen, wie entschlossen diese arabischen Regierungen sind, den Vormarsch des ‚westlichen Imperialismus' (wie NATO ins Arabische übersetzt wird) am Suezkanal zum Stehen zu bringen.»

Tragisch wäre es aber, wenn die Regierungen der arabischen Staaten versuchten, durch einen neuen Krieg mit *Israel* ihre Völker von ihren außen- und innenpolitischen Schwierigkeiten, besonders auch von der fürchterlichen Mißwirtschaft ihrer herrschenden Klassen, abzulenken. Tragisch darum, weil sich der Weg des *politischen* Zionismus mehr und mehr als Irrweg zu erweisen droht. Fr. W. Foerster läßt (in der neuen Auflage von «Christus und das menschliche Leben»), im Blick darauf, den Richter Samuel den Juden von heute sagen:

«Habt ihr aus eurer langen Geschichte nichts gelernt? Habe ich denn nicht recht gehabt, als ich euch warnte, von fremden Beispielen zu leben? Wenn *ihr* Politik macht, so ist das etwas ganz anderes als die Politik der andern Völker. Euch blieb und bleibt auf dieser Welt nichts übrig als *theokratische* Politik, das heißt Politik von Gott her, zu treiben und von dort aus das zu ordnen, was die anderen ohne Gott niemals dauerhaft ordnen können. Was könnt ihr heute in der gegenwärtigen Form eurer politisch-religiösen Existenz der übrigen Welt geben? Nichts könnt ihr geben, was

eine geistige Hilfe für die Umwelt wäre, in die ihr eingedrungen seid. Nur Mißtrauen könnt ihr erregen gegenüber einer unbegreiflichen geistigen Absonderung. Die anderen machen Politik mit *politischer* Leidenschaft, ihr macht Politik mit *religiöser* Leidenschaft. Das hat schon einmal zur Zerstörung Jerusalems geführt.»

Die Warnung ist nur zu berechtigt, um so mehr als Israel, trotz dem grundsätzlichen Irrtum des zionistischen Nationalismus, mit seinem Genossenschaftssozialismus bereits auf dem Wege war, seiner asiatisch-arabischen Umwelt gerade auch für die Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Gemeinschaftsformen ein leuchtendes Vorbild zu werden. Dieser Weg ist in den letzten Jahren mehr und mehr verlassen worden; Israel ist daran, ein bürgerlich-kapitalistischer Staat wie irgendein anderer zu werden und, von Amerika subventioniert, seine wirkliche Sendung zu verfehlen. Gewinnt es noch rechtzeitig die Inspiration, die ihm die Kraft gäbe, einen neuen Weg zu beschreiten — den Weg, den ihm sein uralter Auftrag weist?

Lateinamerika den USA! Besonders widersinnig ist der Antikommunismus im Verhältnis der Vereinigten Staaten zu den lateinamerikanischen Ländern. Die Aufmerksamkeit ist in der Berichtszeit auf diesen Sachverhalt erneut hingewiesen worden: durch die allamerikanische Konferenz in Caracas und durch die Schießerei puertoricanischer Fanatiker im amerikanischen Bundesparlament.

Puerto Rico, die kleine Insel im Karibischen Meer östlich von Kuba, ist von den Vereinigten Staaten im Gefolge des spanisch-amerikanischen Krieges 1898 annektiert worden. Es ist nur so groß wie die Kantone Waadt und Wallis zusammen, hat aber 2¼ Millionen Einwohner, was eine ungeheuerliche Übervölkerung darstellt. Und da fast drei Viertel des anbaufähigen Bodens wenig fruchtbar sind, die Industrie aber schwach entwickelt ist, so sind Massenarmut und Arbeitslosigkeit der Normalzustand des Inselstaates. 50 000 und mehr Puertoricaner wandern alljährlich nach Nordamerika aus; allein Neuyork zählt jetzt über 400 000 Puertoricaner — soviel wie ganz Zürich Einwohner hat. Offenbar fühlen sich diese Menschen aber in den Elendsquartieren Neuyorks und Chicagos immer noch wohler als in ihrer trauten Heimat. Dort belief sich tatsächlich das durchschnittliche Familieneinkommen im Jahr 1942/43 auf ganze 341 Dollar. (Nach «Self-Determination for Puerto Rico» von Clarence Senior, Neuyork 1946.) An Milch verbrauchte damals (und heute steht es nicht besser) die Bevölkerung nicht mehr als 35 Liter pro Kopf und Jahr. Die Nahrung besteht für das Volk hauptsächlich aus Reis und Bohnen; die Kleider sind Fetzen, die Wohnungen elende Baracken, die Gesundheitsverhältnisse jammervoll. Ob die vielbegehrte Selbstregierung an diesen Zuständen etwas zu ändern vermöchte, erscheint zweifelhaft; schon bloß die Auswanderung nach Nordamerika hält ein Ventil offen, das bei einer Gewinnung staatlicher Un-

abhängigkeit Puerto Ricos von den USA mit verhängnisvoller Wirkung geschlossen würde. Auf jeden Fall sind aber die nordamerikanischen Bemühungen, Puerto Rico zu kolonisieren, im Ganzen gescheitert. L. L. Matthias führt in seinem originellen Buch «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953» das Urteil eines amerikanischen Soziologen, E. B. Reuter, an, der selbst feststellen muß:

«Die Amerikaner stolperten in dieses Abenteuer hinein und fingen an, die Insel zu reformieren und zu modernisieren. Sie würden heute am liebsten wieder herausstolpern ... In einem halben Jahrhundert ist für diese Insel mehr Geld ausgegeben worden, als der gegenwärtige Kaufwert der gesamten Inselfläche beträgt. Und trotz aller dieser Bestrebungen und schönen Absichten hat man nichts anderes zustandegebracht, als das Elend und den Schmutz, den man um 1900 vorfand, zu verdreifachen.»

Aber eben — jetzt muß man Lateinamerika gegen den Kommunismus verteidigen, und darum muß auch Puerto Rico gehalten werden, koste es, was es wolle. An die *Wurzel* der Volksnot auch in Puerto Rico will man ja nicht herangehen: an die empörenden Besitzverhältnisse und die darauf beruhende Klassenschichtung. Genau wie es in den übrigen mittel- und südamerikanischen Ländern der Fall ist, die die Vereinigten Staaten jetzt vor dem Kommunismus retten wollen. Man nehme das Beispiel *Guatemalas*, das an der Konferenz von Caracas eine so besondere Rolle gespielt hat. Gewiß gibt es in Guatemala Kommunisten; Estrada de la Hoz, der Generalsekretär der durchaus nichtkommunistischen Regierungspartei, schätzte sie in einer Unterredung mit Anna Louise Strong, der wohlbekannten amerikanischen Schriftstellerin, auf etwa tausend, mit vier Abgeordneten im Landesparlament. («Monthly Review», März 1954.) Aber man muß sich nur über das eine wundern, daß es ihrer nicht zehnmal mehr sind — angesichts der bisherigen wirtschaftlichen und politischen Zustände in diesem Land. Jahrzehntelang war ja Guatemala, als eine der mittelamerikanischen «Bananenrepubliken», nicht viel mehr als eine nordamerikanische Dépendance, beherrscht von der United Fruit Co., dem mächtigen Obst-, Gemüse- und Konserventrust, der die Regierungen ein- und absetzte und bis heute die einzige Bahnlinie, die Häfen und die Werften Guatemalas beherrscht. Eine kleinere amerikanische Gesellschaft hat die Elektrizitätsversorgung des Landes in ihren Händen. Und so fort. Im Dienste dieser ausländischen Unternehmungen schalteten einheimische Diktatoren völlig rücksichts- und gewissenlos; sträubten sich die barfüßigen, zerlumpten Indios, auf den Plantagen im malariaverseuchten Dschungel für die fremden Herren zu arbeiten, so wurden sie durch Gesetz dazu gezwungen, mit Arbeitsverpflichtung bis zu 150 Tagen im Jahr. «Vor kaum zehn Jahren noch», so berichtet Anna Louise Strong, «wurden so lange Reihen widerstrebender Indianer an Stricken zur Zwangsarbeit in ungesunden Gegenden geschleppt.»

Und dann kam die Revolution von 1944. «Im Jahre 1944 bekamen wir die Freiheit», erklärt Estrada de la Hoz. «Wir haben die Freiheit,

zu denken, zu reden, zu leben, wie wir wollen, Demokraten oder Kommunisten zu sein, wie es uns gefällt. Seit über neun Jahren haben wir nun Freiheit von Furcht. Und darum können wir auch nicht zugeben, daß wir unsere Kommunisten unterdrücken sollen.»

Seit 1944 sind 32 gegenrevolutionäre Staatsstreiche vereitelt worden, zum Teil von den diktatorisch regierten Nachbarländern her angezettelt. (Die Vereinigten Staaten leugnen selbstverständlich jegliche Beteiligung daran entrüstet ab . . .) Der Weltkommunismus oder gar Moskau aber hat mit der Umwälzung in Guatemala herzlich wenig zu tun. Sie ist

«nur ein Glied in der Kette süd- und mittelamerikanischer Umwälzungen, die sich aus der Gegnerschaft der Rohstoffländer mit schlecht bezahlten einheimischen Arbeitskräften zu mächtigen ausländischen Kapitalgesellschaften ergab. So richtete sich die bolivianische Revolution gegen die ausländischen Zinngesellschaften, so kam Präsident Ibañez in Chile im Kampf gegen die nordamerikanischen Kupfergesellschaften an die Macht, so galt Peróns erstes Feldgeschrei dem ‚Yanqui-Imperialismus'.»

(«Stuttgarter Zeitung», 27. Januar)

Auch in Guatemala geschah nichts Bolschewistisches. Die United Fruit wurde nicht etwa enteignet und sozialisiert; sie mußte im Zuge der Landreform nur einen Teil ihres brachliegenden Bodens gegen angemessene Entschädigung hergeben. Von ihrem Riesenbesitz — die niedrigste Schätzung geht auf 562 000 Jucharten —, den sie kaum zu neun Prozent anbaute, wurden 374 000 Jucharten in Staatseigentum überführt und der Bebauung unterworfen. Auch sonst verfolgt die Regierung eine gesunde Wirtschaftspolitik, die das Land sichtlich wohlhabender, freier und fortschrittsfreudiger macht.

Man vergleiche damit die Lage der reaktionären Nachbarländer: Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica. Ich zitiere einen Aufsatz von Flora Lewis in der Neuyorker «Nation» (13. Februar):

«. . . Die für die Armut bezeichnende hohe Geburtenzahl wird durch die hohe Sterblichkeit ausgeglichen — eine Folge von Unterernährung und primitiven Lebensbedingungen . . . Mit der auffallenden Ausnahme von Costa Rica gibt es viel weniger Menschen, die lesen und schreiben können, als die es nicht können. Stoßende Gegensätze konzentrierten Reichtums und weitverbreiteten Elends charakterisieren ihre Landwirtschaft . . . Dies hat die klassische revolutionäre Lage geschaffen. Und doch liegt eine wirkliche Revolution im Sinne einer tiefen und gewaltsamen sozialen Umwälzung noch immer jenseits des Horizontes von Mittelamerika. Die Gleichgültigkeit ist groß — das Gemeinschaftsgefühl schwach . . . Der Kommunismus ist für sie (die Länder Mittelamerikas) einfach keine wirkliche Frage. Auch in Guatemala geht die Auseinandersetzung um Landreform, Imperialismus und so weiter, nicht um Marxismus gegen Kapitalismus oder — mindestens nicht sehr häufig — um Rußland gegen die Vereinigten Staaten.»

Trotzdem ist die Kommunistische Partei in Honduras, Salvador, Nicaragua und Panama verboten, darum in Mittelamerika, außer in Costa Rica und Guatemala, ohne politischen Einfluß. «Die mittelamerikanischen Armeen, die die ausschlaggebende Kraft in der Politik darstellen, sind

gegenüber dem Kommunismus neutral, wenn nicht feindselig. Die Gewerkschaften, an die die Kommunisten heranzukommen vermögen, sind jung und schwach und bekunden Abneigung gegen Einsickerungsbemühungen.» (Flora Lewis.)

So ist es einfach Demagogie, wenn Staatssekretär Dulles und die amerikanische Abordnung in Caracas die kommunistische Gefahr in Lateinamerika an die Wand malten; denn in den *süd*amerikanischen Republiken — von denen wir gelegentlich mehr berichten zu können hoffen — liegen die Dinge ganz ähnlich. «Die Mehrheit der in Caracas versammelten Völker», so schrieb «The Nation» (13. März), «weist ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 200 bis 400 Dollar pro Kopf auf. Ihre Regierungen verlangen eine nordamerikanische Wirtschaftspolitik, die auf Gegenseitigkeit gegründet ist und nicht auf die Vorstellung, daß Lateinamerika lediglich als Lieferant von Rohstoffen für den geräumigen Wanst der nordamerikanischen Industrie da ist.» Die wirkliche Aufgabe ist auch hier die Befreiung der «rückständigen» Völker von wirtschaftlicher Ausbeutung und damit von Armut und Unbildung, von Schmutz und Krankheit. In dem Maß, als sie erfüllt wird, wird auch der Kommunismus überflüssig; sie *nicht* zu erfüllen und dafür dem Kommunismus den Kampf bis aufs Messer anzusagen, heißt in Lateinamerika nur die Herrschaft der Vereinigten Staaten — politisch und wirtschaftlich — aufrechterhalten und die einheimischen Diktaturen stützen. Alles im Namen der Freiheit, der Menschenrechte und des Völkerfriedens. Was für eine Lüge! Und was für eine wirksame Vorbereitung für den *gewaltsamen* Umsturz der herrschenden Unrechtsordnung, der ja auf diesem Wege kommen *muß!*

Weltmacht Vatikan Manche unserer Freunde haben immer wieder gewünscht, in der Weltrundschau möchte auch einmal auf die *politische Rolle der römischen Kirche* eingetreten werden. Das entsprach längst auch der Absicht des Verfassers und soll heute endlich nachgeholt werden. Denn es ist ja mit Händen zu greifen: der Vatikan und was dahinter steht, ist immer noch — ja gerade heute wieder besonders — eine Weltmacht ersten Ranges. Damit soll nicht jener primitiven Geschichtsbetrachtung Vorschub geleistet werden, die bei allem, was auf der Welt geschieht, die Hand Roms sieht und sofort zu rufen bereit ist: «Cherchez le Jésuite!»; es ist einfach die Feststellung einer Tatsache. Der Vatikan ist ja auch äußerlich als *Staat* organisiert. Er hat ähnliche Einrichtungen wie jeder weltliche Staat: ein Oberhaupt (den Papst), eine Regierung (das Kardinalskollegium), einen Außenminister (den Kardinal-Staatssekretär), eine erstklassige Diplomatie, Botschafter im Ausland (die Nuntien und Legaten), Verträge mit fremden Staaten (die Konkordate), ein amtliches Zeitungsorgan (den «Osservatore Romano»), eine mächtige Radiostation usw. Eine Volksvertretung hat er allerdings nicht, auch keine eigene Armee; dafür übt er aber auf

zahlreiche Länder mit Armeen einen Einfluß aus, der auch das moderne, das päpstliche Rom indirekt zu einer gewaltigen Militärmacht erhebt. Im Vatikan — der übrigens mit seinen tausend Räumen der größte Palast der Welt ist — wird so wirklich Politik im großen Stil und dazu auf weite Sicht getrieben.

Warum gerade im Vatikan? Das hat tiefe Gründe. Zunächst müssen gerade wir Nichtkatholiken feststellen, daß die römische Kirche ungleich mehr als der landläufige Protestantismus den Anspruch Gottes und Christi auf Herrschaft über die ganze Erde vertritt. Das soll gleich von Anfang an nachdrücklich gesagt sein, um der Wahrheit willen, aber auch darum, weil wir nicht das Mißverständnis aufkommen lassen möchten, daß es uns um Kritik an der katholischen Kirchenlehre zu tun sei. Wir kennen genügend katholische Menschen — auch Priester —, um zu wissen, wieviel echte Frömmigkeit, wieviel ursprünglichstes christliches Glaubensgut in der römischen Kirche lebendig ist, nicht zuletzt auf dem sozialen und politischen Gebiet. Was hingegen zur Kritik herausfordert, das ist eine bestimmte *Richtung* der offiziellen vatikanischen Politik — eine Richtung, die von vielen Katholiken als im Widerspruch mit dem Grundsinn der Kirchenlehre selbst stehend erklärt wird.

Daß sich diese spezifisch vatikanische Kirchenpolitik überhaupt herausbilden konnte, liegt wesentlich daran, daß im Schoße der römischen Kirche immer zwei Grundkräfte im Streit miteinander lagen — das Reich Gottes und die Religion, um die wohlbekannte Ausdrucksweise von Leonhard Ragaz zu übernehmen. Oder anders gesagt: Dem Universalismus der christlichen Botschaft — Herrschaft *Gottes* über alle Welt — stellte und stellt sich dauernd ein Totalismus entgegen, dessen letztes Ziel die Herrschaft der *Kirche* über die Leiber und Seelen der Menschen ist und dessen Symbol der Großinquisitor bleibt, so wie er in der Vision Dostojewskijs vor uns steht. Und diese zweite Kraft hat bisher immer wieder aufs deutlichste die Oberhand gewonnen. Die römische Kirche ist so in der Tat wiederum ungleich mehr als zum Beispiel der Protestantismus ein ausgesprochenes *Machtgebilde* geworden, dem all die Merkmale der «Religion» anhaften, so wie Ragaz sie einmal gekennzeichnet hat.[3] Insbesondere trifft von ihr zu, was Ragaz von jeder «Religion» aussagt: daß sie «die Neigung (hat), eine Sache zu werden, die um ihrer selbst willen wichtig ist . . . Es liegt der Religion viel daran, sich selbst zu erhalten. Weil sie nun nicht von Gott lebt, dem Lebendigen, sondern aus sich selbst, so sucht sie nach allerlei Mitteln hiefür. Sie verbündet sich mit der Welt. Sie sucht darin eine Bürgschaft. Sie stützt sich auf das Geld, auf kirchliche oder staatliche Macht, auf die herrschende Gesellschaftsordnung und Sittlichkeit oder auch Unsittlichkeit. Dafür verspricht sie ihnen geistigen Schutz. Sie verleiht ihnen Weihe oder doch Duldung.

[3] In einem schon 1917 veröffentlichten Aufsatz der «Neuen Wege», der im ersten Band von «Weltreich, Religion und Gottesherrschaft» (Seite 141 ff.) wieder abgedruckt ist.

Dadurch wird sie eine *konservative Macht*, ja, die konservativste, die es gibt ... Wir bekommen so jene Religion, die tatsächlich die stärkste Macht der Reaktion in der Welt gewesen ist bis auf diesen Tag.»

All das gilt wirklich im ausgesprochensten Maße von derjenigen Form der Religion (im genannten Sinn), deren Ausdruck die Gesellschafts- und Weltpolitik des Vatikans ist. Einige Schlaglichter — um mehr kann es sich ja im Rahmen unserer Rundschau nicht handeln — sollen von hier aus auf diese so überaus tätige und einflußreiche politische Kraft geworfen werden.

Kirche, Staat, Wirtschaft Die römische Kirche ist ein rechtlich-politischer Bau von imponierender Größe. Paul Schmid-Ammann anerkennt in seinem Buch über den politischen Katholizismus mit Recht, daß sich die Entwicklung der Romkirche zur bischöflichen Hierarchie und schließlich zum Papsttum mit einer bestimmten Notwendigkeit vollzogen habe; ihre Einheit, ja ihre Existenz habe nur durch eine starke Rechtsordnung bewahrt werden können. Aber, so fügt er bei, dabei blieb es eben nicht. Der Sündenfall Roms habe darin bestanden, daß ihm «die rechtlichen Institutionen und der politisch-hierarchische Apparat nicht mehr nur Hilfsmittel zur Reinerhaltung und Verkündigung des Evangeliums blieben, sondern Selbstzweck wurden und es der Kirche immer mehr darum ging, in der Welt ihre *Macht* statt die Herrschaft Christi durchzusetzen. So ist mit der Zeit die römische Kirche ein geistlicher Weltstaat geworden» — ein Weltstaat, in dem, wie wir gewiß sagen dürfen, der Geist des Römischen Reiches heidnischer Observanz weiterlebt. Im modernen Staatsleben bekundet sich dieser Geist ausgesprochen *autoritär* und *freiheitsfeindlich*. Um nochmals Schmid-Ammann zu zitieren:

«Die römische Kirche verhält sich zwar den Staatsformen gegenüber an sich neutral. Sie kann sich mit allen verständigen, mit Monarchien, Republiken und Diktaturen ... Aber da das Papsttum selber antifreiheitlich ist und in seinem ganzen organisatorischen Aufbau das monarchisch-autoritäre Prinzip zur Anwendung bringt, ist es selbstverständlich, daß ihm in seinen Beziehungen zu den weltlichen Staaten auch die absolutistischen Regierungssysteme am meisten zusagen. Gegenüber der Demokratie hat man in Rom von jeher ... nicht nur sehr große Vorbehalte gemacht, sondern unmißverständliche Ablehnung gezeigt ... Im Jahre 1832 erklärte Gregor XVI. in der Enzyklika ‚Mirari vos' die Gewissensfreiheit als ‚absurde und irrige Ansicht', ja sogar als ‚Wahnsinn', die demokratische Pressefreiheit als ‚unheilvoll und im höchsten Grade verabscheuungswürdig'.»

Und dabei ist es grundsätzlich bis auf den heutigen Tag geblieben. Kein Wunder darum, daß der *Vatikanstaat* «die letzte absolute Monarchie ist, die es auf der Welt gibt».[4] Sein Oberhaupt vereinigt nach Artikel 1 des Grundgesetzes in seiner Hand alle gesetzgebende, ausführende und richterliche Gewalt, während weitere Artikel die Vereins- und Ver-

[4] Roger Garaudy, «L'Eglise, le Communisme et les Chrétiens», p. 150.

sammlungsfreiheit und die Freiheit der Meinungsäußerung einschränken oder aufheben. Die Theokratie, die Herrschaft Gottes, die auf staatlichem Gebiet in einer Gott unterworfenen Demokratie Ausdruck finden sollte, ist durch eine politische Autokratie ersetzt worden.

Ein ähnlicher Vorgang hat sich auf dem Gebiete der *Wirtschaftsordnung* vollzogen. Das katholische Prinzip — allumfassende Herrschaft des Geistigen und Sittlichen über das Materielle und Naturhafte — ist zwar von der römischen Kirche auch hier immer mit Nachdruck verkündet worden. «Die wichtigste Anschauung», so sagt Professor Tawney in seinem berühmten Werk «Religion und Frühkapitalismus», «welche das Mittelalter an das 16. Jahrhundert weitergab, war jene von der das gesamte menschliche Leben umspannenden Religion; da auch die Wirtschaft darin einbezogen wurde, gesellte sich noch eine zweite und dritte Anschauung hinzu: die Anschauung vom funktionellen Zusammenwirken der Stände und die Lehre der Wirtschaftsethik.» Gewinnstreben, Erwerbsgeist, Zinsnehmen, Handeltreiben, Privatbesitz — all diese Dinge, aus denen der Kapitalismus seine Religion gemacht hat, sind dem mittelalterlich-katholischen Denken fremd und verdächtig und werden nur mit stärksten Vorbehalten zugelassen; das Zinsnehmen ist überhaupt verpönt, während dem Spekulieren und dem Übervorteilen des Konsumenten durch den Produzenten mit der Lehre vom gerechten Preis gewehrt wird. «Die wirtschaftlichen Begierden sind so unbarmherzige Tyrannen, das Reich der wirtschaftlichen Interessen hat eine solche Tendenz, sich beständig zu vergrößern, daß wir eine Lehre, welche die Wirtschaft in ihre Schranken verweist und sie als einen Diener, nicht als den Herrn der menschlichen Kultur betrachtet, zu den fruchtbaren, in jeder gesunden Philosophie beheimateten Wahrheiten zählen müssen.» (Tawney.)

Aber diese ganze Denkweise war dennoch zu wenig auf ewig gültige Wahrheiten und Wirklichkeiten gegründet, zu sehr das bloße Spiegelbild der herrschenden Feudalordnung und der mittelalterlichen Produktionsverhältnisse, als daß sie sich hätte den irdischen Mächten gegenüber wirklich behaupten und durchsetzen können. Die Ungleichheit der Menschen als Angehörige fest umrissener Stände wurde als selbstverständlich anerkannt; die sich dahinter verbergende Klassenherrschaft wird von der Kirche einfach ignoriert, ja «mit dem Segen der Kirche» — bemerkt Tawney — «wurden Vorrecht und Macht nun zu Amt und Pflicht». Hörigkeit und Leibeigenschaft gehörten nun einmal zum Feudalsystem, also wurden sie mit all ihrer schamlosen Ausbeutung der Bauern durch die Grundherren als gegeben hingenommen. Reformbewegungen und Kritik an der bestehenden Gesellschaftsordnung wurden ebenso scharf bekämpft wie jede religiöse und kirchliche Ketzerei: «Die Kirche, die selbständiges Denken in den unteren Klassen verabscheute ... sah diese gefährlichen Spekulationen höchst ungern und unterdrückte sie zuweilen mit unmenschlicher Rücksichtslosigkeit.» «Praktisch war die

Kirche ein gewaltiger, festeingesessener Interessenkonzern ... Als einer der größten Landbesitzer konnte sie mit der feudalen Struktur nicht gut im Streite liegen. ‚Verrückte Priester' mochten sagen und tun, was sie wollten; die offizielle Kirche, deren Reichtum hauptsächlich aus Leibeigenen bestand, war in dieser Sache (der Einrichtung der Leibeigenschaft gegenüber. H. K.) äußerst behutsam.»

Und schließlich: «Das Papsttum konnte wohl die Wucherer brandmarken, aber als Mittelpunkt des am höchsten entwickelten Verwaltungssystems der Zeit, das aus allen Teilen Europas Zahlungen empfing, und zwar Geldzahlungen ... konnte es doch nicht ohne sie auskommen ... Das Papsttum war in gewisser Hinsicht die größte Geldinstitution des Mittelalters, und mit der Entwicklung des Steuersystems wurden die Mißstände vom 13. zum 15. Jahrhundert immer ausgeprägter.»

Die Bank vom Heiligen Geist Genau wie heute — ruft man unwillkürlich aus, wenn man solche Schilderungen der wirtschaftlichen und sozialen Einstellung der römischen Kirche im Mittelalter liest. Und in der Tat, die Parallele ist überraschend. Auch heute gilt als echt katholischer Grundsatz die Unterwerfung der Wirtschaftstätigkeit unter das Sittengesetz. Der kirchlichen Verdammungsurteile gegenüber dem Geist und Wirken des Kapitalismus ist Legion. Immer wieder brechen soziale, ja sozialistische Protest- und Reformbewegungen im Schoße der römischen Kirche auf. Statt der mittelalterlichen Bettelmönche, die die Reichen angriffen und an der evangelischen Armut festhielten, haben wir heute die Arbeiterpriester, die mit dem Proletariat leben und leiden. Aber wiederum: die offizielle Kirche ist eben «ein gewaltiger, festeingesessener Interessenkonzern», der mit der herrschenden Klasse aufs stärkste verhängt ist und die «verrückten Priester» erbarmungslos abschüttelt. Das Reich *dieser* Welt triumphiert über das Reich Gottes und Christi.

Noch immer ist die katholische Kirche eben die *reichste Großgrundbesitzerin der Welt*. In Italien gehören ihr 250 000 Hektaren Land, in Spanien gar ein Drittel allen Bodens; Lateinamerika ist weithin einfach eine Kolonie Roms. Was im besonderen Spanien betrifft, so ist für die dortige Lage kennzeichnend, «daß die Kirche ihre alten feudalen Vorrechte bis in die Gegenwart hinein behielt, weil das Feudalsystem als Ganzes so einzigartig langlebig war (und ist). Die spanische Kirche ist eine halbfeudale Kirche, die durchaus nicht so geschmeidig ist wie die Kirche in anderen Ländern ... Die Kirche verwaltete ihre Ländereien und ihren Reichtum rein geschäftsmäßig, vielfach nutzbringender als die Granden. Als reichste Grundbesitzerin beschäftigte sie Tausende von Landarbeitern. Als Eigentümerin von Großgütern erpreßte sie gewaltige Summen als Zins von ihren Pächtern.» [5]

[5] H. Gannes and Th. Repard, «Spain in Revolt». (London, 1936.) Die Verfasser schildern die Zustände vor und während dem Bürgerkrieg.

Aber ganz charakteristisch: gerade in Spanien ist die katholische Kirche längst auch eine der stärksten *Finanz- und Industriemächte* geworden, die gleichzeitig die öffentliche Meinung des Landes ganz planmäßig lenkt und beherrscht. «Der Jesuitenorden besaß im Augenblick, da die Republik ihn des Landes verwies, folgende Vermögenswerte: 8 Banken; 35 industrielle Großunternehmungen; 1 Radiosendestation; 1 Nachrichtenagentur; 60 Zeitungen; zahlreiche Kinos und Theater.» [6] Und das war schon damals bei weitem nicht alles, was die katholische Kirche in Spanien *als Ganzes*, nicht nur der Jesuitenorden, an kapitalistischem Eigentum besaß. Heute, 18 Jahre später, erst recht nicht!

Ähnliches gilt von der Wirtschaftsmacht der katholischen Kirche in einer Reihe anderer Länder Europas und Amerikas, namentlich Mittel- und Südamerikas, aber auch von der katholischen Wirtschaftsmacht in Kanada und neuerdings in den Vereinigten Staaten.

Aber all das wird überschattet von der Kapitalmacht der *vatikanischen Zentrale selber*. Da sind zunächst die Erträgnisse des Peterspfennigs (die in die Milliarden Goldfranken gehen sollen), der Abgaben der 1700 oder mehr Bischofssprengel in der Welt, der Regiebetriebe des Vatikans (Postmarkenverkauf zum Beispiel) und so weiter. Da sind dann aber insbesondere die eigenen Finanzinstitute des Vatikans und seine Beteiligungen an anderen kapitalistischen Unternehmungen in einer ganzen Anzahl von Ländern, die den Heiligen Stuhl zu einer formidablen Geldmacht, zum Besitzer einer erstaunlich großen Goldreserve (im Jahre 1952 soll sie sich auf 45 Milliarden Goldfranken belaufen haben) und nebenbei auch zum Mittelpunkt eines schwunghaften Devisenhandels gemacht haben. Der Cippico-Skandal, der sich um solche Devisenschiebungen entwickelt hat, ist noch in «bester» Erinnerung.

Den Keim und Kern des riesigen Finanzbetriebes des Vatikans bildete zuerst die «Bank vom Heiligen Geist» (Banco di Santo Spirito), die im Jahre 1606 gegründet wurde. Daraus hat sich im Lauf der Jahrhunderte ein ganzes System von Bankinstituten, Kapitalbeteiligungen und finanziellen Verschachtelungen entwickelt, das sich getrost an die Seite der bedeutendsten Geldhandelskonzerne der modernen Welt stellen kann. Seine Hauptverzweigungen hat es in Italien, Frankreich, der Schweiz und den Vereinigten Staaten [7]. Besonders eng sind die Beziehungen des Vatikans und seiner «Bank vom Heiligen Geist» zu den beiden größten Banken Italiens, der Italienischen Handelsbank und dem Banco di Roma. Vermittelst dieser drei Banken ist er Mitbeherrscher einer großen Reihe italienischer Banken zweiten und dritten Ranges (darunter etwa hundert Volksbanken), in denen zwei Drittel des italie-

[6] «Spanien; die wirtschaftliche und kulturelle Lage.» Ohne Verfassernamen erschienene Schrift des Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverbandes. (Bern, 1936.)

[7] Nach dem erwähnten Buch von Garaudy, auf das sich auch die folgenden Angaben stützen.

nischen Sparkapitals angelegt sind. Wichtige Bankverbindungen der vatikanischen Gruppe führen auch in die Schweiz, nach Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Nord- und Südamerika.

Und daran knüpft sich wiederum ein ganzes Netz von Beteiligungen an Industrie- und Handelsunternehmungen in zahlreichen Ländern. Im Vordergrund steht auch hier Italien, wo vatikanisches Kapital vornehmlich in Grund- und Hausbesitz, in Versicherungen, Kraftwerken, Bahnen, Gas- und Wasserwerken, Mühlen, Teigwarenfabriken, chemischen Fabriken usw. angelegt ist. In geringerem Umfang «arbeitet» vatikanisches oder mit dem Vatikan verbundenes Kapital in französischen Wirtschaftsunternehmungen (Textilindustrie, Presse, Kasinos und dergleichen), in den Vereinigten Staaten und anderen Ländern.

Kurz, der «Statthalter Christi» wird kaum in der Lage sein, zu behaupten, sein Reich sei nicht von dieser Welt ... Er ist wirklich nicht nur geistliches Oberhaupt einer autoritär verfaßten Weltkirche, sondern auch Chef eines absolutistisch regierten Staates — wenn schon bloß eines Miniaturstaates —, und nicht nur Staatschef, sondern auch oberster Gebieter über eine Finanz- und Wirtschaftsmacht, die zu den größten kapitalistischen Herrschaftsgebilden der Erde zählt.

Das Bündnis von Kirche und Kapital Es konnte nicht fehlen, daß die Wandlung des wirtschaftlichen Unterbaus der katholischen Kirche — vom Feudalsystem zum kapitalistischen Geschäftsbetrieb — auch die politische Einstellung des Vatikans und seiner Filialen stark verschob. Zunächst trat freilich, als Erbschaft des Mittelalters, mehr der Gegensatz römisch-katholischen Wesens zur aufsteigenden bürgerlich-kapitalistischen Welt in den Vordergrund. Lelio Basso, der italienische Linkssozialist, beschreibt ihn («Cahiers Internationaux», Paris, Nr. 40) so:

«Die kapitalistische Gesellschaft ist von Natur aus weltlichen Gepräges. Sie ist eine Gesellschaft, in der die Macht über die Naturkräfte die Neigung hat, ‚das Geheimnis', das Übersinnliche zu zerstören, eine Gesellschaft, die ‚alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet' hat (Marx im ‚Manifest') und kein anderes Gesetz als die seinigen gelten lassen will. Sie ist eine Gesellschaft, deren Gott das Geld, deren Evangelium das Zivilgesetzbuch und deren Kirche der Staat ist. Das muß eine Reihe von Konflikten hervorrufen: Konflikt zwischen ‚Nationalstaat' und ‚Katholizismus', Konflikt zwischen der bürgerlichen Staats‚religion', die das Glaubensbekenntnis der Beamtenschaft ist, und der Religion im überlieferten Sinn, Konflikt zwischen gegensätzlichen philosophischen und metaphysischen Ideensystemen, Konflikt um die Jugenderziehung, die der Staat der Kirche entreißen will, um damit eine weltlich-politische Klasse heranzubilden, die den Aufgaben der neuen Gesellschaft gewachsen wäre, und um die ganze Kulturrichtung den neuen weltlichen Werten zu unterwerfen und so weiter.»

Man darf freilich nicht vergessen, daß in dem Gegensatz der katholischen Kirche zur früh- und hochkapitalistischen Gesellschaft immer auch ein starkes, ursprüngliches Element echt christlichen Protestes gegen

den Mammongeist und gegen die ganze Verweltlichung des Lebens steckte (wie er ja noch heute lebendig ist). Aber das ist schon richtig: dieser Gegensatz stammte im wesentlichen doch aus dem mittelalterlich-feudalen Charakter des römischen Kirchentums und wurde weithin einfach in den Formen eines Machtkampfes zwischen Kirche und Staat ausgetragen, wobei der weltliche Staat mit der Trennung von Kirche und Staat, mit der Einziehung von Kirchengütern, mit der Aufhebung von Klöstern, mit der Abschaffung geistlicher und kirchlicher Vorrechte und dergleichen Maßnahmen ungewollt den urchristlichen Kräften in der römischen Kirche neues Leben verlieh. Der Antiklerikalismus zuerst des kapitalistischen Großbürgertums und dann mehr und mehr auch des mittelständischen Kleinbürgertums, der Handwerker, Händler, Bauern, Intellektuellen, mußte sich erst einmal voll ausleben, um dann mehr und mehr einer neuen, auf *Arbeitsteilung*, nicht Kampf beruhenden Einstellung zum Katholizismus Platz machen zu können.

Dieses neue Verhältnis von Kapitalismus und Katholizismus wurde von beiden Seiten her vorbereitet. Am frühesten trat es auf dem Gebiete der *Welt- und Kolonialpolitik* in Erscheinung. Karl Kautsky hat (in seiner zu Beginn des Jahrhunderts veröffentlichten Schrift über Sozialdemokratie und katholische Kirche) mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die intelligente Wirksamkeit des katholischen Klerus, der in den neu erschlossenen Kolonialländern ein vielversprechendes Feld für die Verbreitung des Glaubens sah, nicht wenig dazu beigetragen habe, die Rivalität zwischen kapitalistischem Bürgertum und römischer Kirche zu mildern. Und erst kürzlich ist mir eine Äußerung Napoleons zu Gesicht gekommen, die — zynisch wie immer — den realpolitischen Wert der katholischen Missionen für die französische Kolonialpolitik feststellte. «Diese Mönche», so sagte der französische Diktator am 22. Mai 1804 im Staatsrat,

«werden mir in Asien, Afrika und Amerika sehr nützlich sein ... Ihr Kleid schützt sie und hilft politische und wirtschaftliche Absichten verdecken. Ihr Oberer wird seinen Sitz nicht mehr in Rom haben, sondern in Paris ... Die Missionare werden meine Kolonisationspläne in Ägypten und an den Küsten Afrikas fördern können.»

Alle französischen Regierungen haben diese Praxis weitergeführt. Sie mochten noch so scharf antiklerikal eingestellt sein und sogar die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan abgebrochen haben: Frankreich blieb immer «die Schutzmacht der Christenheit im Orient». «Der Antiklerikalismus ist keine Exportware», sagte Jules Grévy, unter dessen Präsidentschaft der Kampf gegen die katholische Kirche in Frankreich selbst einen ersten Höhepunkt erreichte.

Aber gleichzeitig schwächte sich auch *innenpolitisch* der Gegensatz zwischen kapitalistischem Bürgertum und römischem Katholizismus mehr und mehr ab. Das Bürgertum, ehedem liberal und revolutionär, wurde in der Spät- und Niedergangsperiode des Kapitalismus zusehends konservativ, ja reaktionär und gegenrevolutionär. Die revolutionäre

Haltung war auf die sozialistische Arbeiterbewegung übergegangen, und die von dort her aufsteigende Bedrohung der kapitalistischen Klassenherrschaft zwang das Bürgertum, sich nach Bundesgenossen umzusehen. Wo konnte es bessere finden als im katholischen Autoritarismus und Antisozialismus? Und wirklich: der liberale Antiklerikalismus wurde mehr und mehr als unzeitgemäß und überholt beiseite getan. Man begann mit Achtung von der Kirche und ihrer zivilisatorischen Sendung zu reden. «Dem Volke muß die Religion erhalten werden» — das wurde die neue Losung und die Zusammenarbeit mit der römischen Volkskirche, die in der Lenkung der Massen, besonders der unteren Schichten und der «vorkapitalistischen» Stände — Handwerker, Kleinbauern usw. — eine unvergleichliche, Jahrhunderte lange Erfahrung hat, eines der wichtigsten Mittel im Kampf um die Rettung der Gesellschaft vor Zusammenbruch und revolutionär-nihilistischem Chaos.

Auf der anderen Seite war die römische Kirche ihrerseits bereit geworden, mit dem kapitalistischen Bürgertum und seinem Staat zu einer Verständigung zu kommen. Ihre Wirtschaftstätigkeit und ihr wachsender Reichtum hatten sie ja tatsächlich längst dem kapitalistischen System eingegliedert; warum sollte da die Ideologie noch zögern, der Verschiebung des wirtschaftlichen Unterbaus zu folgen? Natürlich konnte und kann es für Rom keine Kompromisse in dogmatischen und kirchenpolitischen Grundsatzfragen geben. Aber eine Änderung von Strategie und Taktik im Kampf für die gleichbleibenden Ziele — das lag durchaus im Bereiche des Möglichen und wurde denn auch entschlossen an die Hand genommen. Auch der Vatikan, als konservativ-kapitalistische Weltmacht, hatte ein Lebensinteresse an der Erhaltung der herrschenden Ordnungen und benützte den Arm des bürgerlichen Staates ebenso willig für *seine* Zwecke wie dieser den Arm der Kirche für die seinigen. Dies um so mehr, als die Festigung und Ausbreitung des bürgerlich-kapitalistischen Regimes in der Welt auch dem Einfluß und der Machtstellung der Kirche zugute kam. «Gesegnet seien die Kanonen, wenn in den Breschen, die sie öffnen, das Evangelium blüht!» rief der Bischof von Carthagena den Mauren Francos zu, als sie die Heiligtümer des baskischen Volkes in Trümmer schossen.[8]

Die römische Kirche wurde so eine unschätzbare Hilfstruppe für die kapitalistische Klasse, der geistliche Gendarm der herrschenden Ordnung im Kampf gegen den Umsturz. Und galt dieser Kampf anfangs vor allem der Arbeiterbewegung in ihrer *sozialistischen* Gestalt, so richtet er sich heute, da die Sozialdemokratie selber verbürgerlicht und gesellschaftserhaltend geworden ist, mit noch viel größerer Schärfe und Wucht gegen den *Kommunismus*, wider den der politische Katholizismus vielfach in Einheitsfront mit der Sozialdemokratie zur Verteidigung der «Freiheit» und der «christlichen Kultur» steht, unterstützt von der Großzahl auch der protestantischen Kirchen.

[8] Garaudy, p. 192.

Es erscheint überflüssig, den kämpferischen Antikommunismus der römischen Kirche hier im einzelnen mit Dokumenten zu belegen. Hervorgehoben sei immerhin — denn es ist kein Zufall —, daß zu den lautesten Rufern im Streit wider den «gottlosen Bolschewismus» die Führer und Vertreter des politischen Katholizismus in Amerika gehören. So wie Präsident Eisenhower verkündet, daß «die Mächte von Gut und Böse sich in Schlachtordnung und in Waffen gegenüberstehen wie kaum je zuvor in der Geschichte», so auch Kardinal Spellman von Neuyork. «Der Kommunismus», so schrieb er im «Cosmopolitan Magazine» vom November 1946, «ist eine Herausforderung an die Adresse all derer, die an Amerika und an Gott glauben.» Und nach seiner Mitternachtsmesse an der Koreafront rief er zu Weihnachten 1951 vor den amerikanischen Marinetruppen aus: «Der Koreakrieg ist kein wirtschaftlicher und politischer Krieg, sondern ein Kreuzzug gegen die gottlosen Führer, deren Ziel es ist, die Religion zu zerstören.» Wie sollte da ein McCarthy, der berufsmäßig in der Politik arbeitende Sproß irischer Katholiken, weniger Glaubenseifer im Kampf gegen den Kommunismus beweisen als der hohe Neuyorker Kirchenfürst?

Das Ironische an der Sache ist, daß gerade der römisch-katholische Totalitarismus und Absolutismus den besten Nährboden für den kommunistischen Diktaturgeist und Konformismus bildet. Was Paul Seippel vor fünfzig Jahren klassisch an den «Deux Frances» geschildert hat — das Wechselspiel von Klerikalismus und Jakobinismus —, das setzt sich in unseren Tagen in der Wechselwirkung von römisch-katholischer und kommunistischer Unduldsamkeit und Seelenknechtung fort. (In den protestantischen Ländern hat der Kommunismus — von örtlichen Ausnahmen abgesehen — niemals auf breiter Front Fuß fassen können.) Jean-Marie Domenach darf daher im Pariser «Esprit» — der von Katholiken geschrieben wird — mit nur zu viel Grund feststellen:

«Die katholische Hierarchie hat einen geschichtlichen Irrtum begangen, als sie ihre Getreuen vor der Selbstbestimmung des politischen Urteils warnte, wo wir uns doch in einem Zeitabschnitt befanden, da diese Selbstbestimmung der Gewissen den besten Wall gegen den Totalitarismus darstellte, der Frankreich in Händen hatte, und in der Zukunft gegen jede Art von Totalitarismus ... Die Verbindung des Katholizismus mit der bürgerlichen Welt ist nicht nur an und für sich hassenswert, als Widerspruch zum Evangelium; sie deckt, sie schmiedet die dauernde Verbindung mit der Macht, zu einer Zeit, da die Macht unaufhörlich immer weiter in die Gewissen eindringt; sie liefert einen Vorwand und ein Muster für alle Machtgebilde, die einander folgen werden. Die überzeugtesten Ordnungsleute, die blindesten Antikommunisten haben sich wieder einmal verrechnet; sie haben sich über die Widerstandsstellen getäuscht und die Unterjochungsmaßnahmen vorbereitet, über die sie heute seufzen. Sie haben, wie sie gern sagen, wenn sie von uns reden, ‚dem Kommunismus das Bett bereitet'.»

Katholische Aktion Technisch-organisatorisch angesehen ist die Tätigkeit, welche die römische Kirche entfaltet, um die Ordnungen dieser Welt zu stützen, erstaunlich, ja bewunderns-

wert. Sie dringt planmäßig ins politische Leben ein. Statt nur von außen her zu wirken oder die moderne Massendemokratie und den bürgerlichen Staat zu verachten, bedient sie sich der gegebenen Formen des politischen Betriebes, um ihn *von innen* her zu erobern. Sie arbeitet zwar hinter den Kulissen mit den Kapitalmächten eng zusammen, gründet daneben aber eigene katholische Parteien, die in aller Öffentlichkeit agitieren und ihre Vertretung in Parlamenten, Behörden, Verwaltungen und Gerichten erkämpfen. Sie gliedert sich eine mächtige christlich-soziale Gewerkschaftsbewegung an oder nimmt, wie in den Vereinigten Staaten, von ihren «Zellen» aus umsichtig Einfluß auf die «weltlichen» Gewerkschaftsverbände. Sie widmet sich mit besonderem Eifer dem Schul- und Erziehungswesen — mit eigenen Institutionen, wo es möglich ist; nur mit Durchdringung der bürgerlichen Schule, wo es nötig ist. Namentlich entwickelt sie auch eine ausgedehnte soziale, fürsorgerische und caritative Tätigkeit, in der sich beste christliche Eigenschaften und Kräfte zu bekunden reiche Gelegenheit haben.

Und doch hat man bei all dem immer wieder das bestimmte Gefühl, daß die katholische Kirche — oder zum mindesten ihre Führerschaft — nicht in erster Linie an die Volksscharen denkt, die «abgehetzt und verwahrlost sind wie Schafe, die keinen Hirten haben», sondern an sich selbst, nicht an die Weckung selbständigen Denkens und Handelns, kämpferischen Freiheitsgeistes und Aufstiegwillens in den bedrückten, ausgebeuteten Massen, sondern an die Befestigung ihrer Herrschaft über sie und an ihre Festhaltung in den bestehenden wirtschaftlichen und politischen Ordnungen. Und man muß Lelio Basso zustimmen, wenn er — in der bereits angeführten Studie — findet, daß sich hier ein ausgesprochen demokratiewidriger Geist geltend macht:

«Trotz scheinbar demokratischen Kundgebungen (christliche Demokratie, sozialer Katholizismus usw.) ist es nicht zweifelhaft, daß es sich um eine rein äußerliche Demokratie handelt, die das Streben der Kirche verdeckt, ihre Herrschaft über die Schwachen auszuüben; es genügt übrigens, daran zu erinnern, daß die sogenannten demokratischen Seiten der Kirche, das heißt das Erwachen ihres Interesses für die arbeitenden Massen und die sozialen Fragen, genau mit der Periode einer demokratiefeindlichen Entwicklung ihrer Innenorganisation (Umgestaltung des Kirchengefüges im absolutistischen Sinn, Unfehlbarkeit des Papstes usw.) und mit der stärksten Machtballung zusammenfallen.»

Das bestätigt sich namentlich auch bei den katholischen *Parteien*. «Eine breit auf die Masse gegründete Partei», so schreibt Basso, «die aber im Dienste der kapitalistischen Interessen steht, wie es beim Faschismus und Nazismus der Fall war, erscheint unentbehrlich. Im Hinblick auf die amerikanische Propaganda, die auf der Verteidigung der ‚Demokratie' beruht, ist es nötig, daß diese Partei sich als demokratisch ausgibt. Aber ebenso nötig ist es, daß sie nicht demokratisch ist, sei es, daß sie die Forderungen des aufgewecktesten Teiles der Massen bekämpft, sei es, daß sie eine Kraft der Hemmung und Unterwerfung darstellt . . . Sie muß das Bewußtsein der Massen irreführen, um sie unter

dem Joch zu halten, das heißt, sie muß mit der einen Hand wieder nehmen, was sie mit der anderen hat geben müssen.»

Bezeichnend ist ja immer wieder, daß in Zeiten sozialer und politischer Vorwärtsbewegung, wenn das Volk zu erwachen scheint und sich gegen unerträglich gewordene Herrschaftsformen auflehnt, auch die römische Kirche die Zügel ihrer Massenlenkung locker läßt, daß sie diese aber in dem Grad wieder anzieht, als sich die alten Mächte erholen und das Volk in Schlaffheit und Entmutigung zurücksinkt. Die Geschichte der Widerstands- und Befreiungsbewegung in Frankreich am Ende des Zweiten Weltkrieges und ihres Versagens in den Jahren seither unter dem Druck der in- und ausländischen Reaktion ist nur *ein* Beispiel unter vielen für diesen Tatbestand. Von dem «katholischen Sozialismus» der Jahre 1945 und 1946, der bis hoch in die französische Kirchenführung hinauf vertreten wurde, bis zur Lahmlegung der Arbeiterpriester, die von Rom aus bewirkt und von den französischen Bischöfen mindestens angenommen, wenn nicht veranlaßt wurde, führt ein Weg, den zu beschreiten die römische Kirche nie zögert, sobald die Umstände es erlauben. «Temporum ratione habita», mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse, kann Rom nachgiebig und scheinbar aufgeschlossen für die Notwendigkeit gesellschaftlicher Umwälzung sein, aber auch entschlossen auf die alte, dauernde Linie zurücklenken, wenn die Zeit dafür als günstig erachtet wird. Rom denkt nicht in Jahren, sondern in Jahrhunderten.

Wir konnten hier die treibenden Kräfte der offiziellen Politik der römischen Kirche nur in großen Zügen schildern. Aber wir haben damit doch eine Grundlage für die Beurteilung der Rolle gewonnen, die der politische Katholizismus in den einzelnen Ländern wie auf der Weltbühne spielt; in unserer nächsten Rundschau gedenken wir, sie in einigen ihrer hauptsächlichen Erscheinungsformen noch besonders zu beleuchten.

27. März *Hugo Kramer*

In letzter Minute!

Daß japanische Fischer von der Wasserstoffbombe erreicht wurden, war kein «Unfall», sondern *ein Zeichen*, ein vielleicht letztes Mahnzeichen für die Völker und für diejenigen, welche die Verantwortung für sie tragen. Wie reagiert die Welt auf dieses Zeichen? Mit Hysterie, mit Zynismus, mit Gleichgültigkeit. Nicht einmal echte Angst bringt sie mehr auf, denn echte Angst wäre rettend und würde echte Taten auslösen, sich endlich mit dem Einsatz seines Lebens und seiner Bequemlichkeit für die Erhaltung von Gottes Schöpfung zu wehren. Und wo bleibt

die echte Freiheit? Gibt es noch ein echtes Freiheitsgefühl unter uns? Denn wirkliche Freiheit muß lebendig angewandt werden — nicht im Genießen eines friedlichen Schlafes, sondern indem man aus der Schlaflosigkeit der Verantwortung sich erhebt und handelt. Wir dürfen dem zynischen und gottlosen Spiel mit der Wasserstoffbombe nicht gedankenlos und resigniert zusehen. Die Menschen verteidigen etwas Faules, wenn es mit teuflischen Mitteln verteidigt werden muß, und wir sind nie und nimmer frei, wenn wir unter dem Zwang des Schlagwortes stehen: Lieber Krieg, also totale Vernichtung von Mensch und Tier und Geist und Seele und Kultur und Sitte, lieber einen Faustschlag in Christi Angesicht (und diesmal wissen sie, was sie tun!), als Kommunismus. Darüber werden wir noch zu reden haben. Und auch über die Verhöhnung Gottes, wenn dem Satan geopfert wird im gleichen Moment, da pro forma (oder will man sich ein Alibi verschaffen?) ein Gebet «steigt», vor, mit oder nach dem Explosionspilz. Der echten Angst aber vor den teuflischen Kräften, die wir herbeigerufen haben, müssen wir die echte Erschütterung und die Kraft des Herzens entgegensetzen, die allein Gott uns geben kann dann, wenn wir *Ihm* gehorsam sind. *C. W.-St.*

Frühere, in den „Neuen Wegen" veröffentlichte Aufsätze über Israel

Bruno Balscheit: Die Weisheit Altisraels (Heft 2, 1951)

Bruno Balscheit: Ist der Monotheismus Israels größte Gabe an die Welt? (Heft 5, 1951)

Ernst Simon: Die zehn Gebote und wir (Heft 7/8, 1951)

Karl Loewy: Waffen oder Wasser für den Mittleren Osten (Heft 6, 1951)

Karl Loewy: Juden und Araber in Israel (Heft 7/8, 1951)

Ernst Simon: Jona flieht vor Gott (Jom-Kippur-Predigt, Heft 11, 1952)

E. Liefmann: Warum ist der Antisemitismus so schwer zu bekämpfen? (Heft 6, 1953)

Hugo Bergmann: Der junge Hegel und das Judentum (Heft 7/8, 1952)

*** Aktionsprogramm der JHUD (Heft 5, 1952)

Erich Bloch: Aufruf zur Bildung einer Gemeinschaft für jüdisch-christliche Versöhnung in Israel (Heft 9, 1952)

Hugo Kramer: Es geht wieder gegen die Juden (Heft 2/3, 1953)

A. Jacobus: Das Weltfriedensjahr (Heft 4, 1953)

Erich Bloch: Das neue Israel (Heft 9, 1953)

Hugo Bergmann: Gottesfinsternis (zu einem Buch von Martin Buber, Heft 9, 1953)

Erich Bloch: Was will die Gemeinschaft der Freunde Jesu in Israel? (Heft 10, 1953)

Martin Buber: Zwischen Religion und Philosophie (Heft 11/12, 1953)

*** «Unser Gewissen ruft», Aufruf der Liga für Menschenrechte in Israel (Heft 1, 1954)

Wir verweisen auch auf die Broschüre von Leonhard Ragaz «Israel, Judentum, Christentum» (siehe nächste Seite!) D. R.

Bericht über die Tätigkeit der Auskunftstelle für Flüchtlinge

Zürich 57, Oerlikonerstraße 95
Postscheck VIII 15866

Die Tätigkeit unserer Auskunftsstelle während des Berichtsjahres hielt sich in engen Grenzen. Wenn die Fürsorgetätigkeit an den von uns zu betreuenden Flüchtlingen auch viele Audienzen, Schreibereien, Reisen und Sitzungen verlangt, so ergibt sich das aus der vielfach ungesicherten Existenz mancher Flüchtlinge noch heute und den schweren Wegen des Hineinfindens in unsere wirtschaftlichen Verhältnisse.

Wir hatten 23 Personen während einer gewissen Zeit oder ganzjährig zu unterstützen. In ein anderes Land auszureisen vermochte dieses Jahr niemand, aber einer unserer Betreuten ist gestorben. Neu haben wir dieses Berichtsjahr fünf Erwachsene und zwei Kinder in unsere Betreuung aufgenommen, so daß wir heute 57 Erwachsene und 17 Kinder zu betreuen haben, von denen sich zwölf des Dauerasyls erfreuen.

Wir waren froh, daß wir mit unseren Ansprüchen an die Sammlung der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlinge bescheidener sein konnten, weil wir gegenüber dem Vorjahr für etwa 10 000 Franken weniger Unterstützungen ausbezahlen mußten. Diese große Erleichterung ergab sich wesentlich durch das Ausscheiden einer großen Familie aus unserer Unterstützungspflicht, wie auch den Tod eines Unterstützten. Darum war es uns auch möglich, einen kleinen Fonds für unsere Unterstützungsarbeit zu äufnen, so daß wir neuen Ansprüchen, die unerwartet an uns herantreten können, für die erste Zeit eher gewachsen sind. Wir danken herzlich allen unseren Spendern, die uns mithalfen, unseren Dienst ausrichten zu können, und möchten sie zugleich bitten, auch weiterhin unsere helfende Hand zu stärken.

Auskunftstelle für Flüchtlinge:
Willi Kobe, Pfarrer
Esther Kober
Vera Oberli
Clara Ragaz

Schriften der religiös-sozialen Vereinigung und der Vereinigung Freunde der „Neuen Wege"

Leonhard Ragaz:

Sollen und können wir die Bibel lesen und wie?	Fr. 1.30
Reformation nach vorwärts oder nach rückwärts?	Fr. —.50
Das Glaubensbekenntnis	Fr. —.60
Die zehn Gebote	Fr. —.50
Israel, Judentum, Christentum	Fr. —.80
Das Reich Gottes in der Bibel	Fr. 1.—
Die Erneuerung der Schweiz	Fr. —.50

Betrachtungen aus den «Neuen Wegen» zu Fr. —.30

Die Toten und wir
Die neuen Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt
Vom Hüttenbauen zum Helfen
Die neue Gemeinde
Die Speisung der Fünftausend
Der größere Christus
Der Paraklet
Vom bösen Blick und vom guten
Die Revolution Christi
Vom Optimismus und Defaitismus
Die Weihnachtsdreiheit

Hugo Kramer:

Sinn und Aufgabe der religiös-sozialen Bewegung angesichts der heutigen Weltlage	Fr. —.50
Die Krise des Sozialismus	Fr. —.40
Vom Kampf um die Freiheit	Fr. —.30

Bruno Balscheit:

Das Kommen des Reiches Gottes nach dem Alten Testament	Fr. —.50
Geist, Christlicher Glaube, Sozialismus	Fr. 2.—

Rudolf Liechtenhahn:

Das Kommen des Reiches Gottes nach dem Neuen Testament	Fr. —.50

O. Bauer und L. Ragaz:

Neuer Himmel und Neue Erde (ein religiös-sozialer Aufruf)	Fr. —.50

Krijn Strijd:

Neue Wehrhaftigkeit	Fr. —.30

Nikolaus Koch:

Das Ringen um den Frieden in der Weltpolitik	Fr. —.25

Zu beziehen bei der Administration der «Neuen Wege», Manessestraße 8, Zürich 4, Postscheck VIII 8608, Zürich.

Vereinigung der Freunde der «Neuen Wege»

Wir schreiben den MENSCHEN mit großen Buchstaben

Eine Predigt von Kr. Strijd

Lukas 15, 8—10: «Oder welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie deren Einen verliert, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus und suche mit Fleiß, bis sie ihn finde?

Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte.

Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße tut.»

Alles in dieser Geschichte ist ganz alltäglich.

Und dennoch ist alles ganz besonders und außergewöhnlich.

Alltäglich: Jesus erzählt eine Geschichte, die ein jeder in seiner Umgebung verstehen kann: Es war einmal eine Frau, die von ihrem Manne zur Hochzeit einen Stirnschmuck erhalten hatte. Sie trägt ihn besonders gern, denn er ist ein Beweis ihrer gegenseitigen Liebe; aus Liebe erhielt sie ihn, und aus Liebe trägt sie ihn. Er ist auch ein kostbares Geschenk; denn die zehn Münzen, die darin angebracht sind, stellen den Wert eines Lohnes von zehn Tagen vor.

Und plötzlich ist es geschehen: eines Tages fehlte eine der Münzen. Der Schmuck war beschädigt, die Brautkette gerissen. Und nun sagte die Frau nicht: Ich habe wenigstens noch die anderen neun übrigbehalten — nein, ihr Kummer richtet sich auf die eine Münze, die verlorenging. Aber sie ist nicht nur bekümmert, sondern eifrig geht sie daran, das ganze Haus zu durchsuchen. Wenn sie die niedrige Tür ihres Hauses schließt, so daß nun nur noch Licht durch das kleine Fenster hineindringen kann, dann muß sie eine Öllampe anstecken. Sie schaut in alle Ecken — da, unter dem Staub kann die weggerollte Münze liegen. Sie fegt aus vollen Kräften. Bis sich die Ermüdung durch das Suchen in die Freude über das Finden verwandelt — eine Freude, die ihr Haus erfüllt.

Ganz alltäglich.

Ja, und dennoch ganz besonders und außergewöhnlich.

Und das Besondere und Außergewöhnliche liegt in den Worten, welche Jesus im Anschluß an die Erzählung ausspricht. Dann erst tritt klar zutage, daß hier Gottes Verhältnis zu den Menschen gemeint ist. Und wenn wir über diese Geschichte noch weiter nachdenken, dann — und das finden wir auch bei anderen «Gleichnissen» — wird es noch deutlicher, daß es sich hier auch um unser Verhältnis zu unseren Nebenmenschen handelt.

Diese Erzählung aus Lukas 15 sagt: Der Mensch ist eine Münze aus Gottes Stirnschmuck. Ein kühnes Bild? Zweifellos. Aber es ist noch viel kühner, glauben zu dürfen, daß es *wahr* ist.

Die Münze rollte weg — sie lag in einer Ecke, unter dem Staub. Erkennen wir uns selbst?

Und nun geschieht das Wunder. Wie die Frau um den zerbrochenen Schmuck und seine zerstörte Herrlichkeit bekümmert ist, so hat Gott um den Menschen, den er vermißt, der weggerollt und in einer Ecke liegt, Kummer.

Gott kann unser nicht entbehren. Sein Kummer wurzelt in seiner Liebe zu uns. Der göttliche Stirnschmuck kann nicht beschädigt bleiben. Ohne uns ist seine Herrlichkeit zerbrochen. Darum werden wir gesucht. Damit wir auf den Platz zurückkommen, auf den wir gehören. Damit auf Gottes Angesicht die Freude wieder einkehre.

Wir werden gesucht. Aber wie?

Ich will es so anschaulich wie möglich sagen. Vielleicht sind Sie durch allerlei, das Ihnen widerfahren ist, so weit gekommen, daß Sie nur noch eines glauben können: was das Christentum über Gott sagt, gilt vielleicht tatsächlich für andere, aber für mich nicht. Mein Schicksal ist so rätselhaft, sonderbar und schwer, ich weiß nicht ein und aus. Und außerdem habe ich auch mein Leben durch eigene Schuld und Sünde so verdorben, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß Gott — wenn es ihn überhaupt gibt — sich mit jemandem, wie ich es bin, beschäftigen sollte.

Aber — doch werden auch Sie gesucht. Daß Sie mit dieser Geschichte aus Lukas 15 in Berührung gekommen sind, ist bereits ein Beweis dafür, daß Gott Sie sucht. Gott kann uns nicht entbehren. Wir gehören in seinen Stirnschmuck. Und auch ohne Sie ist dieser Schmuck beschädigt.

Wir werden gesucht. Auf welche Weise Gott uns sucht, wird nirgends deutlicher als in der Weise, worauf Jesus Christus mit Menschen umgeht, mit den Zöllnern und Sündern, den weggerollten und verachteten Leuten — sie bilden den besonderen Gegenstand seiner Sorge. Die verlorenen Groschen werden gesucht. Denn Gottes Stirnschmuck kann nicht beschädigt bleiben.

Von humanistischer Seite wird viel vom Menschen und seinem Werte gesprochen. Oft hören wir in diesen Äußerungen ein Echo desjenigen, was das Evangelium über den Menschen zu sagen hat. Ein Echo. Denn höher als das Christentum, besser gesagt: höher als das Evangelium über den Menschen zu denken, ist unmöglich.

Wir schreiben den MENSCHEN mit großen Buchstaben. Gerade vom Evangelium aus gesehen, schreiben wir den MENSCHEN mit großen Buchstaben. Denn Gott kann des Menschen nicht entbehren.

Der bekannte russische Schriftsteller Nikolaj Alexandrowitsch Berdjajew sagt in seiner Lebensbeschreibung «Mein Weg zur Selbsterkenntnis»: «Gott kann nicht ohne den Menschen leben. Das ist das Geheimnis der Liebe: derjenige, der liebt, hat ein Wesen nötig, das er liebhaben kann.

Der Liebende, Gott, kann ohne den Geliebten, den Menschen, nicht existieren.»

Hüten wir uns davon, das «alltäglich» zu finden. Wir wollen auch nicht glauben, daß wir das «schon längst» wissen. Es ist schwindelerregend überraschend, aus dem Evangelium zu vernehmen, daß wir in Gottes Augen ebenso wichtig sind wie eine Münze aus Seinem Stirnschmucke. Und mit verlegener Dankbarkeit bemerken wir plötzlich, daß auch wir, selbst wir, gesucht werden.

Das ist Evangelium: die Frohe Botschaft.

Das ist Gnade: unverdiente Liebe.

Es gibt eine beinahe buchstäblich gleiche jüdische Erzählung. Nur das Ende ist vollständig anders. Die jüdische Erzählung sagt: Bemüht euch mehr um das Studium der Thora (der Heiligen Lehre), als diese Frau sich Mühe gab, den Groschen wiederzufinden. Dann werdet ihr ewigen Lohn erhalten; sie erntete nur zeitliche Freude.

Jesus dagegen spricht in seiner Erzählung überhaupt nicht von Verdienst. Aber er zeugt von der erbarmenden Liebe Gottes.

Wer Lukas 15, Vers 8—10, auf sich einwirken läßt und davon überzeugt ist, daß Gott uns nicht betrügt, wer sich in einem einfachen Gebet Gott überantwortet, wer in einer ihn beinahe verwirrenden Dankbarkeit weiß, daß nicht wir die letzte Wahrheit unseres Lebens kennen, sondern daß nur Gott sie kennt — dieser Mensch findet sich wieder zurecht. Über diesen Menschen herrscht Freude; denn Gott kann nicht ohne den Menschen, wie jeder von uns einer ist, leben.

Dieses Gleichnis spricht nicht nur über das Verhältnis Gottes zum Menschen, es spricht, wenn wir es ernsthaft betrachten, auch über das Verhältnis von Mensch zu Mensch.

Es ist ja logisch: wenn der Mensch in Gottes Augen so wichtig ist, dann muß er auch in unseren Augen wichtig sein und bleiben. Wir schreiben den MENSCHEN, gerade vom Evangelium aus betrachtet, mit großen Buchstaben.

Wir müssen versuchen, auf diese Weise mit unserm Nebenmenschen umzugehen, auch mit dem schwierigen Nebenmenschen, auch mit denjenigen, die zu den «Zöllnern» und «Sündern» gehören.

Wie hart können wir, von unserer Anständigkeit aus, über jemanden urteilen, der zu trinken angefangen hat, der einen sexuellen Fehltritt beging, der Veruntreuungen beging ... ach, Anständigkeit kann ja oft so unbarmherzig sein!

Wenn wir aber das weltbekannte Gleichnis vom verlorenen Groschen ganz auf uns haben einwirken lassen, so daß wir verlegen gegenüber der Tatsache stehen, daß Gott sich auch mit uns, den weggerollten Münzen, bemüht — dann stehen wir gegenüber den «Sündern» auf einem ganz anderen Standpunkt. Wir können es uns dann nämlich so gut vorstellen, wie der andere so weit gekommen ist: wir wissen aus eigener Erfahrung, wie wir aus Gottes Stirnschmuck in eine Ecke, in den Staub rollen können.

Von dieser Solidarität und dem Glauben aus, daß die Münze wieder auf ihren Platz zurückkommen kann — denn hat sich das unglaubliche Wunder nicht auch an uns vollzogen? —, können wir dem andern helfen: ohne den anderen ist ja Gottes Stirnschmuck auch nicht komplett.

Lukas 15 betont, wie wertvoll jeder einzelne Mensch ist. Es ist notwendig, daß dieser Aspekt des Evangeliums nicht vergessen wird. Wir leben in einer Zeit der Kollektivität, der Blöcke, Pakte und der Massen. Mehr und mehr geht der Einzelne in der Masse unter. Welchen Wert hat der einzelne Mensch noch? Wenn es nötig erscheint, dann wird überall auf der Welt der einzelne Mensch vergessen. Er ist unwichtig geworden.

Christen dürfen aber nicht nachlassen, zu beweisen, daß wir vom Evangelium her gesehen den MENSCHEN groß schreiben müssen.

Das bedeutet praktisch: Wenn wir hören, daß in großen Teilen der Welt die Herrschaft der Weißen auf der beinahe unbezahlten Sklavenarbeit der Farbigen beruht, dann müssen wir uns sowohl dann, wenn wir über diese erniedrigende Tatsache sprechen, als auch dann, wenn wir uns für gründliche Veränderungen aktiv einspannen, von der Überzeugung leiten lassen, daß jeder einzelne Mensch, also auch der einzelne Nichtweiße, wertvoll ist.

Wenn wir über die Geheime Staatspolizei sowohl im Osten wie im Westen hören, wenn wir das sonderbare und schuldvolle Spiel sehen, das in der internationalen Politik mit den Menschen gespielt wird, wenn wir versuchen, uns vor Augen zu führen, was die Kriegsvorbereitungen und die Kriegsführung in geistiger und körperlicher Hinsicht von den Menschen verlangen, dann müssen wir uns fragen: «Wird der Mensch hier noch so behandelt, daß er als ein Teil des göttlichen Stirnschmuckes anerkannt wird? Und ist es unter diesen Umständen, in dieser Wirklichkeit noch zu erwarten, daß der Mensch den anderen als einen Teil des göttlichen Stirnschmuckes betrachtet?»

Dies ist eine typisch christliche Frage, eine Frage, die mit dem Herzen des Evangeliums zu tun hat. Denn gerade von dem Herzen des Evangeliums her betrachtet, müssen wir den MENSCHEN groß schreiben.

Unser Sprechen und Handeln muß hiedurch beeinflußt und bestimmt werden, auch soweit es unsere Haltung in der heutigen Welt betrifft.

Lukas 15, Vers 8—10 — es ist alles alltäglich, und dennoch ist alles so besonders und außergewöhnlich.

Gott kann des Menschen nicht entbehren. Darum ist der Mensch sowohl für Gott wie für seinen Nebenmenschen so wertvoll.

Von uns wird nur erwartet, uns ergreifen und in den göttlichen Stirnschmuck einfügen zu lassen.

Dann sind wir auf unserm Platze.

Und wir wissen, zu unserer Verwunderung und zu unserer Freude, daß wir den MENSCHEN groß schreiben müssen.

Weil Gott es will.

Ja, weil Gott es auch tut.

Wie frei ist unsere Presse?

I.

Wahrheitskünderin oder Zerrspiegel?

Trotz Radio, Fernsehen, Vortragswesen, Propagandaliteratur usw. wird das Urteil der «gesitteten» Menschheit über die politischen Geschehnisse des Tages noch immer vorzugsweise von der Presse bestimmt. Was seine Zeitung ihm alle Tage an Nachrichtenstoff und Kommentar vorsetzt, das nimmt der Durchschnittsleser meistens gläubig in sich auf — mindestens bei uns zu Lande, im Unterschied etwa zu Frankreich, wo der Zeitungsleser, durch die Erfahrung gewitzigt, viel kritischer gegenüber seiner Presse eingestellt ist und sie kaum mehr recht ernst nimmt. *Unser* Leser — und ähnliches gilt für die meisten uns bekannten «Kulturländer» — läßt sich von seiner Zeitung oder Zeitschrift nur allzu willig gängeln und politisch formen. Wenn sie ihn Tag für Tag mit Schauergeschichten über den Kommunismus gruselig macht, so kommt er fast selbstverständlich allmählich zu der Überzeugung, daß die Russen nur darauf lauern, die «freie Welt» zu überfallen und zu versklaven*, und hält es für die erste vaterländische Pflicht der Behörden, eine moderne, schlagkräftige Armee aufzustellen, die diese Gefahr wo immer möglich zu bannen vermöge. Sieht er das Wort Kapitalismus immer in Gänsefüßchen gesetzt und hört er, daß die Marxisten ständig nur den Klassenkampf schüren, während die bürgerlichen Parteien das Allgemeinwohl über alle Sonderinteressen stellten, so schlägt er sich bei Wahlen und Abstimmungen natürlich auf die Seite des inneren Friedens und der nationalen Solidarität. Wenn ihm beständig versichert wird, wir lebten in der fortschrittlichsten und vorbildlichsten Demokratie der Welt, so schlürft er dieses Eigenlob wie süßen Honig (oder soll ich sagen: wie seinen täglichen Kaffee-Kirsch?) in sich hinein und sieht keinerlei Grund zu einer gründlichen Änderung der Dinge in seinem Musterland. Und so fort ins Unendliche.

Schon die Titelgebung in der Zeitung (man liest ja bald nur mehr die Überschriften) ist meistens ganz bewußt tendenziös. «Der Spionageprozeß Bonnard» (oder «Rößler-Schnieper»), «Die Pankower Marionettenregierung», «Freichina und das rote Regime von Peking», «Amerika streckt die Friedenshand aus» oder anderseits: «Kriegshetzer Dulles», «Bundesrat gegen sozialen Fortschritt», «Verbrecherische Unternehmerpraktiken» — solche und tausend andere Titel, die meist nur behaupten, was erst zu beweisen wäre, tragen mehr zur Vernebelung der Gehirne

* In einem aargauischen Landblatt las ich vor der Berliner Konferenz einen (wahrscheinlich von einer Presseagentur stammenden) Artikel, in welchem dem Leser suggeriert werden wollte, die Zustimmung der Sowjetunion zur Abhaltung der Konferenz sei wahrscheinlich nur «das Atemholen des Verbrechers, der sich zu einem Nickerchen auf der Gartenbank niederläßt».

und zur Verhetzung der Gemüter bei, als man zu denken geneigt ist. Und dann die *Auswahl* des Stoffes! Denn fast so wichtig wie das, was wirklich *in* der Zeitung steht, ist ja, was *nicht* darin steht. Das Verschweigen von Tatsachen ist oft noch viel verheerender und tückischer als ihre Entstellung und Verdrehung.

Kurz, eine journalistische Technik, die sich nicht an des großen englischen Zeitungsmannes C. P. Scott Regel hält: «Comment is free, but facts are sacred» («Der Kommentar ist frei, aber die Tatsachen sind heilig»), vermag den naiven, nicht ständig wachsamen Leser ohne sonderliche Mühe fast in jede beliebige Anschauungs- und Gefühlsrichtung zu lenken und ihm das eigene Denken und Urteilen mit der Zeit überhaupt abzugewöhnen. Und der «Manchester Guardian» (das Blatt, das Scott jahrzehntelang leitete) hatte vollkommen recht, wenn er unlängst in einem Inserat, sich selber als dem Wahrheitsdienst verschrieben vorstellend, meinte, eine Tageszeitung könne ihre Leser in einen geradezu hypnotischen Bann schlagen, der allmählich das Gehirn in einen eigentlichen Trancezustand versetze*.

Wieviele Zeitungsleser sind sich aber dieses Sachverhaltes deutlich bewußt? Wieviele fragen sich noch, ob die Presse wirklich das getreue Spiegelbild der Tagesereignisse ist, das sie zu sein beansprucht, oder nicht vielmehr oft nur ein Zerrbild des Weltgeschehens liefert? Wieviele machen sich Gedanken darüber, ob die moderne Presse überhaupt noch die Möglichkeit hat, die Wahrheit zu finden und zu sagen, mit anderen Worten: ob sie noch diejenige *Freiheit* besitzt, die ganz unerläßlich ist, wenn sie tatsachengemäß berichten und anständig kommentieren soll?

Es genügt selbstverständlich nicht, einfach auf die verfassungsmäßig gewährleistete Freiheit der Presse zu verweisen, um auf diese letzte Frage mit Ja antworten zu können. Die im Grundgesetz aller politischen Demokratien verankerte Pressefreiheit ist sicher ein unschätzbares Gut, dessen Wert die Diktaturstaaten nur zu ihrem eigenen größten Schaden verkennen**. Aber ist unsere westlich-demokratische Presse *wirklich* so frei, wie man uns immer erzählt? Macht sie von ihrer verfassungsrecht-

---

* Die Genfer «Suisse» zitierte letzthin (6. Mai 1954) ein Beispiel dafür, wie in einer gewissen Presse über die Genfer Asienkonferenz berichtet wird. «Tausend Chinesen», so ließ sich eine amerikanische Zeitung melden, «und mindestens zwölfhundert Russen sind in Genf eingerückt. Tanks und Maschinengewehrautos rasen durch die Straßen. Die Hotels werden militärisch bewacht, und diejenigen, die von den kommunistischen Delegationen besetzt sind, sind vollständig isoliert, da man die Nachbarblocks eines jeden dieser Hotels geräumt hat. Läden, Wohnungen, Büros usw. — alles ist geleert. Noch mehr: sogar die Post untersteht einer scharfen Zensur, und es ist unmöglich, einen Brief aus Genf abzuschicken oder einen zu erhalten, ohne daß er von der Polizei geöffnet würde.» In Genf arbeiten jetzt etwa 1200 von auswärts gekommene Journalisten ...

** Die Presseverhältnisse in den Ländern der kommunistischen Diktatur bilden *nicht* Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Das möge der Leser bedenken, der vor allem die Unfreiheit der *kommunistischen* Presse sieht und empfindet. Die Titelfrage unseres Aufsatzes lautet: «Wie frei ist *unsere* Presse?» Damit aber keinerlei

lichen Freiheit wirklich den Gebrauch, der ihrer so verantwortungsvollen Aufgabe entspräche? Das ist die Frage. Denn schließlich sollte es sich doch auch im Westen herumgesprochen haben, daß *gesetzliche* Rechte und Freiheiten und die Möglichkeit ihrer *tatsächlichen Verwirklichung* ganz verschiedene Dinge sind. Es brauchte nicht erst die grimmige Kälte und Not des vergangenen Winters, um uns daran zu erinnern, daß — mit Anatole Frances sarkastischem Wort — das Gesetz in seiner hehren Majestät dem Reichen wie dem Armen in gleicher Weise verbietet, unter den Brücken zu schlafen und Brot zu stehlen oder, auf die heutigen Pariser (und anderwärtigen) Verhältnisse angewandt, es ihm ebenso unparteiisch erlaubt, eine komfortable Fünfzimmerwohnung mit Zentralheizung zu mieten, wie sein Kind in einer Elendsbaracke erfrieren zu lassen. So kommt es auch bei der Pressefreiheit entscheidend darauf an, was aus ihr tatsächlich gemacht wird. Die Freiheit der Presse, die in unseren Verfassungen verankert ist, gilt ja nur gegenüber der *Staatsgewalt*, die «die Gazetten nicht genieren soll», garantiert aber nicht die Unabhängigkeit der Presse von *anderen*, insbesondere wirtschaftlichen Mächten und Gewalten. Wenn die Freiheit der Presse auch in dieser Hinsicht eine Wirklichkeit sein soll, dann muß sie beinhalten:

die tatsächliche Freiheit zur Herausgabe von Presseorganen für jedermann, der seine Ansichten und Forderungen zur Geltung bringen will;

die Freiheit der Konkurrenz von Informationen und Meinungen unter den Zeitungen selbst;

die Freiheit der Presse zu wahrheitsgemäßer, sauberer Information und rückhaltloser Kommentierung;

insbesondere die Freiheit der Presse von versteckten Bindungen an wirtschaftliche Interessen und politische Gruppierungen, von verwerflichen Rücksichten auf Leser- und Kundenwünsche und dergleichen;

und schließlich als Ergebnis die Freiheit des Lesers, sich allseitig zu unterrichten und, unbehindert durch nicht sachliche Einflüsse, sich diejenige Meinung zu bilden, die ihm am besten zusagt.

Mißverständnisse entstehen, sei wieder einmal festgestellt, daß ich die Pressediktatur der Oststaaten nicht minder entschieden ablehne wie diejenige des Westens. Sie ist in bestimmter Beziehung noch ärger als die westliche, da bei uns immerhin die Möglichkeit besteht, sich aus *allen* Quellen zu unterrichten, wenn auch natürlich nur eine ganz kleine Minderheit von Suchenden davon Gebrauch zu machen in der Lage oder willens ist. In den Ländern kommunistischer Diktatur ist nicht einmal diese Möglichkeit da. Die dafür gewöhnlich gegebene Begründung, daß die Durchführung und Sicherung der sozialen Revolution die Erzwingung einer Einheitsgesinnung eben einfach gebiete, werde ich nie gelten lassen. Es gibt keine offizielle Wahrheit, deren Träger das Recht hätten, die Vertreter anderer Auffassungen zu ächten und das freie Suchen nach der Wahrheit zu unterdrücken! Darum wenden wir uns ebenso unnachgiebig gegen jede *staatliche* Gleichschaltung der Geister wie wir uns gegen den *gesellschaftlichen* — moralischen und wirtschaftlichen — Gesinnungsterror in den Ländern der kapitalistischen Demokratie zur Wehr setzen.

Nur so könnte jener, bestem liberalen Glauben entsprechende Zustand erreicht werden, bei dem «du choc des idées jaillit la vérité», also aus dem Wettbewerb der Ideen zuletzt ebenso die Wahrheit herausspringt, wie nach der wirtschaftsliberalen Theorie aus der Konkurrenz der freien Unternehmer um das beste Angebot von Gütern und Dienstleistungen die vollkommene Versorgung der Verbrauchermassen hervorgehen soll. Erfüllt das moderne Pressewesen wirklich diese Bedingungen?

II.

Die Presse als Geldgeschäft

Im ganzen genommen — so muß die Antwort auf die gestellte Frage lauten — erfüllt es sie nicht, *kann* sie gar nicht erfüllen. Die liberalistische Theorie stimmt für das Pressewesen so wenig mehr wie für die übrigen Zweige der «freien» Wirtschaft, wenn sie je einmal gestimmt haben sollte. Und zwar aus dem gleichen Grunde, der für die Privatwirtschaft ganz allgemein gilt: Wie das *Gewinnstreben*, das die treibende Kraft des privaten Unternehmertums ist, mehr und mehr die Erfüllung der sachlichen Aufgaben der Wirtschaft überhaupt — die bestmögliche Versorgung der Verbraucher mit Gütern und Dienstleistungen — unmöglich macht, so auch die Erfüllung der wirklichen Aufgaben der Presse. Denn auch das Pressewesen ist ein *ausgesprochen kapitalistischer Wirtschaftszweig geworden*, dessen Seele und Lebenszweck das Geldmachen, die Gewinnerzielung ist. «Eine Zeitung», so definiert ein amerikanischer Pressemann, «ist ein Geschäft, das um des Gewinnes willen betrieben wird. Sie mag Ideale haben, aber die kann auch eine Backsteinfabrik haben *.» Und die Wirkungen dieses Tatbestandes sind um so verheerender, als die «Ware», die die Zeitung zu verkaufen hat, ihrer Natur nach von derjenigen verschieden ist, die ein gewöhnliches kapitalistisches Unternehmen auf den Markt bringt, sollte sie doch nichts anderes sein als wahrheitsgemäße Information und freie Meinungsäußerung. Ursprünglich leistete die Presse das auch fast überall, insbesondere in der Schweiz, in Form der Gesinnungspresse. Allein auch soweit die Presse Meinungspresse ist, wird sie nicht nur nach «neutralen» Geschäftsgrundsätzen betrieben, sondern — namentlich wenn sie Privatbesitz ist — in ausgesprochen kapitalistischem Geist und unterliegt damit den Gesetzen der auf Profiterzielung ausgerichteten Unternehmungsform.

Das mag in der Schweiz nicht ohne weiteres sichtbar sein. Die Auflagezahlen der schweizerischen Zeitungen und Zeitschriften sind im Vergleich zum Ausland meistens niedrig, oft sogar lächerlich niedrig. Und dementsprechend sind in den Unternehmungen, die sie herausgeben, auch relativ geringe Kapitalien angelegt. Aber auch ein mittlerer Zei-

* Zitiert bei George Marion, Stop the Press! (Neuyork, 1953.)

tungsverlag braucht heute eine Kapitalgrundlage von Hunderttausenden von Franken, ein großer eine solche von Millionen. Die Budgets schweizerischer Zeitungen gehen* bis zu sechs Millionen Franken, wobei die technische Herstellung 30 bis 50 Prozent der Gesamtausgaben erfordert, der Versand 10 bis 25 Prozent und die Redaktion rund 20 Prozent. Im Ausland steckt meistens bedeutend mehr Kapital im Zeitungsbetrieb. Nach fachmännischer Schätzung kostet in den Vereinigten Staaten allein die Maschinerie und sonstige technische Ausstattung einer modernen Zeitung mit einer Auflage von 10 000 Exemplaren rund 250 000 Dollar (also nach dem Kurswert mehr als eine Million Franken). Die amerikanischen Zeitungs- und Zeitschriftenverlage insgesamt stellen (1947) einen Kapitalwert von annähernd zwei Milliarden Dollar dar, während ihr Lohn- und Gehaltskonto im selben Jahr fast eine Milliarde Dollar betrug. Kurz, die Presse ist in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zu einem typisch kapitalistischen Wirtschaftszweig herangewachsen, der im Ganzen der «freien» Privat- und Profitwirtschaft schon rein mengenmäßig eine immer bedeutendere Rolle spielt. Und das hat nun für das, das wir vorhin als tatsächliche Pressefreiheit bezeichneten, schwerwiegende Folgen.

Eine erste Folge: Die Herausgabe einer Zeitung oder Zeitschrift ist immer mehr ein *Vorrecht* kapitalkräftiger Einzelpersonen oder Gruppen geworden, also das Vorrecht einer *geringen Minderheit* in jedem Volk. «Das Papier, auf dem die Verfassung gedruckt ist, muß durch das Papier verstärkt werden, auf dem Geld gedruckt wird, bevor euer *Recht* auf Pressefreiheit *tatsächliche* Pressefreiheit werden kann.» (G. Marion.) Praktisch heißt das, daß die Presse ganz überwiegend in den Händen einer Besitzerschicht liegt, die mit dem herrschenden, dem kapitalistischen Regime solidarisch ist und die darauf beruhende gesellschaftliche Ordnung verteidigt, während die Opposition gegen dieses Regime zum größten Teil der Mittel beraubt ist, durch die Presse an das Volk heranzukommen. Ihre Ideen sind damit weithin aus dem Meinungskampf ausgeschaltet und können nicht wirklich frei, unter fairen Bedingungen, mit den anderen konkurrieren. Die Pressefreiheit ist deshalb in hohem Maße nur noch Schein, und was davon als Wirklichkeit übrig bleibt, dient lediglich dazu, diesen Tatbestand zu verhüllen und die *Illusion* einer Freiheit aufrechtzuerhalten, die für die große Mehrheit des Volkes gar nicht mehr besteht.

Wie sehr die Möglichkeit, von der gesetzlich «gewährleisteten» Pressefreiheit Gebrauch zu machen, an den Besitz *sehr* bedeutender Geldmittel gebunden ist, lehrt die alltägliche, schmerzliche Erfahrung derjenigen, die *ohne* solche Mittel versuchen, auch nur eine bescheidene Zeitschrift neu zu gründen oder aufrechtzuerhalten. Die Neugründung und Einführung von Tageszeitungen vollends ist ein derart kostspieliges Unter-

* Nach Karl Weber, Profil der Schweizer Presse (Bern, 1948).

fangen geworden, daß es nur mehr in seltenen Ausnahmefällen gelingt; in der Schweiz zum Beispiel dem Migroskonzern, der auch eine eigene Zeitung — die «Tat» — auf die Beine gestellt hat, so wie er sich Konservenfabriken, Mostereien und Bergbahnen angegliedert hat und sie bewirtschaftet. Das Normale ist so nicht, daß neue Zeitungen entstehen, sobald sich ein Bedürfnis dafür geltend macht, sondern eher daß alte verschwinden, auch wenn sie sachlich durchaus daseinsberechtigt wären.

Das ist besonders sichtbar geworden, seit die Verknappung des *Zeitungspapiers* dessen Preis auf eine Höhe getrieben hat, die für viele Verlagsunternehmungen einfach unerreichbar ist. Was eine große, moderne Tageszeitung oder Zeitschrift an Druckpapier verbraucht, ist ja ganz enorm. Einzig die Sonntagsausgabe der «New York Times», mit ihren 200 Seiten, verschlingt bei einer Auflage von einer Million Woche um Woche zu Papier gemachtes Holz aus einem Waldbestand von 35 Hektaren. Begreiflich, daß die «Times» sich ein eigenes Waldgebiet in Kanada im Umfang von 8000 Quadratkilometern — fast soviel wie die Kantone Bern und Uri zusammen — gekauft hat, aus dem es seinen Papierbedarf deckt. Insgesamt legt die große Neuyorker Zeitung allwöchentlich eine Drittelsmillion Dollar nur für Druckpapier aus. Und es gibt nicht wenige Zeitungen und Zeitschriften auf der Welt, deren Auflage diejenige der «New York Times» weit übersteigt! Daß bei diesem Riesenbedarf an Papier und dem aus natürlichen Gründen begrenzten Angebot von Holz die Preise für den unentbehrlichen Grundstoff der Zeitungsindustrie dauernd steigen und zahlreiche Presseunternehmungen dadurch in eine eigentliche Existenzkrise gedrängt werden, scheint gegeben. Tatsächlich hat denn auch ein großes Zeitungssterben eingesetzt, vor allem in Westeuropa. In Großbritannien sind in den letzten Jahren 50 Zeitungen eingegangen, in Belgien etwa 150, in Paris seit Kriegsende 24 von 33 Tagesblättern, noch abgesehen von der Verminderung des Umfanges der verbleibenden Zeitungen. Das bedeutet zweierlei: ein wachsendes Übergewicht der amerikanischen Presse in der Welt und das Überleben nur der kapitalkräftigsten Presseunternehmungen, die, wie sofort zu zeigen sein wird, keineswegs diejenigen sind, welche die Aufgaben der Presse am besten erfüllen. Die tatsächliche Pressefreiheit für alle Kreise und Gruppen, hinter denen keine beträchtliche Geldmacht steht, ist dadurch gewaltig eingeschränkt worden.

Das trifft besonders empfindlich die *Gesinnungspresse*, die in die größten Schwierigkeiten kommt, sobald sich die Herstellungskosten für die Zeitung erhöhen. Denn während die Geschäftspresse die Kostensteigerung durch Niveausenkung und nachfolgende Auflagenerhöhung wettmachen kann, bleibt *ihr* dieser Ausweg verschlossen. Tritt dazu gar noch ein Schwinden des politischen Interesses, wie das gerade auch in den «demokratischen», also sich angeblich selbst regierenden Ländern weithin der Fall ist, so ist das Schicksal vieler Gesinnungsblätter vollends besiegelt. In der französischen Provinz, wo nach der Befreiung eine

Menge ausgesprochen politisch ausgerichteter Zeitungen aus der Widerstandsbewegung herauswuchs, sind so seit 1945 nicht weniger als 101 Blätter wieder verschwunden, während zahlreiche andere mit schwersten Existenzsorgen zu kämpfen haben. Angesichts der zunehmenden «Kapitalisierung» des Zeitungsgewerbes bedeutet Pressefreiheit für die Gesinnungsblätter tatsächlich vielfach nichts anderes als die Freiheit zu sterben — falls es ihre Herausgeber nicht vorziehen, sich dem Geschmack des Leserpublikums anzupassen und damit das Daseinsrecht der Zeitung selber zu verleugnen . . .

III.

Dienen und Verdienen

Wir haben damit bereits eine zweite Folge der Umwandlung der Presse in einen kapitalistischen Wirtschaftszweig angetönt: Das Gewinnstreben entfremdet die Presse auch von innen her ihrer Aufgabe, Vermittlerin möglichst wahrheitsgemäßer Informationen und freie Tribüne für die Erörterung von Ideen zu sein. So wie das Profitstreben der kapitalistischen Wirtschaft ganz allgemein dazu führt, daß der Eigennutz über den Gemeinnutz gestellt, die *Qualität der angebotenen Ware verschlechtert*, ja geradezu Schund- und Schadenware hergestellt wird und ungesunde Bedürfnisse geweckt und befriedigt werden — man denke etwa an die Alkohol-, die Tabak- und die Vergnügungsindustrie —, so auch bei der kapitalistischen Presse: statt öffentlicher Dienst zu sein und durch Volksbildung das Allgemeinwohl zu befördern, entwickelt sich eine Tendenz, nur solche Informationen und Meinungen zu drucken, die dem geschäftlichen Vorteil des Zeitungsunternehmers dienlich sind. Nicht Dienen — Verdienen wird die Losung.

Die Zeitung wird so immer mehr abhängig von ihren Kunden, auf deren Wünsche sie die äußerste Rücksicht nimmt, und die ihrerseits vor feinerem oder gröberem Druck auf die Zeitung nicht zurückscheuen, wenn diese ihre Wünsche nicht von selber erfüllt. Von wirklicher Freiheit der Presse kann damit keine Rede sein.

Da ist zunächst die Abhängigkeit der Zeitung von ihren *Druckauftraggebern*, seien es nun Privatleute oder Behörden. Bei zahllosen mittleren und kleineren Blättern spielt insbesondere die Rücksicht auf amtliche Druckaufträge keine geringe Rolle, wenn es sich darum handelt, die Redaktionspolitik zu bestimmen.

Dann aber namentlich die Abhängigkeit der Zeitung von ihren *Inserenten*. Man weiß, daß die Einnahmen aus Inseraten diejenigen aus Abonnement und Einzelverkauf zum Teil sehr wesentlich übersteigen. (In der Schweiz setzt Karl Weber — etwas willkürlich, wie er sagt — das Verhältnis zwischen Verkaufs- und Inserateneinnahmen mit 45 zu 55 Prozent ein.) Die Steigerung der Inserateneinnahmen ist damit das Lebensinteresse der Zeitung; die Steigerung der Abonnentenzahl dient

mehr und mehr nur der Erhöhung ihres Insertionswertes. Und das wiederum bedeutet, daß die Inserenten die eigentlichen Herren der «freien» Presse werden. Wie André Siegfried, der international angesehene französische Soziologe, in seinem Buch über die Vereinigten Staaten schreibt:

«Die große Presse lebt bekanntermaßen nur von ihrem Anzeigengeschäft. Sie mußte darum logischerweise früher oder später unter den Einfluß der Hochfinanz und Großindustrie geraten, die diese Anzeigen vergeben, denn wenn der tägliche Leitartikel der Lehrmeinung dieser Mächte widerspricht, werden diese sehr leicht in der Lage sein, einen Druck auf finanziell wehrlose Redaktoren auszuüben ... Daraus folgt, daß die Geldmächte tatsächlich über die Möglichkeit verfügen, die Volksmeinung nach ihrer Fasson zu kneten, ihr zu verbergen, was sie nicht wissen darf und ihr zu jedem Gegenstand diejenige Auffassung vorzusetzen, von der man wünscht, daß sie sie annehme. So wird sie schließlich in ein Netz eingefangen, aus dem sie sich nicht mehr losmachen kann und von dem sie sich auf die Länge auch gar nicht mehr beengt fühlt.»

In der Schweiz stehen wir glücklicherweise erst in den Anfängen dieser verhängnisvollen Entwicklung. Aber Ansätze dazu kommen immer wieder auch zur Kenntnis des Publikums (von dem, was hinter den Kulissen vorgeht, erfährt es ja ohnehin nichts); wir erinnern aus der letzten Zeit nur an den Versuch der Kinobesitzer, die «Schaffhauser Nachrichten» durch Entzug der Kinoinserate für eine nicht ganz angenehme redaktionelle Äußerung zu bestrafen, und an die Verbannung eines Zürcher Kinokritikers aus einem bestimmten Lichtspieltheater, ebenfalls zur Strafe für eine unliebsame Bemerkung in der Zeitung. Von der Boykottierung kommunistischer (und früher sozialdemokratischer) Blätter durch die meisten bürgerlichen Inserenten wollen wir nicht einmal reden.

Die Zeitungen setzen ihrerseits alles nur Denkbare ins Werk, um ihre Inserateneinnahmen zu steigern. («Inserate werben kommt gleich nach dem Stehlen», sagte mir einmal ein Fachmann ...) Zu den harmloseren Mitteln gehört dabei die Herausgabe von Sonderbeilagen (Sport, Technik, Reisen, Radio, Fraueninteressen, Bücher, Ausstellungen, Jubiläen usw.); zu den schlimmsten hingegen die Aufstachelung der *Sensationsgier* der Leser, die schließlich die sichtbaren Hauptkunden der Zeitung sind.

Man müßte ein Buch schreiben — und kein sehr ergötzliches —, wollte man diese so typische Erscheinung des modernen Pressebetriebes angemessen darstellen. Hier genüge es, daran zu erinnern, daß der wilde Kampf um die Absatzsteigerung — als Mittel zur Mehrung der Inseratenеinnahmen — bei der eigentlichen Geschäftspresse jede Rücksicht auf Anstand, Geschmack, Redlichkeit und Allgemeinwohl zurückdrängt. Was zählt, das sind einfach die verkauften Exemplare; alles andere ist Nebensache oder Mittel zum Zweck. Wahrheit der Information? Freiheit der Meinungsäußerung: Lächerliche Ideale weltfremder Träumer! Appell an Vernunft und Gewissen des Lesers? Keine Idee; Aufreizung der Gefühle und Instinkte — je vulgärer, desto besser — bringt allein den Erfolg. Das Gehirn wird planmäßig ausgeschaltet, vernebelt und verkleistert; Nervenkitzel und Sinnenerregung ist alles. Die Pressefreiheit, die *hier*

gemeint ist, ist die Freiheit, nicht zu informieren, sondern zu deformieren, die Freiheit, zu entstellen und zu verzerren, zu verdummen, zu verderben, zu verrohen.

Meint ihr, das sei doch etwas gar übertrieben? Dann leset, was sich unlängst die «Neue Zürcher Zeitung» aus London schreiben ließ (Nr. 3025, Dezember 1953):

«Die britische Massenpresse mit ihren Millionenauflagen ist nach der Formel entstanden, nach rein kommerziellen Gesichtspunkten dem Massenpublikum genau das zu geben, was es offenbar haben will: ‚Crime, sex and gossip.' (Verbrechen, Erotik und Klatsch.) Die Schlagzeilen und Artikel gewisser Londoner Tageszeitungen, vor allem aber die Sumpfblüten der populären Sonntagsblätter, erwecken den Eindruck, die Welt drehe sich um Lustmorde, Hofklatsch und Windhundrennen.»

Und der Korrespondent fügte bei, Randolph Churchill, der Sohn des Premierministers, habe bei einer jüngsten Gelegenheit bissig bemerkt, man sollte eigentlich einen Orden für pornographische und kriminologische Extraleistungen schaffen, «um damit besonders saftig schreibende Journalisten auszeichnen zu können».

Mit einer gewissen Presse in anderen Ländern der «freien Welt» — Frankreich, Westdeutschland, Italien, Schweden und besonders Amerika — steht es bekanntlich nicht besser als mit der englischen Geschäfts- und Sensationspresse. «Mit einer *gewissen* Presse», sagen wir; denn die anständige Presse lebt auch noch, und wir dürfen uns glücklich schätzen, daß die Schweizer Presse von der Seuche der Sensationsmache verhältnismäßig wenig erfaßt ist. Aber daß Anlagen und Anfälligkeiten dafür auch in unserem Zeitungs- und Zeitschriftenwesen bestehen — wer möchte das leugnen? Auf alle Fälle geht, international gesehen, die *Tendenz* in dieser Richtung, mindestens in den bürgerlich-kapitalistischen Ländern. Denn man mag gegen die Presse der kommunistischen Länder sagen, was man will: das eine ist sicher, daß sie in einem für uns fast unvorstellbaren Maß frei von Schmutz- und Schundproduktion ist und viel eher nach der anderen Richtung hin sündigt — durch Langweiligkeit und weit übertriebene Pflege der politischen Propaganda und Erziehung. Man vergleiche nur einmal die Ostberliner mit den Westberliner Zeitungen und Magazinen!

Natürlich wäre die ganze Sensationspresse überhaupt nicht möglich geworden, wenn nicht im Leserpublikum selbst entsprechende Neigungen diesem Zeitungstypus entgegengekommen wären, wenn nicht das geistige und sittliche Niveau einer vermaßten Bevölkerung bedenklich gesunken, das ernste politische Interesse zurückgegangen, der Geschmack vergröbert und der Lebensstil so stark veräußerlicht worden wäre, wie dies als weltweit verbreitete Zeiterscheinung tatsächlich der Fall ist. Aber daß die Presse diese Tendenzen ihrerseits mächtig fördert und in der Leserschaft die neuen «Bedürfnisse» vielfach erst hervorgekitzelt hat, kann ebenso wenig bezweifelt werden.

IV.

Pressemonopole

Eine dritte und besonders verderbliche Folge der Entwicklung des Pressegewerbes zur kapitalistischen Profitindustrie ist seine *Zusammenballung* zu immer größeren *Einheitsgebilden*. Es ist wiederum der gleiche Vorgang wie in der kapitalistischen Wirtschaft ganz allgemein: In dem Maße, da das angelegte Kapital größer und schwerer wird, wird auch das Streben nach Sicherheit immer stärker und die Lust zum «gefährlichen Leben» schwächer. Die Tendenz geht nicht mehr so sehr auf Ausschaltung des Leistungsunfähigeren im rücksichtslosen Konkurrenzkampf, in dem nur der «Tüchtigere» überlebt, als auf Abschwächung des Konkurrenzkampfes durch Vereinbarungen, Konzern- und Trustbildungen und überhaupt Zusammenschlüsse aller Art sowie gleichzeitig auf Schaffung großer Wirtschaftseinheiten, die zwar unter sich in Konkurrenz liegen, aber die kleineren, schwächeren Unternehmungen erdrücken oder sie doch von den großen, starken mehr und mehr abhängig machen.

Auch in der Presseindustrie hat sich diese Tendenz immer augenfälliger durchgesetzt: einerseits Zeitungsriesen und Großverlage, anderseits Zeitungsketten und Pressekonzerne. Am meisten in den *Vereinigten Staaten*. Allgemein bekannt sind die dort bestehenden *«Kettenzeitungen»*, also Zeitungen, die zwar an verschiedenen Orten erscheinen, aber dem gleichen Konzern gehören: die Hearstblätter (heute noch 16 an der Zahl), die Scripps-Howard-Blätter (17), die McCormick-Patterson-Zeitungen (3) usw. Bezeichnend ist, daß sich innerhalb der großen, landesweiten Pressekonzerne selbst in den letzten Jahrzehnten eine gewisse Konzentration vollzogen hat durch Stillegung einer ganzen Anzahl von Konzernblättern, während die Zahl der Zeitungen, die regionalen Konzernen angeschlossen sind, ständig zunimmt. So gab es denn in den USA im Jahr 1945 76 Zeitungsketten mit zusammen 375 Blättern, die mehr als die Hälfte (53,8 Prozent) der Auflage aller amerikanischen Zeitungen hatten. 14 Presseunternehmungen hatten allein den vierten Teil der Gesamtauflage der amerikanischen Tagespresse an sich gezogen. Von 1394 amerikanischen Städten hatten nur noch 127 mehr als eine einzige Tageszeitung; wenn ein zweites Blatt erschien, gehörte es oft dem gleichen Unternehmer wie das erste. Zwischen 1930 und 1944 verschwanden 576 Tageszeitungen ganz von der Bildfläche.

Bei den amerikanischen *Zeitschriften* ist die Monopoltendenz womöglich noch stärker ausgeprägt. Die großen Konzerne, wie Luce, Crowell, Curtis, Pew, Fuller, nehmen mit den Millionenauflagen ihrer Wochen- und Monatsschriften eine völlig beherrschende Stellung ein; «Reader's Digest» (Verlag DeWitt Wallace) setzt — allerdings nicht in den Vereinigten Staaten allein — allmonatlich mindestens 11 Millionen Exemplare ab und erreicht damit tatsächlich vielleicht 50 Millionen Leser.

Von den 16 000 Wochenzeitungen, die es noch 1910 in Amerika gab, bestehen heute kaum mehr 10 000*.

Weitgehend ist die Presse auch in *Großbritannien* zentralisiert. Ein im Jahr 1949 erschienener Bericht der amtlichen Kommission zur Untersuchung des Pressewesens stellt fest, daß die neun großen Londoner Morgenblätter mit ihren Kopfblättern in Nordengland und Schottland die britischen Haushaltungen fast vollständig beherrschen. Die Konzerne der diversen «Presselords» (Northcliffe, Kemsley, Beaverbrook, Rothermere usw.), eingeschlossen die fünf «Ketten» von Provinzblättern, sind rein kapitalistisch betriebene Neuigkeits- und Meinungsfabriken, wobei das Betrüblichste wohl ist, daß auch die Labourpresse («Daily Herald», «Daily Mirror», «Reynold's» usw.) genau die gleichen Werbe- und Aufmachungsmethoden gebraucht wie die bürgerliche Sensationspresse; mit ihren Millionenauflagen hat sie zwar äußeren Erfolg gehabt, aber von sozialistischem *Geist* ist — mit Ausnahmen — darin nicht mehr viel zu spüren.

In *Frankreich* liegen die Dinge ähnlich; wenn hier auch die großen Pressekonzerne und Zeitungsketten mehr oder weniger fehlen, so nimmt doch die Pariser Geschäftspresse eine derart überragende Stellung im öffentlichen Leben des Landes ein, daß man auch hier von einer ausgesprochenen Konzentrations- und Monopoltendenz reden kann, die für die Freiheit und Unabhängigkeit der Presse tödlich ist**.

In *Deutschland* wiederum hatte sich schon vor der Ära Hitler eine ganze Anzahl eigentlicher landesweiter Pressetrusts entwickelt: Scherl, Ullstein, Hugenberg usw., wozu eine Reihe regionaler Konzerne ähnlichen Charakters kamen. Im Dritten Reich gehörte dann die Zentralisierung und Gleichschaltung der Presse zu den vornehmsten Aufgaben des Regimes; aber auch nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte — schon aus wirtschaftlichen Gründen — diese Tendenz kräftig weiter, so daß im Vergleich zur Weimarer Zeit die Zahl der Zeitungen beträchtlich zurückgegangen ist, während ihre Auflage, nicht zuletzt auch dank der Menge von Bezirksausgaben und Kopfblättern, erheblich gestiegen ist.

In der *Schweiz* können wir froh sein, daß der föderative Aufbau unseres Staatswesens, seine Mehrsprachigkeit und der partikularistisch-provinzielle Geist der Bevölkerung der Zentralisierung der Presse be-

---

* Die obigen Angaben stammen alle aus dem Buch von Marion «Stop the Press!» und dem von George Seldes «1000 Americans», die sich ihrerseits beide auf amtliche und halbamtliche Veröffentlichungen stützen.

** Nach einer mir nachträglich bekannt gewordenen Statistik hat immerhin die Pariser Presse seit der Vorkriegszeit, wo ihre Auflage nur wenig höher war als diejenige der Provinzpresse, an Verbreitung stark verloren, während die Provinzpresse heute rund 50 Prozent mehr Leser hat als damals. Die Zahlen sind:

	1939	1947	1949
Pariser Presse	5 750 000	4 050 000	3 992 000
Provinzpresse	5 250 000	8 045 000	7 565 000

Über die Entwicklung seit 1949 fehlen genaue Angaben.

stimmte Grenzen setzt. So erscheinen denn in nicht weniger als 230 von den rund 3000 Gemeinden des Landes politische Zeitungen, oft genug mehrere am selben Ort — eine im Vergleich zum Ausland ungewöhnliche Denzentralisierung des Pressewesens. Dennoch ist auch bei uns der Zug zur Zentralisierung unverkennbar, nicht allein im Blick auf den wachsenden Einfluß der großen Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch wenn man an die Bildung von kapitalstarken Pressekonzernen denkt, die eine ausgesprochen monopolistische und gleichschaltende Tendenz haben. In der deutschen Schweiz ist typisch dafür etwa der Ringier-Verlag in Zofingen mit seinen Massenzeitschriften, in der welschen Schweiz der Payotkonzern in Lausanne. Beim Tode von Samuel Payot, Ende 1953, erfuhr auch die weitere Öffentlichkeit, daß dieser Mann an der Spitze zweier großer Zeitungsunternehmungen («Tribune de Lausanne» und «Feuille d'Avis de Lausanne») sowie der Imprimeries Réunies stand, die eine ganze Reihe von Zeitschriften herausgibt, daneben auch der Leitung der Kiosk AG in Bern, der Verlagsgesellschaft Sonor in Genf («La Suisse» und verschiedene Zeitschriften) und anderer Unternehmungen der Branche angehörte.

Angesichts der wachsenden Bedeutung des Druckpapiers für das Zeitungsgewerbe und die Pressefreiheit ist es nicht uninteressant, daß auch die schweizerische Papierindustrie stark «konzerniert» ist. Führend ist hier die Genfer Familie Naville. «Mit den ihnen eng verwandten Zürcher Finanzfamilien Vogel und Bodmer beherrschen die Naville vom hochgelegenen St. Moritz aus eine Reihe von angeschlossenen Unternehmungen der Branche im Mittelland. Es gehören den Naville-Bodmer-Vogel die Buntpapierfabrik Herisau, die Pavag Kraftpapier Zug, die große Papierfabrik Cham. Der Schwager Navilles, Leo Bodmer, Miteigentümer der Papierfabrik Cham, ist auch Verwaltungsrat der ‚Neuen Zürcher Zeitung'. Naville spielt auch im westschweizerischen Buchhandel eine wichtige Rolle. So befindet sich der Rohstoff, der der freien Meinungsäußerung zugrunde liegt, in den Händen eines finanzkräftigen Familienklans.» («Der Öffentliche Dienst», Nr. 4, 1952.)

Ein gefährlicher Rohstoff, in der Tat! Denn daß sein Besitz oder Nichtbesitz über Leben und Tod von Zeitungen und Zeitschriften entscheiden kann, geht schon aus dem hervor, was wir früher über die Bedeutung des Druckpapiers für die Presseindustrie gesagt haben. Die Verfügung darüber wird denn auch immer mehr als eine der wirksamsten Waffen im Kampf um die Beherrschung der öffentlichen Meinung benützt. Von dem relativ immer knapper werdenden Weltvorrat an Druckpapier zieht die nordamerikanische Presse immer mehr an sich (3,9 Millionen Tonnen im Jahre 1946, 5,9 Millionen im Jahre 1951), während Westeuropa, Asien, Afrika, Australien und Lateinamerika immer weniger und zu immer höheren Preisen bekommen. Innerhalb der Vereinigten Staaten aber reißen 200 große Zeitungen mehr als 85 Prozent allen Druckpapiers an sich (die drei Zeitungsketten von Hearst,

Scripps-Howard und McCormick allein 25 Prozent), so daß mehr als 1900 kleinere Blätter sich in den Rest von 15 Prozent teilen dürfen. Fünf große Zeitschriftenverlage — Luce, Curtis, Crowell-Collier, Hearst und McCall — verbrauchen allein 52 Prozent des gesamten für Zeitschriften verfügbaren Druckpapiers. Wie dieser ganze Sachverhalt auf die Lebensmöglichkeiten einer wirklich unabhängigen Presse wirken muß, und was für Ränke, Druck- und Erstickungsmanöver gegenüber mißliebigen politischen Außenseitern oder gegenüber eigentlichen Oppositionsblättern dabei vorkommen, das mag sich der Leser selbst ausmalen.

(Schluß folgt) *Hugo Kramer*

Erklärung

zu der «Stellungnahme des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend zu Fragen des inneres Gefüges der deutschen Streitkräfte in der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft»

Die Hauptversammlung des «Bundes der Deutschen Katholischen Jugend» hat am 11. November in Altenberg eine «Stellungnahme zu Fragen des inneren Gefüges der deutschen Streitkräfte in der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» beschlossen.

Hat niemand die grimmige Ironie bemerkt, daß diese Stellungnahme ausgerechnet am 11. 11., dem Fest des heiligen Martin, zustande kam?

Der heilige Martin, der große Bischof von Tours, ist nicht nur der Reiter, der seinen Mantel geteilt hat, sondern der Heilige, der seinem christlichen Kaiser die Waffen vor die Füße geworfen hat, als dieser ihm befahl, gegen die Heiden und Barbaren aus dem Osten, damals waren es die Germanen, zu Felde zu ziehen. «Es geschah um das Jahr 341 in der Gegend von Worms am Vorabend einer Schlacht. Man verteilte gerade vor den Augen des Kaisers den außerordentlichen Kampfsold. Da trat Martin, der seine Beurlaubung erbeten hatte, vor die Front. Anstatt aber zum Zahlmeister zu gehen, schritt er direkt auf den Kaiser zu mit den Worten: ‚Mein Kaiser, bis heute habe ich Euch gedient, gestattet nun, daß ich von jetzt ab Gott diene. Mögen jene, die in den Kampf ziehen wollen, Euren Sold nehmen. Was mich betrifft, ich bin Soldat Christi. Mir ist es nicht erlaubt zu kämpfen.' Der Kaiser, dem diese Erklärung unerwartet kam, war aufgebracht: ‚Es ist keineswegs ein religiöses Gefühl, sondern die Furcht vor der Gefahr, die dich zur Verachtung des Waffendienstes treibt.' — ‚Wenn man meinen Glauben als Furcht bezeichnet, gut denn', erwiderte der junge Held, ‚so möge man mich morgen ohne Waffen vor die Front stellen; ich werde im Namen Jesu, als einzige Verteidigung das Zeichen des Kreuzes tragend, ohne Furcht

durch die Schlachtreihen der Feinde schreiten.' Ob nun der Kaiser auf diese Probe eingehen wollte oder nicht, auf jeden Fall ließ er den unglücklichen Bittsteller in den Arrest werfen. Die Vorsehung fügte es jedoch, daß die Feinde am folgenden Tage um Frieden baten. Martin wurde freigelassen und erhielt die erbetene Beurlaubung.» (Zitiert aus Pierre Lorson: «Wehrpflicht und christliches Gewissen», Seite 100.) Als der Kampfsold verteilt wurde, handelte der Heilige; durch sein Handeln wurde der Kampf unnötig. Heilige handeln so, wie sie vor dem Gerichte Gottes stehen: Sie suchen die Gerechtigkeit — das andere wird ihnen dazugeworfen.

Martinus, der Heilige dieses Tages, kann also kaum Pate gestanden haben bei der Entstehung der Stellungnahme. Müssen wir ihn aus dem Kalender der BdDKJ streichen? Es bleibt also das nackte Datum: Der Elfte im Elften! Aus dem Narrentanz ist schon häufig Totentanz geworden!

Die Präambel der Altenberger Stellungnahme lautet wörtlich:

«Schneller als es den Bürgern der jungen Bundesrepublik selber lieb war, mußten sich die deutschen Menschen und Organe unseres öffentlichen Lebens mit den Fragen des Wehrdienstes und der Militärverfassung beschäftigen. Nach dem leidenschaftlichen Für und Wider in der Grundsatzdebatte über die moralische Erlaubtheit des Krieges hat sich das öffentliche Interesse nun stärker den Fragen der Wehrverfassung und der Militärgesetzgebung zugewandt. Wenn nachstehend zum sogenannten ‚Inneren Gefüge' der deutschen Streitkräfte der EVG Stellung genommen wird, geschieht es aus der Mitverantwortung, deren sich eine Million junger Deutscher (als Mitglieder des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend) für das Wohl und Wehe unseres Volkes und speziell der betroffenen jungen Generation bewußt ist. Wir möchten unsere Stimme rechtzeitig erhoben haben und wünschen von den Verantwortlichen und Maßgebenden gehört zu werden.»

Diese Präambel, wie auch die Stellungnahme insgesamt, ist irreführend, da sie den Eindruck erweckt, als sei die Diskussion um die Frage, *ob* die Bundesrepublik wieder aufgerüstet werden solle, bereits abgeschlossen und als gehe es jetzt nurmehr um die Frage, *wie* sich die westdeutsche Aufrüstung vollziehen könne.

In Wirklichkeit aber ist die EVG nach wie vor — und im Hinblick auf die Viererkonferenz in verstärktem Maße — in Frage gestellt. Selbst die «Ketteler Wacht», das Organ der katholischen Arbeiterbewegung, schrieb, die Regierung müsse sich innerlich darauf vorbereiten, daß der EVG-Vertrag keine wirkliche Chance mehr habe. Die Diskussion um die westdeutsche Aufrüstung ist in der gesamten Weltöffentlichkeit nach wie vor im Gange. Die Argumente für die Überzeugung, die westdeutsche Aufrüstung verschärfe die Spannungen in der Welt, haben nichts an Beweiskraft verloren.

Die Stellungnahme bemüht sich, den Eindruck zu erwecken, als sei in der Vergangenheit bei dem «leidenschaftlichen Für und Wider» von der Führung des BdDKJ auch das «Wider» berücksichtigt, gehört und ernstgenommen worden. In Wirklichkeit aber wurde von der Bundesführung das «Für» leidenschaftlich propagiert, das «Wider» aber systematisch mundtot gemacht. Dies geschah von dem Zeitpunkt an, da die Bundesregierung begann, aus *ihrem* «Für» kein Hehl mehr zu machen. Obwohl nicht einmal in den Organen des Bundes eine Klarstellung erfolgt war, was der BdDKJ gegenüber der Frage der Aufrüstung sagen kann und zu sagen hat, sprach sich der damalige Bundesführer Josef Rommerskirchen bei der Vollversammlung des Bundesjugendringes am 27. April 1952 auf Elmstein im Namen des BdDKJ für die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik aus. Er erklärte, daß die Mitglieder des BdDKJ bereit seien, die aus der Aufrüstung entstehenden Konsequenzen zu tragen, anders ausgedrückt, gegebenenfalls die Köpfe hinzuhalten. Mitglieder des BdDKJ protestierten gegen diese Erklärung, da mit ihr der Bundesführer seine Befugnisse weit überschritten hatte und den BdDKJ in eine politische Formation zu verfälschen suchte. Die Bundesführung reagierte auf diese Proteste so, wie man hierzulande schon oft auf Gewissensbedenken reagiert hat: mit Verleumdungen und Drohungen.

Im Zuge dieser Politik führte die Bundesführung des BdDKJ am 5. September 1952 in Haus Altenberg sogar eine Besprechung mit dem faschistischen BDJ (Bund Deutscher Jugend) durch, über welche der vom Presseamt Haus Altenberg herausgegebene Informationsdienst in seiner Nummer 10/1952 folgendes berichtete: «Den durchaus positiven Ergebnissen der gegenseitigen Orientierung entsprechend wurde zum Abschluß beiderseits der Wunsch geäußert, weiterhin miteinander im Gespräch zu bleiben und — nach Abgrenzung der Aufgaben, Ziele und Methoden — gegebenenfalls eine ergänzende Zusammenarbeit anzustreben.» Also: Nach Abgrenzung der Methoden die gemeinsame Zusammenarbeit! Obwohl die kurz nach dieser Zusammenkunft vor der Öffentlichkeit aufgerollte BDJ-Affäre allzu großer Peinlichkeit wegen durch systematisches Schweigen bald wieder in den Hintergrund gedrängt wurde, weiß heute jeder, welcher Terrormethoden sich der BDJ bediente, weiß jeder, daß seine Vorhaben bis zum Fememord reichten. War dies die geplante ergänzende Zusammenarbeit, daß sich die einen der brutalsten Gewaltmittel, die anderen aber eines kontinuierlichen Gewissenszwanges bedienen sollten? Der Öffentlichkeit und den Mitgliedern des BdDKJ ist nichts darüber bekannt geworden, daß sich die Bundesführung des BdDKJ später vom BDJ und der mit ihm begonnenen Zusammenarbeit distanziert hätte.

Auch die neue Stellungnahme erhebt den Anspruch, die Überzeugung und den Willen einer Million junger deutscher Katholiken des BdDKJ auszudrücken.

In Wirklichkeit aber haben viele Mitglieder des BdDKJ nach wie vor eine andere politische Überzeugung als die Bundesführung. Und wer wollte behaupten, daß diese Stellungnahme, die nach einer Meldung der Wochenzeitung «Echo der Zeit» in Verbindung mit dem Amt Blank ausgearbeitet wurde, die Überzeugung einiger Hunderttausend zehn- bis vierzehnjähriger Jungen und Mädchen im BdDKJ wiedergebe? — Denn zu der in der Präambel angegebenen Zahl von einer Million gehören auch diese Kinder.

Der BdDKJ ist die Körperschaft der katholischen Mannes- und Frauenjugend, deren Leben sich nach dem Geist des Glaubens bestimmt, das heißt nach dem Geist des Glaubens an den Dreieinigen Gott in der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche, nicht aber nach dem Geist eines weltförmigen «Glaubens». Darum können die Mitglieder dieser katholischen Vereinigung in ihrer Gesamtheit keine einheitliche politische Anschauung haben und dürfen nicht gleichgeschaltet werden. Schon von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die neue Stellungnahme verfehlt und trägt, in konsequentem Anschluß an die Elmstein-Erklärung und die BDJ-Abmachung, wiederum dazu bei, daß die Grundlage des BdDKJ weiter verfälscht wird.

Abgesehen davon aber enthüllt sie, wie von kleinen, mit Regierungsstellen verfilzten Gremien die Anschauungen für die Jugendlichen fabriziert und ihnen suggeriert werden. Durch all dies beweist die Bundesführung, daß sie sich nicht wie die Spitze einer demokratischen *Jugend*organisation verhält, daß es ihr nicht in erster Linie darauf ankommt, den Jugendlichen zu selbständigem Denken zu verhelfen, sondern daß es ihr darum geht, eine bestimmte politische Linie durchzusetzen. Zu diesem Zwecke bedient sie sich der Methoden von Führern einer Staatsjugend, die bestimmen und dirigieren und den zukünftigen Opfern jeweils beizubringen versuchen, daß sie diesmal wenigstens gut geführt würden.

*

Die Bundesführung des BdDKJ tut alles, um den vom Beauftragten Blank angekündigten Weltanschauungssoldaten möglichst bald Wirklichkeit werden zu lassen. Sie kann sich dabei an die Devise des Herrn Bundeskanzlers halten, der in seiner letzten Weihnachtsansprache an das deutsche Volk davon sprach, daß der Kampf zwischen Licht und Finsternis, der bislang in der Brust des einzelnen ausgetragen worden sei, sich nunmehr auf die Völker verteilt habe. Dies eröffnet die Aussicht, daß im nächsten Krieg der Lichtsoldat dem Dunkelmann, die Atombombe des Lichtes der der Finsternis gegenübersteht. Da der Gegner für einen «Teufel» gehalten wird, liegt es im Gefälle eines solchen Weltanschauungskampfes, daß irgendwelche völkerrechtliche Regelungen auf die Dauer nicht mehr beachtet werden. Was bleibt dem, der in diesem «Kreuzzug» mitmacht, anderes übrig, als entweder zum hemmungslosen

Gangster und Söldner oder zum bornierten Weltanschauungssoldaten zu werden, in dessen Gattung der SS-Mann der Erstgeborene ist? Ob sich dieser Weltanschauungssoldat in der «Bewährungsprobe des Soldatischen» anders verhalten kann als der Söldner, für dessen Leistungen der schmutzige Krieg in Indochina ein grauenerregendes aktuelles Beispiel bietet, ist keine Frage; denn er wird den totalen Krieg mit all seinen Furchtbarkeiten mitmachen müssen. Nur die «Beruhigung» wird ihm geliefert, daß er alles mit «gutem Gewissen» tun dürfe, gehe es doch gegen das «Reich des Bösen». Eines aber spricht noch zu ungunsten des Weltanschauungssoldaten: ihm wird nicht nur für das Schlechte, das er tut, ein Rechtfertigungsgrund gegeben, sondern er wird auch noch befähigt, sich seiner Sünde zu rühmen, da er vorgibt, «für das Licht zu kämpfen».

▪

Die Präambel der Stellungnahme legt dem nichtinformierten Leser die Vermutung nahe, die Diskussion um die «moralische Erlaubtheit des Krieges» sei abgeschlossen und für die Remilitarisierer befriedigend beantwortet; in der Stellungnahme wird die allgemeine Wehrpflicht als eine Selbstverständlichkeit dargestellt und gefordert.

Wir stellen fest, daß sich die Führung des BdDKJ dadurch in kontradiktorischen Gegensatz zu päpstlichen Verlautbarungen stellt, von denen *wir* annehmen, daß sie Weisungen sind und von denen wir nicht annehmen, daß sie anders gemeint als gesagt sind: «Die allgemeine Wehrpflicht ist ein Angriff auf die Selbstbestimmung der sittlichen Persönlichkeit.» (Leo XIII.) «Der obligatorische Militärdienst ist seit mehr als einem Jahrhundert die wahre Ursache unzähliger Übel gewesen; seine gleichzeitige und gegenseitige Aufhebung wird das wirkliche Heilmittel sein.» (Botschaft Benedikts XV. an den englischen Premierminister vom 28. September 1917.) Und Pius XII. hat in seiner Ansprache an Militärärzte vom 19. Oktober 1953 die Diskussion um die moralische Erlaubtheit des Krieges, und zwar des modernen, des ABC-Krieges (Atomkrieg, biologischer Krieg, chemischer Krieg), von neuem entfacht. Er wenigstens stellt, hier im Hinblick auf die Militärärzte, jene Frage, die die Bundesführung niemals aufgeworfen, immer umgangen hat und nicht zu stellen wagt, weil es eine konkrete und zur Gewissensentscheidung aufrufende Frage ist: «Darf der Arzt sein Wissen und seine Tätigkeit in den Dienst des ABC-Krieges stellen? Niemals darf er die ‚Ungerechtigkeit' unterstützen, auch nicht im Dienste seines eigenen Landes; und da diese Art Krieg eine Ungerechtigkeit darstellt, darf der Arzt nicht mitarbeiten.» (Herder-Korrespondenz vom Dezember 1953, Seite 127.) Wenn aber der Arzt, der Helfer, nicht mittun darf, woher in aller Welt soll denn der sonst Uniformierte die sittliche Berechtigung nehmen, sich an diesem Kriege zu beteiligen? Und welche Sicherheit hätte der irgendwie Uniformierte, daß er nicht im ABC-Krieg Verwendung fände?

Diesen Hintergrund verdeckt die Bundesführung in ihrer Stellungnahme geflissentlich und gaukelt der Öffentlichkeit statt dessen das Bild eines freundlich und unmilitärisch gewordenen Kasernenlebens mit kulturellen und religiösen Untermalungen vor. Sie fragt nicht, was der Christ zu tun hat, dem der Befehl gegeben wird, Atom-, Napalm-, Kobalt-, Wasserstoff- oder G-Gasbomben auf eine Stadt zu werfen, die Flugzeuge mit dieser Last startbereit zu machen, diese Bomben herzustellen . . . Oder wird der Soldat so erzogen werden, daß er zwar — mit Bernanos zu reden — Gewissensbisse bekommt, wenn er in der Straßenbahn die Beine seiner Nachbarin betrachtet, aber sich keine Skrupel macht, wenn er Atombomben abzuwerfen hat? Im Gegenteil: Hier ist «Gott mit uns», da es gegen den «Teufel» geht. Was tut die Bundesführung, um dieser Perversion der Moral vorzubeugen? Sie stellt nicht die Frage, was die Militärseelsorger (ihnen fällt, wie es in der Stellungnahme heißt, die Aufgabe zu, die religiöse Überzeugung der Soldaten zu vertiefen und zur Pflege und Förderung ihres religiösen Lebens beizutragen) den Atombombenwerfern und all denen, die an der Maschinerie der Massenvernichtung mitarbeiten, noch zu sagen hätten. Oder aber ist der Militärseelsorger im Rahmen des Weltanschauungskrieges ganz einfach ein unentbehrlicher Funktionär zur Stärkung der Kriegsmoral?

Ausführlich wird in der Stellungnahme dargelegt, welchen Inhalt, welche Aufmachung (flexibler Einband!) das neue Soldatengebetbuch haben müsse, das dem Soldaten, wie es heißt, «als Ratgeber in *allen* Lebenslagen dienen» soll. Werden die Soldaten in diesem Gebetbuch auch Ratschläge finden, wenn ihnen der Befehl gegeben wird, Geiseln zu erschießen? Werden sie im Inhaltsverzeichnis die Gebete vor und nach dem Abwurf der Atombomben heraussuchen können? Oder aber wird das Gebetbuch mit dem biegsamen Einband ganz einfach ein verbogenes Gebetbuch sein?

Dementsprechend sehen wir in dieser Stellungnahme eine gefährliche Irreführung des Volkes, der Jugend und der Christenheit. Wir protestieren gegen diese Stellungnahme. Wir versichern, daß wir alles tun werden,

um dem Prinzip der Gewissensfreiheit auch innerhalb der katholischen Jugend wieder Geltung zu verschaffen,

um zu verhindern, daß jemals wieder Menschen vor die Entscheidung gestellt werden, entweder Kriegsverbrecher oder Opfer zu sein,

um zu verhindern, daß es zu einem neuen Kriege kommt.

In dieser Bemühung wissen wir uns verbunden mit allen, deren vordringliche Sorge der Friede ist.

Ein deutscher katholischer Kreis
um die Zeitschrift «Glaube und Vernunft»

Was nun?

Ein Wort zur Wiederaufrüstung

Das Verhängnis scheint seinen Lauf zu nehmen, unaufhaltsam. Deutschland wird nun bald wieder Soldaten, Kasernen, wohl auch Panzer und Bomber haben. Das Volk in Westdeutschland hat denen, die solchen Schutz für notwendig halten, am 6. September 1953 die Vollmacht erteilt, Milliarden und aber Milliarden dafür aufzuwenden. Es wird die Folgen zu tragen haben.

Wir Unterzeichneten sind überzeugt, daß ein gerechter Krieg — mag es solche früher gegeben haben oder nicht — heute undenkbar ist. Angesichts der fürchterlichen Wirkung der modernen Waffen ist ein Schutz von Weib und Kind, Freiheit und Kultur von diesen Mitteln schlechterdings nicht mehr zu erwarten. Wir sind aber überzeugt, daß es gegen drohende Gefahren von außen bessere Mittel gibt als die militärische Macht, auf die der Westen und der Osten heute noch aufs neue ihr Vertrauen setzen. Gott hat mit Deutschland deutlich genug geredet; er hat unserem Volk auch, vielleicht zum letztenmal in seiner Geschichte, eine große Möglichkeit gegeben, nämlich auf dem Weg der so dringend notwendigen allgemeinen Abrüstung den andern einen Schritt vorauszugehen und ein Beispiel dafür zu geben, wie man durch soziale Gerechtigkeit, durch eine Politik des Ausgleiches, der Verständigung und des Vertrauens sich wirksamer schützt als durch alle Methoden des Mißtrauens, der Drohung und der Gewalt.

Wir jedenfalls müssen es so sehen. Von unserer Erkenntnis der heutigen Lage und von unserem Verständnis des Evangeliums aus können wir nur bitten:

Widerstehet jeder Versuchung, euch an der militärischen, wirtschaftlichen oder geistig-propagandistischen Aufrüstung zu beteiligen. Auch wenn sie der Verteidigung und dem Frieden dienen soll, schließt sie doch bei dem heutigen Stand der Technik die Gefahr eines Weltbrandes fast unentrinnbar in sich.

Hört nicht zu, wo gehetzt wird gegen den Westen oder gegen den Osten. Protestiert dagegen, daß jede ehrliche und aufrichtige Arbeit für den Frieden als kommunistisch beschimpft wird, baut Brücken des Verstehens und Vertrauens.

Sorgt dafür, daß Artikel 4, Absatz 3, des Grundgesetzes der Bundesrepublik nicht ausgehöhlt wird: «Kein Deutscher darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden», daß der Satz, den die Evangelische Kirche auf der Synode in Berlin-Weißensee 1950 feierlich verkündigt hat, nicht vergessen wird: «Wer um des Gewissens willen den Kriegsdienst verweigert, soll der Fürsprache und der Fürbitte der Kirche gewiß sein.»

Dazu erklären wir als unsere dringende Bitte und Forderung:

1. Die Befreiung vom Kriegsdienst muß sich auch auf den militärischen Dienst in Friedenszeiten erstrecken und auf jegliche Tätigkeit, durch die dem Krieg offenkundig Vorschub geleistet wird, auch den in der Kriegsindustrie.
2. Die Genehmigung, sich von solchem Dienst fernzuhalten, darf nicht davon abhängig gemacht werden, daß der Betreffende einer Friedensorganisation angehört.
3. Auch das Gewissen derer muß geachtet werden, die ihre Ablehnung des Kriegsdienstes nicht religiös, sondern ethisch oder politisch begründen.
4. Einem offenen Zeugnis gegen Krieg und Kriegsrüstung darf kein Riegel vorgeschoben werden.

Wir stehen nach wie vor zu der Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, beschlossen auf dem Kirchentag in Essen 1950:

«Einer Remilitarisierung Deutschlands können wir das Wort nicht reden, weder was den Westen noch was den Osten anlangt! Die Pflicht der Kirchen kann immer nur sein, die schwergerüsteten Mächte der Welt wieder und wieder zu bitten, dem heillosen Wettrüsten ein Ende zu machen und friedliche Wege zur Lösung der politischen Probleme zu suchen.»

Pfarrer Rudolf Daur, Stuttgart
Pfarrer Helmut Goes, Uhlbach
Pfarrer Eberhard Lempp, Nellingen/Fildern

Ihre Zustimmung haben folgende Pfarrer erklärt:

Pfarrer Helmut Aichelin, Stgt.-Zuffenhsn.
Pfarrer Siegfried Böhringer, Erzingen
Pfarrer Andreas Bötsch, Illingen
Pfarrer Theo Daur, Stgt.-Hedelfingen
Pfarrer D. Hermann Diem, Ebersbach/Fils
Pfarrer Erwin Dreher, Dettingen/Hohenz.
Pfarrer Erwin Eberle, Kuchen
Pfarrer Friedr. Elsässer, Wain b. Biberach
Pfarrer Hans Georg Fischer, Sindelfingen
Vikar Hans M. Freudenreich, Zuffenhausen
Vikar Wolfgang Früh, Stgt.-Obertürkheim
Pfr. Georg Friedr. Gehring, St. Vaihingen
Pfarrer Gette, Roigheim bei Heilbronn
Pfarrer Richard Glück, Lendsiedel
Pfarrer Albrecht Goes, Gebersheim
Pfarrer Walter Greß, Spaichingen
Pfarrer Robert Hartkäse, Gelbingen
Pfarrer Rudolf Hauser, Magstadt
Bischof Franz Hein, Stuttgart
Pfarrer Willi Heinzeler, Hohnhardt
Pfarrer Dr. Hermann Heisler, Königsfeld
Vikar Martin Hermann, Tuttlingen
Vikar Hans Holzträger, Langenburg
Pfarrer L. Jörder, Königsfeld
Pfarrer Otto Kellner, Sigmaringen
Pfarrer Philipp Kempf, Dörzbach
Pfarrer J. Kling, Kleinbottwar
Pfarrer Joachim Kloß, Dornhan
Pfarrer Eduard Kloß, Rot am See
Pfarrer Wilhelm Kolbe, Tailfingen
Pfarrer Werner Kurz, Deckenpfronn
Pfarrer Richard Lagrange, Ludwigsburg
Pfarrer H. Löw, Karlsruhe
Pfarrer Werner Lutz, Gutenberg
Pfarrer Dr. Manfred Mezger, Pfäffingen
Pfr. O. Müllerschön, Stgt.-Bad Cannstatt
Pfarrer Gerh. Ottmar, Hausen ob Verena
Pfarrer Martin Palmbach, Ochsenbach
Vikar Bernhard Pfleiderer, Calw
Vikar Gerhard Porsch, Sigmaringen
Pfarrer Reinhold Rieger, Reilingen/Mannh.
Pfarrer i. R. Theodor Rieger, Oberstenfeld
Pfarrer Gottfried Roller, Sulz a. N.
Pfarrer Eugen Roos, Tüngental

Pfarrer Hans Rücker, Schwäbisch Hall
Pfarrer Ludwig Simon, Mannheim
Pfarrer Hermann Schäufele, Schlaitdorf
Pfarrer Helmut Schmid, Ilshofen
Pfarrer Gerh. Schmitthenner, Affalterbach
Pfarrer Hermann Schreiber, Stuttgart
Pfarrer Wilhelm Schreiber, Kornwestheim
Pfarrer Max Stetter, Schwalbach
Pfarrer Manfred Stohrer, Sigmaringen
Pfarrer Eberhard Straub, Gründelhardt
Pfarrer Walter Tlach, Stuttgart
Pfarrer Kurt Wagner, Gnadental
Pastor Dr. von Wangelin, Bremen
Dekan Gotth. Weber, Stgt.-Bad Cannstatt
Prof. Dr. Georg Wehrung, Tübingen
Pfarrer Gerhard Weitbrecht, Holzmaden
Pfarrer Heiner Weitbrecht, Stubersheim
Pfarrer O. Weitbrecht, Tübingen
Pfarrer Paul Weitbrecht, Urspring
Pfarrer Richard Widmann, Eglosheim
Pfarrer Otto Witt, Widdern
Repetent Jörg Zink, Tübingen

Außerdem haben ihre Zustimmung bis jetzt erklärt:

Wilhelm Bäurle, Studienrat, Biberach
Fritz Bissinger, Verlagsleiter, München
Willy Collmer, Schriftlei., Stgt.-Vaihingen
Prof. Gerhard Gollwitzer, Stuttgart
Prof. Dr. Wilhelm Gundert, Schorndorf
Dr. Helmut Hahnemann, Schorndorf
Reinhold Mayer, Stgt.-Bad Cannstatt
Dr. Ruth Oechslin, Ludwigsburg
Mathilde Planck, Ludwigsburg
Dr. Felix Reichert, Präsident, Stuttgart
Hilde Reichert, Stuttgart
Karl Reitter, Stuttgart-Rohr
Hede Sandberger, Pfarrfrau, Schwenningen
Rolf Weber, Studienrat, Bad Boll

Die Bikini-Katastrophe

Ein Appell an die Welt *

Das jüngste Ereignis des radioaktiven Aschenregens, herrührend von der Bombenexplosion auf Bikini, gab uns Japanern einen unbeschreiblichen Schock, der unsere Herzen erzittern ließ. Dreiundzwanzig japanische Fischer, die außerhalb der offiziell festgelegten Gefahrenzone ihrem Handwerk nachgingen, kehrten mit radioaktiven Verletzungen nach Hause.

Unsere Nation war vom Schicksal ausersehen worden, als erste das Opfer von Atombomben zu werden, die Hiroshima und Nagasaki zerstörten. Nun wurden wir durch Bikini zum drittenmal Opfer des gleichen Zerstörungswerkzeuges.

Wir sind nicht gesonnen, solches Unheil als ein unabwendbares Geschick hinzunehmen. Auch verzichten wir, uns in sentimentalen Klagen zu ergehen, daß wir als einziges Volk dreimal von solcher Prüfung heimgesucht wurden. Wir verzichten auch auf die Anklage, daß der Atomtod uns dreimal von amerikanischen Händen gebracht wurde. Jedoch können wir uns nicht der Verantwortung entziehen, in die Welt hinauszuschreien, daß nicht nur unseretwegen, sondern der ganzen Menschheit wegen für alle Zeiten ein Ende gemacht werden muß mit der Anwendung der Atomkraft für Massenzerstörung. Niemand kann gerade uns das Recht abstreiten, dies mit allen Kräften zu fordern.

* Veröffentlicht am 25. März 1954 durch die «Sohyo News», dem Nachrichtenblatt des Generalrates japanischer Gewerkschaften in Tokio.

Aus ausländischen Nachrichten entnehmen wir, daß zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion Verhandlungen im Gange sind zwecks internationaler Kontrolle der Atomenergie. Das ist sicher eine erfreuliche Nachricht, obgleich uns unsere bisherigen Erfahrungen vor zu großen Hoffnungen warnen. Die Befürchtung ist nicht abzuweisen, daß sich unter dem Mantel von internationaler Kontrolle eine neue Art von Monopol auf die Atomenergie herausbilden mag. Ehe wir nicht unanzweifelbare Anzeichen einer grimmigen Entschlossenheit bemerken, im Interesse von dauerndem Frieden und dem Wohlstand aller Völker total und für immer auf Atomenergie zu Kriegszwecken zu verzichten, können wir uns des Argwohns nicht erwehren, daß solche internationalen Verhandlungen eine geschickt verhüllte Jagd nach Überlegenheit auf dem Felde der Atomkriegführung sein können.

Soviel wir wissen — es mag sein, daß wir ungenügend informiert sind —, hat bisher noch kein Volk solche grimmige Entschlossenheit bekundet.

Wir japanischen Bürger sind entschlossen, bis aufs letzte unserer Verfassung zu gehorchen, die uns gebietet, für alle Zeiten auf Wiederbewaffnung und Krieg zu verzichten. Als dreimalige Opfer der Atomverheerung haben wir das Recht und die Pflicht, alle Völker aufzurufen, die Atomkraft für die friedlichen Zwecke der Wissenschaft und des menschlichen Wohlbefindens auszubauen.

Unser Volk ist unbewaffnet und materiell schwach. Doch gerade unsere materielle Schwäche und die erduldeten Leiden werden unserem Aufruf die geistige Kraft geben, unseren Mitmenschen zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich um unser aller Sein oder Nichtsein handelt, daß die Atomkraft nicht in den Dienst der Vernichtung gestellt werden darf, sondern für das Glück aller entwickelt werden muß.

Steigende Kriegsmaterialienausfuhr ~ auch nach Deutschland

Das Jahr 1952 wies einen schweizerischen Kriegsmaterialienexport auf, der bis anhin in «Friedenszeiten» noch nie erreicht worden ist. Er belief sich auf 128 Millionen Franken. Beinahe für 37 Millionen Franken dieses Materials ging an kriegführende Staaten, wie die USA, Frankreich und Großbritannien, während es für beinahe 74 Millionen Franken Staaten zugute kam, die krieggefährdet sind, wie etwa Ägypten, Israel, Pakistan und Indien. Zugleich besteht eine vom Bundesrat ausgegangene und letzthin von der «NZZ» wieder bestätigte Regel, daß «jeder Export nach Ländern, die im Kriege stehen oder deren Lage befürchten läßt, daß

sie in Konflikte verwickelt werden, verweigert wird», welche die «grundsätzlich verbotene» Ausfuhr ordnen soll.

Die Kriegsmaterialienexporte des «Friedensjahres» 1953 nehmen es nun aber mit unseren Ausfuhren während des Zweiten Weltkrieges auf. Der gesamte Exportbetrag von 191 061 787 Franken wird allein durch das Jahr 1941 überboten, welches einen Export für 2005 Millionen Franken aufwies. Seit überhaupt ein schweizerischer Kriegsmaterialienexport besteht, wesentlich seit dem Ersten Weltkrieg, ist die Munitionsausfuhr auf den Höchstbetrag von 149 711 531 Franken gestiegen und überbietet den bis dahin im Jahre 1941 erreichten höchsten Ausfuhrwert mit 30,5 Millionen Franken.

Auch während des letzten Jahres rissen die Ausfuhren nach kriegführenden oder von Konflikten bedrohten Staaten nicht ab. Ganz im Gegenteil, sie verstärkten sich, wie dies die nachstehenden Zahlen ausweisen. Es wurde an Kriegsmaterial ausgeführt nach

USA	für	103 640 211	Franken
Großbritannien		253 604	
Frankreich		6 835 541	
Ägypten		26 327 332	
Syrien		1 648 009	
Israel		2 409 602	
Pakistan		4 740 784	
Indien		3 763 333	

Durch diese Zahlen sind aber «stille Exportwerte», schweizerische Lizenzen zur Herstellung von Kriegsmaterial in Pakistan, Indien usw., nicht erfaßt. An diese soll bei einer solchen Übersicht ebenfalls gedacht werden.

Die letzthin in der schweizerischen Presse viel zu zahm kritisierte Ausfuhrerlaubnis nach Deutschland im Betrage von 2,9 Millionen Franken ist nicht die erste schweizerische Kriegsmateriallieferung in unser Nachbarland. Während des letzten Jahres wurden dorthin Materialien für 928 142 Franken exportiert.

Der Bundesrat, und mit ihm das ganze Schweizervolk, welches dieses neutralitätswidrige indirekte Miteingeschaltetsein in fremde kriegerische Handlungen protestlos duldet, erniedrigt durch eine solche Handlungsweise das landläufige Herausstreichen der «friedliebenden Schweiz» zu einem bloßen Schein.

Zugleich beweisen die steigenden Exportzahlen nach Deutschland eine bodenlose politische Kurzsichtigkeit. Oder sollten diese etwa gar eine versteckte Sympathieerklärung darstellen? Dies nach all dem, was wir und die übrige Welt von Deutschland erfahren haben; nachdem jedermann die offiziell gesteuerte Renaissance des deutschen Nationalismus und Militarismus miterlebt; nachdem wieder in Deutschland 1953 über 340 Organisationen des «Verbandes deutscher Soldaten» gezählt werden und mindestens 460 «Traditionsverbände» von Angehörigen ehemaliger

Divisionen und Regimenter festgestellt werden können, unter denen auch die Naziverbände nicht fehlen, und die «Gesellschaft für Wehrkunde», die in engster Verbindung mit der Dienststelle Blank steht, in 110 Städten der Bundesrepublik ihre Sektionen besitzt, welche ehemalige Generäle Hitlers und Vertreter aus der deutschen Wirtschaft, Wissenschaft und Technik umfaßt, wie uns verdienstlicherweise das «Volksrecht» (Nr. 55, 1954) berichtet hat! Hat die Schweiz ein Interesse daran, ihren möglichen Zerstörer wieder militärisch aufzupäppeln, entgegen einem großen Teil der Bevölkerung, die noch schwer unter den Kriegsfolgen zu tragen hat? Will die Schweiz mithelfen, die Spannung zwischen Ost und West, die in bezug auf die Wiederaufrüstung Deutschlands, und was damit verbunden ist, die Welt in Atem hält, zu verewigen? Wollen die Schweiz und ihre Bevölkerung nicht in ganz unheilvolle Zusammenhänge mit hineinverwickelt werden, dann ist so rasch als irgend möglich das «grundsätzliche Verbot» der Kriegsmaterialienausfuhr durch ein tatsächliches Verbot derselben zu ersetzen. Das wäre eine patriotische Tat, die diesen Namen verdienen würde.

Willi Kobe

Für eine Rüstungspause in der Schweiz

Kann ein einzelner Bürger in der Schweiz eine Volksinitiative zustandebringen? Herr Samuel Chevallier, der bekannte Mitarbeiter von Radio Lausanne und der satirisch-politischen Wochenzeitung «Bon Jour», unternimmt das Wagnis, und wir sollten ihn dabei nach Kräften unterstützen — alle nämlich, die einen Abbau der ungeheuerlichen Kriegsrüstungen der Eidgenossenschaft wünschen. Das Volksbegehren erstrebt — ein origineller Gedanke* — eine *einjährige Rüstungspause*. Für das Jahr 1955 oder spätestens 1956 sollen die Militärausgaben auf die Hälfte herabgesetzt werden; das würde Gelegenheit geben, die ganze Frage unserer Landesverteidigung neu zu prüfen und ihre Lösung im Lichte der wirklichen Möglichkeiten und Pflichten der Schweiz zu versuchen. Inzwischen wären die so ersparten Summen zur Hälfte für Kinderhilfswerke und den Volkswohnungsbau in unserem Lande zu verwenden, zur anderen Hälfte für den Wiederaufbau kriegsverwüsteter Gegenden in unseren Nachbarländern.

Die Initiative hat im Welschland eingeschlagen. Hunderte von freiwilligen Helfern sind bereits mit den Unterschriftenbogen unterwegs. Die deutschsprechende Schweiz darf da nicht zurückstehen. Verlangt sofort deutsch redigierte Bogen bei Herrn S. Chevallier, 17 bis, avenue Secrétan, in Lausanne! Bis zu den Sommerferien müssen die 50 000 Unterschriften beieinander sein, die es braucht, damit das Volksbegehren dem Volk und den Ständen zur Abstimmung vorgelegt werden kann.

* Es sei in diesem Zusammenhang an den Aufsatz von A. Jacobus «Das Weltfriedensjahr» im Aprilheft 1953 der «Neuen Wege» erinnert. D. R.

Die Auswirkungen des Kalten Krieges auf unsere Kinder

Durch vorstehenden Untertitel hat *Albert E. Kahn* den Inhalt seines 1953 erschienenen Buches «The game of Death» (Das Todesspiel), Verlag Cameron & Kahn, New York, kurz gekennzeichnet. Dieses beschreibt den tiefgreifenden Einfluß, welchen der Kalte Krieg als ein bald zehnjähriger Nervenkrieg und Unsummen verschlingendes ideologisches, politisch-militaristisches Unternehmen auf das gesamte Leben der Kinderwelt der Vereinigten Staaten von Amerika ausübt.

Es liegt auf der Hand, daß Aufrüstung zum Heißen Krieg und Kalte-Krieg-Führung wie ein Bumerang die eigene Nation zuerst treffen und verheeren werden. Wer sind die jeweilen Getroffenen? Nicht die kleine Zahl der reichen Kriegsgewinnler und die verschiedenen Lieferanten von geistigen und metallenen Schießwaffen. Getroffen und verelendet wird der schwächste Teil einer Nation, die breite Volksmasse, auch wenn sich ihr Elend zeitweilig unter einseitiger Vielbeschäftigung versteckt, und besonders die Kinderwelt. Auch für das reiche Amerika ist das Gesetz, das überall sonst gilt, nicht überholt, daß zwischen Kanonen und Butterbrot zu wählen ist.

Kahn kommt das Verdienst zu, in einer umfassenden und reich dokumentierten Studie die verderblichen Auswirkungen des Kalten Krieges auf die Kinder der USA dargestellt und erwiesen zu haben. Was für das reiche Amerika zutrifft, gilt entsprechenderweise auch für die übrigen Staaten und läßt verstehen, daß je ärmer ein Staat ist, um so niedriger während des Kalten-Kriegs-Zustandes sein Stand der sozialen Wohlfahrt sein muß. Aus diesen Zusammenhängen heraus sind deshalb auch die Zustände zu verstehen, die beispielsweise in Frankreich, Italien oder Rußland, aber auch anderswo, aus dem vorliegenden Elend erwachsen.

Diese grundsätzlichen Erwägungen verlassend, wollen wir uns nun durch Kahn in die speziellen Nöte der amerikanischen Kinderwelt einweihen lassen, die ihr besonders seit 1949 zu erleiden auferlegt wurden.

1950/51 wurde in den Schulen der USA mit Luftschutzdrillübungen begonnen, welche in «regelmäßigen Abständen solange durchgeführt werden sollen, bis die Kinder automatisch auf Angriffe ohne Warnung und solche mit Vorwarnung reagieren». Kennmarken wurden den Kindern ausgeteilt, die sie zu tragen haben. Die Wirkungen der Atom- und Wasserstoffbomben wurden ihnen in Wort und Bild vorgeführt. Was war die Folge solcher Übungen? Nicht nur die Kinder wurden in einen Zustand andauernder Angst hineingetrieben, unter welchem besonders die feiner organisierten seelisch und körperlich zu leiden haben, sondern auch viele Eltern wurden zutiefst über das Schicksal ihrer Kinder beunruhigt. Ein wohlvorbereiteter Nährboden für weitere Beeinflussung zur Kriegswilligkeit wurde durch diese Beunruhigung geschaffen. Die

Eltern stehen jetzt vor der Frage, «ob das Glück und Wohlergehen ihrer Kinder eingetauscht werden soll mit einem Teil des Preises, der für das Blühen des Kalten Krieges bezahlt werden muß»?

Am 25. Februar 1952 wurde in einem New Yorker Schulhaus einige Minuten vor elf Uhr Glockenalarm gegeben. Lehrer und Schüler eilten auf die Straße. Kein Bombenangriff war erfolgt. Auch kein Feuer war ausgebrochen. Allein, ein Lehrer hatte entdeckt, daß ein Pfeiler des Schulhauses am Bersten war. Schüler und Lehrer hatten ihr Leben vor dem Hauseinsturz zu retten. Wie diese Schüler, so stehen Hunderttausende von Kindern in den USA tagtäglich, über das ganze Land hin, während ihrer Schulzeit in Lebensgefahr ob dem oft unglaublichen Zustande ihrer Schulhäuser. Diese sind eine ständige Gefahr für die Gesundheit und das Leben der Kinder.

Im Sommer 1949 erschien ein Büchlein von 54 Seiten unter dem Titel «Amerikanische Erziehung und internationale Spannungen», herausgegeben von der National Education Association, der auf dem Erziehungsgebiet größten und einflußreichsten Vereinigung des Landes. In diesem wurde der Standpunkt vertreten, «daß die Zeit nun gekommen sei, um von Grund auf die überkommene Anschauung zu revidieren, daß die Schulen der Nation als ein Werkzeug der objektiven Unterrichtung und der freien Forschung zu dienen hätten. Sie seien jetzt in Anstalten zur politischen Erziehung und in Werkzeuge zum Hervorbringen kritikloser Aufnahme der offiziellen Politik der USA-Regierung umzugestalten». Eines der Kommissionsmitglieder, welches diesen Vorschlag ausarbeitete, hieß Dwight D. Eisenhower, damals Präsident der Columbia-Universität, drei Jahre später der Präsident der USA! Die Folgen dieses Vorschlages waren, daß «die amerikanischen Schulen schon recht weit gekommen sind in der Richtung, daß sie Anstalten zur Unterrichtung der Schüler mit den Schlagwörtern des Kalten Krieges geworden sind» . . . «Ein sturer Nationalismus, hurrapatriotische Verherrlichung des ‚american way of life' und eine unbesehene Hinnahme der Innen- und Außenpolitik der Regierung ist zum Gemeinplatz in den Schulräumen des Landes geworden.» Wehe dem Kinde, das seine kindliche Unbekümmertheit noch nicht verloren hat und seine eigene Meinung zum Ausdruck bringt! Die Verachtung durch den Lehrer oder seine Kameraden ist ihm gewiß. Welche Mentalität bei den Kindern durch eine solche Kaltkriegerziehung erzeugt wird, belegt nachstehendes Bild: Es war zur Zeit, als 1953 bei Las Vegas (Nevada) Atombombenexplosionen erzeugt wurden und lebensgroße Puppen in zwei Häusern des Übungsgeländes aufgestellt waren, um an ihnen die Wirkung der Explosionen feststellen zu können. Ein Vater erzählt: «Meinem neunjährigen Mädchen gegenüber wurde von seinen Spielkameraden, einem siebenjährigen Knaben und seiner zehnjährigen Schwester, geäußert: Es erscheine ihnen lächerlich, daß man zu dieser Übung Puppen verwendet habe. Die Rosenbergs müßten sowieso sterben. Warum hat die Regierung nicht gerade sie zum

Übungsgegenstand genommen? Meine Tochter wünschte meine Meinung zu diesem Vorschlag zu hören.» In diesem Zusammenhang gehört auch die Tatsache, daß die Schülerbibliotheken gereinigt werden von Büchern, die für den Frieden oder die Kultur einstehen, wie solche von Mark Twain, G. B. Shaw, J. B. S. Haldane und Bertrand Russell.

Wie überall hat der bewaffnete militärische Unterricht in den Schulen und Colleges der USA seit 1949 lawinenartig zugenommen, um gute Soldaten, «Killers», zu erziehen. «Erziehe deinen Sohn zum Soldaten!» ist zur geläufigen Erziehungsparole geworden.

Dem selben Zweck haben die Detektivgeschichten und «comic books» zu dienen, die sich wie ein Niagarafall über die Jugend ergießen. Über eine Billion Exemplare der letzteren werden während eines Jahres umgesetzt. Sie erfüllen die Voraussetzungen des Kalten Krieges, indem sie Millionen über Millionen von amerikanischen Jugendlichen an eine Weltanschauung der Gewalttätigkeit, Barbarei und des Mordes gewöhnen. Die Analyse von 92 «comic books» ergab 1951 folgenden Inhalt: 216 Kapitalverbrechen, 86 sadistische Handlungen, 309 kleine Verbrechen, 287 unsoziale Handlungen, 186 gemeine Handlungen, 522 Roheiten und alle Einzelheiten von 14 Mordtaten. Was diese Schriften und Bücher noch nicht verdorben haben, vollenden Radio, Kino und das Fernsehen. Muß man sich angesichts solcher Zustände darüber wundern, daß die Jugendkriminalität in erschreckendem Zunehmen begriffen ist und die Jugendlichen in stets breitere Schichten hinein vom Gebrauch narkotischer Gifte, wie etwa von Marijuana, Heroin, Opium und Kokain verseucht sind? «Da eine stets wachsende Zahl von jungen Amerikanern in Uniform an der koreanischen Front töten und getötet werden», schreibt der Verfasser 1953, «wächst unter den amerikanischen Kindern das Töten zu einer gewohnten Erscheinung an der Heimatfront heran.» Im Dezember 1951 hat in Long Beach (Kalifornien) ein sechzehnjähriges Mädchen ein sechsjähriges Mädchen erdrosselt, welches es in der Abwesenheit seiner Eltern hütete. Vor der Tat hatte es ein «Mysteryprogramm» des Fernsehapparates genossen und gestand, daß es «eine Vision — einen Nachtschreck» erlitten und unter dieser Einwirkung das Kind getötet habe. Im Januar 1952 erschoß in Mount Clemens (Michigan) ein fünfzehnjähriger Sohn seinen Vater. Der Knabe hatte ein Fernsehmordspiel aufgedreht, welches ihm sein Vater mit den Worten abstellte: «Kinder sollten solche Bilder sich nicht ansehen!» Darauf holte der Knabe ein Gewehr und erschoß seinen Vater durch den Rücken. «Noch nie waren solche jugendliche Verbrechen so weit verbreitet und die Untaten jugendlicher Verbrecherbanden so verwegen und gewalttätig gewesen.»

Unter der in den USA herrschenden Kommunistenhetze haben besonders wieder die Kinder zu leiden. Sie haben zu leiden unter der öffentlichen oder gerichtlichen, wahren oder verleumderischen Anschuldigung ihrer Eltern, daß sie Kommunisten seien. Sie sind deswegen der

Mißhandlung in der Schule durch ihre Lehrer oder Mitschüler ausgesetzt. Frauen und Kinder werden ununterbrochen von der Bundespolizei bewacht und durch sie in allen Lebensäußerungen behindert. Kinder werden ihren des Kommunismus verdächtigten Eltern vermittelst staatlicher Gewalt entrissen oder den Eltern ihre Elternrechte über ihre Kinder abgesprochen.

Daß die Negerkinder viel schlechteren Schul- und Unterrichtsverhältnissen unterworfen sind, hat sich überall herumgesprochen. Der Kalte Krieg schmälert naturgemäß die Mittel, die solche unwürdige Zustände gegenüber Neger- und Indianerkindern beheben könnten. Die Tuberkulosesterblichkeit ist bei Negerkindern neunmal so häufig als wie bei den Weißen und 1951 unter den Negermüttern dreimal so groß als wie unter den Weißen. Zweimal so groß ist die Kindersterblichkeit unter den Negern, verglichen mit den Weißen, und die Lebenserwartung eines Negerkindes ist beinahe um zehn Jahre geringer als die eines weißen Kindes.

Seit 1950 haben die USA auf Grund der Kriegsmaterialproduktion eine Wirtschaftsblüte ohnegleichen erlebt, besonders nachdem der Krieg in Korea ausgebrochen war. Der Strom des neuerwachsenden Reichtums befruchtete aber keineswegs das Kinderleben des Landes. 1950 sind 800 000 Kinder mehr in die schon überbelegten Schulräume hineingequetscht worden. Etwa 1,9 Millionen Kinder zwischen sechs und siebzehn Jahren besuchten keine Schule, manche auch deshalb, weil es für sie überhaupt keine Schule gab. Viele andere waren in der Schulung behindert, weil zu wenig Lehrer und Schulhäuser und entsprechende Einrichtungen zur Verfügung standen. 37 Staaten haben ihre Unterstützung invalider Kinder gekürzt, und 23 Staaten hatten ihre Mütter- und Kinderfürsorge zu beschneiden.

Während des Kalten Krieges hat sich die Lebenshaltung des amerikanischen Volkes andauernd verschlechtert. Hat die Labor Research Association 1950 festgestellt, daß der amerikanische Lohnarbeiter ein jährliches Einkommen von 4276 Dollar ausweisen muß, soll er gesund und anständig mit seiner Familie leben können, so ergibt die Feststellung des Census Bureau, daß mehr als 30 Millionen amerikanische Kinder, das heißt beinahe drei Viertel aller Kinder, in Familien leben müssen, deren Einkommen unter dieser Summe liegt.

9 781 000 Kinder leben in Familien mit einem Jahreseinkommen von 3000 bis 4000 Dollar.

9 405 000 Kinder leben in Familien mit einem Jahreseinkommen von 2000 bis 3000 Dollar.

11 000 000 Kinder leben in Familien mit einem Jahreseinkommen von unter 2000 Dollar, und von diesen leben

4 500 000 in Familien mit einem Jahreseinkommen von weniger als 1000 Dollar.

Diesen Einkommen entsprechen auch die Wohnungsverhältnisse. In weiten Volksschichten gehört die Kinderarbeit, auch schon der Kleinsten, zur Tagesordnung. Manche Kinder unterliegen dem Hunger.

Angesichts der aufgewiesenen Notstände, die die amerikanische Nation zerfressen, erwartet man auf Grund der Wirtschaftsblüte einen energischen Einsatz der notwendigen finanziellen Hilfsmittel von der Regierung her. Tatsächlich hatte Präsident Truman für das Finanzjahr 1953 ein für Friedenszeiten noch nie erreichtes Budget mit 85 Billionen Dollar Ausgaben eingebracht. Er bezeichnete dieses als «das Programm, welches er empfehle, um den Frieden zu fördern und die Sicherheit zu schützen». Welche Sorte von Frieden und Sicherheit der Präsident meinte, wird dadurch ausgewiesen, daß «76 Prozent dieses Budgets für Ausgaben an die Kosten des Militärdienstes, der Kriegsmaterialproduktion, der atomischen Kriegspläne und der militärischen Überseehilfe bestimmt waren». «Knapp 5 Prozent davon waren für die soziale Sicherheit vorgesehen, das heißt für die öffentliche Gesundheit und Wohlfahrt, den Wohnungsbau und die Erziehung. Von diesen 5 Prozent war nur ein kleiner Teil besonders für den Dienst an den Kindern und ihre Wohlfahrt ausgesondert.» Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß die Leiterin des Children's Bureau in Washington D. C. 1951 erklärte: «Babies sterben an manchen Orten unnötigerweise, besonders im Südwesten und Südosten. Sie sterben nicht nur deshalb, weil es an Ärzten, Spitälern und am Gesundheitsdienst fehlt. Sondern sie sterben, weil die Einkommen zu niedrig sind, um gesunde Nahrung und andere Dinge, welche die Familie nötig hat, zu kaufen, oder weil die sanitarischen Verhältnisse unmöglich sind.»

Der Kalte Krieg frißt die Kinder der USA. Wir fragen: nur die der USA? Wir können es angesichts dieser geschilderten Tatsachen, die wir nur beispielsweise aus dem reich dokumentierten Werke heranziehen konnten, verstehen, daß Prof. Henry J. Cadbury von der Harvard-Universität, welcher der Vorsitzende des American Friends Service Com. ist, dieses Buch seinen Landsleuten als einen Appell an ihr Gewissen empfiehlt. Er hofft, daß es die Amerikaner dazu bringe, einem gesunderen privaten Leben und einem lebendigeren öffentlichen Verantwortungsbewußtsein nachzustreben.

Dieses Buch läßt seinen geneigten Leser handgreiflich erkennen, wie das durch die offizielle Propaganda suggestiv erzielte Festlegen des öffentlichen Interesses auf militärische und politische Sicherung vor einem an die Wand gemalten dritten Weltkrieg wesentlich den Zweck verfolgt, vom tatkräftigen, verantwortungsbewußten Überwinden der inneren Nöte abzulenken. Dieses Vertuschungsmanöver des bösen Gewissens geistert nicht nur in den USA herum, sondern wird von den regierenden Schichten um den ganzen Erdball herum angewendet.

Wie wollen vom Kalten Krieg ausgehöhlte, gesunder Jugendkraft durch eigene Schuld beraubte Nationen einen weiteren Krieg siegreich

überstehen? Blindheit gegenüber der sittlich-sozialen Verantwortung in bezug auf die eigenen Staatsbürger wie auch gegenüber fremden Völkern und ihrer Not und entsprechendes fehlgerichtetes politisches Handeln, das sich in militärischen Drohungen erschöpft, ruft geradezu einem Kriege. Die Fehlleitung der finanziellen Kräfte zur Stärkung der militärischen Aufrüstung zerstört die seelische, geistige und körperliche Gesundheit der Völker und läßt statt der gewünschten Sicherheit eine abgrundtiefe Angst vor dem kommenden Tag zurück, die sich in Mißtrauen des einen Staates gegenüber dem anderen verderbenplanenden Ausdruck verschafft. Der Heiße Krieg muß folgerichtig dem Kalten folgen, wenn nicht die Aussicht auf seine fürchterlichen Wirkungen schließlich die Menschheit aus reinem Selbsterhaltungstrieb zur Hinwendung auf den Weg wirklichen Friedenschaffens treibt. Der Friede ist und bleibt die Frucht der Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit, die dem Willen Gottes gerecht werden will und zugleich derselben, die dem Nächsten und seiner Menschenwürde gerecht werden will.

Kahns Buch ist ein Wegweiser zu diesem Weg der Gerechtigkeit. Möchten doch entsprechende Studien in vielen anderen Staaten erscheinen, damit der Kalte Krieg sich entlarven muß als ein tatsächliches Kriegführen in «Friedenszeiten», das nur zerstören kann, nur zu verderben vermag und auf alle Fälle keinen Frieden schafft. *Willi Kobe*

Zu Pfingsten

Der Heilige Geist kommt nur dahin, wo man Sehnsucht hat nach der Förderung und Vollendung des Reiches Gottes. Der Heilige Geist soll nur dazu gegeben werden, daß durch ihn und seine Kräfte die Kreatur soll zu Gott zurückgeführt werden. Es gab in Israel viele fromme und gottesfürchtige Leute; weil sie aber nicht auf den Trost Israels warteten, haben sie auch wohl nichts vom Heiligen Geist in sich empfunden, sondern waren eben Buchstabengelehrte, Schriftgelehrte, Theologen. So hatte denn auch ihre Frömmigkeit und Gottesfurcht keine Kraft; es war ihre Sache mehr ein Wissen um göttliche Dinge als inneres wirkliches Leben in diesen. Deswegen hatte auch die ganze Frömmigkeit der Pharisäer so wenig Ansprechendes, weil sie die Hauptsache auf der Seite ließen, das Kommen des Menschensohnes, der die Welt erlösen sollte. Es wäre etwas ganz anderes gewesen mit den Frommen des Landes, wenn sie die Sehnsucht nach dem Heiland behalten hätten. Sie wären nicht so hölzern gewesen dem Heiland gegenüber, als er kam, nicht so trocken und widerwärtig und neidisch und giftig, wenn sie selbst auch eine Sehnsucht nach dem Heiland gehabt hätten. Ein Simeon aber, dem es ein rechter Ernst war, daß doch möchte das Verheißene kommen, der

wird mit dem Heiligen Geist erfüllt (Luk. 2, 25), der bekommt gleichsam zum voraus als ein Kämpfer, als ein Getreuer des Herrn, die Gabe des Heiligen Geistes, wenigstens soweit sie ihm, ehe der Herr sein Opfer vollbracht, gegeben werden konnte.

Johann Christoph Blumhardt (Vater)

Weltgroß ist der Heilige Geist noch nicht geworden, und doch muß er weltgroß werden. Die ganze Menschheit muß berührt werden, geschüttelt werden vom Geist der Wahrheit, damit Jesus Christus kommen kann. Was wir brauchen, ist der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit, durch Mark und Bein gehend. Diese letzte Erweisung des Heiligen Geistes muß vorausgehen der Zukunft Jesu Christi. Der Heilige Geist kommt und wird auch noch die Weltgeschichte regieren. Die Zukunft Jesu Christi muß einen Vorgänger haben, das ist der Heilige Geist, in Feuer und Schwert, in allem Ernst, nicht schmeichelnd, nicht immer wohltuend, sondern streng in unsere Herzen hineinleuchtend. Es ist ja Heiliger Geist gekommen in unsere Christenheit. Aber das Große, Durchschlagende, die Welt Schüttelnde ist noch nicht gekommen. Die Welt, o Gott, deine Welt, die Menschheit, ja deine Menschheit, muß berührt werden von dem Geist, der vom Himmel kommt, der von dem Seinigen nimmt, damit alle es verstehen, was Jesus Christus ist. Der Heilige Geist ist wie eine neue göttliche Offenbarung, die auf Erden erscheint und die nun von dem, was der Herr Jesus im Himmel ist, nehmen und es der Welt verkündigen darf. Das ist das größte Bedürfnis auf Erden, und darum rufen wir: Herr Gott, Vater im Himmel, der du Jesus Christus ins Fleisch gesendet hast, *sende nun auch deinen Geist in dieses Fleisch*, damit er Jesus Christus verklären kann und das Erdenleben ein neues wird zum Preis deines Namens. *Christoph Blumhardt* (Sohn)

An Emil Fuchs

Ein Gruß zum 80. Geburtstag am 13. Mai 1954

Lieber Freund und Kampfgenosse!

Am liebsten würden wir Dir ja alle heute persönlich die Hand reichen und der Liebe und Verehrung Ausdruck geben, die wir für Dich empfinden. Weil das unmöglich ist — Du weilst ja an diesem Tage in Moskau —, wollen wir Dich wenigstens aus der Ferne herzlich grüßen. Wer es nicht weiß, wird schwerlich erraten, wie alt Du nun bist. Dir ist die Gnade zuteil geworden, mit Deinen 80 Jahren noch ebenso aktiv in Arbeit und Kampf zu stehen wie vor 30, vor 50 Jahren. Wir haben es erst kürzlich wieder aus Deinem eigenen Munde gehört, als Du beim Ferienkurs auf dem Flumserberg von den Aufgaben erzähltest, die Dir

in Leipzig gestellt sind. Du warst der älteste aller Teilnehmer und hattest die weiteste Reise hinter Dir, aber Dein großes Referat war so lebendig und inhaltsreich wie nur je. Noch nie haben wir Dich müde oder verzagt gesehen, weder unter persönlichem Leid noch unter den schmerzlichsten Niederlagen der Sache, um die es Dir immer gegangen ist: Die Konsequenzen des Evangeliums für die Wirklichkeitsgestaltung in den großen politischen Entscheidungen der Gegenwart zu zeigen und zu ziehen. Der Glaube an Jesus Christus hat Dir das Geheimnis des Reiches Gottes aufgeschlossen, das Studium von Karl Marx hat Dir den klaren Blick für die gesellschaftliche Realität geschenkt, die Entschlossenheit, den Willen Gottes auch im politischen Geschehen durchzusetzen, hat Dich zum religiösen Sozialisten und Pazifisten gemacht; und von dem damit vorgezeichneten Wege bist Du nicht gewichen, weder zur Rechten noch zur Linken, trotz aller Widerstände und Anfeindungen, die Dir in jeder Phase Deines Lebens begegneten.

Wie es für einen religiösen Sozialisten fast selbstverständlich ist, mußtest Du an zwei Fronten den Kampf führen: Den leichteren gegen den für ihre Sache so schädlichen, wenn auch historisch verständlichen Irrtum vieler Marxisten, die jede Art von Gottesglauben für unvereinbar mit ihren revolutionären Zielsetzungen hielten und sich ihrer angeblich allein wissenschaftlichen Weltanschauung rühmten, in der kein Platz für religiöse Motive und Quietive sei. Die Ablehnung, die von dieser Seite kommt, muß jeder Christ und mußtest auch Du als die Vergeltung der Schuld ansehen, die die Kirche vor unseren Tagen auf sich lud, als sie die berechtigten Forderungen des Proletariats überhörte und als Sünde geißelte. Für Dich war das nur ein Grund mehr, in der Nachfolge Jesu zu den Armen, Mühseligen und Beladenen zu gehen und Dich für ihre Befreiung einzusetzen, auch wenn sie selbst gar nichts von Gott wissen wollten und bittere Worte gegen die Religion und gegen die Pfaffen schleuderten.

Daß man als Sozialist mit dem Widerstand bürgerlicher Politiker und als Pazifist mit dem aller Militaristen rechnen muß, kann niemanden befremden. Die Kirche aber hätte einem Geistlichen, der den Zugang zu den Herzen der Proletarier suchte und fand, jede nur denkbare Unterstützung angedeihen lassen müssen. Daß das Gegenteil geschah, daß Du ohne die Billigung der kirchlichen Wortführer, ja oft gegen ihr deutliches Mißfallen Deinen Weg gehen mußtest, war die eigentliche Tragik Deines Lebens und der kirchlichen Situation überhaupt. Dein unermüdliches Reden und Schreiben, Predigen und Kämpfen ist aber auch hier nicht vergeblich gewesen und hat an seinem Teile mit dazu geholfen, daß die Solidarität mit allen reaktionären Kräften, die früher bewußt und noch mehr unbewußt das kirchliche Leben bestimmte, heute mindestens erheblich erschüttert und aufgelockert ist.

Dieser Kampf an der kirchlichen Front fing an, als der junge Pfarrer Fuchs in Rüsselsheim freundliche Warnungen des Superintendenten

hören mußte, er errege Ärgernis in seiner Gemeinde, wenn er sich so oft mit den sozialdemokratischen Arbeitern der Opelschen Automobilfabriken zusammensetze, und darauf die Antwort gab: Würde die Kirchenbehörde mich in gleicher Weise warnen, wenn die Arbeiter sich beklagten, daß ich meine Abende im Schloß der Familie Opel verbringe?

Und dann kam Eisenach, der Höhepunkt Deines Kampfes in der Kirche um die Kirche. Deine Predigten, die immer die Linien vom Worte Gottes her zum Jetzt und Hier zogen, Deine Vorträge, die Dich Woche für Woche in die Städte und Dörfer Thüringens führten, Deine Veröffentlichungen in der sozialdemokratischen Tagespresse und später Deine Reden vor dem Landeskirchentag haben dem guten Landesoberpfarrer, der das alles wirklich nicht verstehen konnte, manche sorgenvolle Stunde und dem bürgerlichen Kirchenvolk manches «Ärgernis» bereitet. Damals konnte es geschehen, daß Du von einer Ortsgruppe der SPD in ein kleines Dorf gerufen wurdest, um den Arbeitern zu sagen, ob und wie sie sich an der Neuwahl ihres Kirchenvorstandes beteiligen könnten. Und dann stellten diese Arbeiter eine eigene Kandidatenliste für diese kirchliche Körperschaft auf, gewannen die Mehrheit der Sitze und brachen so das kirchliche Privileg der kleinen bürgerlichen Minderheit. Der Ortspfarrer aber bekam vom Oberpfarrer, weil er Dich, seinen Amtsbruder, aber eben den Mann, der doch nur «Unruhe in die Gemeinde» brächte, zur Nacht in sein Haus einlud, einen dienstlichen Verweis, ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, sehr bald ganz in Deine Fußstapfen zu treten.

Er blieb nicht der einzige, der Dir folgte. Während vom Pflugensberg her der Thüringer Landeskirchenrat regierte, wurde das Pfarrhaus Fuchs am Burgweg und später am Ehrensteig zum Mittelpunkt eines ganz anderen, wirklich geistlichen Lebens, der Sammelpunkt für die erste religiös-sozialistische Gemeinde in Eisenach und eines wachsenden Kreises von Pfarrern, deren Vertreter auch in den Landeskirchentag einzogen. Die Inschrift, die ein Unbekannter einmal an die Tür ihres Beratungszimmers schrieb, war gewiß ein Mißbrauch des Christuswortes, kennzeichnete aber doch treffend die Stellung dieser kleinen, aber oft im Mittelpunkt der Verhandlungen stehenden Schar: «Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht tragen.»

Die Professur an der Pädagogischen Akademie in Kiel, an die sich viele Pläne und Hoffnungen knüpften, blieb eine kurze Episode Deines Lebens, ausgefüllt hauptsächlich vom Endkampf gegen den zur Flut anschwellenden Nationalsozialismus, und beendet durch dessen Sieg im Jahre 1933, die Dir die Absetzung und allen Gruppen der religiösen Sozialisten die zwangsweise Auflösung brachte. Einen Kompromiß mit den damaligen Machthabern hast Du nicht gekannt, hast Dich gefreut, daß die Gestapo Dir den Ehrentitel eines «Staatsfeindes» verlieh und hast trotz Verfolgung und zeitweiliger Inhaftierung weitergekämpft, natürlich unterirdisch, illegal, in kleinen vertrauten Kreisen, sei es der weni-

gen sozialistischen Pfarrer, die in Berlin übriggeblieben waren, sei es der Quäker, mit denen Du damals in engste Verbindung kamst, sei es durch Auslegen biblischer Schriften und mit der Verfassung einer Selbstbiographie, die Du eigenhändig und primitiv vervielfältigen mußtest und die dann heimlich von Hand zu Hand gingen. Wer damals den Mut verlieren wollte, brauchte Dir nur zu begegnen, um wieder die Gewißheit zu erlangen: Wir sind zwar im Augenblick besiegt und ausgeschaltet, aber nicht widerlegt und nicht zu überwinden, weil wir ja nicht eigenen Oppositionsgelüsten, sondern der Wahrheit Jesu Christi dienen.

Diese Zuversicht hat auch Dich selbst durch alle Stürme und Dunkelheiten jener Jahre getragen und sich zuletzt als richtig erwiesen. Nach dem Zusammenbruch durftest Du trotz Deines damals schon hohen Alters wiederum führend an der inneren Gesundung und Neuorientierung des deutschen Volkes mitarbeiten. Niemals konnte es den Siegern von außen her gelingen, den Militärwahn durch echten Friedenswillen, die Selbstgerechtigkeit durch Bußfertigkeit und den immer noch vorhandenen Machtwillen durch Dienstbereitschaft zu ersetzen, wenn es nicht bei uns selbst Menschen gab, die die innere Bereitschaft und aus ihrem bisherigen Verhalten auch die Legitimation mitbrachten, glaubwürdig das zu vertreten, was nun auch von Deutschen gesagt werden mußte. Für Dein Bekenntnis zur Demokratie und zum Pazifismus gaben zuerst die Quäker in Frankfurt und die religiösen Sozialisten, die sich in mehreren Gruppen wieder zusammenfanden, einen brauchbaren, wenn auch begrenzten Rahmen. Für Deinen im Glauben an das Evangelium verwurzelten und darum kompromißlosen Sozialismus aber erwiesen sich beide und überhaupt die ganze westdeutsche Atmosphäre als zu eng, zu einseitig auf das amerikanische Denkschema festgelegt. Hier konnte keine Dich wirklich ausfüllende Aufgabe gefunden werden, wohl aber in der anderen Hälfte Deutschlands, wo nach dem Willen der sowjetischen Besatzungsmacht unter den schwierigsten äußeren Bedingungen der Wiederaufbau des Zerstörten nach kommunistischen Prinzipien in Angriff genommen wurde. Als Dir die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik eine Professur an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig anbot und Dir damit die Möglichkeit eröffnete, die Frucht Deines langen Lebens, Denkens und Kämpfens an eine kommende Pfarrergeneration weiterzugeben, die einer für die Kirche völlig neuen Situation gegenüberstehen würde, hast Du mit Deiner Zusage keinen Augenblick gezögert, obwohl Du wußtest, daß viel Arbeit und Kampf auf Dich wartete und daß Dein Entschluß die Trennung von einer Reihe alter Freunde bedeutete.

Wie freudig Du seit einigen Jahren an dieser neuen Stelle stehst und wirkst, haben wir von Dir selbst auf dem Flumserberg gehört, und so ist es unser Herzenswunsch für Dich zu Deinem 80. Geburtstag, daß Du noch recht viel von Deiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, von Deinem leidenschaftlichen Eintreten für wahre Freiheit und Gerechtigkeit,

von Deinem Willen zum Frieden in die Herzen Deiner Hörer möchtest säen können, nicht als menschliche Wunschträume, sondern auf dem konkreten Grunde der Welt, wie sie gegenwärtig ist, und unter dem Gebot und der Verheißung Jesu Christi: Euch ist es gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu wissen! Wir religiösen Sozialisten aber wollen uns dankbar jedes Jahres freuen, das Gott der Herr Dir noch schenkt, und über jedes Zusammensein mit Dir, das uns immer wieder stärkt und bereichert.

Arthur Rackwitz

WELTRUNDSCHAU

Das Ringen um Ostasien Während ich dies schreibe, beginnt drüben am rechten Ufer des Genfersees der zweite Abschnitt der *Ostasienkonferenz*. Der erste Abschnitt war durch drei Tatsachen gekennzeichnet: 1. das Festlaufen der Verhandlungen über einen Friedensschluß in Korea; 2. den völligen Mißerfolg des amerikanischen Versuches, durch Drohung mit einer «Kollektivaktion der freien Nationen» die Chinesen einzuschüchtern und den Vereinigten Staaten so den Weg zu einem massiven Eingreifen in Indochina freizuhalten; 3. das ebenso vollständige Scheitern des französischen Versuches, Amerika zu einer sofortigen, entscheidenden Hilfsaktion für die schwer bedrängte Kolonialarmee Frankreichs in Indochina zu veranlassen, gefolgt vom Fall der Festung Dien Bien Phu, um die acht Wochen lang zwischen den französisch-vietnamischen Verteidigern und den vietminhischen Angreifern ein grauenhaftes Gemetzel gewütet hatte. Der zweite Konferenzabschnitt wird nun den Versuch sehen, die französisch-amerikanischen Schlappen wiedergutzumachen und das Ziel der «Rettung Indochinas und Südostasiens für die freie Welt» auf anderen Wegen zu erreichen.

Was sind die Gründe, die zu dem eklatanten Mißerfolg der amerikanischen und überhaupt westmächtlichen Ostasienpolitik in Genf geführt haben? Denn es *ist* ein Mißerfolg; das läßt sich durch keine Vernebelungskünste aus der Welt schaffen, und der demokratische Senator Gillette hat kaum sehr unrecht, wenn er (am 6. Mai) in Washington feststellte:

«Der Zusammenbruch der amerikanischen Führung der freien Nationen in Genf ist eine Tatsache. Niemand kann oder wird das leugnen. Dieser Zusammenbruch hat den Vereinigten Staaten bereits viel von ihrem Einfluß in Europa gekostet, und in Asien werden wir noch stärker, wenn nicht völlig, das Gesicht verlieren.»

Die Frage ist nur, was diesen ernsten Rückschlag verursacht hat und ob die Westmächte aus ihm etwas lernen werden. So wie wir die Dinge

sehen, haben zwei Umstände zusammengewirkt, um die gegenwärtige Lage in und um Indochina herbeizuführen. Einmal der Wille der Westmächte und vor allem der Vereinigten Staaten, die schwebenden Konflikte mit den Oststaaten dadurch zu lösen, daß sie diese einfach *zur Kapitulation zwingen*. Also keine Verhandlung zwischen Gleichgestellten mit gegenseitigen Zugeständnissen, vielmehr Niederringung des Ostens durch einen auf höchste kriegerische Schlagfertigkeit gesteigerten Westen; alles vom andern fordern und selbst nichts geben; völlige Entmachtung des Weltkommunismus durch Gewaltdrohung oder Gewaltanwendung von seiten der antikommunistischen Staaten — das ist und bleibt vorerst der Leitgedanke der westeuropäisch-amerikanischen Politik und Strategie. An der Berliner Konferenz hatte diese Politik einen gewissen Erfolg, insofern nämlich, als die Westvölker mehr oder weniger geschlossen auf der Linie der geringsten Opfer festgehalten werden konnten: Lösung der deutschen Frage einseitig auf Kosten der Sowjetunion und ihrer Verbündeten und Anschluß Gesamtdeutschlands (sowie Österreichs) an das westmächtliche Militärsystem. In Genf wird es — das kann man schon heute sagen — der westlichen Diplomatie kaum gelingen, die ihrem Einfluß zugängliche Welt von der Möglichkeit eines «Siegfriedens» gegenüber dem Osten zu überzeugen, weder in bezug auf Korea noch gar auf Indochina. Denn hier — und das ist der andere Grund für die jüngsten Schlappen der Westmächte — liegt es allzu offen am Tag, daß sich die Vereinigten Staaten ebenso wie Frankreich und auch England einer *gänzlichen Verkennung der Machtverhältnisse* und vor allem der *Rechtslage* — im tieferen Sinne verstanden — schuldig machen. Die Europapolitik der Westmächte ist zwar sicher auch eine schlechte Sache, obschon die antikommunistisch verängstigten und verhetzten «freien Nationen» es erst jetzt klarer zu sehen beginnen. Aber sie kann sich wenigstens auf eine gewaltige Militärmacht stützen, wie sie in den letzten acht Jahren von den Vereinigten Staaten und ihren Verbündeten zur Durchsetzung ihrer Druck- und Drohstrategie gegenüber der Sowjetunion und den Volksrepubliken aufgebaut worden ist. In Ostasien fehlt den Westmächten eine solche Macht. Die französische Armee in Indochina zerfällt; Tschiang Kai-Scheks Formosaarmee ist für sich allein so wenig kampffähig wie Syngman Rhees südkoreanische Armee; die amerikanische Asienarmee aber, eingeschlossen die Kriegsmarine und die Luftflotte, darf ohne Mithilfe Großbritanniens und Frankreichs an einen Großkrieg gegen China überhaupt nicht denken, und die Wiederaufrüstung Japans steht erst in den Anfängen. Alles machtmäßige Auftrumpfen Amerikas wird darum in Ostasien nur als Bluff gewertet und stößt immer mehr auf die erbittertste Feindschaft *aller* asiatischen Völker, die — anders als die westeuropäischen — mit dem Kommunismusgespenst nicht mehr zu schrecken sind, vielmehr in den kommunistischen Mächten ihre natürlichen Bundesgenossen und Helfer sehen.

Die westliche Propaganda versucht zwar auch auf die Korea- und

Indochinafrage das Schema vom Kampf der freien Welt gegen den kommunistischen Imperialismus und Despotismus anzuwenden. Was Korea betrifft, braucht darüber nichts mehr gesagt zu werden; der ganze Koreakrieg wurde ja von den Vereinigten Staaten und ihren Verbündeten unter der Flagge eines Kreuzzuges für Recht und Freiheit geführt. Das war, wie wir von Anfang an klargestellt haben, eine krasse Unwahrheit. Aber der Teilerfolg dieser Unwahrheit ermutigte die Westmächte, es damit auch in Hinsicht auf *Indochina* zu probieren. Schon vor vier Jahren, im Mai 1950, behauptete der damalige Außenminister Acheson, der Vietminh stehe im Dienste des «Sowjetimperialismus». Sein Nachfolger Dulles wollte auch China als «Angreifer» brandmarken lassen (wie es bereits im Koreakrieg geschehen war) und eine neue Einheitsfront der «gesitteten Welt» gegen den ruchlosen «Angriff auf Freiheit, Frieden und Sicherheit Südostasiens» zustandebringen, den die von Peking und Moskau aus «ferngesteuerte» Vietminh-Rebellion darstelle. Präsident Eisenhower nahm seinerseits diese Losung in aller Form auf, als er die Schlacht um Dien Bien Phu als «Symbol des Willens der freien Welt zum Widerstand gegen die Aggression der Diktaturen» feierte. Und natürlich wandelt die französische Regierung das Thema vom Freiheitskampf der Fremdenlegionäre und der gedungenen Vietnamsoldaten in allen Tonarten ab, weithin unterstützt von der bürgerlichen und auch der sozialdemokratischen Presse Westeuropas. Der Großteil der Schweizerpresse und namentlich auch unser Radio sprechen gleichfalls beständig von der Regierung und den Truppen des Vietminh als «Rebellen», in dem üblichen wegwerfend-hochmütigen Sinn, den das Wort im Munde der «Ordnungsmächte» aller Länder angenommen hat — nicht bedenkend, daß die Indochinesen noch hundertmal mehr Recht zur Rebellion hatten als die Eidgenossen des 13. und 14. Jahrhunderts, die sich gegen Ausbeutung, Entrechtung und Fremdherrschaft auflehnten.

Lasse man sich aber durch all diese Phrasenmacherei und Propagandakunst nicht in der Erkenntnis beirren, daß es sich bei dem Kampf in Indochina um nichts anderes handelt als um *ein Stück der weltweiten Auseinandersetzung zwischen dem Kolonialismus und Imperialismus des Westens und der Unabhängigkeits- und Aufstiegsbewegung der farbigen Völker*, die jetzt endlich, nach jahrhundertelanger Knechtung und Zertretung, ihr ganz einfaches Menschenrecht fordern. Auch Nicholas Read-Collins, der ehemalige Leiter der britischen Abteilung in General MacArthurs Hauptquartier in Tokio, spricht es in einer kürzlich erschienenen Schrift* rückhaltlos aus: der französisch-amerikanische Krieg in Indochina hat kein anderes Ziel als «die Wiederherstellung der französischen Kolonialmonopole und der Macht der Bank von Indochina»; er ist nichts als ein «Krieg um Profit, wie man seinesgleichen seit der Aus-

* Report on the War in Indo-China. Herausgegeben von der Union für Demokratische Kontrolle, London.

plünderung Asiens während des 19. Jahrhunderts vielleicht nicht mehr erlebt hat».

Die Ausbeutung von 23 Millionen Vietnamesen, so stellt Read-Collins fest, wurde vor dem Zweiten Weltkrieg «von 42 000 französischen Kolonisten durchgeführt, deren Unternehmungen eng mit den ‚200 Familien' Frankreichs verbunden waren — den Berthelot-, Rivaux-, Wendel-, Rothschild-Interessen und so weiter». Unmittelbar nach dem Krieg besaßen 94 Prozent der Bauern nicht viel mehr als je anderthalb Jucharten Boden. Die Mittelbauern, fünf Prozent der Bevölkerung, besaßen 28 Prozent des anbaufähigen Bodens, während die Großgrundbesitzer fast einen Drittel allen Bodens in ihrer Hand hatten. Die französischen «Colons» besaßen außerdem die größten Reisfelder, Plantagen und Gummibaumwälder; rund 700 von ihnen besaßen acht Prozent des ganzen Reisbaulandes, wobei einige Besitzungen bis zu 45 000 Jucharten groß waren.

Mit dem Einzug der französischen Kolonialherren brach die alte Selbstversorgungswirtschaft der Dorfgemeinden Stück um Stück zusammen. Die Bauern kamen in Schulden und Zinsknechtschaft. Die besitzlosen Bauern hatten die Hälfte ihres Ernteertrages als Pachtzins abzuliefern. Im Jahre 1937 mußten sie fast drei Viertel ihres Jahreseinkommens für Nahrungsmittel ausgeben, in der Hauptsache für Reis, dessen Verbrauch ständig sank (im Jahre 1900 noch 132 Pfund pro Kopf, 1914 113 Pfund, 1937 nur mehr 91 Pfund). Was diese ebenso ungenügende wie einseitige Ernährung für den Gesundheitszustand des Volkes bedeutet, kann man sich unschwer vorstellen; de Castro spricht in seinem Buch über die «Geographie des Hungers» von «Brechdurchfall und teilweisem oder vollständigem Hungerödem, wie er so verbreitet ist in Gebieten, wo die Ernährung fast ausschließlich auf Reis beruht, wie in China und Indochina». Dabei entfiel nach Read-Collins auf je 38 500 Einwohner nur ein Arzt (für die Franzosen in Indochina steht ein Arzt schon auf je 250 Personen zur Verfügung). Kindermord, als Folge von Armut, ist etwas Normales. Mit der Volksbildung steht es nicht besser; für eine Bevölkerung so groß wie diejenige Spaniens gab es 1941/42 ganze vier Sekundarschulen; auf je 100 000 Einwohner kamen 25 Kinder, die die Primarschule und fünf, die die Sekundarschule besuchten. Die Arbeitslöhne waren und sind in den von Frankreich abhängigen Landesteilen jammervoll niedrig und verlieren immer noch an Kaufkraft; den Index von 1939 mit 100 Punkten angenommen, standen die Löhne 1949 auf 1680, der Reispreis aber auf 3150. Dafür wird das Opiumrauchen von «oben» her planmäßig gefördert; der Alkoholverbrauch war mindestens eine Zeitlang obligatorisch (7 Liter je Kopf und Jahr).

Kein Wunder, daß die Interessenten der französischen Kolonialwirtschaft märchenhafte Gewinne machten. Die Reisexporteure erlösten für ihre Ware viermal mehr, als sie den einheimischen Reisbauern zahlten. Im Jahre 1937 erzielten 19 französische Gummigesellschaften einen Ge-

winn von 2,47 Millionen Pfund Sterling auf einer Produktion im Wert von nur etwas über 5 Millionen Pfund. Die Gesamtlohnsumme hingegen, die sie auszahlten, belief sich auf nicht mehr als 320 000 Pfund. Die Kohlenbergwerke von Tonking warfen bei einem angelegten Kapital von 5,5 Millionen Pfund in den Jahren 1928 bis 1944 einen Gewinn von zusammen mehr als 43 Millionen Pfund ab. Der Durchschnittslohn der Bergarbeiter aber betrug ganze vier Pfund (kaum 50 Schweizer Franken) *im Jahr*. Die Bank von Indochina anderseits, die hinter der ganzen indochinesischen Kolonialwirtschaft steht, machte im Jahrzehnt 1934 bis 1944 einen Reingewinn von nicht weniger als 43,65 Millionen Pfund Sterling. Sechs ihrer Direktoren hatten im Jahre 1944 zugleich 75 Direktorenposten in 44 indochinesischen Gesellschaften inne.

Asien den Asiaten! Das waren — und sind noch heute in den französisch besetzten Gebieten Indochinas — die Zustände, gegen die das Volk von Vietnam revoltierte! Siebenmal hat es sich gegen die französische Herrschaft erhoben, bevor die Japaner kamen. Mit der japanischen Niederlage in Ostasien erlangte es dann auch seine eigene Freiheit, die von Frankreich im März 1946 feierlich anerkannt wurde. Die Umtriebe der Kolonialinteressenten, die sofort einsetzten, verhinderten indessen die Ausführung des mit Dr. Ho Chi Minh als Präsidenten der vietnamischen Republik getroffenen Abkommens, und bereits im Dezember 1946 herrschte zwischen beiden Parteien ein eigentlicher Kriegszustand, als Beginn jener «sale guerre», die Frankreich 700 bis 800 Milliarden Francs jährlich und schon bisher mehr als 30 000 Menschenleben gekostet hat. Nur das immer umfassender gestaltete Eingreifen der Vereinigten Staaten — sie haben bereits mehr als sieben Milliarden Schweizer Franken in das Unternehmen gesteckt — vermochte den Sieg der vietminhischen Befreiungsbewegung zu verhindern, und nach dem Grundsatz, daß befiehlt, wer bezahlt, sind es jetzt tatsächlich die Amerikaner, die in Indochina gebieten, anscheinend fest entschlossen, diesen Eckpfeiler ihrer ostasiatischen Machtstellung um keinen Preis zerbrechen zu lassen. Strategische wie wirtschaftliche Gründe, so betonte Präsident Eisenhower neuerdings (am 7. April), zwängen Amerika dazu, unter allen Umständen Indochina zu halten, und eine zunächst nicht genannte «hochgestellte Persönlichkeit» in Washington — sie wurde später als Vizepräsident Nixon enthüllt — fügte sogar («Neue Zürcher Zeitung», Nr. 931) hinzu, die Vereinigten Staaten müßten «mit Landtruppen in den Kampf in Indochina eingreifen, wenn Frankreich sich zurückziehen wollte». «Dieselbe Persönlichkeit», so bemerkt der Korrespondent der «NZZ» in der amerikanischen Hauptstadt, «erklärte auch, es müsse in Genf *ein Kompromiß über Indochina unbedingt verhindert werden*. Dulles' Diplomatie wirkt darauf hin, und man glaubt, daß sie erfolgreich sein werde.»

Das war — und ist noch immer — der amerikanische «Meisterplan».

Wird er sich durchführen lassen? Die bisherigen Erfahrungen sprechen nicht gerade dafür. Vor allem hat die von Staatssekretär Dulles in die internationale Auseinandersetzung geworfene Anregung, durch eine *«Kollektivaktion»* der Westländer Indochina für die «freie Welt» zu retten (so wie auch Korea «gerettet» worden sei), einen eigentlichen moralischen Aufstand gegen die Vereinigten Staaten erzeugt. Dies um so mehr, als kurz vorher die Verkündigung von Amerikas «neuer Strategie» — sofortige Vergeltungsschläge mit vernichtender Wirkung gegen einen kommunistischen «Angreifer» — und die Experimente mit der Wasserstoffbombe einer entsetzten Menschheit gezeigt hatten, wessen sie sich versehen müßte, wenn in Washington der Entschluß zur Auslösung einer solchen Aktion gefaßt würde. Vor diesem elementaren Aufruhr der Geister wich denn auch sogar Dulles zurück; das einzige, was von seinem Plan übrigblieb, war die grundsätzliche Zustimmung Großbritanniens und Frankreichs zu einem *«Verteidigungsbund» für Südostasien*, falls die Genfer Konferenz zu keinem für die Westmächte befriedigenden Ergebnis führen würde.

Aber auch in dieser gemilderten Form stieß das amerikanische Projekt in Westeuropa auf den stärksten Widerstand. Die Art und Weise, wie man in Washington rede — so schrieben beispielsweise die Londoner «Peace News (9. April) —, trage gerade dazu bei, Genf zu einem Fehlschlag zu machen. «Das ist die Sprache der Verdächtigung und des Diktates und nicht diejenige des Kompromisses — die Sprache von Leuten, die auf eine bedingungslose Kapitulation ausgehen, nicht auf Verhandlung.»

Und Aneurin Bevan, der aktivste Wortführer des linken Flügels der Labourpartei, trat zum Protest gegen die von der britischen Regierung unterstützten «Allianzpläne» demonstrativ aus der Leitung der Parlamentsfraktion aus. «Wir müssen» — so forderte er in einem Zeitungsartikel, den auch das Zürcher «Volksrecht» im vollen Umfang abdruckte (22. April) — «mit aller Entschiedenheit zum Ausdruck bringen, daß diese Haltung der Vereinigten Staaten die größte Bedrohung des Friedens darstellt, die wir gegenwärtig in der Welt erkennen können. Die Amerikaner wollen uns in eine Politik hineinziehen, die direkt zum Kriege führen muß.»

Man könnte die Zitate vervielfachen, so allgemein war das Entsetzen vor dem Abgrund, der sich da plötzlich vor den Völkern aufzutun schien. «Schien», sagen wir; denn wer sehen *wollte*, dem stand ja der Abgrund schon seit Jahr und Tag völlig greifbar vor Augen. Aber es ist dennoch ein Fortschritt, daß sich eine Sachlage, die wir und andere einem durch die Kommunistenangst verblendeten Geschlecht bisher vergeblich klarzumachen suchten, nun allmählich auch von weiteren Kreisen erkannt wird — die Tatsache nämlich, daß die wirkliche Gefahr eines neuen Weltkrieges von *Amerika* ausgeht und nicht vom «roten Imperialismus».

Womöglich noch heftiger als gegenüber dem amerikanischen Zu-

kunftsplan reagierten die Völker auf den von reiner Panikstimmung eingegebenen *Hilferuf der französischen Regierung* an die Vereinigten Staaten und Großbritannien zugunsten eines *sofortigen* militärischen Eingreifens in Indochina. Das war dann wirklich der Gipfel der Kopflosigkeit und des Abenteurertums — sofern es nicht einfach ein diplomatischer Trick war, darauf berechnet, die Unvermeidlichkeit eines französischen Rückzuges aus Indochina klarzumachen. Auf jeden Fall sagte nun sogar England ohne Zögern nein. Und in der Tat, auch ein mit sehr starken Kräften unternommenes Eingreifen der beiden angelsächsischen Mächte hätte das Schicksal des französischen Expeditionskorps nicht mehr zu wenden vermocht. Atombomben und -granaten, ja sogar die modernen Waffen herkömmlicher Art können eben in einem Dschungelkrieg, wie er in Indochina geführt wird, nicht viel ausrichten, um so weniger als die Vietminh-Armee an der Bevölkerung den stärksten Rückhalt hat, während jede ausländische Truppenmacht auf asiatischem Boden heute als Feind *aller* Einheimischen betrachtet und behandelt wird. Die *politischen* Fehlwirkungen eines britisch-amerikanischen Eingreifens in Indochina wären darum womöglich noch größer als die rein militärischen. China würde seinerseits zur offenen Intervention gezwungen; die mit ihm verbündete Sowjetunion käme vielleicht nach; Indien fiele vom britischen Staatenbund endgültig ab; in Westeuropa selbst gäbe es Massenwiderstand und Kriegssabotage, ja Revolten. Das alles war der britischen Regierung gewiß von vorneherein klar — und in Washington mußte man sich wohl oder übel damit abfinden. Ja, nicht unbedeutende Volksteile in den Vereinigten Staaten selbst rückten mehr und mehr von der ganzen Asienpolitik der Regierung Eisenhower ab, deren Katastrophennatur nur noch ganz verhärteten Gemütern verborgen sein kann. Und wenn der liberale Londoner «Economist», der sonst stramm zu Amerika hält, rund heraus feststellte, daß die heillose Verwirrung, Uneinigkeit und Ratlosigkeit in den westmächtlichen Reihen «zum größten Teil durch wildes und unverantwortliches Geschwätz in Washington fabriziert worden» sei, so drückt er damit nur eine Meinung aus, die über die ganze Welt hin sozusagen von allen denkenden Menschen geteilt wird, sofern sie auch nur einen Funken Verantwortungsgefühl haben. *«Asien den Asiaten!», «Hände weg von Indochina und Korea!»* — das wird so immer mehr zur Losung nicht allein der farbigen Völkermassen im östlichen Riesenerdteil, sondern auch derjenigen Schichten in Westeuropa und Amerika, die einzusehen beginnen, daß jeder andere Kurs früher oder später unfehlbar in einer neuen Weltkatastrophe enden muß.

„Ein radikal neues Programm"

Aber noch sind wir nicht soweit, daß sich diese Erkenntnis auch bei den *Regierungen* durchzusetzen anfinge. In *Frankreich* allerdings, da scheint man nachgerade endgültig genug von Indochina zu haben. Besonders der Fall von Dien Bien Phu hat dort offenbar eine heilsame Er-

nüchterung bewirkt. Der Pariser Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» sagt es in Nr. 1130 recht unverblümt:

«Das seit Jahren aufgestaute Mißvergnügen über den unpopulären und verlustreichen Krieg, den die meisten Leute bisher mit fatalistischer Ergebenheit hingenommen hatten, bricht plötzlich durch und macht sich mit erbitterten Anklagen Luft: ‚Man hat uns nicht die Wahrheit gesagt! Wir sind betrogen worden! Es ist Zeit zu einer Abrechnung!'»

Neue Regimenter auf die indochinesische Schlachtbank zu schicken — dazu hat man heute in Frankreich noch weniger Lust als bisher. Eher sei anzunehmen, meint der genannte Journalist, «daß Frankreich sich darauf einstellt, von den Vereinigten Staaten abgelöst zu werden, also sein Expeditionskorps bis zum letzten Mann einzuschiffen, ohne die geräumten Gebiete den kommunistischen Truppen zu überlassen und damit einen Akt der Kapitulation zu vollziehen».

Aber könnte *Amerika* den Indochinakrieg wirklich ganz in eigene Regie nehmen, ohne Unterstützung durch Frankreich, England und die anderen Staaten, auf die es für seinen Südostasienbund rechnet? Daran ist vernünftigerweise nach allem, was wir gesagt haben, kaum zu denken. Dulles, der, nach kaum einer Woche Genf, schwer enttäuscht wieder in die Heimat geflogen ist und dort auf Revanche für seinen Mißerfolg sinnt, ist freilich ganz und gar nicht der Mann, der seinen Irrtum einzusehen die Größe hätte. Er wälzt weiterhin seinen Plan einer «Einheitsfront der freien Nationen gegen den imperialistischen Kolonialismus der Kommunisten» und verhehlt auch gar nicht, daß dieser Plan (wie er sich in einer Ansprache ausdrückte) «ernste Engagements für alle Teilnehmer mit sich bringen», also zu einem *zweiten Koreakrieg*, ja zu einem Weltkrieg führen könnte. «Tatsache ist», so liest man sogar in der Genfer «Suisse», «daß Herr Dulles die Möglichkeit eines neuen Krieges vor das amerikanische Volk hingestellt hat.» Es stimmt mit dieser Deutung der amerikanischen Absichten durchaus überein, wenn der Unterstaatssekretär im Washingtoner Außenministerium, Walter S. Robertson, nach einer Feststellung Nehrus (von der übrigens in Europa unseres Wissens vorher nichts bekannt war) unlängst ganz offen erklärte, daß «Amerika Asien auf unbestimmte Zeit hinaus beherrschen muß, um das kommunistische China solange militärisch zu bedrohen, bis es innerlich zusammenbricht».

Aber noch einmal: das ist nicht mehr eine irgendwie von Vernunft geleitete Politik; es ist reiner Wahnwitz*. Das neue China wird *nicht*

* Der «New Statesman» erklärt diesen Wahnwitz teils mit der Kompaßlosigkeit des amerikanischen Regierungskurses, die gleichzeitig die Verfolgung der verschiedenartigsten Richtlinien erlaube, teils mit der Rücksicht auf die Herbstwahlen, die es den Politikern absolut verbiete, Zugeständnisse an die Kommunisten zu machen. Aber die gegenwärtige amerikanische Regierung ist eben doch nicht bloß die Gefangene ihres politischen Apparates. Die Diplomatie der USA hat nicht erst unter Eisenhower und Dulles jede vernünftige Verhandlung mit der Sowjetunion und mit China als «Appeasement», als selbstmörderische Scheinbeschwichtigung eines unerbittlichen Fein-

zusammenbrechen; es wird bleiben. Indochina wird *nicht* mit Waffengewalt für die westliche Welt und ihre Gesellschaftsformen zu «retten» sein, sondern sich gänzlich von seinen «Rettern» freimachen. Für Korea gilt das gleiche. Und dasselbe für die übrigen südostasiatischen Länder. So wie Amerika die Partie in China verloren hat, wo trotz — nein gerade wegen seines massiven Eingreifens für Tschiang Kai-Schek die kommunistisch geführte Freiheitsbewegung durchgedrungen ist, so wird es in ganz Ost- und Südostasien gehen, wenn die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten ihre bisherige Politik fortsetzen. Daran ändern alle Winkelzüge, Projekte und Manöver, die in Genf noch ausgeheckt werden mögen, nicht das mindeste. Wir wissen zwar gut, welchen Mut es für die Westmächte braucht, damit sie auf ihre Gewaltpläne verzichten, Indochina wie auch Korea freigeben, einen für die Gegenseite annehmbaren *Waffenstillstand* in Indochina abschließen* und einen Übergang ganz Südostasiens ins kommunistische Lager riskieren. Aber sie sind eben selber daran schuld, daß die soziale und nationale Freiheitsbewegung in Asien (wie anderwärts) heute im Zeichen des Kommunismus steht. Mit einer Politik, wie sie im letzten Augenblick Großbritannien, unter Labourführung, gegenüber Indien und Burma eingeschlagen hat, wie sie auch Holland schließlich in Indonesien angenommen hat, hätten sie die «Kommunisierung» Chinas, Koreas, Indochinas usw. verhindern können. Es ist darum kindisch, für den jetzigen Stand der Dinge in Indochina und Korea die «Moskauer und Pekinger Imperialisten» verantwortlich zu machen. Gänzlich widersinnig und verhängnisvoll aber wäre es, wenn die Westmächte weiterhin mit Heeresmacht dem weiteren Umsichgreifen des Kommunismus in Südostasien wehren zu können hofften. Das genaue Gegenteil würde ja eintreten: ein gewaltiges Anschwellen der kommunistischen Grundwelle in diesen Ländern und ihr Übergrei-

---

des, gebrandmarkt, sondern schon unter Truman und Acheson. Wenn sie jetzt einsehen sollte, daß dies Unsinn ist, aber gegen die öffentliche Meinung nicht mehr aufzukommen vermöchte, so trägt daran in erster Linie der reaktionäre Antikommunismus der kapitalistischen Führungsschicht die Schuld, dem sich seit 1945 die Regierungen der Vereinigten Staaten — einerlei, ob demokratisch oder republikanisch — aufs neue verschrieben haben.

* Daß die Waffenstillstandsbedingungen Bidaults, die unter anderem der Vietminh-Regierung die Räumung einer Reihe bereits von ihr beherrschter Gebiete zumuten, von dieser nicht ernsthaft in Betracht gezogen werden können, ist klar. Aber hinter Bidault steht eben die amerikanische Delegation, deren Chef, Unterstaatssekretär Bedell Smith, nach einer Meldung der United Preß vom 17. Mai erklärt hat, die Vereinigten Staaten lehnten jeden Vertrag ab, der irgendeinen Teil Indochinas der Vietminh-Regierung unterstellen würde. Die Regierung des Kaisers Bao Dai sei die einzige gesetzmäßige Regierung des Staates Vietnam, der unter keinen Umständen geteilt werden dürfe. Also: völliges Verschwinden des Vietminh, dessen siebenjähriger Freiheitskampf mit einer einfachen Kapitulation seiner Armee und seiner Regierung zu enden habe — das ist die Forderung Amerikas. Wie unter diesen Umständen ein für die Regierung Ho Chi Minh annehmbarer Waffenstillstand herbeigeführt werden soll, bleibt ein Rätsel. Und dabei schreiben fast alle unsere Zeitungen, es sei der Vietminh — die «Rebellenregierung» —, der unannehmbare Bedingungen stelle!

fen auch auf Gebiete, die bisher von ihr noch mehr oder weniger unberührt waren.

Mit anderen Worten: Der Westen hat nur dann eine Chance, in Asien (und anderswo!) den Kommunismus *als Diktatur* abzuwehren, wenn er ihn als Ausdruck der fälligen sozialen und nationalen *Revolution* anerkennt. Solange aber sein Kampf gegen kommunistisches Diktaturwesen nur ein Vorwand ist, um die revolutionäre Bewegung der unterdrückten Rassen und Klassen zu *ersticken* — und zwar im Bund mit *gegenrevolutionären* Diktaturen, an deren Gewalttätigkeit er sich herzlich wenig stößt —, solange wird er nur dazu beitragen, den Kommunismus immer weiter auszubreiten und ihn zum allein ernst zu nehmenden Träger der Revolution unserer Zeit zu machen. Wie A. J. Muste, der frühere Sekretär des amerikanischen Zweiges des Versöhnungsbundes, in den «Peace News» (7. Mai) richtig schreibt:

«Der einzig wirkliche Sieg, ein Sieg für die menschlichen Wesen auf beiden Seiten der Schlachtlinie, kann nur von einem radikal neuen Programm ausgehen ... Für die Vereinigten Staaten würde dies heißen: ... Verwendung des Geldes, des Materials, der Intelligenz, der organisatorischen Fähigkeiten, der reichen Energien des amerikanischen Volkes, die gespart werden könnten, wenn wir das veraltete, verrückte, selbstmörderische Kriegsgeschäft fahren ließen, zur Unterstützung der Volksrevolutionen ringsum in der Welt, zur Hilfe an die Volksmassen für die Hebung ihres Lebensstandards — und das heißt zur Schaffung der geistigen und materiellen Bedingungen, auf denen allein Frieden für Amerika und die Welt aufgebaut werden kann.»

Konservativer Katholizismus in den USA ...

In unserer letzten Weltrundschau haben wir begonnen, die Rolle einer bestimmten Richtung des römischen Katholizismus im geistigen und politischen Kampf der Gegenwart zu beschreiben, zunächst einmal grundsätzlich. Es wird von hier aus ohne weiteres klar, warum das offizielle Rom in diesem Kampf *auf Seiten der Westmächte*, besonders der *Vereinigten Staaten*, Stellung bezogen hat. Seine ganze sozialkonservative, ja gegenrevolutionäre Orientierung drängt es ebenso stark auf diese Seite wie seine materiellen Interessen. Die herrschende Klasse Amerikas kann sich keinen zuverlässigeren Bundesgenossen im ideologischen Krieg gegen den Kommunismus wünschen. «Pius des Elften Enzyklika von 1937 über den ‚atheistischen Kommunismus'», so schreibt Paul Blanshard in seinem Buch «American Freedom and Catholic Power» («Amerikanische Freiheit und Katholische Macht»),

«ist das Gesetz und die Propheten für die politische Haltung der Kirche, und die amerikanische Geistlichkeit hat den Antikommunismus seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zum Zentralgegenstand ihres Wirkens gemacht ... ‚Der Kommunismus', sagte Pius XI., ‚ist im innersten Kern falsch, und niemand, der die christliche Kultur retten möchte, darf mit ihm in irgendeinem Unternehmen zusammenarbeiten.' In der katholischen Propaganda Amerikas ist der russische Kommunismus buchstäblich und bildlich ein Teufel. Für die Priester ist es ein Glücksfall, daß ihre Furcht mit der amerikanischen Nationalfurcht zusammentrifft.»

Und die Regierenden in Amerika ziehen natürlich aus dieser Gemeinsamkeit der Gefühle und Interessen den größtmöglichen Nutzen. Ist für Rom die amerikanische Weltmacht heute «das Schwert der Kirche», so für Washington der konservative Katholizismus die geistige Hilfstruppe par excellence im Kampf gegen die Revolution. «Den Zusammenschluß der moralischen Ordnungskräfte in der Welt zu verwirklichen», das erklärte Präsident Truman als eines seiner höchsten Ziele in der Botschaft, die sein Sondergesandter Myron Taylor — einer der höchstgestellten amerikanischen Stahlmagnaten — am 26. August 1947 Papst Pius dem XII. überreichte. Und er fuhr fort:

«Ich halte dafür, daß die größte Notwendigkeit der heutigen Welt die Wiedergeburt des Glaubens ist... Vermittelst des Glaubens dringen die Absichten Gottes in die Herzen und Handlungen des Menschen ein.»

Der Papst antwortete seinerseits umgehend:

«Eure Exzellenz und alle Verteidiger der Rechte der menschlichen Person werden in der Kirche Gottes eine herzliche Zusammenarbeit finden.»

Und tatsächlich bewährt sich die neue Entente cordiale in all den Auseinandersetzungen und Weltmachtkämpfen unserer Tage aufs beste. Nur daß Rom seine Unentbehrlichkeit für das kapitalistisch-imperialistische Amerika zäh und geschickt auch dazu ausnützt, seinen Einfluß in den Vereinigten Staaten selbst immer weiter zu vermehren. Blanshard stellt ganz sachlich fest:

«In zweihundert Jahren ist die Römisch-katholische Kirche in den Vereinigten Staaten von der kleinsten zur größten Kirche des Landes herangewachsen, gibt sie doch für 1948 eine Gefolgschaft von 26 Millionen Amerikanern an. Der amerikanische Zweig des römischen Glaubens ist jetzt fast dreimal so groß wie die größte protestantische Einzelgemeinschaft in den Vereinigten Staaten, die Methodistenkirche, und soll ungefähr 18 Prozent der Gesamtbevölkerung umfassen. Sie führt an die Kirchenbehörden in Rom mehr Geldbeträge ab als sämtliche anderen Landesorganisationen der Katholischen Kirche zusammen.»

Wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Römische Kirche, im Gegensatz zu den protestantischen Kirchen Amerikas, auch die Kinder und die bloßen «Taufscheinkatholiken» mitzählt. Die *praktizierenden* Katholiken dürften — wie Blanshard glaubt — nur die Hälfte der offiziell angegebenen 26 Millionen ausmachen. Aber auch das genügt, bei der Geschlossenheit und Disziplin, die sie kennzeichnet, um die Katholische Kirche — neben dem organisierten Kapitalismus — zur stärksten «Druckgruppe» der Vereinigten Staaten zu machen. Kein Politiker wagt, sich die Feindschaft dieser Macht zuzuziehen, kein Abgeordneter darf es sich leisten, sich seine katholischen Wähler zu entfremden, keine Zeitung von nationalem Rang — mit ganz wenigen Ausnahmen — wird etwas veröffentlichen, was katholischen Empfindungen und Interessen zuwiderläuft. In Neuyork zum Beispiel

«befinden sich die Schlüsselstellungen der Stadtverwaltung und des öffentlichen Schulwesens in den Händen zuverlässiger Freunde der Hierarchie. Niemand, der als Gegner des Vatikans und des Kardinals (Spellman) bekannt ist, darf in der volkreichsten Stadt der Erde auf einen wichtigen höheren Verwaltungsposten rechnen, obgleich nur 22,5 Prozent der Einwohner Neuyorks Katholiken sind!» (L. Foeltsche in der «Roten Revue», Oktober 1950.)

Fast in jedem Zweig des öffentlichen Lebens der USA ist der katholische Einfluß organisiert, von Wissenschaft und Erziehungswesen über Kunst und Literatur, Jugend- und Sportbewegung bis zu Radio, Film und Presse, zu Wirtschaft und Arbeiterbewegung, zu Frauenvereinen und Farmerorganisationen, zu Militärverbänden, Ärzte- und Krankenschwesternvereinigungen. Eine zentrale Presseabteilung gibt allwöchentlich Mitteilungsblätter und Lesestoff an 437 katholische Zeitungen und Zeitschriften im Umfang von etwa 60 000 Worten heraus*.

Die ganz bewußte Absicht der katholischen Kirchenleitung in Amerika geht darauf aus, in allen Streitfragen des öffentlichen Lebens *ihre* Lehre und Auffassung dem ganzen Volk aufzuzwingen. «Die amerikanischen Katholiken werden von ihrer Geistlichkeit angewiesen, den Gesetzen des amerikanischen Volkes Trotz zu bieten, wenn diese Gesetze von den Kirchenvorschriften abweichen.» (Blanshard.) Das gilt in erster Linie von der römisch-kirchlichen Auffassung über Staatsreligion, Ehegesetzgebung, Geburtenregelung, Erziehung, Sterilisierung und Fruchtabtreibung aus ärztlichen Gründen. Im Staate Massachusetts zum Beispiel ist unter kirchlichem Druck ärztliche Beratung in Fragen der Empfängnisverhütung gesetzlich verboten worden; die Durchführung der Gesetze über die Sterilisierung von Geisteskranken, Schwachsinnigen und Verbrechern, die in 27 Staaten unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt ist, ist den katholischen Richtern untersagt.

Besonders erbittert ist der Kampf der katholischen Kirchenbehörden gegen die neutrale Schule und gegen den Grundsatz (der sowohl in der Bundesverfassung wie in der Verfassung von 45 der 48 Einzelstaaten verankert ist), daß kirchliche Einrichtungen und Schulen aus öffentlichen Mitteln nicht unterstützt werden dürfen. Man muß allerdings wissen, daß die katholischen Primarschulen in den Vereinigten Staaten aus Mangel an Geldmittel meistens schlecht geführt werden; zu 90 Prozent werden sie von Nonnen geleitet, die ganz ungenügend bezahlt und vielfach ebenso ungenügend ausgebildet sind. Ähnlich tief ist der Stand der Sekundarschulen, der Colleges und Hochschulen, die unter katholischer Leitung stehen. Insofern ist das Bestreben, Staats- und Bundesgelder für die katholischen Schulen erhältlich zu machen, wohl verständlich. Aber dem steht eben nicht nur das Verfassungsrecht, sondern die ganze geistespolitische Überlieferung der Vereinigten Staaten entgegen. John Dewey, der berühmte amerikanische Philosoph und Erzieher, sagte einmal:

* Diese und andere Einzelheiten nach dem Buch von Blanshard, wohl der besten Quelle für die Kenntnis des Gegenstandes.

«Es kommt alles darauf an, daß diese grundlegende Frage in ihrer wirklichen Bedeutung gesehen wird — nämlich als die Unterstützung einer mächtigen reaktionären Weltorganisation im lebenswichtigen Bereiche des demokratischen Lebens, mit der Wirkung, daß demokratiefeindliche Grundgesetze befördert werden. Wir können nicht leugnen, daß das öffentliche Schulwesen Bundeshilfe braucht, um zwischen Staat und Staat, zwischen Mensch und Mensch gleichartige Bedingungen zu schaffen. Aber es wäre wahrlich ein schlechter Handel, wollten wir materielle Hilfe erlangen und dabei unser größtes geistiges und sittliches Erbe verlieren.»

Und vorerst denkt die Mehrheit der Amerikaner ebenso. Was freilich nicht hindert, daß dort, wo die Möglichkeit dafür besteht, die Römische Kirche auf mehr oder weniger *gesetzlichem* Weg die Hand auf die öffentlichen Schulen legt und sie von innen her beeinflußt, ja erobert. Auch sonst ist die Durchdringung des Behördenapparates mit militanten konservativen Katholiken schon erstaunlich weit vorgeschritten, bis hinauf in höchste Regierungsämter, in die Spitzen der Diplomatie, in die militärischen Kommandostellen usw. Und es gibt nicht wenige Amerikaner, die überzeugt sind, McCarthy verfolge mit seiner Kommunistenverfolgung auch die Absicht, die Protestanten möglichst aus der Bundesbeamtenschaft zu entfernen. Unter den als «verdächtig» entlassenen Beamten des Außenministeriums zum Beispiel befinde sich kein einziger Katholik, und in der von Harold Stassen geleiteten Organisation für Auslandshilfe seien 80 Prozent der Entlassenen Protestanten, während die entlassenen Katholiken großenteils wieder sonst im Staatsdienst untergebracht worden seien. Daß im übrigen der *ganze* McCarthyismus von katholischer Seite aufs stärkste gefördert wird, ist zu bekannt, als daß wir dabei noch länger verweilen müßten.

... in Kanada Wenn man sehen will, wohin die Politik des konservativen Katholizismus in den Vereinigten Staaten zielt, so braucht man gar nicht sehr weit zu gehen. Die französisch-kanadische Provinz Quebec ist das Musterbeispiel eines Kirchenstaates, in dem die Ideale des unduldsamsten Klerikalismus sozusagen vollkommen verwirklicht sind. Wer je einen Blick in die Städtchen und Dörfer von Quebec getan hat, der weiß, daß es nicht übertrieben ist, wenn Paul Blanshard feststellt:

«Quebec ist das solidest katholische Teilstück unseres Kontinents und, wie ein katholischer Schriftsteller gesagt hat, ‚eines der wenigen fast vollständig katholischen Gemeinwesen, die in der Welt noch übrig bleiben'. Es gibt dort keine Ehescheidung, keine Geburtenregelung und keine öffentlichen Schulen. Seine Hauptstadt Quebec hat keine öffentliche Bibliothek. Es ist eine kulturelle Wüste in einem fortschrittlichen, demokratischen Dominion, und seine katholische Abgesondertheit ist eine der Hauptursachen seiner kulturellen Vereinsamung.»

Der katholische Klerus beherrscht in der Tat das ganze geistige Leben Quebecs, mit Ausnahme einiger angelsächsischer Kulturinseln in den Städten. Und zwar ein Klerus, der ungefähr auf der Stufe des vorrevolutionären Frankreich stehengeblieben ist. (Auch das kanadische

Französisch mutet, mindestens im Volksmund, seltsam altertümlich-provinziell an.) Vergeblich suchten die Engländer eine neutrale Staatsschule zu schaffen. Heute gibt es nur konfessionelle Privatschulen, katholische und protestantische, und da Quebec fast ausschließlich katholisch ist, so ist das Schulwesen tatsächlich ganz in den Händen der Römischen Kirche. Das Bildungsniveau ist entsprechend tief. «Das Produkt des klassischen Gymnasiums», so schreibt ein kanadischer Journalist in der Neuyorker «Nation» (2. Dezember 1950), «ist ein Herr mit entzückenden Manieren, gut beschlagen in französischer Literatur — minus Balzac, Anatole France, Zola und Voltaire — und in den päpstlichen Rundschreiben, aber mit großen Lücken in geschichtlichen und wirtschaftlichen Kenntnissen und einer fast vollständigen Unwissenheit in bezug auf englische Literatur und auf Naturwissenschaften. Er wird vielleicht Priester, Jurist oder Arzt, aber kein Chemiker oder Ingenieur.»

Ein Führer des Landlehrerverbandes von Quebec protestierte im Jahre 1947 gegen ein System, das Kindern Geschichtskenntnisse von Nonnen beibringen läßt, «die nie eine Zeitung lesen oder Radio hören». Der Schulzwang — der übrigens erst seit 1943 besteht — wird besonders auf dem Land sehr lässig gehandhabt; die Kinder werden nach ein paar Jahren dürftigen Unterrichts in der Pfarreischule schon frühzeitig ins Erwerbsleben eingegliedert. Die katholischen Lehrkräfte bekommen nur etwa halb so viel Gehalt wie die protestantischen.

Eine große Kinderschar ist immer noch selbstverständliche Regel in den katholischen Familien von Quebec, wenn auch die Zahl von einem bis zwei Dutzend Nachkommen, die früher üblich war, etwas zurückgegangen ist. Über eine interessante Kombination kirchlicher Herrschafts- und Bevölkerungspolitik berichtet der katholische Schriftsteller William Teeling (zitiert bei Blanshard):

«Die Französisch-Kanadier sind entschlossen, ihren und ihrer Kirche Einfluß über das ganze Dominion hin auszubreiten. Sie tun dies ganz planmäßig. Gemäß Bundesgesetz können neue Parlamentssitze in den neubevölkerten Provinzen nur geschaffen werden, wenn sich eine bestimmte Anzahl Menschen dort niedergelassen haben. Die Französisch-Kanadier ziehen, getreu ihren Überlieferungen, gewöhnlich Familien von acht bis zehn Köpfen auf. Aber sie suchen die jüngeren Kinder nicht mehr in Quebec festzuhalten. Sie schicken sie als Siedler nach Manitoba, Saskatchewan und Alberta, schauen jedoch darauf, daß diese Französisch-Kanadier in einen neuen Bezirk gehen, der noch keinen Abgeordneten hat. Dann schicken sie weiter Leute in diesen Bezirk, bis er eine Mehrheit von Französisch-Kanadiern hat, die für die Wahl eines neuen Abgeordneten ausreicht. Ist es soweit, dann kommt ein frischer Bezirk an die Reihe ... Ihre Bevölkerung vermehrt sich so viel schneller als diejenige der angelsächsischen Rassen im Dominion, daß sie diese bald werden überholen können.»

Ob der Plan gelingen wird, mag zweifelhaft erscheinen, wenn man an den wachsenden wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß denkt, der nicht nur von den englischsprechenden Teilen Kanadas selbst, sondern namentlich auch von den Vereinigten Staaten her auf Welsch-Kanada ausstrahlt. Die größte Stadt Quebecs, Montreal, macht im wesentlichen einen geradezu amerikanischen Eindruck. Die ausgleichenden Wirkun-

gen des modernen Lebens machen sich namentlich auch im sozialen Leben der Provinz geltend. Waren noch vor zehn Jahren die katholischen Gewerkschaften von ausgesprochen patriarchalisch-konservativem Geist erfüllt — einer ihrer Theoretiker wies ihnen die Aufgabe zu, sich für «die Notwendigkeit der Erhaltung der Ungleichheit unter den Gesellschaftsklassen» einzusetzen —, so ist hierin seit dem großen Streik der Asbestarbeiter im Jahre 1949 eine sichtbare Wandlung eingetreten. «Wenn die Kirche die Arbeiterklasse verliert, verliert sie alles» — das wird jetzt mehr und mehr die Losung, und demgemäß kämpfen auch die katholisch organisierten Arbeiter Kanadas mit wachsender Entschlossenheit an der Seite der konfessionell neutralen Gewerkschaften um die Verbesserung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen.

Dennoch bleibt, alles in allem genommen, der klerikal-konservative — um nicht zu sagen halbfaschistische — Charakter des französisch-kanadischen Staatswesens bestehen. Viele Kanadier meinen, es sei bereits zu spät, um Quebec dem provinziell-rückschrittlichen Sonderleben zu entreißen, das es, auf dem dreifachen Grund einer eigenen Religion, einer eigenen Sprache und einer verbissenen Feindseligkeit gegen «Les Anglais» — weniger die Engländer als die Britisch-Kanadier — seit zweihundert Jahren führt. Andere glauben mit einem Korrespondenten des «New Statesman» (15. Oktober 1949):

«Mit der Wandlung Quebecs ... von einer landwirtschaftlichen zu einer großen industriellen Provinz und dem sie begleitenden Übergang der Industrie aus den Händen der entfernten Engländer in diejenigen der nahen Amerikaner hat sich der Boden unter all jenen drei Stützen verschoben.»

Wie dem aber auch sei — das Beispiel Welsch-Kanadas zeigt, wohin der Weg führen *muß*, den ein konservativer, ja reaktionärer Katholizismus so folgerichtig und tatkräftig geht.

... und in Lateinamerika Man sieht das noch deutlicher an den Ländern Mittel- und Südamerikas. Die zwanzig Republiken südlich des Rio Grande zählen eine katholische Bevölkerung von 126 Millionen; Brasilien wird manchmal sogar als katholischer Staat Nr. 1 in der Welt erklärt. Lateinamerika ist zwar in den über vierhundert Jahren, seit es im Namen katholischer Monarchen erobert wurde, sehr im Gegensatz zu Französisch-Kanada, niemals irgendwie gründlich katholisiert worden. Es trägt bis heute mehr den Charakter einer römischen Großkolonie, die erst noch missioniert und bekehrt werden müßte. Die Geldmittel der lateinamerikanischen Kirchen stammen großenteils aus Nordamerika, und ein erstaunlich hoher Prozentsatz ihrer Geistlichen sind Ausländer, besonders Spanier und Italiener. Ihre Gefolgschaft unter den gebildeten Ständen ist meistens außerordentlich gering; die Volksmassen aber, vor allem die indianische Urbevölkerung, huldigen weithin einem Glauben, der mit Christentum nicht viel zu tun hat.

Tatsache ist aber dennoch, daß in neun lateinamerikanischen Staaten der römische Katholizismus Staatsreligion ist und von der Regierung finanziell unterstützt wird, während für die nichtkatholischen Bekenntnisse die Glaubensfreiheit nur auf dem Papier steht. In den anderen elf Staaten genießt die Römische Kirche auf Grund von Konkordaten besondere Rechte und auf jeden Fall eine ausgesprochene Vorzugsstellung im öffentlichen Leben. Das wirkt sich auch politisch und sozial scharf aus. «In all diesen lateinamerikanischen Ländern», so berichtet Blanshard,

«wurden Franco und Salazar als Musterchristen von spanischen und portugiesischen Priestern gefeiert, die während des Zweiten Weltkrieges als Kulturagenten für den klerikalen Faschismus ihrer Heimatländer wirkten. Francos Bild wurde während des Spanischen Bürgerkrieges fast allgemein in den lateinamerikanischen Klöstern aufgehängt, und katholische, francofreundliche Kundgebungen wurden außerhalb wie innerhalb lateinamerikanischer Kirchen veranstaltet.»

Daß der peronistische Halbfaschismus in Argentinien die freudige Unterstützung der Römischen Kirche fand und sich dafür auch erkenntlich erwies — namentlich im Schulwesen —, versteht sich wohl von selbst.

Römischer Katholizismus wird so in Lateinamerika weithin einfach mit politischer Reaktion faschistischer Tendenz und mit wirtschaftlich-sozialer Ausbeutungswirtschaft gleichgesetzt, obwohl es sehr oft gerade gläubige Katholiken sind, die sich von den politischen Verirrungen und dem materialistischen Bereicherungsstreben ihrer Kirche abwenden. Aber nur ausnahmsweise kommt es aus dem Volk heraus zu offener Auflehnung gegen die herrschenden gesellschaftlichen Ordnungen und damit auch gegen die Römische Kirche. Das stärkste Beispiel dafür ist *Mexiko*.

Katholische Kirche und spanisches Eroberertum arbeiteten hier jahrhundertelang Hand in Hand, um die indianischen Massen in Unterwerfung und Ausbeutung zu halten. Paul Blanshard, dem wir auch im weiteren folgen, sagt es frei heraus:

«Die Kirche wurde reich und mächtig als Arm des Staates, und der Priester beherrschte als Politiker, Geldverleiher, Grundbesitzer und Magier den rückständigsten Teil der Mischlings- und Indianerbevölkerung mit einer seltsamen Verbindung von mittelalterlichem und primitivem Aberglauben ... Um die Zeit, da der neue Staat seine Unabhängigkeit erlangt hatte, befand sich vielleicht die Hälfte des Boden- und Kapitalreichtums des Landes in den Händen der Geistlichkeit.»

Was Wunder, wenn sich die mexikanische Revolution, die 1911 ausbrach, mit besonderer Heftigkeit auch gegen die Katholische Kirche richtete, ihren Grundbesitz enteignete und ihr die Herrschaft über die Volksschule entriß! Die klerikale Gegenrevolution, die vom Vatikan aus mit allen Mitteln unterstützt wurde, vermochte an dieser Entmachtung des Klerus nicht viel zu ändern, wenn auch zurzeit eine Art Waffenstillstand zwischen Kirche und Staat herrscht und die Kirche auf dem Umweg über nominell nichtkatholische Privatschulen namentlich ihren Einfluß auf die Jugenderziehung zurückzugewinnen strebt.

Ein wohl typisches Bild von der Lage in den noch am stärksten von

der Katholischen Kirche beeinflußten Landesteilen vermittelt eine Studie über das Dorf Tzintzuntzan (Provinz Michoacan), die in streng unparteiischem Geist von dem Amerikaner George M. Foster verfaßt und im Jahre 1948 von dem Smithsonian Institut, der großen Forschungs- und Museumseinrichtung in Washington, veröffentlicht wurde. Tzintzuntzan hat heute eine öffentliche Schule; aber als sie begründet wurde, stieß sie auf den fanatischen Widerstand der Geistlichkeit und der katholischen Bevölkerung. Ein Priester eröffnete eine Privatschule und exkommunizierte alle Eltern, die ihre Kinder in die Gemeindeschule schickten, so daß diese fast einging. Dabei lehrte die Privatschule nur die Anfangsgründe von Lesen und Schreiben, während die Gemeindeschule mit ihren neun ausgebildeten Lehrern, die alle praktizierende Katholiken waren, den Schülern kostenlos einen vollen modernen Lehrplan bot. Der Priester bezog in diesem einen Dorf mit seiner verarmten Bauern- und Fischerbevölkerung im Jahre 1945 zuhanden der Kirche 30 000 bis 40 000 Dollar an Einkünften, während das ganze Gemeindebudget nur 2675 Dollar an Ausgaben und Einnahmen aufwies. In den dreißiger Jahren bezog der Priester allein aus dem alljährlichen Kirchenfest ein Einkommen von rund 2000 Dollar und je 300 Dollar aus dem Ertrag dreier anderer Feste. Die Bauern, die zu arm sind, um Bargeld beizusteuern, liefern Mais, Bohnen und Weizen an den Priester ab, der den Erlös daraus in die eigene Tasche steckt. Der gegenwärtige Ortsgeistliche hat mit der Gemeindeschule Frieden geschlossen und läßt seine Leute die Kinder in sie schicken.

Man muß diese Dinge wissen, um die politische Rolle der Katholischen Kirche in Lateinamerika recht zu würdigen — diesem Erdteil, der jetzt, im Zuge der Revolution der unterentwickelten Völker, immer stärker in Bewegung kommt und uns noch viele Überraschungen bereiten wird. In der nächsten Weltrundschau gedenken wir unsere Darstellung mit einer Skizzierung des konservativen Katholizismus in Europa abzuschließen.

13. Mai *Hugo Kramer*

Bericht über die Tagung vom 7. März 1954

Die Religiös-Soziale Vereinigung und die Freunde der «Neuen Wege» trafen sich am 7. März zu einer Tagung, an welcher vormittags nach einem kurzen Referat der Präsidentin, welches die momentane Situation unserer Bewegung darlegte, über aktivierteres Arbeiten und über aktuelle Fragen gesprochen wurde. Nachmittags sprach *Gertrude Baer* über das Thema «Was können Non Governmental Organisations in den Vereinten Nationen für Frieden und Freiheit tun?» Die Referentin berichtete über ihre Erfahrungen im Kampf für den Frieden und die Freiheit für die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, deren Vertreterin bei der UNO sie seit deren Gründung ist. Ihr werde manchmal gesagt, daß die Schweiz zu wenig Interesse für die

UNO bezeuge. Aber die Möglichkeit, sich durch Dokumente über politische Vorgänge zu informieren, besteht. Die Schweiz ist in acht Spezialagenturen der UNO vertreten. Sich darum zu kümmern, was ihre Vertreter in diesen Spezialagenturen tun und wie durchgeführt wird, was dort beschlossen wurde, wäre eine Aufgabe. Die in Artikel 71 der Charta niedergelegten Bestimmungen über gegenseitige Beratungen zwischen UNO und Privatorganisationen sind ein Fortschritt gegenüber dem Völkerbund. Das internationale Sekretariat der UNO sei vertrauenswürdig, fortschrittlich und aufgeschlossen. Die Frauenliga stehe in konstruktiv kritischem Verhältnis zur UNO. Sie versuche, Synthesen zu zeigen. Die Presse verschärfe künstlich die Kluft zwischen den beiden «Lagern». Ein Beispiel, wie die Frauenliga arbeitet: Die Eingeborenen von Südwestafrika sandten auf eigene Kosten einen Sprecher, Michael Scott, zur Generalversammlung der UNO in Paris. Die Regierung hielt ihn bis zum letzten Tag zurück, so daß er nicht mehr sprechen konnte. Er blieb in Europa und begab sich zur nächsten Generalversammlung nach Lake Succes. Dort verschafften ihm Freunde — unter anderem die Frauenliga — ein Hearing, welches zuerst unter durchsichtigen Vorwänden abgelehnt wurde. Die Internationale Menschenrechtsliga ernannte ihn daraufhin zu ihrem Vertreter, und so konnte er sprechen. Über eine Stunde wurde er von den Vertretern von 60 Regierungen in größter Stille angehört. Der Eindruck war tief. Seither kam das Problem Südwestafrika nicht mehr zur Ruhe. Es zeigt sich, wie politische, soziale, wirtschaftliche und menschliche Fragen ineinandergreifen.

Gertrude Baer sprach dann von dem internationalen politischen Hintergrund, auf der die Arbeit ihrer Organisation mit der UNO getan werden muß. Sie zeigte an Beispielen, wie Südwestafrika und Korea, die grundlegende, kontinuierliche Linie, die die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit seit Jahren verfolgt. Sie vertritt den Standpunkt, daß vor Eintritt der UNO in den Krieg gegen Nordkorea alle in der UNO-Charta vorgesehenen Maßnahmen zur friedlichen Beilegung hätten versucht werden müssen. Artikel 33 der Charta stellt die Forderung auf, daß die an einem Streitfall beteiligten Parteien «zuerst eine Lösung durch Verhandlung, Überprüfung, Vermittlung, Ausgleich, Schiedsspruch, Rechtsvergleich, Zuhilfenahme regionaler Institutionen oder Vereinbarungen oder durch andere friedliche Mittel ihrer eigenen Wahl suchen sollen». Bediente man sich dieser Maßnahmen vor Eintritt in den Krieg? Spätere Forschung wird vielleicht neues Licht auf die Vorgeschichte dieses Krieges werfen, und es sollte versucht werden, das Material, das heute schon verfügbar ist, zusammenzustellen. War die lange Fortführung des Krieges nötig? Wiederholten Feststellungen Trygve Lies zufolge war das angegebene Kriegsziel der UNO längst erreicht. Wer verhinderte den Abschluß des Krieges immer wieder? Die Völker haben das Recht, zu verlangen, daß die Gründe für die Fortsetzung des Mordens rückhaltlos aufgedeckt werden.

Auf die Ende April beginnende Konferenz in Genf übergehend, sagte Gertrude Baer: «Im Namen der UNO haben wir unbeschreibliche Not und Zerstörung über Korea gebracht. Im Namen der UNO müssen wir wiedergutmachen. Der Waffenstillstand ist vor acht Monaten geschlossen worden. Doch die Atmosphäre der Feindseligkeit besteht weiter.»

«Niemand sollte in Genf als Sieger auftreten. Die UNO sollte *vor* Beginn der Konferenz eine Botschaft guten Willens an *alle* Koreaner senden. Sie sollte erklären, daß der Friede nur durch Verhandlung, durch gegenseitiges Verstehen der Positionen, durch eine Annäherung der Standorte erreicht werden könne; daß jedes zur Konferenz kommende Land als gleichberechtigt betrachtet und behandelt werden müsse.»

«Die Botschaft sollte die Bereitschaft der UNO aussprechen, Frieden zu schließen, wieder aufzubauen und die UNKRA auf Nordkorea auszudehnen, wenn Nordkorea dazu seine Einwilligung gäbe.»

«Solch eine Botschaft könnte den Wind aus den Segeln derer nehmen, die von einem Wiederbeginn des Krieges gesprochen haben und sprechen. Sie könnte den Abgrund zwischen der UNO und den Chinesen und Nordkoreanern überbrücken helfen. Sie könnte den ersten Schritt auf dem langen Weg zur Wiedervereinigung der zwei-

Die Atombombe

Vorbemerkung: Wir bringen diese Worte von Leonhard Ragaz über die Atombombe, die im Septemberheft 1945 der «Neuen Wege» ausgesprochen wurden, im Bewußtsein, daß wir sie gerade heute dringend brauchen. Die Auseinandersetzung mit den heutigen Vernichtungswaffen muß ihre Wurzeln und ihren Sinn haben in der Frage: «Was will Gott uns mit seinem ‚Eingriff' sagen, und wie antworten wir auf diese gewaltige und wohl letzte Warnung?» D. R.

> Der du stillest das Brausen der Meere, das Brausen ihrer Wellen und das Tosen der Völker, so daß die da wohnen an den Enden der Welt sich fürchten vor deinen Zeichen!
> ... Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. *Psalm 65, 9 und 46, 11*

X., 20. August 1945

Verehrtester Herr Professor!

Im Namen einer Anzahl von Lesern und Leserinnen möchte ich Sie bitten, sich im nächsten Heft der «Neuen Wege» speziell auch über die Atombombe zu äußern, und zwar, wenn Sie den Ausdruck erlauben, vom religiösen Boden aus. Sie würden damit sicher vielen einen Dienst tun.

Mit vielem Dank zum voraus und herzlichem Gruß bin ich

Ihre ergebene X.

Parpan, 30. August 1945

Verehrteste Freundin!

Ob ich mit der Erfüllung Ihrer Bitte Ihnen und andern den erbetenen Dienst tun kann, weiß ich nicht; aber ich sehe ein, daß ich über die Atombombe reden muß. Zwar habe ich mindestens zwei Themen von äußerster Aktualität für die Eingangsbetrachtung ins Auge gefaßt und durchgedacht, die mir in gewisser Hinsicht augenblicklich noch näher lägen, und ich könnte über die Atombombe an einer andern Stelle reden (was ich selbstverständlich im Sinne hatte); aber es ist doch richtiger, es an dieser Stelle zu tun. Denn die Atombombe ist sicher nicht nur an sich ein übergewaltiges Ereignis und nicht bloß eine Sensation des Tages, vielleicht wichtiger als der ganze Weltkrieg, und hat als solches, wie alles Geschehen, auch «religiöse» Bedeutung, sondern sie hat diese schon an sich. Und sie hat auch auf mich einen erschütternden Eindruck gemacht.

Nicht zwar als absolute Überraschung. Ich habe längst nicht nur auf die sozusagen unbegrenzten technischen Möglichkeiten hingewiesen, so noch im letzten Heft der «Neuen Wege», sondern auch auf die spezielle Möglichkeit der Atomzertrümmerung und die durch sie bewirkte Freisetzung unvorstellbar gewaltiger und unter Umständen furchtbarer, ja vernichtender Kräfte. Dabei konnte ich mich auf Äußerungen einer so großen Autorität wie Albert Einstein und auch auf schon vorhandene Tatsachen berufen. Trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen? — hat

mich die Nachricht von der verwirklichten und in Wirkung getretenen Atombombe gewaltig erschüttert — erschüttert als der Donnerschlag, vor dem die ganze Welt erbebte.

Sie kam mir vor — ich gestehe es offen — wie eine Stimme vom Himmel (nicht von der Hölle!) her, wie ein ungeheuer gewaltiges Wort Gottes, eines jener Worte, von denen der Prophet sagt: «Ist nicht mein Wort wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?» — und das ist ein noch zu schwacher Ausdruck!

Ich muß wohl, nachdem ich dies gesagt, sofort halt machen, um einem Einwurf zu begegnen, den Sie und andere machen könnten: «Wie?» so könnten Sie fragen, «ein solches Werk der Hölle, ein Werk, das aus der Hölle stammt, nämlich aus dem Willen zu unerhörter Vernichtung, und das ein Werk der Hölle ist, nämlich ein Werk unerhörter Vernichtung, sollte ein Wort Gottes sein? Heißt nicht in der Bibel ausgerechnet der Satan ein Vernichter, der Vernichter? Ist es nicht fast Lästerung, von einem solchen Werke als von einer Art Offenbarung Gottes zu reden?»

Ich antworte: Dennoch habe ich so empfunden, wie ich gesagt habe, und ich meine, nicht ohne Grund und Recht. Sollte Gott nicht auch im Bösen oder, wenn Sie lieber wollen, durch das Böse, sich offenbaren können, insofern als das Böse zuletzt doch auch aus seinen Ordnungen stammt, nämlich aus seinen verletzten und mißbrauchten Ordnungen, und insofern das Böse durch seinen Gegensatz zu Gott zeigt, was Gott ist, also ihn doch offenbart? — so wie es die Psalmstellen meinen, die ich angeführt habe: ihn im Gericht offenbart.

In solchem Sinne — diese Worte können zwar meine Empfindung nicht genügend ausdrücken — habe ich die Atombombe als ein Wort Gottes empfunden. Vor allem als ein Wort der Warnung und vielleicht ein letztes Wort.

Der Warnung wovor?

Nun, alle Welt hat es verstanden, im ersten Augenblick wenigstens. Als Warnung vor der endgültigen Vernichtung, die ein neuer Weltkrieg bedeuten würde. Mir kam es vor wie eine Erfüllung des Gebetes im letzten Hefte der «Neuen Wege»: «Unser Schreien zu Gott.» Gott hat auf dieses Schreien seiner Kinder in aller Welt geantwortet. Sie standen trotz der Erfahrung der beiden Weltkriege und, in gewissem Sinne, sogar trotz San Franzisko, ohnmächtig vor all den Gewalten, welche den Krieg erzeugen und den Krieg wollen. Da hat der «lebendige Gott», den sie angerufen, mit seinen «gewaltigen Händen» eingegriffen. Seine Antwort ist die Atombombe! So verstehe ich sie. Sie ist in diesem Sinne eine Tat des lebendigen Gottes; sie ist ein gewaltiges Wunder.

So ist sie, wie gesagt, im ersten Augenblick von der ganzen Welt verstanden worden. Auch von solchen, deren Hauptgeschäft unter dem Vorgeben der Landesverteidigung und in der Maske des Patriotismus, ja sogar des Friedens, die Verteidigung des Krieges als einer Wahrscheinlichkeit, ja Notwendigkeit ist, aber noch lieber bloß die des Militärs,

das der Ausdruck und die Stütze der bestehenden Ordnung ist. Und in solchen Fällen ist der Eindruck des ersten Augenblicks immer der richtige, dem man gehorchen soll. Aber dann kommt die alte Schlange, die Reflexion, und fragt: «Sollte Gott (wirklich) gesagt haben?» So stellte sich rasch auf den ersten Eindruck, den das Wort Gottes durch die Atombombe gemacht hatte, der Rückschlag ein: «Sollte die Sache denn so gefährlich sein? Hat es bisher nicht auf jede neue Waffe, die den Menschen zuerst vernichtend vorkam, eine Abwehrwaffe gegeben? Also gilt es nur desto eifriger weiter zu rüsten. Wir dürfen jedenfalls die Armee behalten.»

Dieser Einwand des militaristischen Selbstbetruges ist so töricht, daß er fast nicht der Widerlegung wert ist. (Vielleicht sollte man sich gar nicht auf ihn einlassen.) Denn es ist schon möglich, daß es eine Art Abwehr auch für die Atombombe gibt; aber wird nicht auch diese Abwehr vernichtend sein? Und wie wird die Erde aussehen, und zwar nicht nur physisch, sondern auch moralisch, wenn diese beiden Vernichtungen ihr Werk getan haben? Man überlege dabei auch folgendes: Die Atombombe ist natürlich nicht die letzte Möglichkeit der technischen Vernichtung, sondern nur ein Beispiel für diese Möglichkeiten. Schon waren und sind noch ganz andere gerüstet. Man bedenke nur folgenden Bericht:

«Die Unterkomitees für industrielle Geheimdienste, die vom britischen und amerikanischen Generalstab autorisiert sind, veröffentlichen soeben die erste amtliche Darstellung über die Entdeckung deutscher Kriegsgeheimnisse. Sie läßt erkennen, daß eine weitere Verlängerung des Krieges um nur einige Monate unabsehbare Schrecken über die Welt gebracht hätte. So wird jetzt bekanntgemacht, daß die Deutschen in der Entwicklung der Atombombe und des «Schweren Wassers» bemerkenswerte Fortschritte gemacht hatten. Ferner war es der deutschen Wissenschaft gelungen, auf dem Gebiete der Fernlenkung von Geschossen außerordentliche Ergebnisse zu erzielen, so daß bereits ins Reich der Erwägung gezogen war, Ferngeschosse bis zu einer Reichweite von 4800 Kilometern in Massenproduktion zu nehmen. — Die chemische Industrie des Reiches arbeitete an der Entwicklung eines Kampfgases, dessen Wirkung tatsächlich alle bisher bekannten Kampfgase bei weitem übersteigt. Es zeigt sich, daß die bestehenden Gasmasken (auf die man auch bei uns so viel Gewicht gelegt hat!) und Schutzmittel dem deutschen Gas nicht gewachsen waren.»

Dazu noch eine Frage: Haben etwa die «Abwehrwaffen» Deutschland vor der Zerstörung geschützt?

Nichts ist sicherer, als daß ein neuer Weltkrieg (und jeder neue, irgendwie in Betracht kommende Krieg würde ein Weltkrieg) die Hölle auf Erden sein würde, noch ungleich mehr als der letzte — anders gesagt: Der Krieg bedeutet nun die Selbstvernichtung der Menschheit. Mit dem Krieg muß es zu Ende sein.

Das ist der Sinn der Atombombe für alle nicht von Wahn Verblendeten. Das ist das Wort Gottes durch die Atombombe.

Aber da ist noch ein Einwand möglich: «Kann der Krieg wirklich auf diese Weise überwunden werden, das heißt auf eine rein äußerliche Weise, bloß durch den Schrecken, bloß durch die Angst vor seinen Folgen? Muß diese Überwindung nicht vielmehr von innen her geschehen

und, um gerade das Tiefste zu nennen: durch das Walten des Geistes Gottes, des Geistes Christi in den Herzen der Menschen, durch die Ausgießung des Heiligen Geistes über die Völkerwelt und durch die damit bewirkte Einkehr und Umkehr der Menschen?»

Ich antworte: Selbstverständlich! Aber sollte ein Ereignis wie die Atombombe nicht fähig sein, gewaltig zu dieser Einkehr und Umkehr zu mahnen? Kommen im Leben des einzelnen Einkehr und Umkehr nicht meistens durch solche Stöße von außen her zustande? Es muß freilich, damit sie diese Wirkung haben, vorher schon im Inneren etwas vorgegangen sein; aber ist der Menschheit das, was Krieg bedeutet, nicht doch schon so weit klar geworden, daß sie imstande ist, den Sinn der Atombombe zu verstehen?

Freilich, ich gebe zu: Sicherheit haben wir dafür keine, ich meine weltliche, rationale Sicherheit. Die Menschheit mag fähig sein, auch die Warnung der Atombombe zu mißachten oder zu vergessen. Aber eins ist sicher: daß die Entscheidung fallen muß, und zwar sofort. Zu dieser Entscheidung fordert das Wort Gottes durch die Atombombe auf. Darum grüße ich sie — trotz allem! Denn ich bin im Glauben doch gewiß, daß dieses Wort nicht umsonst sein wird. Und der, der es gesprochen hat und spricht — denn es ist noch nicht fertig gesprochen — ist weiterhin da und ist weiterhin der lebendige Gott.

«Ist das alles, was Sie zur Atombombe zu sagen haben?»

Nein, es ist erst die Hälfte. Die Atombombe ist, meine ich, auch ein Wort Gottes über die zweite Macht, welche die heutige Welt mit Vernichtung bedroht und welche ebenso gefährlich, vielleicht sogar, weil weniger als Gefahr offenbar, noch gefährlicher ist als sogar der Krieg, wobei sie übrigens, wie schon aus dem Gesagten klar ist, mit diesem im engsten Zusammenhang steht. Die Atombombe spricht mit Donnerlaut zu einem vom technischen Wahn verblendeten Geschlecht: «Sehet, so weit ist es mit eurer Technik gekommen! Sie ist aus einem Werkzeug im Dienste Gottes, das sie — vielleicht — sein könnte, zu einer Waffe der Vernichtung geworden.» Die Atombombe ist ja auch hierin bloß das Symbol einer umfassenden Tatsächlichkeit. Ist nicht der Krieg überhaupt vor allem ein technischer Krieg geworden? Verdankt er nicht der Technik seine schlimmsten Unmenschlichkeiten? Man denke bloß an das Werk der Flugzeuge, dieser alle phantastischen Vorstellungen früherer Zeiten überbietenden Dämonen der Luft! Und ist nicht die moderne Maschine, diese erstgeborene Tochter der Technik, auch abgesehen vom Kriege, eine Menschenmörderin im Kolossalstil geworden? Mordet die Technik nicht auch die Natur: die Gottesschöpfung der Alpentäler, die Weihe des Luftraumes, die Schönheit der Straße, die Stille und Unberührtheit aller Werke Gottes? Und mordet nicht das mechanistische Denken, das der Herrschaft der Technik entspricht, das Leben, und das bedeutet: die Seele, die Freiheit, ja Gott selbst? Sind wir nicht auch hier in voller verblendeter Fahrt zum Abgrund der Selbstvernichtung? Und ist es nicht beson-

ders furchtbar, daß gerade die Wissenschaft, die frühere Geschlechter begeistert als Tochter des Himmels feierten, nun immer ungescheuter als Dienerin der Hölle hervortritt, mit den Mächten der Finsternis im Bunde ist und in der Finsternis des Geheimnisses ihr satanisches Zerstörungswerk tut? Ist die Wissenschaft damit nicht zur schwarzen Magie verwandelt? Um vollends von der Art zu schweigen, wie die deutsche Wissenschaft, diese einstige Königin der Wissenschaft überhaupt, der Stolz ihres Volkes, durch die Benutzung der Opfer der Konzentrationslager sich unsagbar geschändet hat. Wie ist das nur möglich geworden?

Schon lange hat es auch vor dieser Todesgefahr für die Menschheit und Menschlichkeit nicht an Warnern gefehlt. Aber wer hat auf sie gehört? Hat man nicht über sie gelächelt, als über romantische Schwärmer? Und nun — wird man nicht auf die Stimme der Atombombe hören müssen? Mußte Gott nicht durch sie sprechen, um die Betrunkenen aus ihrem Rauschschlafe zu wecken?

Ich meine wieder: Viele, alle haben es verstanden, deutlich oder undeutlich, mit dem klaren Gedanken oder bloß mit der starken Empfindung, namentlich alle einfachen Menschen. Und das Verständnis wird wachsen. Die Atombombe ist, wie gesagt, auch in diesem Zusammenhange nur ein Beispiel. An diesem Beispiel wird vielen klar, was sie sonst vielleicht, wahnbefangen, gedankenlos, vom allgemeinen Vorurteil gebannt, nicht erkannt hätten. Es ist auch hier eine große Umkehr nötig. So schnell als möglich müssen wir uns vom Götzendienst der Technik, der unter dem Scheine von Herrschaft und Macht zu Sklaverei, Not und Vernichtung führt, abwenden zum Dienst des lebendigen Gottes, aus dem allein Leben und Reichtum quillt, vom Dienste des Molochs, der Leib und Seele zerstört, zum Dienste Christi, der den Menschen will und den Menschen erlöst, von einer Wissenschaft weg, welche, von Gott abgekommen, Dienerin der Hölle geworden ist, zu einer Wissenschaft hin, welche, zu Gott zurückgekehrt, Mitarbeiterin an seinem Reiche würde.

Wie soll das geschehen? Etwa durch die Zerstörung der Technik, durch eine Maschinenstürmerei im Kolossalstil, wie sie vor hundert Jahren, als die Maschine ihren Siegeszug immer deutlicher markierte, verzweifelte Menschen, halb in Torheit, halb aber auch mit sicherem Instinkte, im kleineren da und dort versuchten?

Ich antwortete: Es ist möglich, daß die Geschichte eine solche Maschinenstürmerei, sagen wir allgemeiner: eine solche Zerstörung der Technik — zunächst vielleicht auch durch die Technik selbst! — vollzieht und daß der Weltkrieg nur ein Anfang davon ist. Aber davon will ich jetzt nicht weiter reden. Was wir zu tun haben, das ist nach meinem Denken zunächst nicht die einfache Zerstörung der Technik, die ja auch schwer auszudenken wäre, sondern eine Abwendung vom Götzendienst der Technik, ein Abkommen von der Neigung, von ihr das Heil zu erwarten, und eine Hinwendung zu anderen Mächten und anderen Quellen des Lebens und Reichtums; eine Abwendung von den Götzen und

eine Hinwendung zu Gott auf allen Gebieten des Lebens; eine Abwendung von den bloßen Sachen und eine Hinwendung zur Seele überall; eine Abwendung vom Moloch in all seinen Formen und eine Hinwendung zum Menschen in allen Sphären der menschlichen Existenz. Rasch und entschlossen muß überall auch diese Umkehr geschehen, wenn wir der Selbstvernichtung entgehen wollen.

Das ist es, was uns, meine ich, nach dieser Seite hin die Atombombe sagt. Das sagt sie mir, und ich meine, das sage sie jedem, der Ohren hat zu hören, was Gott spricht.

«Ist das nun alles? Sollte die Atombombe nicht auch etwas Positives bedeuten? Sollte sie uns nicht auch zeigen, was für Kräfte in Gottes Schöpfung bereit liegen, um uns, wenn wir sie recht anwendeten, die Herrschaft über die Natur zu verleihen, Wunder der Hilfe, des Reichtums, der Schönheit und Macht zu schaffen? Eröffnet sie uns nicht auch eine unbegrenzte Aussicht auf eine alle Ahnungen übertreffende Vollmacht und Herrlichkeit des Menschen — ja auf das Reich Gottes selbst?»

Ich antworte: Ja und nein. Gewiß, die Atombombe hat auch eine unermeßliche positive Bedeutung. Sie ist auch in dieser Beziehung eine Offenbarung von unabsehbarer und unausdenkbarer Tragweite. Aber nicht in dem Sinne, in dem man das jetzt meistens auffaßt. Nicht in direktem Sinne. Nicht so, als ob nun doch die Technik, wenn man sie nur recht anwendete, uns sozusagen ins Paradies zurückführen könnte. Vielmehr gilt es, gerade diese Auffassung der Technik aufzugeben. Vergessen wir nicht: Bei dieser Auffassung würde die Technik bald wieder unsere Herrin und Gottheit und bald wieder zur Vernichterin statt zur Helferin werden. Nein, die Atombombe hat einen anderen Sinn!

Ich will diesen Sinn, wie er sich mir übermächtig darstellt, auf zweierlei Weise auszudrücken versuchen.

Und zwar wage ich nun etwas zu sagen, das manchen vielleicht rätselhaft vorkommen mag, aber Frucht langen, tiefen und schmerzlichen Nachdenkens ist: Der Zustand der Götzenherrschaft der Technik ist, wie aus allem, was ich ausgeführt oder doch angedeutet habe, eine Frucht des Abfalles von der Gottesherrschaft. Spezieller gesagt: Das Wunder der Technik, das vorläufig in der Atombombe kulminiert und das ein Wunder des «Antichrist» ist, wie Selma Lagerlöf sagen möchte *, oder, wie ich lieber sage, ein Wunder des Satans, ist ein Ersatz für das verlorene Wunder Christi, die schwarze Magie der Technik und der ihr verhafteten Wissenschaft ein Ersatz für die weiße Magie des Reiches Gottes.

Daraus, aus diesem wieder mehr Negativen, folgt das zweite, das Positive: Die Atombombe ist ein Hinweis auf das Wunder der weißen Magie, besser gesagt: auf das Wunder des Reiches Gottes, auf die Möglichkeiten des Reiches Gottes. Wir haben vielleicht über diese Möglichkeiten, wenn man uns davon redete, als über Phantastik gelächelt. Aber

* Vgl. ihr Buch: «Die Wunder des Antichrist.»

nun haben wir ja in der Atombombe und in der Welt, auf welche sie die Aussicht eröffnet, eine Sache, die alle unsere Phantasie übertrifft, als Wirklichkeit vor uns. Sollte uns das nicht lehren, daß es sozusagen als Gegenstück zu dem, was im Weltreich und im Satansreich als Böses geschehen kann, im Reiche Gottes noch weit darüber hinausgehende Möglichkeiten des Guten geben könne? Zerschlägt die Atombombe nicht die allzu engen Schranken unseres Vorstellungsvermögens? Für mich ist sie auch in diesem Sinne eine überwältigende Offenbarung des Reiches. Es muß freilich zuerst ihr Nein gehört werden, damit auch ihr Ja gehört werden kann; es muß ihre Mahnung beherzigt werden, bevor ihre Verheißung sich verwirklichen darf. Aber die Verheißung bleibt das letzte Wort.

So verstehe ich die Atombombe, so ihr gewaltiges Nein und ihr gewaltiges Ja.

Habe ich damit alles verstanden, was sie sagen will?

Gewiß nicht. Die Welt wird über die Atombombe noch lange zu sinnen und zu denken haben. Auch ich habe sie selbstverständlich nicht ganz und völlig verstanden. Aber dessen, was ich verstanden zu haben glaube, bin ich ganz und völlig gewiß.

Möchte es auch Ihnen und anderen in diesem Sinne etwas bedeuten!

Mit herzlichem Gruß bin ich

Ihr ergebener *Leonhard Ragaz*

Zum Friedenskampf in unserer Zeit

I

Der Kampf um den Frieden ist in den *Mittelpunkt* aller geistigen und politischen Auseinandersetzungen in unserer Zeit getreten. Die Menschen und die Völker spüren und empfinden es in einer tiefen inneren Erschütterung, trotzdem sie in ihrem Bewußtsein noch stark im Banne der alten Gewalt- und Kriegswelt verharren und darum auch noch nicht zu neuen Lösungen und Wegen in der Politik fähig sind, die ihnen mit einer «neuen Wehrhaftigkeit», der Schaffung einer Völkerföderation mit einem politischen und sozialen Völkerrecht, die Überwindung des Krieges ermöglichte. Immer noch gibt es — mit Ausnahme kleiner und noch zu einflußloser Gruppen — keine *geistige Macht* in den Völkern, die die zweifellos vorhandene Bereitschaft zum Umdenken bei zahlreichen Menschen nicht nur zum Bewußtsein bringen könnte, sondern den Kampf zur Überwindung des Krieges mit aller Entschlossenheit und Unbedingtheit aufnähme. Die Kirchen sind darin so zwiespältig wie je, obwohl die ernsthafte Besinnung in vielen kirchlichen Kreisen aller Richtungen im Wachsen begriffen ist. Aber die Abhängigkeit von Staat und Gesellschaft ist noch so stark, daß

vorläufig wohl kaum eine entscheidende Wendung zu erwarten ist. Und wie steht es mit dem *Sozialismus* mit seiner offiziellen Vertretung, der Sozialdemokratie? Wir wissen, daß sie praktisch seit 1914 als echte und entschlossene Kraft im Friedenskampf ausfällt. Wie sie im Sozialen für den Kompromiß mit der bürgerlich-kapitalistischen Welt lebt, so übt sie es im Politischen. Sie hat für zwei Weltkriege die Arbeitermassen den aufkommenden Kriegsmächten und dem Krieg ausgeliefert, ohne je in den Jahren und Ländern, wo dies *möglich* war, einen entschiedenen Kampf gegen diese Kriegsmächte und für deren Entmachtung zu führen. Man denke nur an die Politik der deutschen Sozialdemokratie gegenüber der Reichswehr, dem Brutherd des deutschen Militarismus nach dem Ersten Weltkrieg, und an ihre Panzerkreuzerpolitik. Das hat alles zu Hitler geführt, während eine ernsthaft geführte sozialistisch-antimilitaristische Politik sehr wohl die Wendung in Europa hätte herbeiführen können, die Europa hätte gesunden lassen, den Zweiten Weltkrieg verhindert und uns auch vor dem neuen Europa-Experiment der alten Mächte bewahrt hätte, das heute im Gange ist und nur in den Augen Kurzsichtiger einen «Beitrag zum Weltfrieden» zu liefern scheint.

Wenn aber die Völker nicht ins «Nichts» der Atombombenwelt versinken sollen (und nur Unredlichkeit kann diese nächstliegende Möglichkeit bestreiten!), dann muß Entscheidendes für den Frieden und eine ihm allein entsprechende Welt der Gerechtigkeit in einem neuen Sozialismus, einem Völkersozialismus, geschehen, der in der Phase des Kampfes nicht eine ohnmächtige «Internationale», sondern eine aktive, eine *gemeinsame Weltpolitik aller sozialistischen Parteien* vertretende und in Aktionen der Arbeiterschaft in allen Ländern sich auswirkende Kampfgemeinschaft sein müßte, damit er eine bessere Lösung erkämpfe als der Kommunismus auf seinem Wege der Gewalt. Es fehlt den sozialdemokratischen Parteien der Geist und die Kraft des Unbedingten, der die entscheidenden Kämpfe wirklich aufnimmt. Im Ringen um den Frieden aber ist es ganz klar, daß wir zu einer Wendung nur kommen durch die völlige Absage an die Kriegsvorbereitung und an den Krieg und durch die Führung des entsprechenden unbedingten Kampfes. Das ist heute das Undoktrinärste, was es nur gibt, weil es das Notwendigste ist! Was hilft es dem Sozialismus, wenn er noch ein paar Jahre leben kann und sich von ein paar gewonnenen Parlamentssitzen allerlei verspricht, aber zusammen mit allen Völkern in den Untergang gerissen wird, der diesmal keine «Wiederholung» hinterließe?

Doch wie viele «Christen» und «Sozialisten» reden heute von der Notwendigkeit und Unüberwindbarkeit der Kriegs- und Gewaltwelt oder begründen ihre jetzige Rüstungs- und Kriegspolitik damit, daß die «andern», die «Kommunisten» oder umgekehrt die «Imperialisten», zu Rüstung und Krieg zwängen. Dabei tischen sie die alte Lüge auf, daß durch Kriegsrüstung der Krieg verhindert werde. Es ist klar, daß beide «Lager» oder Blöcke und alle andern Kriegsgruppen, die es daneben noch

gibt, die Kriegsrüstung nur deswegen aufrecht erhalten und betreiben, *weil* sie immer noch entschlossen sind, dieses Mittel zu gebrauchen, und sich keine andere «Sicherheit» und keinen andern «Schutz» denken wollen und denken können. *Dieser Kriegs- und Gewaltglaube aber ist immer noch die eigentliche Ursache des Krieges.* Wann hat man je mit Beharrlichkeit versucht, die sachlichen Fragen der Konflikte in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang zusammen mit dem Gegner zu lösen und neuen Boden gemeinsamen Rechtes mit ihm zu finden? Wann hat man versucht, mit der Beharrlichkeit und Opferwilligkeit das Riesenproblem der drängenden sozialen Fragen in der Welt in Freiheit zu lösen und jene Riesensummen *dafür* aufzuwenden, die man jetzt dem Rüstungsmoloch so bereitwillig in den Höllenrachen wirft? Warum hat man, wenn die Wahl zwischen diesen beiden Wegen stand, nicht diesen Weg gewählt, der mit jedem Jahr, den er begangen worden wäre, wirkliche Sicherheit, weil wirkliches Menschentum in der Welt geschaffen hätte?

Es ist in der Tat ein ungeheurer geistiger und seelischer Widerstand im Menschen, wenn er vor die Friedensfrage und alles, was mit ihr zusammenhängt — die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Wahrheit —, gestellt wird, wenn er vor das Reich Gottes und seine Friedensbotschaft und Forderung gestellt wird. Denn nur von daher wird die Friedensfrage ganz und wird sie ernst gestellt, mit jenem Ernst, der das Menschengewissen vor den Ruf Gottes stellt. Hier ist der Unglaube der «Gläubigen» und der «Ungläubigen» fruchtlos, hier kann nur wirklicher Glaube bei Gläubigen wie Ungläubigen die Wendung bringen.

Es wird nicht mehr und nicht weniger als die völlige Umkehr und Umwandlung verkündet, angeboten und gefordert. Es wird eine radikale, d. h. an die Wurzeln des Welt- und des Menschenwesens gehende Veränderung angesagt. Es wird in den Geburtswehen der alten zum Glauben und zur Hingabe an die neue Schöpfung aufgerufen. Das alles arbeitet auch in unserer heutigen Welt und in unseren heutigen Menschen, in ihrem «Sein» und in ihrem «Bewußtsein», die beide unlöslich mit dem *Gewissen* verbunden sind. Auch die kommunistische Gesellschaft steht nicht außerhalb dieser Tatsache! Würden wir darauf vertrauen und in diesem Vertrauen kämpfen, statt unsere «Interessen» als das Höchste anzubeten, welche Wandlungen könnten geschehen!

Dagegen aber erhebt sich aller Widerstand, den es nur geben kann — aller menschliche, aller dämonische, aller satanische Widerstand. Der Sturz in den Tod und das Nichts sollen weiter gelten, der Frevel des Krieges und der Gewalttat sollen weiter gelten. Der Bann der «Reiche dieser Welt», mit denen Satan sein Spiel gegen Gott und den Menschen treibt, sein wütendes Zerstörerspiel, soll weiter gelten. Es soll nicht an *diese* Welt gerührt werden, an ihre «Gesetze», auch wenn sie in ihrem selbstgewählten, menschenherrlichen Laufe im Weltbrande untergehen sollte, was schon die «Heiden», unsere germanischen Vorfahren u. a. wußten. Und sie soll ja eher untergehen nach Satans Willen und dem seiner

Anbeter und Diener, als daß sie wirklich erneuert, verwandelt, Gottes Reich werde! Es sollen eher der Tod und das Nichts mit seiner Eitelkeit die hohnvolle «Vollendung der Dinge» sein als das von Gott geschaffene, in Jesus gerechtfertigte und erlöste und in seiner Auferstehung neu verkündete Leben.

Im Grunde wird aller Widerstand gegen den Frieden heute wie zu allen Zeiten aus diesem *Abgrund* genährt; denn der Friede ist ein «Zeichen» des Reiches Gottes, dem widerstrebt, wer ihn nicht erstrebt und empfängt: so ist es bei der einzelnen Menschenseele, bei den Völkern, bei den «Mächten». Der Friede ist jene Einigung mit dem einen Gott und Vater, seinem Willen und seiner ganzen Welt, die allein auch die Völker im Reiche Gottes zusammenzuhalten vermag.

Dieser Widerstand prägt die Oberfläche der Menschenwelt und der Menschengeschichte, er senkt sich in deren Tiefe und steigt wieder aus den Tiefen auf. Er ist wie eine mächtige Flut, die dem erlösenden Wort Gottes widerstrebt, er ist jener «Koloß», der unter dem Throne des Höchsten und des Menschensohnes aufgerichtet ist, unzerstörbar, wie es scheint, ist er doch der Inbegriff der Menschenreiche ohne oder gegen Gott. Sie trotzen und blähen sich auf, auch wenn sie zuletzt nur noch aus Ton sind.

In diesen Tiefen müssen wir ansetzen in unserem Kampf, in diese Tiefen führt auch heute der Kampf. Ein Symbol für diesen Sachverhalt ist die *Atombombe* und was zu ihr gehört. Sie ist, wie Leonhard Ragaz es ausführt, eine gewaltige Mahnung und Drohung in einem. Die Kraftentbindung, die in der Schöpfung Gottes das Leben weckt und im Worte Gottes geschieht, wird hier als Kraft zur Vernichtung freigesetzt und in die Vernichtung verkehrt. Worauf Gott «um der Erde willen» in der Sintflutgeschichte verzichtet, auf die umfassende Vernichtung nämlich, darnach greift der Mensch heute in frevelhafter Überhebung, in seinem falschen Weltregierungswahn. Was Napoleon am Ende seiner Laufbahn erkannte: daß die Regierung der Menschenwelt eben doch nicht auf der Spitze des Schwertes errichtet werden könne, daß sie daran zugrunde gehe, daß dem ewig der Gekreuzigte widerstehe, das offenbart sich jetzt angesichts der Atombombe, ihrer Aufbewahrer und Handhaber mit voller Deutlichkeit: es gibt (und hat im Grunde immer nur gegeben) in bezug auf die *Regierung dieser Welt* nur die Wahl zwischen Christus, seiner Herrschaft und seinen Kräften, die die Zeichen des Reiches Gottes sind, — und dem Antichrist mit seiner Wahnwelt, in der entweder die ewige Notwendigkeit des Krieges gilt oder die Sicherung des Friedens auf Wegen vorgetäuscht und vollzogen wird, wo es sie nicht gibt. *Vor diese Wahl sind auch die Regierenden gestellt, die sogenannten «Obrigkeiten» und Mächte. Sie können sich auf kein eigenes Gesetz berufen.*

Nur der Weg Christi führt auch zur Herrschaft Christi. Was für den Meister gilt, hat ebenso Geltung für die Jünger nach des Meisters Aussage, die weder eine historische Kritik noch ein mit Dogmatik und Kirchlichkeit arbeitender Ungehorsam wird beseitigen können. Und *die*

Gemeinde hat den Auftrag, Gebot und Willen Christi die Völker zu lehren und ihnen das Reich zu verkündigen — keine andere «Ordnung», keinen andern «Willen», kein anderes «Gesetz». Entweder wir kommen zu diesem Manne Jesus Christus, dem Christus Gottes, nach seiner Weisung und seinem Gebot als Einzelne, als Gemeinde und als Völker vorwärts zu seiner Herrschaft — oder wir taumeln weiter in die Offenbarung, in die Werke und den Abgrund des Bösen. So ist die Entscheidung von Christus selbst gestellt, so wird sie von der prophetischen und apostolischen Botschaft der Bibel vertreten.

Die *abendländische Geschichte* ist ein leidvoller Versuch des Kompromisses mit Christus, vor dessen Endresultat mit seinen Trümmern wir heute stehen. So weit haben wir uns dabei von Christus entfernt, wie die Atombombe und ihre Welt nichts mit Christus und seinem Reiche zu tun haben. Darum sind wir jetzt auch vor eine endgültige Entscheidung gestellt. Wir müssen wählen zwischen Christus und seiner Welt und unserer in sich ausweglosen abendländischen Geschichte, die mit ihren Götzen von Katastrophe zu Katastrophe taumelt. Der Atombombenkrieg gegen den fixierten Gegner, der über diese Waffe und noch einiges andere ebenfalls verfügt, soll die abendländische Welt retten? Nur eine *völlige Wendung* kann uns vielmehr retten!

Vor diese Orientierung hat Jesus schon «damals» Israel, seine Jünger und durch sie die Völker gestellt. Nach diesen beinahe zweitausend Jahren (nicht umsonst haben Kierkegaard und Blumhardt der Vater darauf aufmerksam gemacht, daß eine ganze zweitausendjährige Geschichtsepoche zu Ende geht!) ist es klarer als die Sonne, daß sein Heil und Weg allein das Licht der Welt sind — und allein die Rettung. Sollte das nicht auch der Sinn und die *Lage Israels* im Heiligen Lande sein, ist es nicht wieder und diesmal mit seinem endgültigen Geschick vor den Weg Jesu gestellt? Wird es diesen Weg beschreiten und den Völkern darin vorangehen lernen? Wird es ihn beschreiten müssen, wenn «Heeresmacht und Gewalt» sich nicht als Halt und Sicherheit erweisen?

Die Bergpredigt mit dem ganzen Wort, Leben und Tun Jesu, das Kreuz und die Auferstehung, Christi Königsherrschaft mit den Pfingstgaben und der Pfingstbotschaft in seiner Gemeinde und für die Welt sind entweder das erlösende Schöpfungswort Gottes, Gottes Barmherzigkeit gegen uns und zugleich sein Ruf zu seinem Reiche — oder wir mögen uns endlich vollends ehrlich davon abkehren als von einem Trug. Die «Gottlosen» aller Art sind immer wieder redlicher als wir «Christen». Sie bekennen sich nicht zu etwas, was sie dauernd verraten und verdrehen. Der Trug eines als «Sinnestäuschung» auftretenden Christentums (Kierkegaard) ist zerrissen und wird vollends zerreißen. Dadurch wird uns Christus näherkommen. Er trennt sich von Christentum und Kirche, soweit sie ihm nicht dienen und Gottes Namen verherrlichen, er nähert sich den Menschen und den Völkern, die sich in dieser Finsternis aufmachen, das Licht und das Leben zu suchen. Jesus — der Menschensohn —

wird, auf den Wolken des Himmels kommend, d. h. von Gott aus, mächtig zur Entscheidung in die Menschenwelt eingreifend, der Hort und der Fels des Menschen und eines wahren Menschenreiches im Frieden Gottes sein.

Albert Böhler

(Schluß folgt.)

Wahrheitsdienst?*

Pfarrer Paul Trautvetter hat in der Nummer 17 des «Aufbaus» vom 23. April 1954 in einem «Radikalismus oder Pharisäismus?» betitelten Artikel Stellung genommen gegen das Zeugnis der Religiös-Sozialen Vereinigung der Schweiz zuhanden der Weltkirchenkonferenz in Evanston.

Wir müssen uns hier freilich schon korrigieren, denn Herr Pfarrer Trautvetter hat es offenbar nicht für nötig gefunden, das ganze Zeugnis (und ein Zeugnis ist ein Ganzes!) zu lesen, sondern hat sich auf die im «Evangelischen Pressedienst» wiedergegebenen Sätze dieses Zeugnisses — man muß schon sagen — gestürzt, um einmal wieder *sein* Urteil über uns abgeben zu können. Wenn der «Evangelische Pressedienst» als Mitteilungsorgan aus unserem Zeugnis nur einige Sätze zitierte, so entspricht das vielleicht der Art derartiger Informationsblätter, womit noch nicht gesagt ist, daß ein solches Auswählen immer das Wesentliche trifft. Wenn aber Herr Pfarrer Trautvetter zu Haltung und Gesinnung dieses Zeugnisses Stellung nehmen will, so dürfte man von ihm schon rein um der journalistischen Gewissenhaftigkeit willen erwarten, daß er ein solches Zeugnis ganz liest. Wahrheitsdienst hat er nicht einmal sich selbst gegenüber geleistet, geschweige denn gegenüber den Fragen, um die es im heutigen Friedenskampf geht.

Von *neun* Abschnitten unseres Zeugnisses hat er deren *vier* zu Gesicht bekommen. Es fehlen der erste Teil mit vier Abschnitten, der den *Ausgangspunkt* unserer ganzen Stellungnahme enthält, und der letzte, entscheidende Abschnitt. Dieser Abschnitt wie das ganze Zeugnis hätte Herrn Pfarrer Trautvetter sehr wohl darüber belehren können, wie es sich mit dem «Anpredigen des einen Lagers» verhält, von dem er redet. Sachlichkeit und Wahrheitsernst, die wir einst an Paul Trautvetter kannten und hochschätzten, sind in seiner ganzen Polemik nicht zu entdecken. Was soll aber eine Polemik, wenn sie nicht diesem Anliegen dient und sich ihm unterstellt?

Wir möchten, bevor wir zu gewissen Vorwürfen von Herrn Pfarrer Traut-

* Dieser Beitrag war schon für das Maiheft der «Neuen Wege» geschrieben und an die Druckerei abgeschickt worden. Er kam aber, was mit unsern eingesandten Manuskripten bisher nie geschehen war, nicht an seinen Bestimmungsort. Sein Thema ist aber dauernd aktuell.

vetter etwas sagen, in dieser Beziehung bemerken, daß es sich bei unseren Äußerungen nicht darum handeln kann, uns mit einem Mann, der hartnäckig *sein* Urteil wahrhaben will, auseinanderzusetzen oder uns vor ihm rechtfertigen zu müssen. Eine solche *Gesinnung* hat Herr Pfarrer Trautvetter nicht gegen uns, daß wir mit ihm über unsere Haltung im Ernst reden könnten. Das Urteil über unsern «Pharisäismus» können wir allen überlassen, die unser Zeugnis mit Wahrheitssinn und nicht aus andern Motiven und Leidenschaften heraus prüfen.

Die gegen uns gerichteten Vorwürfe geben uns im übrigen Gelegenheit, zu den bewußt kurz gehaltenen Abschnitten des Zeugnisses einige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen.

Es handelt sich um ein Zeugnis zuhanden der Weltkirchenkonferenz über die *Friedensfrage*. Ursprünglich sollte eine Erklärung von verschiedenen christlichen Friedensgruppen der Schweiz gemeinsam abgegeben werden. Es lag ein Entwurf des «Kirchlichen Friedensbundes der Schweiz» vor, auf den man sich nicht einigen konnte, so daß man überein kam, daß die einzelnen Gruppen eine eigene Stellungnahme ausarbeiten sollten. Wir haben das getan, und unser Zeugnis liegt vor. Der «Kirchliche Friedensbund» hat seinerseits eine Kundgebung ausgearbeitet und veröffentlicht. Wir können auch jener Kundgebung beipflichten.

Was möchte unser Zeugnis? Es will aus der *jetzigen Weltsituation* heraus zu den Christenmenschen reden, die als Vertreter ihrer Kirchen und der verschiedenen christlichen Denominationen zusammenkommen, um aus der *Verantwortung vor ihrem Herrn* zu den entscheidenden Fragen und Nöten unserer Welt Stellung zu nehmen.

Daß nach *zwei Weltkriegen* und angesichts der *Vorbereitung der Weltvernichtung*, die der nächste «Krieg» nach Ansicht aller ehrlichen Fachleute und aller gewissenhaft Denkenden bedeutet, die *Frage des Friedens und der Überwindung des Krieges* im Mittelpunkt der Verhandlungen dieser Versammlung stehen müsse (dies vor allem auch dann, wenn ernsthaft und nicht platonisch und philosophisch von der «christlichen Hoffnung», zu der der Friede gehört, geredet werden soll!), das ist die Voraussetzung, von der wir ausgegangen sind. Das bestimmt unsere Haltung in allen Fragen dieser Zeit. Das ist die *entscheidende* Frage, um die sich alle andern Fragen heute gruppieren. So hat auch Leonhard Ragaz die Lage gesehen, und wir wissen, daß wir in diesem Kampf in seinen Fußstapfen gehen.

Sofern wir noch «Christen» sein wollen, werden wir dabei das Heil und die Rettung der Völker beider «Lager» im Herzen tragen müssen und nicht ihr Verderben. Das Verderben tritt aber ein, ob wir «Verteidigungskrieg» oder Polizeiaktionen durchführen, es ist in jedem Fall der Vernichtungskrieg, wenn einmal die Hauptmächte der beiden «Lager» gegeneinander in Aktion getreten sind. Ein Mann wie Churchill, dessen Politik gerade deswegen so fragwürdig ist, weil sie immer wieder inkon-

sequent ist und die Politik der Kriegsmacher unterstützt, muß doch folgende Einsicht vertreten (in der Unterhausdebatte über die Berliner Konferenz): «Selbst wenn wir durch ein Jahrzehnt des Haders eines Kalten Krieges gehen müßten, unterbrochen von leeren Gesprächen, würde das immer noch den unaussprechlichen Schrecken vorzuziehen sein, die die Alternative wären.» Darum sind wir von der Tatsache dieser «die Erde und alles, was darauf lebt» bedrohenden Vernichtung ausgegangen und haben im Abschnitt 1 unseres Zeugnisses gesagt: «Heute, im Zeichen der Atombombe und anderer satanischer Vernichtungsmittel, ist ein Krieg unter keinen Umständen verantwortbar, weil er ein bewußter *Völkermord* wäre und einen *Angriff auf Gottes ganze Schöpfung* darstellt.» Darüber sollte man nach der Explosion der Wasserstoffbombe, der Tatsache der Kobalt- und Stickstoffbombe, überhaupt der sogenannten ABC-Waffen, nicht diskutieren müssen. Leonhard Ragaz hat über *das «Zeichen» der Atombombe für die Menschheit* im Septemberheft 1945 der «Neuen Wege» (wir drucken darum seine Äußerungen in diesem Hefte ab) schon das Wort gesagt, das wie nichts anderes uns in unserem unbedingten Friedenskampf festmachen kann. *Alle* Menschen und *alle* Völker müssen auf «das Wort Gottes durch die Atombombe» hören und umkehren lernen. Es ist der Sinn dieses Gotteswortes, daß es uns allen die Umkehr noch einmal in Seele, Geist und Herz eingebrannt hat, wie es das nur ein *letztes* Wort tut, das dem menschlichen Geschlecht einer Zeit zugesprochen wird. Darauf nicht hören und die Vernichtung zurüsten, nicht nach Wegen suchen, die zum Leben führen, statt zum Tode, nicht nach Gottes Wegen und Weisungen auch in der Völkerpolitik suchen und fragen wollen, nennen wir «Frevel», der mit dem Hinweis auf alles frevelhafte Tun der Kommunisten nicht vermindert oder entschuldigt werden kann. Und wes Geistes Kinder sind denn die «Kommunisten»? Deswegen reden wir so, wie wir reden, nachdem wir die Argumente der Kriegs- und Gewaltpolitiker aller Art, der östlichen und der westlichen, die einander in der Vertretung der «Politik der Stärke» so ähnlich und gleichgerichtet sind, *daß die ideelle Zielsetzung und die menschliche Begründung gerade dadurch zur Lüge und zum Selbstbetrug werden,* dauernd anhören müssen.

Noch anders ausgedrückt: Wir sind nicht bereit, uns über die Rettung des Menschentums und aller menschlichen Werte, die Ursprung, Gültigkeit und Ziel in Gottes Schöpfung und Erlösung haben, durch die Vorbereitung der Weltvernichtung in der jetzigen Aufrüstung belügen und betrügen zu lassen! Es ist ein so augenscheinlicher Selbstbetrug, ein so offensichtlicher Pakt mit den Dämonen und ihrem Herrn, daß man wahrlich kein Pharisäer sein muß, wenn man sich mit aller Kraft des Geistes gegen eine Politik stemmt, die mit *allen* Argumenten, die sie für sich anführt, doch im Bann und Dienst des Bösen und der Weltvernichtung bleibt. Max Arnold hat es (Mainummer: «Der Öffentliche Dienst»)

so ausgedrückt: «Wer uns mit der Atombombe in der Hand den Frieden anbietet, dem ist nicht über den Weg zu trauen. Er kann ein Verbrecher, ein Kranker oder ein Unmündiger sein. Auf jeden Fall ist er eine Gefahr für alle. Hüten wir uns vor ihm!»

Wir haben darum im Abschnitt 2 unseres Zeugnisses gesagt: «Jeder reife und denkende Mensch und jedes Kind weiß, daß auch ein sogenannter Verteidigungskrieg (das ist zum Beispiel auch ein russisches und kommunistisches Hauptargument zur Begründung der Rüstung, das nach den Erfahrungen Rußlands mit dem Westen gewiß nicht unbegründeter ist als die entsprechenden Argumente des Westens!) oder eine sogenannte Polizeiaktion zum bewußten Massenmord wird. Mit diesen Worten verbinden sich heute nur Ausweglosigkeit, Heuchelei und Lüge sowie der Glaube an die Gewalt.»

Nur in der Stumpfheit der Gewissen und der Dumpfheit des Geistes können wir uns verhehlen, daß wir vor Entscheidungen gestellt sind, wie sie so noch keinem Geschlechte der Menschen aufgegeben waren. Wir sind nicht nur mit unseren besseren Mitteln und Wegen an ein Ende gekommen, sondern vor allem mit unseren sündigen Mitteln und auf dem zu Ende gefahrenen Geleise der Sünde. Heute müßte Nietzsche nicht nur zu uns sagen: «Bessere Lieder müßten sie mir singen, wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte», sondern er müßte sagen: «Völlig andere Wege müßtet ihr gehen, wenn die Botschaft eures Erlösers und von eurem Erlöser glaubhaft und nicht nur für die Einzelseele, sondern auch für die Völker rettend sein sollte.» Ist diese Frage nicht vernehmbar in unserer Zeit?

Unter Furcht und Drohung, mit Feindschaft und Haß können die Völker auf die Länge nicht leben; die Einsicht, daß sie die Rüstungen so oder so ruinieren werden, wird allem Selbstbetrug gegenüber sich behaupten. Es wird auch das klar werden, was wir in Abschnitt 3 unseres Zeugnisses gesagt haben: «Freiheit, Demokratie, Menschlichkeit und Gerechtigkeit würden niemals durch solchen Massenmord und Frevel gegenüber Gott verteidigt oder gerettet werden. Solches vorzuschützen, ist entweder Ohnmacht oder Glaube an die Macht des Bösen.»

Kurt Löwenstein bemerkt mit Recht zu dem letztlich auf dem Zirkel von *Furcht* und *Drohung* basierenden Konzept der heutigen Weltpolitik (Mitteilungsblatt vom 9. April 1954, Tel-Aviv): «Der Punkt ist erreicht, an dem mit dem Mittel der Furcht als dem Instrument der Bändigung allein kein Auskommen mehr ist. Vielleicht mag solche Furcht sogar wirksam sein. Aber in ihrem Banne zu leben, ist unmöglich. Dies würde atemberaubend sein. Die Furcht säße den Völkern an der Kehle, jede freie Entwicklung der Gesellschaft und des Geistes würden unterbunden sein. Die Folge wäre unausbleiblich, daß *alle Völker zu Sklavenhaushalten würden*, in denen alle Regungen des Menschen dem einen Ziele untertan gemacht würden: bereit zu sein zu diesem äußersten, brutalsten und immer brutaler werdenden Angriff oder zu der den Angriff möglichst noch übertreffenden

Vergeltung. *Wahrlich, dieses Leben wäre nicht mehr wert, gelebt zu werden!...* Es besteht ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen den sibirischen Sklavenlagern, den Gaskammern von Auschwitz und den Atomverwüstungen von Bikini. Dies ist *eine* Welt, und die Erfinder der verschiedenen Methoden sind Menschen, die sich im Allerletzten gar nicht so sehr voneinander unterscheiden und in ihren Zielen nicht sehr weit voneinander entfernt sind. Es zeigt sich heute mehr und mehr, wie sehr die Vernichtung einander ähnelt, wenn sie in der gleichen Zeit, von den Menschen des gleichen Kulturkreises und mit den Mitteln derselben technischen Zivilisation erdacht und exekutiert wird.»

In der Tat: es könnte nicht mehr gelebt werden, weil *alles* Dienst an der Vernichtung würde und schon weitgehend ist und die Auslöschung des Lebens wie der Werte in sich trüge. «Der Menschenmörder von Anbeginn» käme ans Ziel, nicht nur dadurch, «daß sich Volk gegen Volk und Reich gegen Reich erhebt» nach dem Gesetze dieser Welt, sondern vor allem dadurch, daß wir Menschen uns Liebe und Wahrheit hätten völlig in den Herzen ertöten lassen. *Der Totalismus jeder Art kann durch die der Menschenseele trotz aller Verkehrung unverlierbar eingestifteten Kraft der Freiheit und Wahrheit im Bunde mit der Weltüberlegenheit der Kräfte des Reiches Gottes überwunden werden, nie kann er das letzte Wort haben; der «Totalismus» des Atombombenkrieges aber ist der Vernichtungsbann über die Menschenwelt auf Erden.* Auf dem Blachfeld der Hölle wird keine Fackel der Freiheit, des Rechtes und der Menschlichkeit mehr zu entzünden sein. Es wird nur noch das «Heulen und Zähneklappern» einer vernichteten Menschenwelt geben, die sich selbst gerichtet hat. Die Völker, die sich heute aus diesem Todeszirkel bewußt herauszuhalten versuchen (Herr Pfarrer Trautvetter, der alles in die zwei Götzenlager aufteilen möchte, wird sie wahrscheinlich auch des «Pharisäismus» zeihen), sind keine Neutralisten und keine Defaitisten, wie die Gläubigen des Krieges wähnen, sondern weil sie noch den Mut zu etwas anderem haben als den Mut zur Gewalt, die heute nicht einmal mehr eine echte Alternative zur Feigheit ist, vertrauen sie auf den Weg ins Unbekannte, der zur Überwindung des Krieges führen muß. Es scheint, daß sie immer noch mehr von Gandhis Geist in sich tragen als wir, die wir jetzt gerade an Pfingsten wieder vom heiligen Geist und vom Geiste Christi geredet haben und diesen Geist in den entscheidenden Fragen des heutigen Völkerlebens verleugnen.

Von einem «Verdammungsurteil gegen Tell, Wilson, Roosevelt und Masaryk» ist in unserem Zeugnis keine Spur. Warum muß Herr Trautvetter die Namen von Menschen mißbrauchen, die in der Menschengeschichte verantwortlich handelnd aufgetreten sind? Sollen sie die Richtschnur unseres Glaubens sein, in deren Seele gerade die Frage nach der «besseren Gerechtigkeit» auch unter ihrem besten Handeln nie erloschen ist? Sicher aber ist eines von diesen Männern: daß sie den geistigen Mut gehabt hätten, die menschliche Verantwortung und den

Gehorsam gegen Jesus Christus in einer *völlig veränderten und unvergleichbar gewordenen Situation der Welt* und aller in ihr zu Recht oder zu Unrecht gültigen Mittel und Wege des Kampfes um die Menschwerdung des Menschen nicht nur auf sich zu nehmen, sondern auch neu zu überdenken, *umzusinnen* im Sinne der Bergpredigt und des Kreuzes, im Sinne Christi oder des Evangeliums, von denen wir gar nicht unbescheiden geredet haben, von denen wir aber allerdings meinen, daß sie *das einzige und wegweisende Wort überhaupt und für diese Weltstunde und für die Völker in dieser Situation im besonderen sind.* Überdies wissen wir, daß Wilson, Roosevelt und Masaryk mit den sich auf diesem Hintergrund erhebenden Fragen schon zu ihrer Zeit aufs tiefste gerungen haben und daß das letzte Wort ihrer Seele der Aufblick zu dem Christus war, der einmal die Pforte zu diesem Weg für die Völker werden würde. Und wie erschütternd verkündet die Geschichte des tschechischen Volkes diese Frage! Ist ihm je dauernde geschichtliche Existenz und Leben aus der Bejahung der Gewalt und des Krieges erwachsen? Ist die Frage, die Peter von Cheltschizki in seinem «Netz des Glaubens» prophetisch gegenüber der damaligen Christenheit erhoben hat, nicht zur Posaune des Gerichtes über die heutige Christenheit geworden und vielleicht auch zum Hinweis auf die Entscheidung unserer Tage? Masaryk auf alle Fälle weiß um diese Frage. In einem Geleitwort zu der oben erwähnten Schrift von Cheltschizki sagt er: «Tolstoj war sehr erstaunt, seine fundamentale Ansicht vom Nichtwidersetzen bei Cheltschizki ganz klar und bestimmt ausgesprochen zu finden. Er glaubte die auffällige Koinzidenz der Gedanken auf das slawische Wesen Cheltschizkis und seiner selbst zurückführen zu können.»

Ich will diese Erklärung dahin gestellt sein lassen. Ich selbst sehe in Peter Cheltschizki einen der kräftigsten Reformatoren des westlichen Europas. In seiner Lehre vom Nichtwidersetzen finde ich die richtige Erkenntnis, daß im Mittelalter die Kirche und der Staat eine Einheit oder, mit andern Worten, eine Theokratie bildeten. Von dieser Erkenntnis aus verwirft Cheltschizki, wie er sich ausdrückt, beide Walfische, die Kirche und den Staat — die Idee der Trennung beider Gewalten ist erst später aufgekommen.»

Wie, wenn nach der verweltlichten mittelalterlichen «Theokratie» und der unheilvollen Trennung der beiden Gewalten in der «Neuzeit», an der die Welt im Weltkrieg zugrunde zu gehen droht, die «theokratische Erkenntnis» (L. Ragaz) von dem *einen* Reiche Gottes für alle Völker und die zu ihr führende «Revolution Christi» (L. Ragaz), zu der unauflöslich die Annahme seines Weges und seines Gebotes gehören, das lösende und rettende Wort für unsere Zeit wäre? Jesus — wir wissen, warum wir jetzt so sagen — ist dieses Wort nach unserem Glauben immer gewesen — «heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht!» — in unseren Tagen aber wird es doch offensichtlich, daß die Wege dieser Welt auch für die Völker zu Ende gehen, aber der Weg des «Menschensohnes» als Weg für die Völker unausweichlich geworden ist. Davon

wußten schon die Propheten des Alten Bundes. Nicht genug können wir, was in Jesaja 2 und Micha 4 zusammen mit der Bergpredigt und dem Kreuz zu uns gesprochen wird, für die heutige Lage bedenken. Wir, die wir uns «Christen» nennen, haben wahrscheinlich nicht mehr lange Zeit, den Menschensohn und seinen Weg wirklich anzunehmen. Wir wollen gar niemanden belehren und richten, wenn wir sagen: Wir glauben, daß dieses Entweder-Oder vor uns alle und alle Völker heute gestellt ist, und wir für unsern Teil wollen versuchen, das zu bezeugen. Es ist mehr und etwas völlig anderes nötig als «Heeresmacht und Gewalt», die uns doch nicht retten können. Wer kann das heute noch mit gutem Gewissen und vor dem Richtstuhle Christi behaupten?

Wir sind völlig auf die Umkehr verwiesen, mit der Jesus einst seinem eigenen Volke den rettenden Weg öffnen wollte und die er prophetisch allen Völkern verkündet und durch sein Leiden, Sterben, Auferstehen und seine königliche Herrschaft allen Völkern «zum Zeugnis über sie» verkünden läßt. Umkehr kann aber nicht in der Weiterverfolgung des Weges der Sünde und des Frevels bestehen, ebenso wenig wie die echte Solidarität der Schuld die Einwilligung in ihre Fortsetzung oder äußerste Steigerung bedeuten kann; vielmehr wirkt sie das Vernehmen des Rufes zur Umkehr und zu dem Reiche, das über allen Völkern verkündigt und ihnen als Gabe, Kraft und Verheißung angeboten ist. Sollte das nicht stärker sein als die Drohung des Kommunismus? — «so ihr Glauben habt eines Senfkorns groß»!

Das aber ist die Schwere unserer Frage — wir wissen es. Wir wissen aber auch, daß heute vor uns alle, auch vor die, die anders denken und sich anders glauben entscheiden zu müssen als wir, die gleiche Frage gestellt ist: «Wird aber der Sohn des Menschen, wenn er kommt, auf der Erde den Glauben finden?» *Albert Böhler*

Jedermann sei untertan der Obrigkeit . . .

Es ist recht merkwürdig, zu beobachten, daß in den ersten Jahren nach verlorenen Kriegen, wenn allgewaltige Machthaber ihr Ende gefunden haben und fremde Herrscher das Regiment führen, jenes Wort des Apostels Paulus aus Röm. 13, 1—7, «Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat», wenig interessiert. Es versinkt für kurze Zeit in einen Dornröschenschlaf. Man wehrt sich insgeheim und dann immer lauter gegen die fremde Obrigkeit und denkt gar nicht daran, ihr das Zugeständnis einzuräumen, daß auch sie «von Gott verordnet» sein könne. Im Gegenteil, interessierte Kreise trachten danach, die Gewalt wieder selbst in die Hand zu bekommen. Sobald darin ein gewisses Stadium erreicht ist, wird das Thema Militärmacht und Wiederbewaffnung

akut. Dann aber wird totsicher die alte Platte hervorgeholt und aktuell: «Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.» Damit versucht man hauptsächlich jenen christlichen Gewissensbedenken zu begegnen, die

1. in der Vergewaltigung der Freiheit der Persönlichkeit durch die Militär- und Kriegsdienstpflicht und den erzwungenen Eid,
2. in der Vergewaltigung des Gewissens durch die Vorbereitung und Forderung des Menschentötens im Kriege ein Ärgernis für das zeitliche und ewige Sein erblicken.

Die Apostel und die Obrigkeiten

Selbst wenn Paulus im Brief an die Römer (13, 1–7) und Petrus im ersten Brief (2, 13–17) von dem Untertansein gegenüber der Obrigkeit reden und daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt, und ermahnen, den Obersten und Hauptleuten Gehorsam zu leisten, so ist daraus keineswegs eine allgemeinverbindliche Forderung herzuleiten, daß der Mensch sich allen obrigkeitlichen Verfügungen und Ansprüchen unterzuordnen habe, selbst wenn sie sich gegen seine religiöse Überzeugung und sein Gewissen richten. Die Zahl der Bibelstellen, die das beweisen, ist derart groß, daß es sich erübrigt, sie zu zitieren. Schon das Auftreten der Propheten des alten Bundes ist alles andere als ein stummes sich Unterordnen unter die Obrigkeiten, wenn es um den Auftrag Gottes ging. Aber auch Petrus und Paulus haben den Obrigkeiten widersprochen und sind den in ihrem Gewissen von Gott gewiesenen Weg gegangen. «Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen», sagt Petrus vor dem Hohen Rat, als ihm geboten wird zu schweigen. Gerade Paulus dachte nicht daran, sich von Gewalten in seinem Handeln derart bestimmen zu lassen, daß er in Gegensatz zu dem geriet, was er die Liebe Gottes nannte. «Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, noch Engel, noch Fürstentümer, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.» Beide Apostel haben durch ihre Haltung und ihren Märtyrertod für alle Zeiten bezeugt, daß sie ihr Gewissen und ihre Bindung an Gottes Gebot höher stellten als obrigkeitliche Verordnungen.

Obrigkeiten und das Volk

Das einfache, unverbildete Volk hat sich einen Sinn für die Echtheit christlicher Werte und Forderungen bewahrt, trotz der Mißdeutungen dessen, was man schlechthin «Gottes Wort» nennt. Dem einfachen Menschen will es nicht einleuchten, daß Verordnungen und Gesetze der Obrigkeiten, die sich wider Gottes Gebot und das Gewissen richten, gerechtfertigt sind durch den Hinweis, daß Obrigkeiten von Gott verord-

net seien. Das Volk mußte fast stets an erster Stelle die Folgen obrigkeitlicher Fehlverfügungen auf sich nehmen. Durch Jahrtausende trägt es in unzähligen Kriegen die größten Opfer an Gesundheit, Blut und Leben und die Hauptlast der Entsagungen nach verlorenen Kriegen. Es hat stets die größeren Leiden an knechtischer Unfreiheit, Unterwerfung (sogenanntem Gehorsam) und Erduldung von Gewaltmißbrauch seitens der eigenen herrschsüchtigen «Obersten und Hauptleute» aufgebürdet bekommen. Ebenfalls von seiten der Sieger. Jene, die heute wieder in Versammlungen und Öffentlichkeit so laut die Wiederherstellung der sogenannten Soldatenehre fordern, sind es meist gewesen, die es zuließen oder sich selbst daran beteiligten, daß die Menschenehre tausendfach in den Staub getreten wurde.

Die Abtötung des Menschlichen ist eine Vorstufe des Krieges. Schon die Attrapen für Schießübungen, die menschliche Formen haben, die Strohpuppen für Bajonettübungen usw. sind die «Erziehungsmittel», die mithelfen, die Achtung vor Gottes Ebenbild gründlich zu zerstören; von dem Ton auf den Kasernenhöfen ganz zu schweigen.

Von der «gottgewollten Ordnung» der Obrigkeit reden nur zu gern jene, denen diese «Ordnung» Vorrechte und Vorteile einräumt. Sie können auch mit Fug und Recht von Verteidigung der «Freiheit» reden, die sie für sich reserviert haben. Der Mann des Volkes ist noch weithin mit dem Begriff «Untertan» belastet und wird als solcher bewertet und behandelt. Als Steuerzahler spielt er eine beachtliche Rolle. Als Zivilist ist er geschätzt als Quelle des Arbeits- und Menschenmaterials. Im Kriege erlischt die Rücksichtnahme auf ihn mit der Zunahme der Gefahr. Als Soldat unterliegt er einem bedingungslosen Gehorsam. Beladen mit geisttötenden, knechtischen Pflichten, sinnloser Zeitvergeudung, menschlichen Entwürdigungen und Unterwürfigkeiten (zum Beispiel nur die Ehrenbezeigungssucht der Vorgesetzten) erlebt er die Tragik, das Opfer «gottverordneter Obrigkeiten» zu sein in allen erdenklichen Nuancen. In einer einzigen Stadt Westdeutschlands lagen fünf Jahre nach Kriegsschluß noch 20 000 Anträge auf Rentenzahlung vor, die ihrer Bearbeitung harrten. Das ist nur ein Punkt zu dem Thema «gottgewollte Ordnung», die Kardinal Dr. Frings uns unlängst wieder in Erinnerung brachte. Nur schade, daß es als Plädoyer für eine neue Remilitarisierung gedacht war und nicht als Anwaltschaft für jene Millionenheere, die noch auf Erledigung ihrer Anträge als Wohnungssuchende, Flüchtlinge und sonstige Opfer des Krieges warten.

Lebensfurcht und Selbsterhaltungstrieb im Bunde mit archaischer Gläubigkeit und Unterordnungsbereitschaft

Man muß die Geduld und Langmut der Zivilisten (Untertanen), der bedingungslos Gehorsamen (Soldaten) und der Laien (Gläubigen) oft bewundern, bewundern ihre seelische Tragfähigkeit, Gläubigkeit und Un-

terordnungsbereitschaft. Man kann diese Erscheinung nicht allein aus der Furcht um die Erhaltung der Existenz erklären, auch nicht damit, daß ein großer Prozentsatz aus Resignation oder Zustimmung sich beugt. Viele Männer beugen sich dem militärischen Befehl nur widerwillig und gegen ihr besseres Gewissen, weil sie die kalte Faust kennen oder verspürt haben, die sie unbarmherzig ruinieren und vernichten würde. Untertanen und Bürger führen seit jeher resigniert den Kampf um ihre Menschenrechte gegen Behörden und Obrigkeiten. Überschreiten sie die genau abgesteckten Grenzen, so wird ihnen bald klargemacht, daß ihre Begriffe von Freiheit und Gleichberechtigung falsch sind.

Es reichen jedoch Lebensfurcht und Selbsterhaltungstrieb, Resignation und freiwillige Zustimmung nicht aus, um das Verhältnis der Menschen zu den Obrigkeiten zu erklären. Es lebt offensichtlich in den Seelen ein archaischer Verehrungstrieb, verbunden mit Unterordnungsbereitschaft und Gläubigkeit. Diese seelischen Züge und Regungen sind nicht wegzuleugnen. Sie treten als ein mehr oder weniger unterbewußtes seelisches Erbgut der Menschheit in Erscheinung. Es spiegelt sich darin deutlich erkennbar ein längst vergangener Zustand wider, wo der Mensch zu über ihm stehenden göttlichen Führern — seien es nun Engel oder göttliche Priesterkönige gewesen — in einem ähnlichen Verhältnis stand wie etwa heute die Tierwelt zum Menschen, das heißt sofern er wirklich noch Königtum in seinem Verhältnis zur Tierwelt offenbart. Auch beim Tier, das in der Gemeinschaft mit dem Menschen lebt, erkennen wir bereits ganz deutlich neben der Furcht vor dem Menschen den Verehrungs- und Unterordnungstrieb. Jener fern zurückliegende Zustand spiegelt sich im seelischen Gefüge des Menschen wider, ähnlich wie die Erlebnisse der Kindheit nachweislich, bewußt oder unbewußt, im Seelischen des Erwachsenen fortleben. Auch das Verhältnis zwischen Kindern einerseits und Eltern und Erziehern anderseits ist letzten Endes Widerspiegelung jener uralten archaischen Ordnung. In Daniel 10, 13, wird die Herrschaft der Engelfürsten als Führer der Völker noch einmal klar sichtbar. Ebenfalls berichtet uns die Bibel an verschiedenen Stellen ausführlich über einen archaischen göttlichen Priesterkönig, der als Melchisedek, König von Salem, erwähnt wird. Er wird beschrieben in Hebräer 7 als einer, der ohne Anfang und ohne Ende ist. Die Durchlauchtheit geschichtlicher Könige wird bestenfalls nur Abglanz jener gotterleuchteten archaischen Herrscher gewesen sein, die wirklich von Gottes Gnaden die Völker regierten. Im Leben der geschichtlichen Gestalten Abraham, Moses, David und Salomo finden wir noch deutlich Spuren von der ursprünglichen Art archaischer Herrschaft. Ihr Adel war ein Gott wohlgefälliges Leben, das ihnen die unübertreffliche Würde verlieh, in Gottes Gegenwart treten zu dürfen und von ihm Weisungen zu erhalten.

Es ist gewiß bedeutungsvoll, daß am Schneidepunkte zu einer neuen Weltenära der Priesterkönig Melchisedek noch einmal wie Abschied nehmend und zugleich segnend im Leben Abrahams erscheint. Er übertrug

damit das Amt der Herrschaft menschlichen Führern. Mehr und mehr vollzog sich seitdem die Trennung des Doppelamtes Priester und König. Durch die Jahrtausende ist ursprünglicher Inhalt und Glanz königlichen Herrschertums verblaßt und entartet. Die Apostel vor 2000 Jahren lebten aber noch in dem starken Bewußtsein der Nachwirkung jener alten archaischen Ordnung, daß Könige von Gott verordnete Obrigkeiten waren, bestimmt, die Menschheit zu führen und zu regieren, und denen man als an Gottes Statt Gehorsam schuldete.

Das Zeitalter der persönlichen Verantwortung vor Gott

Mit dem Kommen Christi war ein neuer Wendepunkt, eine neue Weltenära angebrochen. Aus dem Bewußtsein der alten archaischen Weltenordnung schrieben die Apostel Petrus und Paulus jene Worte von der gottverordneten Obrigkeit und der Liebe zum König. Sie werden gewußt haben, daß das neue Bewußtsein von der Herrschaft und Ordnung von innen her, der persönlichen Verantwortung des Menschen vor Gott, erst im Werden begriffen war. Das neue Zeitalter war zwar mit Christus angebrochen, aber nur wenige waren bereit, seinen tiefen Sinn und sein Ziel zu verstehen und anzuerkennen. Die Apostel erkannten in Christo den neuen Priesterkönig nach der Ordnung Melchisedeks (Hebr. 7), der gekommen war, eine neue Herrschaft zu errichten. Jedoch keine äußerliche Herrschaft, sondern eine Herrschaft von innen her. Der unterwürfige Gehorsam vor äußerlichen Obrigkeiten muß weichen vor dem inneren Gehorsam gegen Gottes Gebot und das Gebot der Obrigkeit des Christus in uns. «Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen», erklärt Petrus vor dem hohen Rat. Aus ihm spricht der Urprotestant, der der alten archaischen Forderung bedingungslosen Gehorsams widerspricht. Aus dieser neuen Schau geistiger Bewußtseinswandlung ist auch das Wort des Petrus zu verstehen: «Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum . . . , daß ihr verkünden sollt die Tugenden des, der euch berufen hat aus der Finsternis zu einem wunderbaren Licht.» Auf diese angebrochene Wandlung in den Seelen deutet auch das Wort aus Offb. 1, 5–6, hin, daß Christus uns vor Gott zu Königen und Priestern gemacht hat. Außerdem haben die Propheten vorausgeschaut, daß der Tag kommen werde, wo nicht mehr äußerliche Gebote von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten die Menschen beherrschen werden, sondern das in das Innere verlagerte Wort und Gebot Gottes, das in ihre Herzen und Sinne geschrieben sein wird. (Jerem. 31, 33.)

Die Hinweise jener Theologen und christlichen Politiker, und mögen sie noch so hohe Ämter bekleiden, die uns wieder an den bedingungslosen Gehorsam gegenüber äußerlichen Obrigkeiten binden möchten, werden den geistigen Tatsachen nicht gerecht. Nur zu deutlich vernehmen heute viele die Stimme und das Gebot der Obrigkeit Jesu Christi im Innern, die sie zur göttlichen Ordnung und zu geistigem Gehorsam ruft. Jene weltlichen und geistlichen Obrigkeiten, die bei ihren Herr-

schafts- und Gehorsamsansprüchen beharren, geraten in die Dekadenz, da ihnen nicht aufgegangen ist, daß längst ein neuer König und Herrscher geboren wurde. Sie werden wiederum zum Kaiphas, Herodes und Pilatus am erwachenden Christusbewußtsein ihrer Mitmenschen und Gemeindeglieder.

Revolutionen und ihre geistige Ursache

Die Umkehrung der obrigkeitlichen Machtverhältnisse, die sich unaufhaltsam in den Seelen der Menschen seit dem Kommen Christi vollzieht, ist zugleich die größte aller Revolutionen, die je stattgefunden haben. Sie vollzieht sich ohne Blutvergießen. Nicht durch äußere Revolutionen kann der alte Zustand überwunden werden, sondern durch die innere Wandlung. Die Verkennung dieser Tatsache veranlaßt viele Anarchisten, Syndikalisten, Kommunisten und sonstige Rebellen, die Lösung nur in der Änderung äußerlicher Machtverhältnisse zu suchen. Das Ergebnis ist jedoch immer wieder, daß an die Stelle der alten Oligarchie, der Herrschaft weniger, nur eine andere Form der Oligarchie tritt, die die abgelöste Herrschaft meist noch an Herrschsucht und Zwang übertrifft. Von dieser Warte aus gesehen können zwar Rebellionen die geschichtliche Aufgabe erfüllen, alte dekadente Formen archaischen Herrschertums aufzubrechen, sie können aber das eigentliche geistige Ziel, das der Menschheit gesetzt ist, nicht erreichen, wenn die innere Umwandlung des Menschen, seine persönliche Verantwortung vor Gott, die Herrschaft des Christus in uns, nicht verwirklicht werden.

Instinktiv und dumpf empfindet die große Menge, daß eine Änderung Platz gegriffen hat, daß die alte Ordnung aus dem Gefüge geht, was sich sogar in einem veränderten Verhältnis zwischen Eltern und Kindern auswirken muß und besonders in der zunehmenden Empörung der unterdrückten Volksschichten und Völker gegen ihre Bedrücker zum Ausdruck kommt. Die große Menge ahnt aber nicht, daß die Änderung der alten Ordnung an erster Stelle sich in ihrem seelischen Gefüge vollziehen und von innen her alle und alles ergreifen will. Das offenbart zugleich die Sinnlosigkeit der Anstrengungen jener Kreise, die noch stets mit allen Machtmitteln versuchen, das Stürzende zu halten. Wird die Menschheit nicht zur geistigen Selbständigkeit geführt und wird nicht alle Anstrengung gemacht, um im einzelnen die innere Herrschaft der Stimme des Guten Hirten zu errichten, so muß Rebellion und Sittenlosigkeit immer mehr um sich greifen, ganz einfach, weil der Mensch in zunehmendem Maße an der äußeren Herrschaft der zerfallenden archaischen Ordnung und der alten Sittengesetze seine seelische Ausrichtung verliert.

Geistliche Obrigkeit und weltliche Obrigkeit

Im Laufe der Geschichte entstand oft die Frage, welche Obrigkeit, die geistliche oder die weltliche, die eigentlich maßgebende sei. Es herrschte

ein Zustand der Rivalität zwischen staatlichen und kirchlichen Machthabern, die Menschenalter hindurch die Welt in Spannung hielt. Erst Konkordate und Verträge der kirchlichen Obrigkeiten mit den Staaten, wobei die Machtansprüche ausbalanciert wurden, ließen den alten Zwist verstummen oder zurücktreten. In welcher Weise gerade die geistlichen Obrigkeiten die Rechte der weltlichen Obrigkeiten mißachtet haben, davon könnten die alten Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ein Lied singen. Sie waren damals nur dann «von Gott verordnet», wenn sie diese Verordnung aus päpstlicher Hand empfangen hatten. Die Auflehnung dagegen führte zu blutigen Kriegen.

Auch kann man nicht behaupten, daß die Kirche dort, wo sie sich der Obrigkeit beugte, dieses immer aus dem Gehorsam gegen die Heilige Schrift getan hat. War es nicht vielmehr oft der Mangel an Bekennermut, menschliche Furcht oder Sorge um die eigene Machteinbuße und um die aufgehäuften irdischen Güter, daß sie nicht Gott mehr gehorchte als den Menschen? Trifft nicht oft in der Geschichte der Kirche, die viele Güter hatte, das zu, was vom reichen Jüngling gesagt ist, daß sie, statt die Nachfolge Christi und die Aufteilung ihrer Güter unter die Armen zu wählen, meist eigene Wege ging? Wohnen nicht die Führer und Fürsten der geistlichen Obrigkeit auch heute noch in den «Palästen und reichen Häusern» des reichen Jünglings, statt sich in die Nachfolge und Gemeinschaft dessen einzureihen, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte?

Die Obrigkeit im Römischen Reich und die Obrigkeit im Sowjetstaat

Waren die ersten Christen und die Apostel tatsächlich vorbehaltlos Befolger des Grundsatzes «Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat»? Keineswegs. Sie lehnten es ab, den Kaiserkult des Römerreiches mitzumachen, den Cäsaren als göttlichen Wesen zu weihräuchern und zu huldigen. Es soll durchaus nicht bestritten werden, daß sich auch unter den römischen Legionären und Hauptleuten Christen befanden. Ob sie als Christen Legionäre wurden oder während ihrer Dienstzeit den christlichen Glauben annahmen, soll und kann hier nicht untersucht werden. Beides mag vorgelegen haben. Entscheidend ist die Tatsache, daß unter den ersten Christen eine große Anzahl war, die nicht davor zurückschreckte, der Obrigkeit den Gehorsam zu verweigern, wenn etwas gegen ihr erwachtes persönliches christliches Gewissen ging. Es mögen unter ihnen viele gewesen sein, die das römische Schwert in Stücke zerbrachen, Hauptleute und einfache Legionäre, und lieber in der Arena mit der Schar der Bekenner furchtlos starben, als weiterhin gegen das Gebot der Liebe zu verstoßen, das der Nazarener in ihren Herzen lebendig gemacht hatte.

Es mag aber auch Christen gegeben haben, die noch als Legionäre und Hauptleute «im seligen Stande» sich aus dem Menschentöten kein

Gewissen machten. Ob sie mit Leib und Seele Soldaten waren, oder es aus Furcht vor dem Stellungswechsel, der drohenden Verfolgung durch die Vorgesetzten und um der sicheren Existenz willen waren und blieben, soll hier auch nicht untersucht werden. Sie fanden gewiß Trost in ihrer inneren und äußeren Not in den Heilslehren des Christentums, und sie mögen manche Wildheit und Rauheit der römischen Soldateska, die auch vor dem König der Könige ihre Schandtaten nicht zügelte, gemildert haben. Das Christentum im Römischen Reich und damit in der Welt hat aber nicht durch sie den Sieg davongetragen, sondern durch die Bekenner, die den Mut hatten, zu widersprechen: Man muß Gott mehr gehorchen als den Cäsaren.

«Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche», sagt bis auf den heutigen Tag die Kirche selbst. Sie billigt den Protest der damaligen Märtyrer gegen die göttliche Ordnung des Römischen Reiches und hütet sich, von dem Ungehorsam gegen die Forderungen der römischen Obrigkeit als von einem Unrecht zu sprechen. Ob sie den Protest der heutigen Christen billigen wird, die aus ehrlichem Gewissen es einfach nicht fertigbringen, Maschinengewehre zu bedienen, die Hunderte töten und verstümmeln, mit Panzern und Bomben und noch schlimmeren Mordwaffen unzählige Männer, Frauen und Kinder zu zermalmen? Oder wird sie jene als Verräter an der heutigen «göttlichen Ordnung» abstempeln, die es wagen, der «gottverordneten Obrigkeit» als Christen den schuldigen Gehorsam zu verweigern? Die Aussichten sind wenig versprechend, wenn man die Meinungsäußerungen mancher maßgebender Kirchenmänner vernimmt, die die Rettung und Zukunft nur noch in einer starken Armee, nicht mehr in dem geschärften Gewissen der Christen sehen, die kraft ihres Glaubens die Welt überwinden könnten, wie sie damals das römische Weltreich überwanden.

Und wie denken jene Kirchenmänner über die «gottgewollte Obrigkeit» in Sowjetrußland? Macht sie eine Ausnahme von der Regel Römer 13, 1? Da wird ihnen der Metropolit der orthodoxen Kirche Rußlands, Sitz Moskau, ganz entschieden widersprechen. Er wird ihnen sogar nachweisen, daß die Sowjetregierung für die Verwirklichung gottgewollter Grundsätze, der Befreiung der vorher vom russischen Kapitalismus ausgebeuteten und unterdrückten Arbeiter viel getan habe, daß sie bestrebt sei, auch allen vom westlichen Imperialismus und Kapitalismus unterdrückten farbigen Kolonialvölkern die Freiheit zu bringen. Es wird ihm nicht allzu schwer fallen, zu beweisen, warum die christlichen Missionen bei den farbigen Völkern bisher so wenig Erfolg hatten, eben weil die Ausbeutung der Eingeborenen durch die fremden weißen Herrscher der Lehre der Missionare entgegenstand. Oder er wird darauf hinweisen, wie verheerend das Schauspiel für diese «Heidenvölker» war, daß «Christen» sich wie Bestien auf Leben und Tod bekämpften und sogar die unterdrückten Kolonialvölker zu Blutopfern preßten, ohne daß höchste Kirchenleitungen ihre Stimme dagegen erhoben hätten. Der Moskauer Me-

tropolit wird seinen gläubigen Russen und Sowjetbürgern schon klarmachen, warum gerade die Sowjetregierung eine gottgewollte Obrigkeit ist, und die westlichen weltlichen und geistlichen Obrigkeiten werden dabei sehr schlecht abschneiden.

Westliche und östliche Obrigkeiten

Aber viele westliche Christen und maßgebliche Christenführer sind da doch offenbar anderer Ansicht. Sie würden es von Herzen gern sehen, wenn die Sowjetuntertanen und Soldaten der Roten Armee sobald wie möglich rebellieren, ihre Obrigkeit davonjagen und ihr das Zarenschicksal bereiten würden. Ein solcher Wunsch aus frommen Herzen angesichts Römer 13, 1? Da stimmt offenbar etwas nicht. Derselbe Wunsch von der Vernichtung im umgekehrten Verhältnis lebt ja auch in den Herzen der atheistischen Sowjetherrscher, woran wohl niemand zweifeln wird.

Über aller weltlichen und geistlichen Obrigkeit steht eine letzte und höchste Instanz — die göttliche Obrigkeit. Alle irdischen Obrigkeiten sind ihr letzten Endes Verantwortung schuldig. Angesichts dieser Tatsache haben die Untertanen, Gläubigen und Laien, die in den christlichen Staaten und Kirchen des Abendlandes immer wieder auf Römer 13 hingewiesen werden, einmal an ihre geistlichen und weltlichen Obrigkeiten folgende Fragen zu richten:

1. Worin unterscheiden sich die Herzenswünsche westlicher und östlicher Obrigkeiten im Hinblick auf Römer 13, 1?
2. Womit wollen wir eigentlich beweisen, daß diese oder jene der beiden Obrigkeiten für das Heil der Welt gottgewollter ist?
3. Ist das nun fast zweitausend Jahre währende Versagen christlicher, staatlicher und kirchlicher Obrigkeiten in der Lösung der sozialen Fragen, in der Abschaffung der mörderischen Völker- und Bruderkriege vor Gott weniger verwerflich, als etwa drei Jahrzehnte Bolschewistenherrschaft im Osten mit ihren Opfern an Gut und Blut?
4. Spricht die Bilanz an Elend, Not und Mord von fast zwei Jahrtausenden, als es sogar noch keinen Bolschewismus gab, ein weniger vernichtendes Urteil über das christliche Abendland als die drei Jahrzehnte umfassende Bilanz der Sowjetherrschaft und ihrer unglücklichen Opfer?

Diese Fragen aber zu beantworten, bleibt dem christlichen Gewissen ganz gleich welcher Konfession überlassen.

Hugo Petzold

Wie frei ist unsere Presse?

(Schluß)

V.

Vom Agenturwesen und -unwesen

Der wichtigste Rohstoff der Presse ist freilich das Nachrichten-, Belehrungs- und Unterhaltungsmaterial, das ihr alle Tage geliefert wird und das sie mehr oder weniger selbständig zum Fertigprodukt verarbeitet. Aber auch diese Belieferung ist in hohem Grad organisiert und zentralisiert und schränkt damit die Freiheit der Presse in der Gestaltung ihres Inhaltes aufs neue wesentlich ein. Das gilt zunächst besonders ausgesprochen von dem Stoff, der den Tageszeitungen durch die *Nachrichtenagenturen* übermittelt wird. Diese Agenturen haben es ja völlig in der Hand, was für Tagesneuigkeiten und in welcher Form sie diese den ihnen angeschlossenen Blättern zustellen wollen; die einzelne Zeitung ist somit gänzlich auf die Auswahl angewiesen, die «ihre» Agentur aus der Fülle des Nachrichtenstoffes trifft, der bei ihr zusammenströmt. Das nimmt der Zeitung von vornherein ein ganz wesentliches Stück ihrer Entscheidungs- und Gestaltungsfreiheit, die jetzt nurmehr darin besteht, ihrerseits auszuwählen und zu bearbeiten, was sie für gut findet. Was Wunder, wenn unsere Zeitungen in der Beurteilung der Tagesereignisse, insbesondere der Vorgänge auf dem großen Welttheater, fast ganz gleichgeschaltet, standardisiert sind! *

Die Unfreiheit der Presse ist doppelt groß, wenn es sich um die Zeitungen kleiner Länder handelt, deren nationale Nachrichtenagenturen ihren Auslandsdienst zum größten Teil von den Agenturen fremder Länder übernehmen. Die Schweizerische Depeschenagentur zum Beispiel bezieht ihren Nachrichtenstoff zur Hauptsache von Reuter (Großbritannien) und von der Agence France-Presse, die ihrerseits beide eng mit amerikanischen Agenturen verbunden sind. Dieses Material gibt sie an 160 schweizerische Zeitungen weiter, von denen einige außerdem noch durch amerikanische, beziehungsweise englische Agenturen direkt bedient werden. Was für ein Weltbild da in den Köpfen der schweizerischen Leser entsteht, merken wir alle Tage nur zu deutlich!

In den Vereinigten Staaten selbst wird die Belieferung der Presse mit Nachrichtenstoff — wenn man von den eigenen Korrespondenten der großen Tageszeitungen absieht — von drei Agenturen beherrscht: Asso-

* Nach einer von der UNESCO veröffentlichten Untersuchung lesen und hören etwa 65 Prozent der Erdbevölkerung Presse- und Radionachrichten, die von den großen amerikanischen Agenturen geliefert werden. 55 Prozent aller Menschen stehen täglich unter dem Einfluß der britischen und 54 Prozent unter demjenigen der französischen Nachrichtenagentur. Rund 31 Prozent der Erdbevölkerung beziehen ihre Informationen ausschließlich von der sowjetrussischen Agentur Taß.

ciated Preß, United Preß und International News Service. Die beiden letzten sind eng mit dem Scripps-Howard-Pressekonzern, beziehungsweise mit dem Hearstkonzern verbunden; Associated Preß, formell eine Genossenschaft von über 1300 Zeitungen, wird tatsächlich von einer Handvoll großer und größter Zeitungen beherrscht (ähnlich wie die Schweizerische Depeschenagentur von den größeren Schweizer Zeitungen), die durch ein ausgeklügeltes Aktien- und Stimmrechtssystem einen allfälligen Einfluß der kleinen und mittleren Presse völlig auszuschalten imstande sind. Die politische Tendenz aller drei Agenturen ist selbstverständlich konservativ-imperialistisch bis reaktionär-scharfmacherisch.

Ähnlich industrialisiert und monopolisiert ist in den Vereinigten Staaten die Versorgung der Presse mit *allgemeinem Stoff* zur Unterhaltung und Belehrung der Leser. Von den Bildern und Sportnachrichten über die Frauen- und Modespalten, die Humorseiten und Gartenbaubeilagen bis zu den Bücherbesprechungen, wissenschaftlichen Rubriken, Jugendspalten und Kreuzworträtseln gibt es für jedes Interessengebiet besondere Agenturdienste und Materiallieferanten. Die größten sind diejenigen der Associated Preß mit rund 60 Fachgebieten, des Hearstkonzerns mit 140 und des Howard-Scripps-Konzerns mit 126 Rubriken. Eine Eigentümlichkeit der amerikanischen Presse sind die «Columnisten», journalistische Einzelunternehmer, die ihre täglich oder sonst in regelmäßigen Abständen gelieferte «Spalte» direkt an bestimmte Zeitungen oder aber an Pressesyndikate und -agenturen verkaufen, wie Walter Lippmann, die Brüder Alsop, Walter Winchell und Drew Pearson, neben denen es Dutzende, ja Hunderte von Sternen zweiter bis zehnter Größe gibt. Aber wie Werner Richter einmal in der «Neuen Zürcher Zeitung» schrieb (15. Mai 1949):

> «Auch der Columnist, der letzte Individualist in der amerikanischen Presse, wird industrialisiert. Stets unter dem Drang der Verpflichtung — wenn sie auch nicht vertragsmäßig festgelegt sein muß —, jede Woche sieben Sensationen im Druck und eine im Radio zu liefern, muß er die Sorgfalt mindern, mit der er sein Material prüft; die Grenzen zwischen Vertretung öffentlicher Interessen und skandalsüchtigem Klatsch müssen sich verwischen, das Taktgefühl sich abstumpfen» —

was alles höchst zartfühlend-zurückhaltend ausgedrückt ist. Und trotzdem sind die Columnisten, wie Richter fortfährt, «oft die einzige, blindlings hingenommene Informationsquelle zahlreicher Amerikaner, besonders derer, die sich auf das Radio beschränken».

Ich will übergehen, was von den Presseagenturen und Zeitungsstofffabriken anderer Länder zu sagen wäre und nur darauf hinweisen, daß wir in der Schweiz in der ehemaligen Mittelpresse, die sich heute Schweizerische Politische Korrespondenz nennt, ebenfalls eine Agentur haben, die die Herstellung von Pressematerial fabrikmäßig betreibt und mit ihren Hunderten von Abnehmern eine verhängnisvolle Rolle im öffentlichen Leben des Landes spielt. (Darüber nachher noch ein Wort.) Der «Schweizerische Feuilletondienst» ist daneben vergleichsweise harmloser

Art. Aber daß die geistige Unabhängigkeit auch der Schweizer Presse unter der Standardisierung und Uniformierung des Stoffes, den sie dem Leser bietet, mehr und mehr leidet, kann gar keine Frage sein.

In manchen Ländern wird die Zentralisierung der Stofflieferung ganz planmäßig zur Niederhaltung unerwünschter Konkurrenz benützt, so in Amerika, wo es Beispiele gibt, daß sich neugegründete Zeitungen mehr oder weniger unabhängiger Richtung trotz kräftiger Kapitalgrundlage einfach nicht durchzusetzen vermochten, weil ihnen der Nachrichtendienst, die Bilderlieferung und der ganze übrige Pressestoff, ohne den eine moderne Tageszeitung nicht mehr auszukommen vermag, entweder gesperrt oder doch nur schwer erhältlich gemacht wurde.

Aber nicht nur die Stofflieferung an die Presse wird mehr und mehr zentralisiert, sondern auch der *Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb selber*, also die Belieferung des *Lesers* mit den sogenannten Organen der öffentlichen Meinung. Daß dadurch seine Informationsmöglichkeiten nochmals, und nicht wenig, eingeschränkt werden, ist klar. In den Vereinigten Staaten zum Beispiel beherrscht die American News Company mit ihren 400 Ablagen den Zeitschriftenmarkt weithin, liefert sie doch an 95 000 von den 110 000 Zeitungskiosken deren ganze Magazinliteratur. In Westdeutschland schaltet sich ebenfalls der Großhandel immer stärker in den Zeitungs- und Zeitschriftenverkauf ein. Für Hamburg zum Beispiel bestimmen drei Grossisten unter sich allein, was — mit Ausnahme des Bahnhofvertriebs — zum Verkauf angeboten werden darf und was nicht. (Siehe «Das Andere Deutschland», Nr. 26, 1953.)

Am ärgsten steht es damit aber wohl in Frankreich, wo der «grüne Trust» — der Konzern Havas-Hachette — dank der eigentümlichen Organisation des französischen Pressewesens beinahe ein Monopol des Zeitungs- und Zeitschriftenvertriebs besitzt *. Dazu kommt, daß seit Jahrzehnten in Frankreich auch das Anzeigenwesen in der Agentur Havas (heute Havas-Publicité) vertrustet ist. Und das bedeutet, wie Walter Fabian in der «Roten Revue» (Dezember 1946) schreibt, «daß der Großteil der Anzeigen von einer einzigen Stelle vergeben und nach ihrem Gutdünken verteilt wird. Und bis vor zehn Jahren . . . war in der gleichen Agence Havas auch der Nachrichtendienst monopolisiert! Information und Publizität in einer Hand und fast in der gleichen der Verteilungsapparat, denn Havas war aufs engste mit Hachette vergesellschaftet, und ohne Hachette konnte (und kann vielfach noch immer. H. K.) keine Zeitung an die Massen der Zeitungskäufer gelangen. Havas und Hachette aber unterstanden der Kontrolle einer Bank, der Banque de Paris et des Pays-Bas, der Bank aller großen Wirtschaftsverbände». Gustave Téry, der verstorbene bürgerlich-radikale Journalist, glaubte denn auch einmal prophezeien zu müssen:

---

* Vergleiche dazu die hochinteressante Studie «Le scandale du Trust Vert», herausgegeben vom Comité Intersyndical des Messageries Françaises de la Presse, 111, rue Réaumur, Paris.

«Eines nahen Tages wird es in Frankreich einen kleinen Kreis von Männern, vielleicht einen einzigen Mann, geben, der sagen kann: Jetzt kann keine Zeitung mehr ohne meine Zustimmung vertrieben, das heißt im eigentlichen Sinne veröffentlicht werden... Ich bin so mächtig, daß ich nach Belieben verbieten kann, was die Erklärung der Menschenrechte die freie Verbreitung der Gedanken heißt; ich stecke die öffentliche Meinung in den Sack und meinen Vertrag obendrein.»

Und das gilt nicht allein von Frankreich. Wenn die Entwicklung des Pressekapitalismus — oder der kapitalistischen Presse — so weitergeht wie bisher, dann wird es in vielen Ländern mit der *wirklichen* Pressefreiheit vorbei sein. Dann werden an Stelle wirtschaftlich und geistig unabhängiger Zeitungen, die alle Denkrichtungen und Interessen in Freiheit vertreten, mehr und mehr große Einzelblätter und Pressekonzerne aufkommen, die die öffentliche Meinung und den Volkswillen nicht ausdrücken, sondern verfälschen und beherrschen. Dann mag in den Verfassungen ironischerweise noch immer die Freiheit der Presse gewährleistet sein — der *tatsächliche* Zustand wird eine Diktatur über Presse und Volk sein, die derjenigen in den Ländern mit förmlicher Diktatur sachlich in nichts nachstünde und nur um so verderblicher und widerlicher wäre, je anmaßender sie im Gewande der Freiheit und der Demokratie aufträte.

VI.

Klasseninteresse gegen Volkswohl

Aber noch bleibt eine letzte Frage zu beantworten — eine Frage, die sich für viele fast zuerst stellt, wenn sie sich des mehr als zweifelhaften Charakters der sogenannten Pressefreiheit bewußt werden: Was für gesellschaftliche *Interessen* vertritt denn nun eigentlich unsere «freie» Presse? Nach all dem, was wir über den Geist und den inneren Aufbau der modernen Presse gesagt haben, kann die Antwort nicht mehr zweifelhaft sein: Sie vertritt in ihrer erdrückenden Mehrheit die Interessen und Anschauungen der *bürgerlich-kapitalistischen Herrschaftsschicht*. Die Zeitungen, die wirklich frei von kapitalistischen Einflüssen über die Tagesereignisse berichten und sie kommentieren oder ausdrücklich antikapitalistisch-sozialistisch eingestellt sind, bilden im ganzen genommen nur eine kleine, wenn auch nicht immer bedeutungslose Minderheit.

Zunächst fühlt sich der Besitzer eines Zeitungsgeschäftes, sei es klein oder groß, sei es in den Händen eines Einzelunternehmers oder einer Gesellschaft, ganz natürlicherweise solidarisch mit der besitzenden Klasse als ganzer. «Der Verleger, der Erfolg gehabt hat, ist notwendigerweise ein Kapitalist», schreibt E. W. Scripps, der Begründer des Scripps-Howard-Pressetrustes, in seinem Erinnerungsbuch «Damned Old Crank» (zitiert bei Marion). Und weiter:

«Es besteht nicht nur eine Gemeinsamkeit des Interesses, sondern auch eine Gemeinsamkeit des gesellschaftlichen Fühlens zwischen den Kapitalisten jedweder Ort-

lichkeit, Landesgegend oder Nation. Der erfolgreiche Journalist, also derjenige, der seine eigene Zeitung besitzt, ist notwendig ein reicher Mann, ein Kapitalist. Seine Kollegen sind notwendigerweise andere Kapitalisten.»

Und das heißt, daß er seine Zeitung ganz von sich aus, freiwillig und aus Überzeugung, für die Vertretung allgemein kapitalistischer Interessen zur Verfügung stellt. Aber die kapitalistische Klasse benützt nun ihrerseits diese Bereitschaft des «Pressekapitalisten», ihr zu dienen, planmäßig zur Förderung ihrer wirtschaftlichen und politischen Machtinteressen. Sie gestaltet die Presse ganz bewußt und mit allen nur denkbaren Kunstmitteln zu einem ihrer vornehmsten Propagandawerkzeuge aus. Der soeben erwähnte E. W. Scripps spricht nicht mit Unrecht von «der gewaltigen, der fast unbesiegbaren Macht und Kraft der Tagespresse». «Ich bin», so gesteht er, «einer von denjenigen, die glauben, daß mindestens in Amerika die Presse das Land beherrscht. Sie beherrscht seine Politik, seine Religion, seine gesellschaftliche Praxis.» Nicht zum Sondervorteil der Presse natürlich, so muß man beifügen, vielmehr zum Vorteil der kapitalistischen Klasse als ganzer. So daß die Presse gleichzeitig Herrscherin ist *und* Dienerin, die von ihrem «Patron» abhängt. Wie Paul Pflüger schon vor mehr als vierzig Jahren sagte (in seinem Schriftchen «Die Presse», Zürich, 1911): «Der schlimmste Übelstand ist die Abhängigkeit der Presse vom Kapitalismus. Gerade auf dem Gebiet der Presse offenbart es sich, daß der Mammon der ‚Fürst der Welt' ist.» Und Pflüger führt auch Karl Kautsky an:

«Statt einer Repräsentantin der Interessen des Publikums ist sie (die Presse) daher in Wirklichkeit eine Repräsentantin der Interessen des Kapitals ... Sie herrscht unumschränkter, als irgendein Parlament, eine Kirche, ein Souverän jemals gestanden hat ... Was die Presse nicht mitteilt, ist für die Masse der Bevölkerung nicht geschehen, und wäre es noch so himmelschreiend. Die Verschwörung des Totschweigens macht unbequeme Lehren (und Tatsachen! H. K.) sicherer mundtot, als die Kleriker der Inquisition vermochten.»

Wie wahr das doch gerade heute ist!

Daß sich die kapitalistische Klasse der Presse zur Vertretung ihrer Interessen bedient, ist zwar an sich durchaus rechtmäßig, sofern man überhaupt auf dem Boden der Pressefreiheit steht. Es ist vollkommen in der Ordnung, wenn Zeitungen geschaffen und unterhalten werden, die der Vertretung bürgerlicher Parteianschauungen und kapitalistischer Wirtschaftsbelange dienen. Aber es soll *offen* geschehen; die Verbindungen der bürgerlichen Presse zur kapitalistischen Geschäftswelt sollen ebenso klar ersichtlich sein wie etwa diejenigen der sozialdemokratischen Presse zu den politischen und wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiterschaft. Der Charakter und die Funktion der bürgerlich-kapitalistischen «Gesinnungspresse» (wenn man so sagen darf) soll nicht irgendwie patriotisch-gemeinnützig getarnt sein.

Wie oft wird jedoch diese Sauberkeitsregel noch befolgt? Die Regel ist ja doch beinahe die geworden, daß die Zeitungen und Zeitschriften,

die tatsächlich Organe bürgerlich-kapitalistischer Propaganda sind, sich «unabhängig», «neutral», «parteilos» usw. nennen und das Publikum damit irrezuführen suchen, wenn schon nicht immer mit Erfolg. Der Grad der Beeinflussung durch wirtschaftlich-politische Interessengruppen schwankt zwar je nach den Umständen bei den einzelnen Zeitungen der genannten Art sehr beträchtlich, ist auch vielfach gar nicht genau festzustellen. Aber Wirklichkeit ist er dennoch, und einige Beeinflussungstypen lassen sich immerhin deutlich unterscheiden.

Am stärksten ist die Abhängigkeit von bestimmten Wirtschaftsinteressen natürlich bei den Zeitungen und Zeitschriften, die direkt im Besitz kapitalistischer Geschäftsgruppen stehen oder doch von solchen maßgebend beeinflußt werden. In der Schweiz ist das die seltene Ausnahme; in den Vereinigten Staaten (wie auch in manchen anderen Ländern) ist es eine recht häufige Erscheinung, wenn auch die Beziehungen zwischen Presse einerseits, Industrie, Handel und Finanz anderseits so gut als möglich verschleiert werden. Auf Einzelheiten einzutreten, erlaubt der Raum nicht; wer sich dafür interessiert, sei auf George Seldes «1000 Americans» und auf Ferdinand Lundberg «Amerikas sechzig Familien» (auch deutsch übersetzt) hingewiesen; er findet in diesen Büchern reiches Tatsachenmaterial.

Aber auch der *indirekte* Einfluß von wirtschaftlich-politischen Interessengruppen auf die ihnen zugängliche Presse ist stark. Einige seiner Formen haben wir bereits kennengelernt (zum Beispiel Vergebung von Inseraten und Druckaufträgen); dazu kommen persönliche und gesellschaftliche Beziehungen aller Art, Vertretung in den Leitungsorganen der Zeitungen, Kapitalbeteiligungen und was dergleichen Möglichkeiten mehr sind. Wie wirksam diese oft ungreifbaren Milieueinflüsse sind, zusammen mit der von vornherein gegebenen politisch-sozialen Einstellung der Verleger und Redaktoren, sieht man an jeder Nummer dieser Presseorgane, nicht zuletzt an der Masse der Wochenblätter und anderen Zeitschriften, die ihren Lesern und Leserinnen ein gänzlich einseitiges, tendenziös verzerrtes Welt- und Gesellschaftsbild vermitteln und dadurch politisch wie sozial ausgesprochen konservativ, ja reaktionär wirken. Wobei die Beeinflussung um so wirksamer ist, je raffinierter und unmerkbarer sie geübt wird; man denke etwa als an ein fast unerreichtes Muster, an «Reader's Digest» mit seinen verschiedenen internationalen Ausgaben.

Besonders planmäßig ist der *amerikanische* Kapitalismus in seiner Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Seldes spricht geradezu von «einer Art Generalstab von Milliardärfirmen», bestehend aus zwölf großen Gesellschaften, die «die Oberregierung der amerikanischen Industrie — und Politik» darstellten und einen ganzen riesigen Propagandaapparat leiteten. Und Henry Wallace führt in seinem Buch «Toward World Peace», gestützt auf eine Fachzeitschrift, ein nur zu bezeichnendes Beispiel für die Art und Weise an, wie dieser Apparat arbeitet.

Im Frühjahr 1946 waren (offenbar nach einer Gallup-Erhebung) 85 Prozent des amerikanischen Publikums für die Fortsetzung der Preiskontrolle. Nun griff aber die National Association of Manufacturers (der Zentralverband amerikanischer Industrieller) ein. Mit Inseraten, Zeitungsartikeln, Radiosendungen, Broschüren, Flugblättern, Zeitschriftenaufsätzen, Vorträgen usw. wurde die Bevölkerung so heftig unter Druck gesetzt, daß nach acht Monaten nur noch 26 Prozent der befragten Amerikaner für die Preiskontrolle waren, die denn auch prompt aufgehoben wurde. Ähnliche Feldzüge führen die NAM und eine Reihe anderer Wirtschaftsorganisationen zu Dutzenden durch — und meistens mit gleichem Erfolg.

In anderen Ländern wird ungefähr mit denselben Methoden gearbeitet. Erinnern wir — um nur das eine Beispiel anzuführen — an die Rolle, die in Großbritannien die Massenpresse wie auch die regionale und lokale Presse, beliefert und beeinflußt durch die Interessenten der bürgerlich-kapitalistischen «Ordnung», beim Sturz der Labourregierung Macdonald im Jahre 1931 und dann bei der Wahlniederlage der Regierung Attlee im Jahre 1950 gespielt hat. Erinnern wir aber auch an die triste Rolle, die in unserem eigenen Land Presse- und Propagandaagenturen wie die bereits erwähnte Mittelpresse (jetzt Schweizerische Politische Korrespondenz), das Büro Büchi («Gesellschaft zur Förderung der schweizerischen Wirtschaft»), der «Trumpfbuur», der «Steuerbatzen», der Vaterländische Verband, das Redressement National usw. spielen. Aus Kreisen der kapitalistischen Wirtschaft freigebig finanziert — einer, der es wissen mußte, Herr P. Béguin in Genf, sprach einmal von jährlichen Beiträgen in der Höhe von 250 000 Franken an die Mittelpresse und von «unbekannt vielen Zehntausenden von Franken» an ein paar andere Organisationen —, betreiben sie das ganze Jahr über, aber besonders auf Wahlen und Volksabstimmungen hin, eine derart wüst demagogische Hetze, daß dagegen eine irgendwie antikapitalistische Propaganda kaum mehr aufzukommen vermag. «Es ist leider eine Tatsache, daß man mit genügend Finanzmitteln, mit einer oder zwei Millionen, eine Abstimmung machen, jedenfalls eine Vorlage zur Verwerfung bringen kann», sagte am 18. Dezember 1953 in öffentlicher Versammlung Bundesrat Dr. Max Weber, der nicht zuletzt zum Protest gegen solche Methoden von seinem Posten zurückgetreten ist. Und Ständerat Klöti prangerte schon vor Jahren das Büro Büchi als «hinter den Kulissen arbeitende, mit reichen Mitteln ausgestattete Propagandazentrale der großkapitalistischen Kreise» an, fürchtend, es könne sich «zu einem plutokratischen Geschwür an unserem Volkskörper auswachsen» . . .*

* Über die Schweizerische Politische Korrespondenz unterrichtet die Schrift «Das Gesicht der Schweizer Mittelpresse», Sonderabdruck aus der «Nation» (Bern, ohne Jahreszahl), mit vernichtenden Feststellungen über die Schädlingsnatur dieses Unternehmens.

VII.

Brüchige Demokratie

Man hört nun allerdings manchmal sagen: wenn schon von wirtschaftlichen und politischen Druckgruppen her die Freiheit der Presse gefährdet sei, so mische sich doch wenigstens die *Staatsgewalt* demokratischer Länder nicht in die Angelegenheiten der Presse ein. Aber auch das ist ein Märchen für politische Kinder. Es war *immer* ein Märchen und ist es besonders seit den beiden Weltkriegen, die auch in den westlichen Demokratien ein oft geradezu diktatorisches Presseregiment der Staats- und Militärgewalt sahen. Und es sind mehr als bloß leichte Spuren, die davon zurückgeblieben sind. «Der Fortbestand kriegszeitlicher Kontrollen», so schreibt Alexander Werth im «New Statesman» (26. Dezember 1953), «und aller Arten von regierungsseitigen Druckformen gegenüber Journalisten sind sehr wirkliche Dinge.» Das sehe man auch im «freien» England: «Das Außenministerium sagt tatsächlich der Presse — oder suggeriert es ihr vielmehr — genau, was sie zu schreiben hat; man ersieht dies aus der auffallenden Ähnlichkeit aller Berichte über internationale Konferenzen, die in der britischen Presse erscheinen, und in denen fast unweigerlich immer die gleichen Punkte betont werden.» An der Presse der übrigen westlichen Länder kann man genau die gleiche Beobachtung machen. Auch die Korrespondenten der auswärtigen Presse, so stellt Werth fest, stünden unter mehr oder weniger sanftem Druck der Regierungen ihrer Gastländer, und wenn es nur, wie in Frankreich, das rote Bändchen der Ehrenlegion sei, das als Lockmittel diene . . .

Vollends über die amtliche und halbamtliche Propaganda *im Ausland* wären Bücher zu schreiben. Der «Kalte Krieg» wird ja größtenteils mit sogenannten psychologischen und ideologischen Waffen geführt. Die USA Informations Agency zum Beispiel, die amerikanische Propagandazentrale für das Ausland, ist ein eigentlicher Großbetrieb. Ihre Radioabteilung beschäftigt viele Tausende von Angestellten; ihre Bücherabteilung unterhält im Ausland etwa 190 Lesestuben und Bibliotheken mit Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und sonstigem Propagandamaterial. Im Jahre 1951 sollen 36 Millionen Besucher davon Gebrauch gemacht haben. Die «New York Times» schrieb einmal (13. Dezember 1951) recht offenherzig:

> «Im letzten Jahr hat die Regierung der Vereinigten Staaten für Informationszwecke in Frankreich 7 Millionen Dollar ausgegeben (also mehr als 30 Millionen Schweizerfranken. H. K.). Um ihre Ziele zu erreichen, verwenden die Vereinigten Staaten eine neue Technik, die darin besteht, sich selbst im Hintergrund zu halten und den Charakter, die Fabrikmarke der amerikanischen Betätigung zu verbergen. Infolgedessen werden alle Tätigkeitsformen des psychologischen Krieges einheimischen Organisationen überlassen, obwohl ihre Inspiration amerikanisch ist.» (Zitiert nach «Regards», Paris, November 1953, Nr. 371.)

Daß die französische Presse besonders anfällig für politische Beeinflussung ist, ist eine alte Geschichte. Die vielberufene Korruptheit der

französischen Zeitungen, so schreibt Walter Fabian in dem früher angeführten Artikel der «Roten Revue», könne eigentlich kaum überraschen; sie sei einfach eine Folge der materiellen Verhältnisse im Pressewesen. «Die weder durch Abonnementsgelder noch durch Inserateneinnahmen gesicherten Zeitungen sind dem Monopol Havas-Hachette ausgeliefert; sie können sich — mit Ausnahme von ein oder zwei sehr großen Blättern — keinen eigenen Nachrichtenapparat leisten, und dies weder in der Welt noch auch nur in Frankreich; die Verleger wie die schlechtbezahlten Redaktoren und Journalisten sind, von der eigenen Regierung oder von fremden oder von Interessentengruppen, sehr leicht zu kaufen.»

Ähnliche Sitten haben auch in manchen anderen Ländern Eingang gefunden, wenngleich nicht immer in dieser krassen Form. Aber wo liegen die Grenzen zwischen «erlaubter» Subventionierung der Presse und eigentlicher Bestechung? In Westdeutschland sind oder waren noch vor wenigen Jahren, nach einer in der Presse veröffentlichten Liste, 42 Zeitungen von den Vereinigten Staaten unter verschiedenen Titeln «unterstützt»; in Italien scheint es nicht viel anders zu stehen. Von mehr orientalischen Ländern gar nicht zu reden. In den Ländern deutscher Zunge geben die amerikanischen Propagandadienste mehrere Zeitschriften zur besonderen Werbung unter den Arbeitern und Gewerkschaftern heraus; andere Bevölkerungsgruppen werden durch andere, ihren vermeintlichen Bedürfnissen entsprechende Organe bearbeitet. Und so weiter.

Kurz, der Einfluß der amerikanischen Presse — von deren «Freiheit» wir einen Begriff gewonnen haben — und der amerikanischen Regierungspropaganda auf Westeuropa ist ganz gewaltig und kommt zu uns durch tausend Kanäle, die nur zum geringeren Teil sichtbar werden. Und das ist nur *eine* Quelle des planmäßigen und in größtem Maßstabe betriebenen Mißbrauches der Pressefreiheit, dem die Völker des «demokratischen» Westens ausgesetzt und weithin bereits erlegen sind!

Was bleibt da, so müssen wir wirklich fragen, von der vielgerühmten Demokratie der westlichen Welt noch übrig? Demokratie, Selbstregierung des Volkes, verlangt freie Meinungs- und Willensbildung dieses Volkes. Wie soll aber bei dem Pressebetrieb, wie wir ihn kennengelernt haben, eine solche freie Meinungs- und Willensbildung auch nur einigermaßen noch möglich sein? Zum Beruf der Presse gehört vor allem die Vermittlung eines möglichst unverfälschten Bildes der Tagesereignisse und des Weltgeschehens. Ihre Arbeit sollte ein *öffentlicher Dienst* sein, dazu bestimmt, das Volk zu einer reifen, selbständigen, erwachsener Menschen würdigen Beurteilung der öffentlichen Dinge zu erziehen. Kann von der Erfüllung dieser Aufgabe wirklich noch die Rede sein, wenn man die Struktur der immer mehr überhandnehmenden modernen Geschäftspresse bedenkt? *Kann* die Presse noch ein getreues Spiegelbild sich frei betätigender Kräfte des Volkslebens wie auch der Strömungen

und Entwicklungen in der Welt draußen sein? *Muß* sie nicht — zu einem großen Teil wenigstens — dieses Bild täglich aufs neue verzerrt und tendenziös verfälscht wiedergeben? Ist nicht die Pressefreiheit, die in unsere Grundgesetze hineingeschrieben ist, vielfach nur die Freiheit einer kapitalkräftigen Minderheit, die Volksmehrheit irrezuführen und an der Erkenntnis und Vertretung ihrer eigenen Bedürfnisse und Notwendigkeiten zu verhindern? Ist so die Presse nicht ein Hauptbestandteil jenes allumfassenden Beeinflussungsapparates geworden, den sich die kapitalistische Klasse geschaffen hat, um in den *Formen* der Demokratie die Demokratie tatsächlich unwirksam zu machen? Oder ist ein Volk, das mehr und mehr in Unkenntnis über entscheidende Tatsachen und Bewegungen der Welt von heute gehalten und des selbständigen Denkens entwöhnt wird, ist solch ein Volk noch fähig, seine Angelegenheiten selber zu führen und sein Schicksal frei zu gestalten, soweit das überhaupt uns Menschen gegeben ist? *

Was Henry Wallace in dem erwähnten Buch von Amerika sagt, das gilt auch für manches andere Land, das auf seine demokratischen Freiheiten stolz ist: «Die führenden Kapitalisten üben auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten einen Einfluß aus, der raffinierter ist als wie ihn die herrschenden Mächte in den Ländern ausüben, in denen die Presse nicht frei ist. Die Weitergabe einer von ihr angenommenen Auffassung durch unsere Presse ist jedenfalls gerade so wirksam und fast ebenso einheitlich.»

Und von der amerikanischen Rüstungsindustrie im besonderen stellt Wallace fest:

«Die Führer dieser Industrien ... liefern der amerikanischen Presse und dem Radio einen sehr substantiellen Rückhalt bei der Stimmungsmache gegen Rußland, die sich so ausgezeichnet für große Rüstungsaufträge eignet. Der Umfang der Inseratenaufträge, die sie vergeben, ist so groß, daß Presse und Radio ganz natürlicherweise einschwenken. Man muß es ihnen gar nicht erst sagen. Die paar Menschen, die ihre Knie nicht beugen, werden mehr und mehr isoliert und verschwinden aus allen Stellungen, in denen sie die öffentliche Meinung beeinflussen könnten.»

Braucht man also noch sehr weit zu suchen, wenn man die Verantwortlichkeiten für den Kalten Krieg feststellen will, den der Westen gegen den Osten führt, so wie der Osten ihn auch gegen den Westen führt? Zu einem ganz großen Teil liegt er ohne jeden Zweifel bei unserer Presse — bei der Presse der westlichen Länder ganz allgemein und

* Sogar Graf Coudenhove-Kalergi schreibt einmal: «Die politische Macht des Kapitalismus stützt sich in erster Linie auf die Presse ... So sind die Zeitungen Fabriken öffentlicher Meinung. Die öffentliche Meinung, die den demokratischen Staat lenkt, ist Fabrikware. Ihre Rohstoffe sind Geld und Ideen. Die kapitalistische Minorität kauft den größten Teil dieser Fabriken politischer Schlagworte auf. Sie läßt ihre Ansichten durch geschickte Stilisten formulieren und in Millionen Exemplaren in die Massen werfen. So zwingt sie durch mechanische Massensuggestion den demokratischen Staatsapparat in ihren Dienst.»

der westlichen Großmächte insbesondere, von denen wir Kleinen so vielfältig abhängig geworden sind. Eine *neue Presse* ist darum eine erste Notwendigkeit, wenn die politische Demokratie wirklich gerettet und wiederhergestellt und der Völkerfrieden gesichert werden soll — eine Presse, die nicht mehr Geschäft ist, sondern öffentlicher Dienst, nicht mehr Werkzeug kapitalistischer Interessen, aber auch nicht Werkzeug einer antikapitalistischen Staatsgewalt. Dann erst wird man wieder von wahrhafter Pressefreiheit reden und der Presse — neben ihren anderen Funktionen — wirklich die Aufgabe anvertrauen können, die sie unter dem unheilvollen Einfluß des Gelddenkens so weithin zu erfüllen versäumt, ja in ihr Gegenteil verkehrt hat: Erzieherin des Volkes zu selbständigem Urteil über seine eigenen Angelegenheiten und sein Verhältnis zu den anderen Nationen zu sein. *Hugo Kramer*

WELTRUNDSCHAU

Indochinesisches Dschungel Die hohe Politik steht weiterhin im Zeichen der Genfer Konferenz über *Indochina*. (Denn über Korea redet man kaum noch im Ernst.) Sieben Wochen dauern nun schon die Verhandlungen. Was ist aber bisher herausgekommen? Ich verfolge den Fortgang der Konferenz aufmerksam von Tag zu Tag, habe zahllose Artikel darüber gelesen, bin an Pressekonferenzen gegangen, habe Fühlung mit einigen Delegationen genommen — aber das Ganze erscheint mir immer mehr als ein ungeheurer Leerlauf. Natürlich schiebt jede Seite der anderen die Schuld daran zu. Besonders die Westmächte (und ihr «neutraler» Anhang) beschuldigen alle Tage die kommunistischen Staaten, sie *wollten* überhaupt keine ehrliche Verständigung, spekulierten vielmehr nur «auf Zeitgewinn», das heißt auf einen endgültigen Umschwung der militärischen Lage in Indochina zu ihren Gunsten, der ihnen dann auch in Genf von selber den Sieg bescheren werde. Daran ist soviel richtig, daß der Vietminh natürlich seine militärischen Erfolge nach Kräften auszuweiten sucht, solange kein Waffenstillstand vereinbart ist, und daß jeder neue Erfolg, den er auf dem Schlachtfeld erringt, auch die Stellung seiner Unterhändler in Genf verbessert. Aber falsch ist es, wenn daraus geschlossen werden will, dem Vietminh sei es überhaupt nicht wirklich um einen Waffenstillstand auf Grund der *gegenwärtigen* Kriegslage zu tun; er wolle einfach Indochina vollends ganz erobern und dann den Frieden diktieren — wenn das überhaupt noch nötig sei. In Wahrheit hat der Vietminh gar kein Interesse an einer Fortsetzung des Krieges; die große Mehrheit des Volkes von Indochina ist, wie alle halbwegs sachlichen Beobachter übereinstim-

mend feststellen, ohnehin für die Sache des Vietminh gewonnen, und wenn es heute zu einem Waffenstillstand käme, so würde morgen auf gänzlich unblutigem Wege — durch allgemeine Wahlen — sicher eine Regierung in Indochina (oder doch in Vietnam) ans Ruder kommen, deren Präsident ganz selbstverständlich der «Rebellenführer» Ho Chi-Minh wäre.* Eine Weiterführung des Krieges schließt für den Vietminh nur die Gefahr in sich, daß die Vereinigten Staaten mit voller Macht eingreifen und mit Atombomben und Napalm nicht allein China angreifen, sondern auch in Indochina vernichten, was ihnen überhaupt erreichbar ist.

Warum kommt es also dennoch nicht zu einer Einstellung der Feindseligkeiten? Die Antwort kann nur lauten: Weil die Westmächte, und vor allem die Vereinigten Staaten, nicht einsehen (oder doch noch nicht zugeben), daß Indochina für sie bereits verloren *ist* und sie dort überhaupt nichts mehr zu suchen haben, und weil sie im Gegenteil alles aufbieten, um Indochina doch noch «für die freie Welt zu retten», das heißt, es *ihrem* Machtbereich zu erhalten — politisch, wirtschaftlich und militärisch. *Das* ist der Kern des Ganzen, und solange man sich im Westen auf diese Haltung versteift, solange man sich also weigert, die Lage in Indochina (wie in Südost- und Ostasien überhaupt) wirklichkeitsgemäß anzusehen, so lange wird es nicht zu einer einigermaßen haltbaren Vereinbarung zwischen den beiden Mächtegruppen über Indochina, Korea und so fort kommen — ganz gleichgültig, was in Genf noch beschlossen werden mag.

Den Westmächten das klar zu machen und sie zu veranlassen, die Folgerungen daraus zu ziehen — das ist das ganze Geheimnis der vielberufenen kommunistischen Taktik an der Asienkonferenz. Anderseits besteht die Taktik der Westmächte einfach darin, nach Vogelstraußenart den Kopf in den Sand zu stecken, die durch sechs Jahre Krieg in Indochina geschaffenen Tatsachen so wenig als möglich anzuerkennen und sich darüber zu entrüsten, daß die Oststaaten ihnen nicht helfen, aus ihrem indochinesischen Konkurs noch recht viel für sich selber herauszuholen. Das ist zwar ein kindisches Spiel, aber unsere «öffentliche Meinung» spielt es getreulich mit. Ein sozialdemokratisches Blatt der Schweiz schnödet sogar: «Das Wort ‚Generosität' kommt bei den Kommunisten höchstens in einem Handbuch für Psychiatrie, sicher aber nicht in dem für Politik vor» — als ob die *Westmächte* in ihrem Kampf gegen den Kommunismus jemals Generosität bewiesen hätten, wenn die militärischen Trümpfe in *ihrer* Hand lagen!

---

* Ein amerikanischer Geschäftsmann schreibt in der Neuyorker «Nation» (8. Mai): «Die Vietnamesen sind einstimmig in dem Verlangen nach vollständiger Unabhängigkeit von Frankreich ... Über die gegenwärtigen Verhandlungen zwischen Franzosen und Vietnamesen in Paris spottet man nur ... Ein Vietnamese, dessen Familie im Jahre 1945 durch die kommunistischen Extremisten schwer gelitten hat, sagte zu mir: ‚Wir werden Ho Chi-Minh immer als unseren Nationalhelden und die Widerstandsbewegung als den notwendigen Hebel für unsere Unabhängigkeit betrachten.'»

Alliierte unter sich Eigentlich wäre es vor allem an *Frankreich*, der tatsächlichen Lage in Indochina Rechnung zu tragen und durch einen wenn auch schmerzlichen Frieden mit dem Vietminh zu retten, was überhaupt noch zu retten ist. Aber das hieße, wie die Dinge liegen, mit Amerika brechen — und daran darf die Parlamentsmehrheit, die hinter Laniel und Bidault steht, nicht einmal im Schlaf denken.* Das Frankreich der «zweihundert Familien» lebt ja direkt von den Vereinigten Staaten und zeigt keinerlei Lust, Selbstmord zu begehen, um den Kommunisten in Indochina vollends in den Sattel zu helfen. Anderseits ist Frankreich weder willens noch fähig, den Krieg in Indochina mit eigenen Mitteln weiterzuführen, nicht einmal in dem bescheidenen Ausmaß, das ihm die amerikanische Hilfsaktion noch übrig läßt. Daraus ergibt sich eine seltsame Lage:

«Die französische Regierung kann jetzt mit vollkommener Logik sagen: ‚Das französische Volk will unbedingt aus diesem Krieg herauskommen, und wenn ihr (Amerikaner) uns verhindern wollt, einen Verhandlungsfrieden zu schließen, so müßt ihr eben den Kampf selber auf euch nehmen.' Mr. Dulles kann dann vor das amerikanische Volk treten und behaupten, Frankreich habe den Vereinigten Staaten ein Ultimatum gestellt: Entweder ihr schickt amerikanische Truppen, oder Indochina wird den Kommunisten in die Hände fallen.» («Monthly Review», Maiheft.)

Das ist in der Tat das ebenso schlaue wie abscheuliche Spiel, das die Herren Dulles und Bidault (samt ihren Hintermännern) miteinander abgekartet haben. Und wenn Bidault dabei vielleicht wirklich nur an ein geschicktes diplomatisches Manöver denkt, das Frankreich die amerikanische Finanz- und Wirtschaftshilfe weiterhin sichern und gleichzeitig die Annahme des Vertrags über die «Europäische Verteidigungsgemeinschaft» durch das Parlament doch noch ermöglichen solle, so hat Dulles gewiß viel weiterzielende, viel gemeingefährlichere Absichten, die er mit wahrhaft tödlichem Ernst verfolgt. Seine Indochinapolitik ist ja nur ein Glied der amerikanischen Weltpolitik überhaupt, deren A und O die Vorstellung ist, daß ein friedliches Nebeneinanderleben der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt weder wünschbar noch möglich sei und daß es über kurz oder lang ja doch zu einer letzten gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen den beiden Welten kommen müsse — je eher, je lieber, da der militärische und wehrwirtschaftliche Vorsprung des Westblocks vor dem Osten mit jedem Jahr geringer zu werden drohe. In diese Gesamtauffassung fügt sich die Ostasienpolitik der Vereinigten Staaten ganz natürlich ein. Eine einflußreiche Schule amerikanischer Politiker und Militärs hat schon längst gelehrt, daß die kommunistische Weltfront von *Ostasien* her aufgerollt werden müsse und könne, da hier ihre schwächste Stelle sei, und General MacArthur, einer ihrer Hauptvertreter, war ja vor drei Jahren nahe daran, diese Auffassung in die Tat umzusetzen, als er sich anschickte, in die Mandschurei einzubrechen und die

* Über den Regierungswechsel in Paris vgl. die Anmerkung zu Seite 276.

dortige Versorgungs- und Nachschubbasis der chinesischen «Freiwilligenarmee» in Korea zu zerstören. Und die damalige Regierung der USA hätte ihn wohl auch gewähren lassen, hätte nicht Labourengland revoltiert und Attlee, schnell entschlossen nach Washington fliegend, Truman klar gemacht, daß schon ein Wunder geschehen müsse, wenn die Fortsetzung von MacArthurs Marsch auf den Jalu nicht die Sowjetunion zum Eingreifen an der Seite ihres chinesischen Verbündeten herausfordern solle.

Jetzt ist es *wiederum England*, das sein Veto gegen die amerikanische Katastrophenpolitik eingelegt hat. Aber jetzt ist es nicht nur ein eigenmächtiger General und Statthalter des amerikanischen Imperiums, der kaltblütig einen dritten Weltkrieg riskiert; es ist die mit Eisenhower und Dulles selbst an die Regierung gekommene Aktivistenpartei, die überzeugt ist, die Stunde sei da, dem «roten Imperialismus» in Ostasien mit letzter Entschlossenheit Halt zu gebieten, wenn nicht mit Indochina ganz Südostasien der «freien Welt» verloren gehen solle. Um so tiefer ist der Konflikt, der darüber zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ausgebrochen ist. Wir zitieren den Londoner «New Statesman» (5. Juni):

«Sir Winston (Churchill), sein Leben lang ein Vertreter des Atlantikbundes, riskiert mit voller Überlegung einen Bruch der englisch-amerikanischen Beziehungen, weil ihm am Sonntag, dem 25. April (anläßlich des Blitzbesuches von Staatssekretär Dulles in London. H. K.), plötzlich klar geworden war, daß die amerikanische Regierung versuchte, Großbritannien in eine schleichende Intervention in Indochina zu verwickeln. Das aber konnte, wie er wohl weiß, nur zu einem Angriff auf das chinesische Festland und wahrscheinlich zu einem Weltkrieg mit Wasserstoffbomben führen. Die Erschütterung, die diese Entdeckung bewirkte, war heftig. Sie hat Eden dazu getrieben, Molotows Mithilfe für die Abwehr der Katastrophe zu suchen. Sie hat Regierung und Opposition zur Unterstützung einer Politik zusammengeführt, die noch vor sechs Wochen als ‚unverantwortlicher amerikafeindlicher Extremismus' verdammt worden wäre.»

Die amerikanische Drohung bleibt Der britische Außenminister macht in der Tat in Genf ernste Anstrengungen, um zwischen Amerika und den kommunistischen Staaten zu vermitteln, einen Waffenstillstand herbeizuführen und so jene letzte «Kraftprobe» zu vermeiden, von der er — wie ganz England — weiß, daß Großbritannien und sein Commonwealth ihr weder militärisch noch wirtschaftlich gewachsen wären. Allein, täuschen wir uns doch ja nicht: *die Gefahr ist noch keineswegs beschworen*. Es ist eben nicht nur eine Marotte des Herrn Dulles, die den Plan eines amerikanischen Entscheidungsschlages gegen China — mit oder ohne Beteiligung Englands — in die Welt gesetzt hat und mit einem neuen allgemeinen Krieg droht; dahinter steht vielmehr die ganze amerikanische Weltpolitik, wie sie sich aus dem Dogma von der Unmöglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens mit dem Weltkommunismus logisch entwickelt hat.

Die herrschende Klasse der USA, als deren «geschäftsführenden Ausschuß» sich die Regierung Eisenhower so offen konstituiert hat, ist entschlossen, die Sowjetunion zu zerbrechen und die in ihr vereinigten Völker zu «befreien». Sie arbeitet planmäßig auf den Sturz des neuen Regimes in China hin, von dessen Existenz die Vereinigten Staaten amtlich überhaupt keine Kenntnis nehmen. Sie will auf die Dauer weder ein kommunistisches Norddchina dulden noch ein vom Vietminh organisiertes, ja nicht einmal ein *teilweise* ihm unterstelltes Indochina. Sie will erst recht keine weitere Ausdehnung des kommunistischen Einflusses in der übrigen Welt zulassen, auch keinerlei ernsthaften Fortschritt der sozialen und nationalen Freiheitsbewegung der unterentwickelten Völker. Ganz bezeichnend sind in dieser Hinsicht ihre Machenschaften gegen das kleine *Guatemala*, das — ähnlich wie Britisch-Guayana — erst in den Anfängen einer bescheidenen Land- und Sozialreform steht und diese mit Methoden durchführt, die mindestens so demokratisch sind wie die in den USA üblichen, aber auf Betreiben der im Lande tätigen nordamerikanischen Kapitalinteressen als höchst gefährlicher «kommunistischer Brückenkopf auf dem amerikanischen Kontinent» erklärt und jetzt offen mit militärischer Intervention bedroht wird.* Was geschähe erst, wenn etwa in Frankreich oder Italien auf Grund normaler Wahlen eine Regierung ans Ruder käme, an der auch die Kommunisten beteiligt wären?

In Indochina kommt dazu, daß das Land dank seiner geographischen Lage eine Schlüsselstellung innerhalb des südostasiatischen Gesamtraumes einnimmt und den Vereinigten Staaten für die Wahrung ihrer wirtschaftlichen, politischen und strategischen Machtinteressen im Westpazifik unentbehrlich erscheint. Und nicht zu vergessen: die Ost- und Südostasienpolitik, wie sie die Regierung Eisenhower-Dulles betreibt, sichert auf alle absehbare Zeit die ungeschmälerte Aufrechterhaltung, wenn nicht eine erneute Verstärkung der militärischen Hochrüstung, die das vermeintlich bequemste Mittel des «freien Unternehmertums» geworden ist, mit dem es um eine sonst kaum vermeidbare Wirtschaftskrise herumzukommen hofft. (Die amerikanische Stahlindustrie arbeitet zurzeit nur mit 70 Prozent ihrer Leistungsfähigkeit, und die Arbeitslosigkeit hat wohl bereits um die vier Millionen Berufstätige erfaßt.) Was 1950 der Koreakrieg für die Wiederherstellung der Vollbeschäftigung tat, soll nun anscheinend die Indochina- und China-Aktion wiederholen.

---

* Ein Mitarbeiter des Zürcher «Volksrechts» schiebt (in Nr. 132) die Schuld für all das — Moskau zu: «Moskau kann sich freuen! Auf die russische Initiative hin sind die Schachfiguren so angeordnet, daß Washington nur in einem ihm schädlichen Sinne handeln kann. Moskau rechnete auch mit der Haltung der United Fruit (des mittelamerikanischen Bananentrustes. H. K.), deren Mentalität dem Kreml zur Genüge bekannt ist. Die United Fruit ... hat nicht verfehlt, Moskaus Spiel zu spielen.»

Mag auf Erden passieren, was da will — immer ist Moskau der allgegenwärtige, allwissende, allmächtige Bösewicht Nr. 1. In diesem Detektivromanstil wird heute in der sozialdemokratischen Presse Weltgeschichte geschrieben ...

Gewiß, Dulles hat angesichts des britischen Widerstands etwas Wasser in seinen Wein gegossen. Er redet jetzt davon, daß die berühmte «Kollektivaktion» in Südostasien nur der Garantierung eines Waffenstillstandes in Indochina dienen solle, wenn er einmal abgeschlossen sei, und was ähnliche «Milderungen» seines ursprünglichen Planes mehr sind. Aber gleichzeitig tut er alles, um einen für den Vietminh annehmbaren Waffenstillstand zu *hintertreiben* — nicht nur durch die Weigerung, eine Teilung Indochinas auf Grund des gegenwärtigen militärischen Besitzstandes beider Parteien anzunehmen, sondern auch durch die Unterstützung (wenn nicht direkte Veranlassung) des Hilferufes der Regierung von *Siam* an den Sicherheitsrat der UNO wegen einer angeblich drohenden Invasion von Vietminh-Truppen. Siam, ein regelrechter Satellit der Vereinigten Staaten, ist allerdings bedroht — aber nicht durch einen kommunistischen Angriff von außen, sondern durch sein eigenes, korruptunfähiges Regime, das sich kaum lange zu halten vermöchte, wenn es der Stützung durch die amerikanische Vormacht der «freien Welt» verlustig ginge. Die Konstruktion einer siamesischen Frage, mit der sich die UNO befassen müsse, kann auf jeden Fall die Aufgabe der Genfer Konferenz und das Zustandekommen eines Waffenstillstands in Indochina nur erschweren. Aber ist die amerikanische Taktik nicht doch ganz logisch? Hat Washington, von den Voraussetzungen seiner gegenwärtigen Weltpolitik aus, irgendein Interesse an einer Regelung in Indochina, die den Machtbereich des Vietminh bestehen ließe, ja seine Erweiterung begünstigte und zugleich dem kommunistischen China Zeit gäbe, sich innerlich zu festigen und seine Armee auszubauen?

Es mag sein, daß ein Teil der Planer der amerikanischen Asienpolitik nicht unbedingt mit einem Krieg gegen China rechnet, vielmehr hofft, schon ein sehr starker militärischer *Druck* auf China werde genügen, um dieses «zur Raison zu bringen». Del Vayo, der außenpolitische Redakteur der Neuyorker «Nation», berichtet (15. Mai) in der Tat, die Anhänger von Dulles meinten, die Politik des Staatssekretärs biete «nur» fünfzig Prozent Aussicht auf Krieg. Aber eine höchst aktive Gruppe innerhalb der regierenden Schicht, mit Vizepräsident Nixon an der Spitze und Senator Knowland als Hauptwortführer, arbeitet unverhüllt auf ein direktes bewaffnetes Eingreifen hin, für das auch Admiral Radford, der Chef des großen Wehrmachtsstabes, längst gewonnen ist. Sein Kollege Carney, Chef der Flottenoperationen, hat erst kürzlich erklärt, die «freie Welt» müsse jetzt bald wählen, ob sie «kämpfen oder sich der kommunistischen Expansion unterwerfen» wolle. Und ähnliche kriegerisch-demagogische Kraftsprüche kann man in den Vereinigten Staaten alle Tage hören, wenn auch, wie gesagt, viele Anhänger einer «Politik der starken Faust» im stillen hoffen mögen, es genüge, dem kommunistischen China ein Ultimatum zu stellen und mit der H-Bombe zu drohen, um es zum Desinteressement an Indochina, Korea usw. zu zwingen. Dabei ist es aber doch im höchsten Grad unwahrscheinlich, daß China vor einer

soldhen Drohung zurückweichen würde. Es *kann* sich nicht an Indochina und Korea desinteressieren, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen, so wenig es sich mit der Existenz eines von Tschiang Kai-Schek beherrschten Formosas abfinden wird, von dem aus das chinesische Festland «zurückerobert» werden soll. Und es wird erst recht nicht untätig zuschauen, wenn eine überseeische Großmacht — eben die Vereinigten Staaten — sich noch stärker als bisher unmittelbar an seinen Grenzen festzusetzen und ihr das Gesetz ihres Handelns zu diktieren versuchen wollte, eine Großmacht, die ganz offen darauf ausgeht, das neue Regime in China zu stürzen und die alten reaktionären Machthaber wieder ans Ruder zu bringen. Man stelle sich nur vor, was geschähe, wenn umgekehrt eine *kommunistische* Großmacht, deren Kernland Tausende von Kilometern von Amerika entfernt liegt, sich an den Grenzen der Vereinigten Staaten festsetzen, einige von deren Nachbarländern auf Kriegsfuß bringen und dann mit den schwersten Druck- und Drohaktionen gegen die USA aufrücken würde, unter dem Vorwand, ihre — der kommunistischen Großmacht — Sicherheit sei durch die Expansionspolitik des fernen Amerika tödlich bedroht! Würden die Vereinigten Staaten nur einen Augenblick daran denken, vor einem solchen Einschüchterungsversuch zu kapitulieren? Warum muten sie also *China* eine Handlungsweise zu, die sie selbst mit höchster Entrüstung von sich weisen würden, wenn sie *ihnen* zugemutet würde?

Man wird sich darum in den USA klar werden müssen, daß eine westmächtliche oder auch nur amerikanische Interventionsdrohung gegenüber China mit großer Sicherheit den Krieg bedeuten würde — den Krieg nicht nur in Ostasien, sondern im Blick auf die Bundesgenossenschaft Chinas mit der Sowjetunion auch in anderen Weltteilen. Und in den verantwortlichen Regierungskreisen *ist* man sich wohl auch darüber klar. Auf jeden Fall spricht alles dafür, daß die aktivsten Gruppen der amerikanischen Führungsschicht planmäßig am Werke sind, um eine Lage herbeizuführen, die das amerikanische Volk und sein Parlament vor die scheinbare Unausweichlichkeit eines neuen Krieges stellen soll. Und da die öffentliche Meinung Amerikas schon von langer Hand auf eine solche Lage hin präpariert ist, also keinen ernsthaften Widerstand leisten würde, kann man nur sagen, daß der Frieden auf ganz schwachen Füßen stünde, wenn es *nur* auf Amerika ankäme.

Die fällige Wendung Allein es kommt eben *nicht* nur auf Amerika an. Ohne seine bisherigen Verbündeten kann sich auch das scheinbar allmächtige Amerika keinen Krieg leisten, am wenigsten in Ostasien, wie die Vorgänge der letzten Wochen deutlich genug gezeigt haben. Die diplomatische Isolierung, in die Dulles die Vereinigten Staaten hineinmanövriert hat, würde noch weit überboten durch den Widerstand, den ein direkter militärisch-politischer Stoß Amerikas gegen China und den Vietminh in Frankreich, Großbritannien und ande-

ren Ländern herausfordern müßte. Und schon jetzt müssen alle Anstrengungen der europäischen Verbündeten der Vereinigten Staaten darauf gerichtet sein, zu verhindern, daß ein solcher Stoß Amerikas überhaupt gewagt wird. Wäre es nicht denkbar, daß sich die französische Nationalversammlung endlich ermannte, die Regierung Laniel-Bidault stürzte und sich eindeutig weigerte, den «schmutzigen Krieg» auch nur einen Tag lang weiterzuführen?* Und England — ist es durch seine Lebensinteressen nicht förmlich gezwungen, in Washington ein für allemal klar zu machen, daß es sich von Amerika trennen müsse, falls dessen Ostasienpolitik nicht eine radikale Umkehr erfahre — eine Umkehr, die die Kriegsgefahr grundsätzlich ausschließe? Churchill hat zwar in einer Ansprache am 8. Juni, auf die gegenwärtigen «Meinungsverschiedenheiten» mit den Vereinigten Staaten anspielend, gesagt: «Nichts darf uns trennen, wenn wir gemeinsam den Pfad des Schicksals beschreiten. Wenn die Welt in zwei Teile gespalten wird, so wissen wir, auf welcher Seite wir sein werden.» Das hat sicher denjenigen in Amerika Hoffnung gemacht, die darauf spekulieren, daß Großbritannien zuletzt doch die Solidarität mit dem großen Bruder jenseits des Ozeans über alle anderen Erwägungen stellen würde, wenn es sich dem fait accompli eines offenen amerikanischen Eingreifens gegen die «kommunistische Expansion» in Asien gegenübersähe. Und gewiß warten in England nicht wenige «Unbeugsame» darauf, daß der Ministerpräsident endlich seine «unverständliche Langmut und Nachgiebigkeit» gegenüber den «kommunistischen Welteroberern» aufgebe und sich fest und unverbrüchlich auf die Seite Amerikas schlage.** Aber die Einsicht in das Selbstmörderische einer solchen neuen Bindung an die Vereinigten Staaten ist im britischen Volk — und weit über die Labouropposition hinaus — doch wohl bereits so klar geworden, daß es nur schwer vorstellbar ist, wie Churchill das Steuer abermals herumwerfen und England ins Schlepptau einer amerikanischen Politik nehmen lassen könnte, die geradenwegs in die Katastrophe hineinzuführen droht.

Diese Wendung wäre in der Tat das Verhängnisvollste, was der Sache des Weltfriedens zustoßen könnte. Die *wirkliche* Wendung, die vom Krieg endgültig fort und auf den Weg der Verhandlung, also des friedlichen, wenn auch noch nicht freundlichen Zusammenlebens der beiden heute gegnerischen Welthälften führen könnte, müßte — soweit es

---

* Das war bereits geschrieben, als die Regierung Laniel-Bidault tatsächlich gestürzt wurde. Nur ist die Aussicht ganz schwach, daß jetzt eine Koalition ans Ruder komme, die mit dem Indochinakrieg wirklich Schluß machen würde. Zuerst muß schon im französischen *Volk* ein Durchbruch geschehen, damit auch im Parlament der Weg für eine neue Politik frei wird. Der arrogante Ton, den Herr Mendès-France gegenüber den Kommunisten anzuschlagen beliebt, ist auf alle Fälle nicht dazu angetan, in Indochina eine Verständigungslösung herbeizuführen.

** Auch der Londoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» macht unermüdlich Stimmung für eine solche katastrophale «Selbstbesinnung» der britischen Außenpolitik, die dieser merkwürdige Neutrale und Friedensfreund mit täglich erneuerter Inbrunst herbeisehnt.

sich um Ostasien handelt — über einen militärischen Waffenstillstand hinaus vor allem drei Zielpunkte ins Auge fassen:

1. Den *vollständigen Rückzug der Franzosen aus Indochina* (denn dessen angeblich von Frankreich zugestandene «vollständige Unabhängigkeit» ist ja so lange nur eine Phrase, als die Franzosen noch irgendwelche militärische oder wirtschaftliche Machtstellungen im Lande haben).

2. Die Vornahme *allgemeiner Wahlen in Indochina*, die zeigen würden, in welchem Geiste das Volk von Vietnam, Laos und Kambodscha seine Selbstbestimmung im Inneren zu verwirklichen gedenkt.

3. Den *Einsitz Chinas in die Vereinten Nationen* und den Sicherheitsrat, ist doch ein zuverlässiger Friedenszustand in Ostasien undenkbar ohne die enge Zusammenarbeit der bisherigen Mitglieder der UNO mit dem aufsteigenden 400-Millionen-Reich in Ostasien, das jetzt noch immer als Paria, wenn nicht als Verbrecher, aus der «Gemeinschaft der friedliebenden Völker» ausgeschlossen ist.

Natürlich taucht immer sofort das bösartige Schlagwort von einem *«neuen München»* auf, das man den Westmächten zumute, wenn von solchen Forderungen die Rede ist. Aber was war denn München? Nichts anderes als die Erkaufung eines Scheinfriedens durch das Zurückweichen der Westmächte vor der Kriegsdrohung Hitlers, der durch die Opferung der Tschechoslowakei zufriedengestellt und auf den Kampf gegen die Sowjetunion hingelenkt werden sollte. *Das* stand also hinter München: der gewalttätige Antikommunismus der kapitalistischen Westmächte, die sich des noch gewalttätigeren Antikommunismus des Dritten Reiches bedienen wollten, um die Sowjetunion und die soziale Revolution möglichst ohne eigene Kosten zu liquidieren. Heute sind es die gleichen kapitalistischen und imperialistischen Kräfte des Westens, die, im Bunde mit allen reaktionären und faschistischen Mächten, einen neuen Versuch machen, den Kommunismus mit kriegerischer Gewalt zu zerschlagen. Es handelt sich also zwar nicht — wie in München — um eine Kapitulation des Westens vor der Kriegsdrohung einer faschistischen Großmacht, sondern um eine Drohung, die von den *Westmächten selber*, insbesondere von Amerika, ausgeht und die kommunistischen Oststaaten zur Kapitulation zwingen will. Aber die dahinter wirksamen Interessen sind im wesentlichen dennoch die gleichen wie schon vor sechzehn Jahren. Der kapitalistische Kolonialismus und Imperialismus, unfähig, in friedlichem Wettbewerb seine Überlegenheit über den Kommunismus zu beweisen, klammert sich an seine militärischen Machtmittel, in denen er sich überlegen dünkt, sucht mit ihrem Einsatz zu retten, was — vielleicht — noch zu retten ist, und möchte am liebsten zu einem letzten, verzweifelten Schlag ausholen, um den Kommunismus, der sich bereits in einem Raum mit dem vierten Teil der Erdbevölkerung durchgesetzt hat, aus der Welt zu schaffen.

Das ist gewiß ein phantastisches, ein irrsinniges Unterfangen. Aber es wird — im Namen der Freiheit und der Menschenrechte — von gefährlich einflußreichen Wirtschafts- und Geistesmächten gleichwohl ganz kühl ins Auge gefaßt und vorbereitet. Nur der Aufstand der unmittelbar an ihrem Leben bedrohten Völker selbst kann es verhindern. Und die stärkste Macht, die über der Menschengeschichte waltet, wird mit ihm sein.

Klerikaler Absolutismus Brechen wir aber unseren Rundgang durch die Verwicklungen der aktuellen Weltlage hier ab und wenden wir uns noch einmal der politischen Wirksamkeit des römischen Katholizismus zu, die uns in den beiden letzten Heften der «Neuen Wege» beschäftigt hat. Eine ihrer Hauptformen ist in der Gegenwart, wie wir immer wieder festzustellen hatten, der *Kampf gegen den Kommunismus*. Und zwar gegen den Kommunismus als Träger einer weltweiten sozialen Revolution, als Gegner von Kapitalismus, Feudalismus und Imperialismus, nicht als Diktatursystem und geistige Zwangsmacht. Denn in dieser Beziehung haben ja Kommunismus und Klerikalismus viel miteinander gemein. «Um ehrlich zu sein», sagte einmal Karl Barth zu einem Jesuiten, «ich sehe gewisse Zusammenhänge zwischen beiden (römischem Katholizismus und Kommunismus). Beide sind totalitär; beide beanspruchen den Menschen als Ganzes. Der Kommunismus gebraucht ungefähr die gleichen Organisationsmethoden (die er von den Jesuiten gelernt hat). Beide legen großen Nachdruck auf alles Sichtbare. Aber der römische Katholizismus ist für den Protestantismus der gefährlichere der beiden. Der Kommunismus wird vergehen; der römische Katholizismus bleibt.»

Auch Graf Coudenhove-Kalergi (in «Crusade for Pan-Europe») betont die Verwandtschaft des Kommunismus mit einem Klerikalismus, der die Gewissensfreiheit wie die Demokratie als Ganzes ablehnt und grundsätzlich Zensur, autoritäre Führung und absolutistische Regierung bejaht:

«Der Katholizismus ist die faschistische Form des Christentums, dessen demokratischen Flügel der Calvinismus darstellt. Die katholische Hierarchie beruht vollständig und sicher auf dem Führungsprinzip mit dem unfehlbaren Papst als lebenslänglichem Oberbefehlshaber ... Wie die faschistische Partei, so wird seine (des Katholizismus) Priesterschaft das Mittel für eine undemokratische Minderheitsherrschaft durch eine Hierarchie ... Katholische Völker folgen faschistischen Lehren williger als protestantische, welche die Hauptbollwerke der Demokratie sind ... Die Demokratie legt den Nachdruck auf das persönliche Gewissen, der Faschismus auf Autorität und Gehorsam.»

So hat denn der römische Klerikalismus keinerlei Hemmungen zu überwinden, um sich mit dem Faschismus zu verständigen. Das Wort von der *klerikal-faschistischen Internationale*, die in der Bildung begriffen sei, entbehrt wirklich nicht eines sehr realen Hintergrundes. Paul Blanshard

glaubt (in seinem Buch über «Amerikanische Freiheit und katholische Macht») feststellen zu müssen:

«In den Jahren, seit Mussolini zur Macht kam, haben die *Taten* des Vatikans, im Unterschied zu seinen *Worten*, die Überzeugung bestärkt, daß er eine faschistische Internationale freudig unterstützen werde, *solange sie eine klerikal-faschistische Internationale sei.* In mehreren großen Krisen Europas hat der Vatikan durch passive und aktive Zusammenarbeit mit dem Faschismus das Gleichgewicht der Kräfte zuungunsten der Demokratie verschoben. Gegen die faschistische Diktatur hat er sich niemals auch nur mit dem zehnten Teil der Wildheit ausgesprochen, die seinen Angriff auf die kommunistische Diktatur kennzeichnet. Indem er sich auch auf den Kampf gegen einen demokratischen Sozialismus festlegte, hat er sich mit den reaktionärsten Kräften in Europa und Lateinamerika gleichgeschaltet. Es ist sicher kein Zufall, daß die drei am meisten faschistischen Staaten in der heutigen Welt — Spanien, Argentinien und Portugal — alles katholische Staaten sind, deren Diktatoren vom Papst gesegnet wurden und ihm offensichtlich treu ergeben sind.»

Und kein Zufall ist es auch, so muß hinzugefügt werden, daß in Westeuropa weithin konservative Regierungen am Ruder sind, die maßgebend von klerikalen Parteien beeinflußt, ja zum Teil fast allein von ihnen beherrscht werden: in Italien wie in Westdeutschland, in Frankreich wie in Holland, in Österreich wie in der Schweiz. Das klerikale Kleineuropa, von dem so oft die Rede ist, ist mehr als ein Schreckgespenst; es hat schon recht greif- und sichtbare politische Formen angenommen.

Italien als Schlüsselland Aus naheliegenden Gründen weist die vatikanische Politik *Italien* eine Schlüsselstellung für die Ausführung ihrer weltweiten Herrschaftspläne zu. Es war darum gegeben, daß sich das geistliche Rom zielbewußt an das weltliche heranmachte, als es klar wurde, daß dem Faschismus — mindestens vorläufig — der Sieg beschieden war. Der katholische Klerus machte jedenfalls keinerlei ernsthaften Versuch, Mussolinis Staatsstreich zu verhindern. Pius XI., der bald nach dem sogenannten Marsch auf Rom Papst wurde, war ohnehin ein ausgesprochener Gegner der liberalen Demokratie und vollends des Sozialismus in allen seinen Spielarten, so daß es ihm nicht schwer fiel, in ein freundliches Verhältnis zum faschistischen Regime zu kommen, dessen Oberhaupt er am 20. Dezember 1926 geradezu «den von der Vorsehung gesandten Mann» nannte. Es war so nur folgerichtig, daß der Papst die von dem Priester Don Sturzo geführte antifaschistische Katholische Volkspartei opferte und dann, am 11. Februar 1929, den berühmt gewordenen Lateranvertrag mit Mussolini unterzeichnete. Man hat diesen Vertrag als «eines der bedeutsamsten und tragischsten Ereignisse der neueren Geschichte» bezeichnet. Und tatsächlich kann seine Auswirkung auf die italienische wie die internationale Politik kaum überschätzt werden. Er gab Mussolini die moralische Achtbarkeit, die er brauchte, um den Faschismus als den Retter der abendländischen Kultur anpreisen zu können und seine außenpolitische Angriffs-

politik ins Werk zu setzen. Seine Gegenleistung an den Vatikan war entsprechend großzügig: Errichtung eines «souveränen» Vatikanstaats; Ausrichtung einer «Entschädigung» von 1550 Millionen Lire an den Heiligen Stuhl (davon 750 Millionen in bar, der Rest in Staatsanleihen); Anerkennung des Katholizismus als einziger Staatsreligion; Religionsunterricht in den Schulen unter kirchlicher Leitung; Staatsbeitrag an die Besoldung der Geistlichen usw. Kein Wunder, daß Pius XI. in einer Ansprache an die Lehrer und Schüler der Mailänder Universität Mussolini neuerdings höchlich pries:

«Es brauchte (für die Aussöhnung des Vatikans mit der italienischen Regierung) vielleicht einen Mann wie denjenigen, den die Vorsehung uns treffen ließ, einen Mann, der nicht die Vorurteile der Männer liberaler Schule hatte. Wir glauben darum mit tiefer Befriedigung dank ihm den Herrgott an Italien und Italien an den Herrgott zurückgegeben zu haben.»

Demgemäß unterstützte der Vatikan rückhaltlos auch die außenpolitisch-imperialistischen Unternehmungen des faschistischen Staates, sein Eingreifen in Spanien zugunsten Francos wie seinen schmählichen Krieg gegen Abessinien. «Auf den Ebenen Äthiopiens», sagte Kardinal Schuster von Mailand am 28. Oktober 1935, «trägt die italienische Fahne im Triumph das Kreuz Christi voran, sprengt die Ketten der Sklaverei und macht die Bahn frei für die Missionare des Evangeliums.»

Der Einfluß der römischen Kirche trug nicht wenig dazu bei, daß die vom Völkerbund angeordneten Sanktionen gegen Italien toter Buchstabe blieben und der Völkerbund selbst mehr und mehr in Kraftlosigkeit und Unansehnlichkeit versank. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat litt zwar in der Folge einigermaßen, als Mussolini in der Ausführung des Lateranvertrags säumig oder gar widerspenstig wurde und später, im Zeichen seines Bundes mit Hitler, seine judenfeindlichen Gesetze erließ. Allein zu einem Bruch mit dem Faschismus ließ es der Vatikan gleichwohl nie kommen. Und als Mussolini und seine Herrschaft im Zweiten Weltkrieg ihr skandalbeflecktes Ende fanden, da führte der Heilige Stuhl seine alte, konservativ-reaktionäre Italienpolitik nur mit neuen Männern und neuen Mitteln weiter.

Eine Hauptrolle spielt dabei die «Katholische Aktion», die mächtigste Massenbewegung des heutigen Italiens, die drei Millionen Mitglieder zählen soll, in den kleinsten Dörfern ihre Zellen hat und unmittelbar dem Papst untersteht. Unter ihrem Einfluß haben sich die katholischen Gewerkschaften selbständig gemacht und ist die Christlichdemokratische Partei — die anfänglich noch allerlei Seitensprünge gemacht hatte — zu einer stramm vatikantreuen Organisation geworden, die in ihrem historischen Wahlkampf von 1948 die rückhalt- und skrupellose Unterstützung des gesamten Kirchenapparats genoß und seither ununterbrochen am Ruder ist, wenn auch ihre Herrschaft neuerdings schwer erschüttert scheint. Daß der klerikale Antikommunismus in Italien stärkste Förde-

rung von seiten der Vereinigten Staaten erfährt und amerikanische Katholiken Millionen von Dollar in die Kassen der Democrazia Cristiana fließen lassen, gehört zum ganzen Bild dieser Dinge.

Drei „Musterstaaten" Ähnliches ereignete sich in *Spanien*. Wir haben bereits früher* davon gesprochen, daß die katholische Kirche als Großgrundbesitzerin ersten Ranges und als industriell-gewerbliche Unternehmerin großen Stils eine beherrschende Machtstellung in der spanischen Wirtschaft einnimmt. Die politischen Wirkungen dieser Tatsache schildert Edward Conze in seinem Buch «Spain to-day»:

«Die Geistlichkeit ist die stärkste reaktionär-politische Körperschaft in Spanien ... Geschichtliche Beobachtung zeigt einen direkten Zusammenhang zwischen Elendsverhältnissen und Kirchenmacht. Der Tourist, der nach Spanien geht, um die Kirchen zu bewundern, nimmt vielleicht gelegentlich auch davon Kenntnis, daß je größer die Kathedrale, desto schmutziger die Armenviertel sind. Die Kirche ist vielleicht die einzige Organisation der modernen Gesellschaft, die durch den wirtschaftlichen Fortschritt nur verlieren kann ... Nur wenn sie es fertig bringen, Spanien als halbfeudales Land zu erhalten, haben die Priester Aussicht, sich an der Macht zu halten. Die Republikaner und Sozialisten sehen sie darum in gleicher Weise als ihre tödlichsten Feinde an ... Alle spanischen Bewegungen, ob vom Bürgertum oder von der Arbeiterschaft getragen, müssen antiklerikal sein, wenn sie vom Feudalismus loskommen wollen.»

Es ist namentlich auch die Bildungsfeindlichkeit der katholischen Geistlichkeit, die einer Modernisierung und Industrialisierung der spanischen Wirtschaft im Wege steht:

«In allen Industrieländern wurde der Schulzwang eine Selbstverständlichkeit. Nur in halbfeudalen Ländern wie Rußland und Spanien waren Revolutionen nötig, um den Schulunterricht zu erkämpfen. In Spanien war es wie in Rußland die Kirche, die fürchtete, das Wort Gottes könne sich nicht erfolgreich gegen die Konkurrenz von Büchern und Zeitungen behaupten, und die alles tat, um die Massen zu verhindern, lesen und schreiben zu lernen. So sind denn 46 Prozent der spanischen Bevölkerung von über sechs Jahren Analphabeten, der höchste Prozentsatz in Europa. Dabei wurde schon im Jahre 1859 der Schulzwang eingeführt.» (Conze, a. a. O.)

Es war unter diesen Umständen gegeben, daß die faschistische Gegenrevolution unter Franco vom ersten Tag an die leidenschaftliche Unterstützung des Klerus fand. «Man muß in ihr den Geist eines wahrhaften Kreuzzuges für die katholische Religion sehen», verkündete schon im November 1936 der Erzbischof von Toledo, Kardinal Goma. Und wie in Italien, so priesen auch hier die Kirchenfürsten den Führer der Gegenrevolution als «den Mann der Vorsehung, den Gott Spanien geschenkt hat.» (Bischof Alcalà von Madrid.) Es war, wie Blanshard bemerkt, «die internationale Macht des Vatikans, die den Ausgang des Kampfes bestimmte. Die römisch-katholische Kirche in den Vereinigten Staaten spielte eine entscheidende Rolle bei der Verhinderung einer Aufhebung

* Vgl. März/April-Heft, Seite 166/167.

des Waffenausfuhrverbotes gegenüber Spanien, hätten doch Waffenlieferungen die Regierung aus der Hand der Francorebellen gerettet».

So gewann der spanische Faschismus, von Hitler, Mussolini und Amerika unterstützt, den Bürgerkrieg. Franco aber konnte in Spanien einen eigentlichen klerikalen Musterstaat aufrichten, der an totalitärer Folgerichtigkeit das Italien Mussolinis weit hinter sich zurückläßt. Wobei freilich interessant ist, daß bis heute der Vatikan das Konkordat mit dem spanischen Staate, das unter der Monarchie bestanden hatte, aber von der Republik 1931 aufgehoben wurde, nicht erneuert hat. Der Grund ist nicht schwer zu verstehen: «Der Vatikan sieht, wie eine Autorität bemerkte, das gegenwärtige Regime nicht als dauerhaft an; es widerstrebt ihm daher, diesem Regime Vorrechte zu gewähren, die später in feindliche Hände fallen könnten.» (Basil Davidson, «Report on Spain», London 1950.)

Um so festeren Rückhalt findet Franco an den Vereinigten Staaten, die jetzt Dutzende von Millionen Dollar in Spanien anlegen, um es zu einem Hauptbollwerk der «freien Welt» im Kampf gegen Diktatur und Geistesknechtung zu machen . . .

Neben Spanien sind die am konsequentesten ausgebauten klerikal-konservativen Staaten Europas *Portugal*, das unter der Diktatur von Dr. Oliveira Salazar alle freiheitlich-demokratischen Errungenschaften aufgehoben und der katholischen Kirche beherrschenden Einfluß auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, besonders auch im Schulwesen, gegeben hat, und sodann die Republik *Irland*, die trotz der jüngsten Wahlniederlage der Partei De Valeras auf absehbare Zeit an der «Sonderstellung» der römischen Kirche und der von ihr inspirierten Kulturpolitik, eingeschlossen die Bücher- und Theaterzensur und die kirchliche Leitung des Schulwesens, kaum etwas Wesentliches ändern wird.

Umstrittenes Frankreich Im Blick auf die drei klerikalen Musterstaaten Westeuropas muß der Verlust Frankreichs, der «ältesten Tochter der Kirche», im Vatikan doppelt schmerzlich empfunden werden. Die Niederlage Frankreichs im Jahr 1940 erschien zwar vielen Katholiken als ein wahres Gottesgericht über die Dritte Republik mit ihrem Atheismus und ihrem stets ausgeprägter gewordenen Zug nach links. Und das Regime von Vichy durfte sich der freudigen Unterstützung aller klerikal-konservativen Kräfte erfreuen, die in ihm den Anfang einer «geistigen Wiedergeburt Frankreichs» sahen. Auch Pétains Judengesetz und seine Mithilfe bei Hitlers Feldzug gegen die französischen und die nach Frankreich geflüchteten deutschen Juden vermochten das gute Verhältnis zwischen Rom und Vichy nicht zu trüben. Aber dann kam, mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches und der Befreiung Frankreichs, aus dem französischen Katholizismus selbst heraus jene *wirkliche* Erneuerungsbewegung, auf die auch wir damals so

große Hoffnungen setzten. Es war eine Täuschung. Die alten «Ordnungsmächte» kehrten, unter amerikanischem Schutz und mit amerikanischer Wirtschaftshilfe, nur zu schnell zurück, und mit ihnen auch ein konservativer Katholizismus, der in der Republikanischen Volksbewegung (Mouvement Républicain Populaire, MRP) ein immer fügsameres Werkzeug gewann. Nichts kann den Umschwung in der politischen Haltung der katholischen Kirche Frankreichs besser veranschaulichen als ihre fast widerspruchslose Unterwerfung unter den gemessenen Befehl Roms, der der Wirksamkeit der Arbeiterpriester tatsächlich ein Ende machte und durch die «Säuberung» im Dominikanerorden — ebenfalls vom Vatikan aus angeordnet — sinngemäß ergänzt wurde. Bitter bemerkt unser Freund Maurice Voge in der «Cité Nouvelle» (25. Februar 1954):

«Der Vatikan richtet theologisch und sozial den französischen Katholizismus nach rechts, auf den spanischen und amerikanischen Katholizismus aus. Die Strafmaßnahmen gegen die Patres de Lubac und de Teilhard du Chardin; die Affäre der Finalykinder, dann die Verleihung der höchsten katholischen Ordensauszeichnung an Franco durch den Vatikan, die Exekution der Arbeiterpriester — all das liegt auf *einer* Linie und findet hier (in der Säuberung bei den Dominikanern) seine Krönung ... Der Graben zwischen Katholizismus und Arbeiterklasse, zwischen dem Romanismus und den anderen Christen, zwischen dem MRP und den Linksparteien vertieft sich. Bald wird ein neuer heftiger Antiklerikalismus aufblühen — und das Evangelium wird darunter zu leiden haben.»

Deutschland — Oesterreich Der Raum mangelt uns, um des näheren auf die verhängnisvolle Rolle einzutreten, die der politische Katholizismus in der jüngsten Vergangenheit in Deutschland und Österreich gespielt hat und nun weiter spielt. Halten wir darum nur ein paar Haupttatsachen fest. Zunächst sei nicht vergessen, daß die konservativ-klerikalen Reichskanzler *Brüning* und *von Papen* zu den erfolgreichsten Schrittmachern *Hitlers* gehörten, der seinerseits im reaktionär-katholischen Österreich und Bayern seinen Ausgang nahm und später bekannte, wieviel er von der hierarchischen Ordnung der Romkirche und namentlich von der Theorie und Praxis des Jesuitenordens gelernt habe. Der katholische Klerus stellte sich denn auch von Anfang an im großen ganzen freundlich zum Nationalsozialismus ein. Katholiken durften unbehelligt Nationalsozialisten sein, während die bürgerliche Demokratie und gar der Sozialismus von der katholischen Doktrin auch in Deutschland stets grundsätzlich abgelehnt und ihre Anhänger oft genug vor die Wahl zwischen ihrer politischen Überzeugung und ihrer Zugehörigkeit zur Kirche gestellt wurden.

Das Konkordat, das der Vatikan im Jahre 1933 mit der Regierung Hitler-von Papen abschloß, sicherte dem Dritten Reich die Gefolgstreue der katholischen Geistlichkeit, um so mehr als für beide Teile der Kampf gegen den Kommunismus längst einer der obersten Glaubensartikel geworden war. «Die deutschen Bischöfe», so hieß es in einem Hirtenbrief vom 24. Dezember 1936, «betrachten es als ihre Pflicht, den Führer des

Reichs in diesem Kampf mit allen Mitteln zu unterstützen, über die sie auf religiösem Gebiete verfügen.» Es brauchte schon die alle Grenzen überschreitende Brutalität von Hitlers Judenverfolgung, um den Vatikan zur theoretischen Verdammung der Blut- und Bodenlehre zu veranlassen. Ernsthafte *praktische* Wirkungen hatte das indessen kaum; das Konkordat wurde nicht gekündigt und Hitler auch nie exkommuniziert. Die Loyalität des deutschen katholischen Klerus gegenüber dem Dritten Reich blieb weithin unerschüttert; seine Hauptsorge war, daß der Nazismus im eigentlichen Kirchenraum nicht zu viel mitzureden und mitzuregieren hatte. (Bei den Protestanten war es ja ganz ähnlich.)

Nach der Niederlage Hitlers rückte man natürlich auch auf katholisch-konservativer Seite offiziell vom Nationalsozialismus ab — um die «nationale Wiedergeburt» nur desto eifriger mit anderen Methoden zu betreiben und dabei womöglich dem politischen Katholizismus die beherrschende Stellung zu sichern. Auf dem Weg zu diesem Ziel sind denn auch schon sehr beachtenswerte Fortschritte gemacht worden. Westdeutschland ist zwar nur zu 45 Prozent katholisch, aber es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der konservative Katholizismus die stärkste politische Einzelkraft in der Bonner Republik ist. Er stellt den Bundeskanzler und in den Ländern Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Bayern, Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein die Ministerpräsidenten. Im Regierungs- und Verwaltungspersonal des Bundes und der Länder sind die rechtsstehenden Katholiken unverhältnismäßig stark vertreten, desgleichen in der Führung der «kommenden» Armee. Die Bundestagsabgeordneten der Partei Adenauers, der Christlich-Demokratischen Union, sind zu 62 Prozent katholisch, und es hilft nichts, zeugt vielmehr nur von einer erstaunlichen Naivität, wenn jetzt ein Teil der Protestanten, die das letztemal für die CDU gestimmt haben, beunruhigt erklärt, der Sieg der Kanzlerpartei bei den Wahlen vom Herbst 1952 bedeute keine Ermächtigung für die katholische Kirche, größere Herrschaftsansprüche zu erheben. Tatsache ist jedenfalls, *daß* solche Ansprüche erhoben werden, namentlich im Schulwesen, und daß eines der wesentlichen Ziele von Adenauers Außenpolitik die Schaffung jenes «Kleineuropa» ist, das mit Italien, Frankreich, Luxemburg, Belgien, Holland, Österreich, Spanien, Portugal und Westdeutschland als Mitgliedern ausgesprochen klerikal-konservativen Charakter tragen soll.

Was *Österreich* betrifft, so weiß man, daß dort auch nach der Auflösung der Habsburger Doppelmonarchie der reaktionärste Klerikalismus herrschte. Die Namen Seipel, Dollfuß, Starhemberg und Schuschnigg bezeichnen einen politischen Kurs, der im Zeichen des Antikommunismus und des «christlichen Ständestaates» geraden Wegs zum Faschismus führte. Und die katholische Geistlichkeit lenkte nicht nur ganz zielklar diesen freiheitsfeindlichen, gegenrevolutionären Kurs, sondern war eine Hauptantriebskraft auch der Bewegung, die auf eine Verschmelzung Österreichs mit Deutschland hindrängte, selbst als der widerchristliche,

kriegstreiberische Charakter des Dritten Reiches schon längst auch dem Blindesten klar sein mußte. «Warum», so fragt P. Schmid-Ammann in seiner Schrift über den politischen Katholizismus,

«warum hat der österreichische Episkopat dennoch seinen Gläubigen den Anschluß an das Dritte Reich und die freiwillige Zusammenarbeit mit diesen finsteren Mächten des Hitlersystems empfohlen? Weil er genau wie die schwerindustriellen Protektoren und Geldgeber Hitlers gehofft hatte, mittelst der nationalsozialistischen Diktatur das österreichische Volk besser zu beherrschen, und weil er wie die klerikalen Mächte in allen anderen Ländern erwartete, die staatliche Diktatur würde der kirchlichen die Arbeit erleichtern, würde mit der Beseitigung der Gewissensfreiheit auch die Gegner der römischen Hierarchie tödlich treffen und damit ihre geistige Macht über Millionen von Menschen festigen.»

Ausblick Sollen wir auch noch von der Tätigkeit des politisch rückschrittlichen Katholizismus in der *Schweiz* reden? Es genügt, an einige Tatsachen zu erinnern, die dem Gedächtnis einer schnellebigen Zeit nur zu leicht entschwinden: an die offen zur Schau getragene tiefe Sympathie unserer alt- und jungkonservativen «Erneuerer» für den deutschen Nazismus, für den italienischen Faschismus, für die Gegenrevolution Francos in Spanien, für das Regime Pétains in Frankreich, überhaupt für alle autoritären, ständestaatlichen und faschistischen Bewegungen auf der Welt; an die Zusammenarbeit der katholischen «Bünde» mit den rein weltlich orientierten «Fronten» in unserer Eidgenossenschaft; an die Veröffentlichungen eines Philipp Etter (der noch heute den Bundesrat ziert), Jakob Lorenz, Carl Doka und anderer, die der liberalen Demokratie das Totenglöcklein läuten zu sollen glaubten; an den stark unter klerikaler Mithilfe unternommenen Versuch, die Bundesverfassung nach rückwärts zu revidieren; an die Verherrlichung Mussolinis durch Bundesrat Motta, als der Duce mit den anderen großen Staatsmännern in München die Tschechoslowakei verraten hatte; an die ebenfalls durch Motta bewerkstelligte tatsächliche Anerkennung des Francoregimes durch die Schweiz; an die berüchtigte «Anpasser»-Botschaft des Bundesrats, hinter der neben Pilet-Golaz vor allem die beiden katholischkonservativen Mitglieder der Landesregierung standen. Glaubt ein nüchtern denkender Mensch, daß all diese und die anderen, hier nicht erwähnten Erscheinungsformen eines klerikalen Antidemokratismus nur zeitbedingte Entgleisungen darstellten? Nein — sie sind gewiß durch die dem Faschismus günstige Konjunktur erst hervorgelockt worden, so wie sie dann auch wieder zurücktraten, als die Zeitläufte aufs neue ein Bekenntnis zur Demokratie zu verlangen schienen; aber nur wer vor den grundsätzlich der politischen Freiheit und der sozialistischen Neuordnung der Gesellschaft feindlichen Tiefenkräften im römischen Katholizismus die Augen verschließt, nur der kann sich einer Täuschung über die Zähigkeit, Beständigkeit und Zielklarheit des reaktionären Klerikalismus hingeben, mag es sich um unsere kleine Schweiz oder um die große Welt außerhalb unserer Grenzen handeln. Auch der allzu knappe Überblick, den wir an dieser Stelle über die Rolle

des politischen Katholizismus in den Kämpfen unserer Zeit zu bieten suchten, dürfte das dem Sehenwollenden anschaulich gemacht haben.

Diese Spielart des Weltkatholizismus ist und bleibt ein geschworener Feind der persönlichen und politischen Freiheit wie allen radikalen, ernstzunehmenden Sozialismus — ihr gefährlichster Feind vielleicht. Es zeugt darum von einer verhängnisvollen Verblendung, wenn Bewegungen und Kräfte, die auf dem Boden der Demokratie und des Sozialismus zu stehen beanspruchen, heute weithin im Bund mit dem reaktionären Klerikalismus die Freiheit der Welt gegen Despotie und Gleichschaltung verteidigen zu müssen wähnen. Verständlich wird diese Verblendung nur im Blick auf die Tatsache, daß eben die kapitalistische wie die angeblich sozialistische «Demokratie» heute ihren Hauptfeind in der weltweiten sozialen Revolution sieht, die durch die eigene Schuld der Demokratien ganz überwiegend vom Kommunismus getragen wird, und diesen «Teufel» mit Beelzebub austreiben zu können glaubt — im Bund also mit dem geistlichen wie dem weltlichen Faschismus und Totalismus. Der Zweck soll auch hier die Mittel heiligen.

In Wirklichkeit entheiligen und diskreditieren die schlechten Mittel, die im Kampf gegen den Kommunismus gebraucht werden, den erstrebten Zweck in einer völlig hoffnungslosen Weise. Das müßten eigentlich nicht nur die Demokraten und Sozialisten einsehen, sondern auch diejenigen Katholiken, denen es vor allem um die Ausbreitung ihres besten Glaubensgutes in der Welt zu tun ist. Trotz dem beherrschenden Einfluß, den die römische Kirche in einer Reihe von Ländern noch ausübt, und trotz der zunehmenden Macht, deren sie sich besonders in den Vereinigten Staaten erfreut, steht sie im großen ganzen und vor allem in Europa doch in ausgesprochener *Verteidigungsstellung*. Die Verluste, die sie hier in den letzten Jahrzehnten erlitten hat, sind schwer und schmerzlich. Sie hat nicht nur eine Million Rumänen und zwei bis drei Millionen Ruthenen wohl endgültig an die orthodoxe Kirche verloren, sondern in Polen und der Tschechoslowakei, in Ungarn und Jugoslawien ihre völlige Unterwerfung unter die neuen Staatsgewalten hinnehmen müssen mit der Aussicht, daß früher oder später die katholischen Nationalkirchen dieser Länder gänzlich von Rom getrennt werden. Alle Entrüstung über diese Sachlage nützt nichts, solange die katholische Geistlichkeit der osteuropäischen Staaten politisch und sozial konservativ bis reaktionär gesinnt ist und als mögliche Hilfstruppe einer Gegenrevolution (etwa im Gefolge eines westmächtlichen «Befreiungskrieges») eine Lebensgefahr für die jungen Volksrepubliken darstellt. Der Klerus war ja schon unter dem alten Regime in all diesen Ländern eine Hauptstütze der feudal-kapitalistischen Herrenklassen; er stellte sich auch in der nazistisch-faschistischen Periode ganz überwiegend gegen das Volk auf die Seite der Unterdrücker und Ausbeuter; wie sollten da die Träger des neuen Regimes nicht alle Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, um die «Fünfte Kolonne» unschädlich zu machen, die sich hier unter dem Deckmantel der Religion formiert?

Es geht dem Katholizismus in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus nicht anders als der Demokratie und dem Sozialismus: er kann sein Recht nur behaupten, wenn er zuvor sein Unrecht aufgibt. Er kann das Unrecht des Kommunismus nur besiegen, wenn er dessen Recht erst anerkennt. Er kann seine weltumgestaltenden, weltüberwindenden Kräfte erst entfalten, wenn er über seine Hörigkeit gegenüber den Mächten dieser Welt, über seine Interessensolidarität mit den feudalen und kapitalistischen Herrenklassen entscheidend hinauskommt. Die Revolution, die mit den Waffen des Cäsars unternommen wird, kann nicht mit der weltlichen und geistlichen Gegenrevolution — also wiederum mit Cäsarismus oder Cäsaropapismus — überwunden werden; sie muß durch die Revolution *Christi* überwunden, nein: überboten werden, auf daß mit *seinen* Waffen, *seinem* Geist, *seinen* Methoden neue Himmel und eine neue Erde geschaffen werden, worinnen Gerechtigkeit wohnt.

14. Juni *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNG

Prof. Dr. med. *Heinrich Meng: «Zwang und Freiheit in der Erziehung»* (Erziehen, Strafen, Reifenlassen). Zweite, erweiterte Auflage. Verlag Hans Huber, Bern und Stuttgart.

Um dieses grundsätzlich wissenschaftliche Buch in wissenschaftlichem Sinne eingehend zu besprechen, fehlen uns wohl die Voraussetzungen. Wenn wir es als ein Werk erkennen, das von höchster ethischer Warte her mit feinem Gewissen und tiefem Wissen geschrieben ist, mit einer Fülle von Material, Beiträgen und Zitaten der edelsten Geister, die um dieses schwere und entscheidend wichtige Thema der Erziehung ringen, bereichert und das sicher eine echte Hilfe für Eltern, Erzieher und andere, um das Wohl der Kinder und der zukünftigen Welt Besorgte ist, so sagen wir damit wohl Wesentliches. Doch ist uns beim Lesen und Wiederlesen klar geworden, daß dieses Buch in seinem Reichtum von uns im Moment nicht wirklich bewältigt werden kann, wie wir es wünschten, und daß es an Fragen aller Art rührt, die recht eigentlich nach ausgedehntem und fortgesetztem Gespräch mit dem Autor und mit den von ihm herangezogenen Persönlichkeiten, jedenfalls nach grundlegender Beschäftigung mit dem, was sie sagen, ruft. Und da wir dem Kinde und seinen Problemen wie dem Problem der Erziehung überhaupt die brennendste Anteilnahme entgegenbringen (es aber leider verschiedener Umstände halber in unserer Zeitschrift immer wieder zurückstellen müssen), glauben wir, daß das dankenswerte Buch und sein Autor, dessen unmittelbaren Herzschlag man neben allem Wissen darin spürt, zum Anlaß und Ausgangspunkt solcher Gespräche und Fragestellungen werden, die in irgendeiner Form, an irgendeinem Ort und immer wieder erfolgen können. Wir haben das Gefühl, daß unser Blick von Jesus her auf das Kind sich gerade zusammen mit dieser verantwortungsbewußten Art von ärztlichem, wissendem und menschlichem Eindringen in die zarten Wunder der Beziehung von Erwachsenem und Kind zu etwas Fruchtbarem gestalten könnte.

C. W.-St.

Redaktionelle Bemerkung

Das geplante Europa-Doppelheft benötigt längere Vorbereitung, so daß dieses ausnahmsweise als August-/September-Doppelheft erscheinen wird, während das Juli-Heft am 24. Juli herauskommt.

Das Zeugnis der Religiös-Sozialen Vereinigung der Schweiz zuhanden der Weltkirchenkonferenz in Evanston erschien im Februar-Heft der «Neuen Wege» und kann einzeln bei der Administration, Manessestr. 8 (Sofie Zoller), gratis bezogen werden. *D. R.*

Macht zu allem euch bereit!

Laßt gegürtet sein die Lenden, macht zu allem euch bereit;
laßt zu jedem Dienst euch senden, wie's erfordern mag die Zeit.
Lasset eure Lichter brennen, um im Lichte stehn zu können,
wenn in tiefer Mitternacht sich der König naht mit Macht.

Und den Menschen sollt ihr gleichen, die, erwartend ihren Herrn,
nicht von ihrem Posten weichen, scheint ihr Herr auch noch so fern.
Schnell ist er dann aufgenommen, wird er von der Hochzeit kommen;
bald sie haben aufgetan, wenn er ruft und klopfet an.

O wie selig sind die Knechte, welche wachend findet er!
Wahrlich, große Gnadenrechte wendet ihnen zu der Herr.
Sieh, er selbst wird sich nun gürten, um sie bei sich zu bewirten,
wird vor ihnen dienend gehn, daß sie hoch in Ehren stehn.

Drum sollt ihr bereit euch halten und sollt niemals sicher sein,
sollt im Warten nicht erkalten, wenn auch ein Verzug tritt ein.
Denn des Menschen Sohn wird kommen, ehe ihr es recht vernommen;
unverhofft sein Tag erscheint, da es niemand hat gemeint.

Christoph Blumhardt

«Die Verleugnung Petri»

von *Rembrandt**

Rembrandt war ein Gottsucher. Er suchte Gott in der Bibel und im Menschen. Aus innerer Freiheit heraus schaute er die Bibel und schaute er den Menschen. Die Einsamkeit seines Herzens war eine von der Fülle der Sehnsucht reiche. Er sah die biblischen Vorgänge mit Leidenschaft und aus erster Hand. Die Unmittelbarkeit seines Erlebens und die Demut und Wahrhaftigkeit, mit der er das Erleben in seinen Bildern gestaltete, sind sein Vermächtnis und sein Ruf an uns. Er hat die biblischen Gestalten und vor allem Jesus als uns nahe Mitmenschen vor die Türe unseres Herzens gestellt, damit sie uns das Geheimnis des Reiches Gottes auf Erden mitteilen, und er hat die Menschen um die Gestalten der Bibel, um Jesus, auch und gerade die «geringsten» dieser Menschen, gesegnet mit der Einfalt und Würde und Innigkeit eines offenen Herzens, in das Gott und Jesus Christus jederzeit einströmen können.

Alle vier Evangelien berichten, jedes in seiner Art, von Petrus' Verleugnung. Rembrandt wurde vom Bericht des Lukas: «Und der Herr wandte sich und sah Petrus an» erschüttert, und mehr noch als vom Licht der Magd ist das Bild und das Geschehen überhaupt erleuchtet von diesem, dem innern Auge mehr als dem äußern sichtbaren Sichumwenden des einsamen Jesus zu dem, was ihm da von seinem Jünger geschieht. Nach dem Johannesevangelium hat Rembrandt die *Frage* der Magd: «Bist du nicht seiner Jünger einer?» in den Mittelpunkt gestellt. Die Frage ist ausgesprochen — wir halten den Atem an — selbst das Kerzenlicht flackert nicht — die Antwort ist fällig — auch heute noch ist die *richtige Antwort* fällig: «Ja, ich bin sein Jünger, ja, ich kenne ihn, ich bin durch ihn Mensch geworden, ich stehe zu ihm, ich bin bei ihm, ich gehe mit ihm seinen Weg, wie er mit mir.»

In Rembrandts Schau ist die junge Magd eine Ahnende und dem Glauben ganz nahe. Sie fragt nicht so sehr aus bloßer Neugierde, sondern aus bedürftigem Herzen heraus. Die Begegnung mit Petrus ist etwas Großes für sie, denn sie hat von Jesus gehört, ist von ihm angezogen und hat nun seinen Jünger vor sich, der ihr Mittler zu Jesus sein könnte. Sie will durch ihn von Jesus Näheres wissen. Sie kann es nicht fassen, daß dieser Mann, der da eben im Hause ihres Dienstherrn, des Hohenpriesters, verhört und gequält wird, etwas Böses getan haben sollte. Sie braucht unbedingt ein authentisches, unmittelbares Wort über Jesus. Und noch mehr will sie mit ihrer Frage: aus der Ebene des bloßen, gewalthaften Kriegermutes möchte sie zur Ebene des wirklichen Mannesmutes, des tatsächlichen Menschenmutes emporgehoben werden.

---

* Das Gemälde von Rembrandt hängt im Reichsmuseum in Amsterdam und war letztes Jahr im Kunsthaus Zürich zu Gast.

Sie hat ja in Petrus den von Jesus Erleuchteten erkannt, nun möchte sie die *Treue* erleben, die er zu seinem Meister haben sollte. In ihrem Gesicht drückt sich das reine Erwarten des Göttlichen im Menschen aus. Sie verkörpert die wahre Lebensfülle, die nur noch auf das Leuchten des Herzens wartet, so wie schon der Zeigefinger ihrer Hand, die das Licht vor dem Winde schützt, leuchtet und so wie ihre Augen bereit sind zu leuchten und ihr geöffneter Mund das Leuchtende zum Klingen bringen möchte. Sie weiß von Jesus vom Hörensagen, sie ist auf dem Wege zum Glauben, aber sie braucht die Zeugenschaft des Mitmenschen, der Jesus aus nächster Nähe kennt. Nach dieser geistigen und ganz realen Gewißheit brennt sie. Das Rot ihres Mieders ist keine Farbe mehr, sondern die Ausstrahlung ihres brennenden Herzens.

Mit ihr warten zwei Kriegsknechte auf die Antwort. Vielleicht haben sie eben Jesus von Gethsemane zum Hohenpriester schleppen müssen. Und so waren sie in Berührung mit ihm gekommen und haben gespürt, daß es sich um einen besonderen Menschen handeln muß, unähnlich jedem gewöhnlichen Verbrecher. Ganz links im Dunkeln steht der dumpfe, stumpfe Krieger mit ungestaltetem, vom rohen Handwerk unmenschlich gewordenen Gesicht: ein Vegetierender, der ein Lebender sein sollte nach Gottes Willen. Aber der Schein einer Erwartung liegt auch auf ihm. Die Empfänglichkeit für das Hohe und Ungewöhnliche ist noch nicht ausgelöscht oder durch die Begegnung mit Jesus wieder entfacht worden. Er verhält sich nicht gleichgültig, sondern wartet, lauscht, spannt seine Seele. Ein «Ja» des Petrus würde sein Gesicht verklären und menschlich machen. Die Not des Tötenmüssens würde ihn wecken und für ein anderes, neues Leben hellfühlend machen. Er würde den drückenden, knechtenden, uniformierenden Helm ablegen und Jesus nachsinnen. Er würde der Welt ein untauglicher Krieger, aber dem Reich Gottes auf Erden ein erster Bürger werden.

Im Vordergrund sitzt der zweite Krieger. Er ist höheren Ranges, vielleicht ein Hauptmann, mit Intelligenz und Bildung. Auf seinem ernsten Gesicht spiegeln sich Skepsis und Wille zum Glaubenkönnen gleichermaßen. Er ist an der Schwelle des Überzeugtwerdens durch das Wahre. Er ist im Begriff, aus der Flasche seinen Durst zu löschen. Hört er ein «Nein» des Petrus, so wird er es tun und sich dabei denken: «Zum Teufel, der dort vor dem Hohenpriester und der da vor mir sind auch nicht anders — alles bleibt sich gleich — die Welt ändert sich nicht — das Kriegshandwerk ist immer nötig, weil es immer böse Menschen gibt. Ich lösche meinen Durst aus der Flasche, an die kann ich mich halten.» Aber er zögert eben doch — er würde sich seinen Durst gern auf andere Weise löschen. Warum sollte nicht doch einmal ein Wunder geschehen? Hat nicht die Frage der Magd einen Klang, den ich kenne in meinem Innern? Ist es nicht wunderbar, daß sie aussprach, was ich dumpf fühle? Ist es nicht wichtig, daß mir dieser da, der zu Jesus ge-

hört, von ihm erzählt und kündet? Ist er nicht ein Mann wie ich? Könnte er nicht durch seine Courage, in der Anfechtung zu seinem Meister zu stehen, meinen zweifelhaften Mut, mit der Waffe Menschen vor mich her zu treiben, beschämen? Vielleicht könne er mir Antwort geben auf so manche Frage, die mir aufgestiegen ist und die ich für sinnlos hielt? Das Warten auf ein «Ja» ist ein schmerzliches auf dem Gesicht des Kriegers.

Aber Petrus bereitet mit einer ebenso pathetischen wie unsicheren Handgebärde sein «Ich kenne ihn nicht» vor. Sein an sich edles Gesicht ist wie aufgelöst, wie zerstört, ganz zerknittert. Sein Auge, das doch in Jesu Augen schauen durfte und deshalb leuchten sollte, blickt ausdruckslos, wie blöde in das Licht der Magd. Er ist nicht der, der er ist. Das «Nein», welches die drei Fragenden und mit ihnen eine ganze Menschheit wieder ins Finstere zurückstößt, macht ihn armselig. In diesem Moment ist er ein alter, schwacher, ängstlicher Greis. Und im nächsten Augenblick wird er bitterlich weinen. Denn er hat, was er mit Jesus erlebte, nicht bejaht. Er verleugnete seinen geliebten Herrn aus Angst, aus Schwäche. Er hatte die erlebte Wahrheit noch nicht zu der seinen gemacht. Und er hatte seine Verantwortung gegenüber den Menschenbrüdern vergessen.

Rechts oben im Bild, aus dem Dunkel, aus dem Gewirr der ihn verhörenden Priester, wendet sich Jesus um und blickt zu Petrus herüber. In dieser Wendung des Kopfes liegt Schmerz und Enttäuschung. Was die Inquisition der Priester ihm antut, das erträgt er wie selbstverständlich. Aber was Petrus, der ihm lieb ist und der beteuerte, er liebe ihn, ihm antut, ist das unnötige Leid, das menschliche Leid, das ihm in der Seele weh tut. Jesus ist kein weltabgewandter Weiser, den solches Versagen seines Jüngers unberührt ließe, und selbst die Gewißheit, daß ja Gott bei ihm ist, läßt ihn leiden an seinem Jünger, an dem Menschen, der sein Bruder ist und der in dieser Stunde der Not schwach wird und nichts von ihm wissen will. Er leidet, wie nur ein Mensch leiden kann, wenn sein Bruder ihn verleugnet. Aber gleichzeitig ist diese Hinwendung Jesu zu dem Geschehen da vorne eine brüderliche Hilfe für Petrus. Es liegt schon die Verzeihung darin beschlossen. Er weiß, daß Petrus selber leiden wird an seinem Versagen. Er weiß, daß Petrus dennoch ihn lieb hat. Das Verlassenwerden von seinen nächsten Menschen gehörte zu Jesu Leiden. So trug er es für alle solcherart Verlassenen vorweg. Und so gibt er, was Petrus, der dazu gerufen war, versäumt, den Fragenden: der Magd und den Kriegsknechten dennoch Antwort. *Das* nicht zuletzt will Rembrandt uns mit seinem herrlichen Bilde sagen. Er will uns sagen, daß Jesus sich zu uns wendet, auch wenn wir schwach sind und daß er den Fragenden immer wieder die Gewißheit einer neuen Erde und eines neuen Himmels gibt, auch wenn die Menschen gegenüber ihren Mitmenschen als Mittler und Künder versagen. Aber

im Mittelpunkt und, im tiefsten Sinne, richtig beleuchtet steht doch die Verleugnung und mahnt uns, das Leid Jesu und die Enttäuschung so vieler Menschenbrüder zu vermeiden, indem wir zu dem stehen, was wir an Offenbarung und an Liebe von ihm erfahren haben.

Carmen Weingartner-Studer

Zum Friedenskampf in unserer Zeit

(Schluß)

II

Es ist notwendig, daß wir uns noch einer andern Linie des Widerstandes gegen den Friedenskampf in unserer Zeit zuwenden. Wir müssen es deswegen, weil die Menschenwelt noch viel mehr von der «Notwendigkeit», dem Strom eines dunklen, kataraktischen *Schicksals* getrieben wird statt von der echten, aus dem Geiste Gottes allein stammenden *Freiheit*, die sich nur im Bündnis mit der Gerechtigkeit und dem Frieden endgültig und als wirkliche Menschenordnung unter Gott bilden kann. Das Fatum und die Sünde (die sich darin ausdrücken), die vor Jesus zerbrochen sind und durch ihn besiegt wurden, ebenso wie Satan und der Tod, sind noch nicht von der Menschenwelt gewichen. In diesem Kampf hat das Christentum weithin *die Kraft und Macht Christi verloren*. Darum unterliegt es immer wieder den Mächten dieser Welt oder bedient sich ihrer sogar. Diese können und müssen aber nur in dem Maße weichen, als Jesus mit seiner Herrschaft unter den Menschen und Völkern wirklich angenommen wird, als eine Völkergemeinschaft unter Christus entsteht. Wer soll Herr sein in der Demokratie? Wer soll Herr sein über die Völker?

Das ist ja die mit dem «Christentum» vorliegende Sinnestäuschung und seine Zwiespältigkeit, von der wir zum Eingang geredet haben, daß Jesu Kampf nicht mit ihm und unter ihm weitergeführt wurde, daß man sich in dieser Welt mit den Mitteln, Mächten und Wegen dieser Welt eingerichtet hat und in der Kirche und als Kirche doch das «Reich Christi» zu sein vorgibt. Wenn sie Wirklichkeit wäre, die zum Reich gewordene Gemeinde Christi (vgl. Offenbarung Johannes 1, 5 und 5, 9/10)! Aber wir haben den Sieg Christi und das Reich Christi mit dem Glauben an die Mächte der Sünde und des Bösen verbunden (die Theologen nennen das «Nüchternheit», während sie den wahren Glauben, den Erlösungsglauben, «Schwärmerei» nennen) und enden in Kirche und Welt darum auch immer wieder bei diesen Mächten. Der Erzbischof von Canterbury sprach kürzlich von der «Last der ruchlosen Sünde der Atombombe», die wir tragen müßten, bis die Weltmächte zur Einsicht kämen. Warum müs-

sen wir sie tragen? Und haben wir der Welt nichts als das zu sagen? Wo bleibt das Zeugnis von dem Christus Gottes?

In der vornehmen Überlegenheit oder Verzweiflung des Wissens um die Macht der Sünde und des Bösen, in der Zufriedenheit über die irgendwie vorhandene Sündenvergebung für den einzelnen Menschen (protestantisch-dogmatisch oder katholisch-priesterlich verwaltet!) begibt sich das Christentum des Kampfes um die Sache Gottes in der Welt, seiner Gerechtigkeit, seiner Liebe, seines Friedens unter den Menschen und Völkern, also dessen, was Jesus begonnen hat und seinen Jüngern zur Weiterführung übergab. Es überwiegt bei diesem Christentum das theoretische Ernstnehmen der wider Gott stehenden Wirklichkeiten, *das praktische Ernstnehmen* und damit das, was in so eigentümlicher Weise den wirklichen *Glauben* ausmacht, beginnt aber erst hier. Denn hier beginnt der *Kampf*, der Zusammenstoß mit der Welt und ihren Mächten in der jeweiligen Zeit. Dazu ist Christus in die Welt gekommen, diesen Kampf hat er begonnen. «Ich kam, um Feuer auf die Erde zu werfen, und wie sehr wünsche ich, daß es schon entzündet wäre!» (Luk. 12, 49.)

Wir schauen dieser geistigen Lage ins Angesicht, aber wir schauen auch und vor allem auf *Jesus*, wir öffnen uns seinem Geist, wir suchen seine Herrschaft. Wir fragen: Ist Jesus nicht Gottes Antwort auf alle Menschenfragen und alle Menschenlagen — er, der lebt, der Herr? Wir fragen so mit den beiden Blumhardt und mit Leonhard Ragaz und mit der ganzen biblischen Botschaft. Wer, nicht in Worten und Wort-Bekenntnissen, sondern in der Wirklichkeit des Lebens und im Gehorsam gegen seinen Ruf zu Jesus «Herr» sagt, der kann nicht mehr vor der Macht des Bösen, der Sünde, des Todes, vor der Macht der Finsternis, Gottes und des Menschen Sache preisgeben, der kann den Ruf Gottes zu seinem Reich nicht überhören und den Dienst des Reiches nicht verleugnen. Nie haben wirkliche Männer Gottes und nie haben Menschen, die Gottes geworden sind, an diesem Punkte resigniert, nie ihr Haupt, Christus, preisgegeben. Sie haben gekämpft, sind Christus nachgefolgt und haben ihn und seinen Geist bezeugt vor der Welt. Das ist auch der Sinn unseres Friedenskampfes.

An diesem Punkte müssen wir fest werden — mit Wachen, mit Beten, im Gehorsam gegen den Vater in den Himmeln. *Das Zeugnis des Christusglaubens muß gerade angesichts dieser Weltlage entzündet und festgehalten werden*, und es muß das Christuslicht sein, das wir hochhalten und das durch seine Jüngerschaft in der Welt leuchten soll.

Wir sind keine Idealisten in dem uns angedichteten Sinne, auch keine Schwärmer. Es ist doch die Frage, wer dem «Wahn» verfallen ist, wir oder die «Realisten» dieser Welt, die einen *Durchbruch* durch eine gegebene Weltordnung oder vielmehr Unordnung, durch diese Welt der Ungerechtigkeit, durch das Fatum dieser Welt, *zu dem, was noch nicht ist*, nicht glauben und nicht erkennen wollen. Wir sehen durchaus, daß der Großteil unserer Menschenwelt noch tief verstrickt ist in den Götzen-

glauben an die Gewalt und wie gebannt in die satanische Menschenmordmaschinerie des modernen «Krieges» und durch die *schuldhaft vorhandenen sozialen Massenverhältnisse* in der Welt auch immer wieder auf diese Bahn getrieben wird.

Wir lehnen es aber ab, uns auf die Wege der Realisten dieser Welt locken und zu den Mitteln dieser Realisten verführen zu lassen. Wir müssen die gesammelte persönliche und gemeinschaftliche Kraft, die *Einfalt*, die Ganzheit aufbringen und an diesem Punkte endgültig widerstehen. Wir müssen es lernen, mit den Propheten und Jesus Christus zu erkennen und zu bezeugen, daß die Völker dazu kommen müssen, den Krieg abzutun, die Waffen umzuschmieden in Friedenswerkzeuge, Versöhnung und Ausgleich *durch Gott* zu finden (man wird keine andere Instanz dafür finden!) und den Weg des Rechtes zu beschreiten.

Müssen wir aber nicht doch vor dieser ganzen geistigen Lage der Welt resignieren, warten, bis die Welt «vernünftig» wird oder bis die Völker «reif» für eine neue Ordnung sind, wie uns die Klugen und die Nichtumkehrwilligen sagen? Wir müssen fragen, ob diese Menschen schlafen oder meinen, im Jenseits zu sein, daß sie nicht sehen, was geschehen ist? Die *Entscheidung ist doch vorhanden, und darum ist die Zeit reif!* Oder sollten wir meinen, die Völker seien erst reif zur Entscheidung geworden, wenn sie atomisiert sind? Ist es nicht der Bankrott des Geistes und des Glaubens, wenn wir angesichts der tödlichen Bedrohung der Menschenwelt die Pflicht zur Rettung von der vorgeschützten Unreife abhängig machen? Wobei wir den Zwang zum Bösen, auch den Kriegszwang, für selbstverständlich annehmen sollen? Ja, die Reife und Bereitschaft zum Bösen gestehen wir den Menschen ohne weiteres zu, den Ruf zur Gabe des Reiches Gottes aber für alle Kreatur sollen wir nicht vertreten und verwirklichen dürfen? Und vor dem die Völker richtenden heiligen Gott wollen wir mit gutem Gewissen die These vom Nicht-Reifsein der Völker weiter vertreten? Hat Jesus zu seiner Zeit recht gesehen, daß er die Ernte, die Reife für gekommen hielt, oder hat er sich «getäuscht»? Hätte Gandhi mit dieser Überlegung sein Werk der Befreiung und des Friedens beginnen und vollenden können? Haben wirklich Roosevelt, Berdjajew und Leonhard Ragaz sich «geirrt», die den unteilbaren Kampf für den Frieden und die Gerechtigkeit unter den Völkern in einer zu *einigenden* und nicht in «Lager» aufzuspaltenden Welt für die Aufgabe hielten, die durch den letzten Krieg den Völkern gestellt wurde? *Wenn diese Aufgabe ebenso schwer wie umfassend ist, haben wir ein Recht, sie nicht lösen zu wollen oder uns noch einmal auf die alte Weise mit den alten Mitteln zu betrügen? Um den Frieden wird aber die Entscheidung für die Rettung und Erneuerung der Völkerwelt gekämpft werden.* Nur auf dem Wege des Friedens wird die Rechtsordnung zu verwirklichen sein, an der alle Völker tätig Anteil nehmen können, um ihre wirklichen Konflikte und die ungelöste soziale Frage im Schoße der menschlichen Gesellschaft zu lösen.

Auf den Einwand, den Krieg könne man «humanisieren», wollen wir

nicht eintreten. Millionen bringen sich gegenseitig um, noch mehr Millionen werden auf teuflische Weise umgebracht, die Vernichtung tobt — und da wird humanisiert? Nein, den Krieg können wir nur noch durch eine wirkliche Völkervereinigung abschaffen, oder der Krieg schafft uns ab!

Der Krieg und was mit ihm zusammenhängt hat sich so deutlich offenbart, daß sein Moloch- und Satansantlitz sichtbar geworden ist und durch nichts mehr zu verschleiern ist. Wie erbärmlich, lügnerisch und verbrecherisch ist doch alles, was heute noch für ihn getan wird! Wie *feig* auch, wie unendlich feig und würdelos! Den Krieg christlich zu rechtfertigen und zu verklären, ist schon nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr ernsthaft gelungen. Seine heidnische Rechtfertigung und Verherrlichung samt der dazu gehörenden Glaubenswelt, die aus dem Abgrund aufgeschäumt war, ist in seiner faschistischen und nazistischen Form zusammengebrochen, wenn auch keinesfalls wirklich überwunden. Sie erhebt in Europa und Amerika ihr Haupt und wird von der demokratischen Halbheit genährt. Die atheistische, mit dem *religiösen und sozialen* Versagen des Christentums zusammenhängende Form des Gewaltglaubens im Kommunismus ist nur durch den Reichsglauben zu überwinden, aus dem er als Religion stammt und dessen dämonische Verzerrung und Karrikatur er in vielen Dingen ist. Durch die Atombombe, die Rüstung und die kapitalistische Gottlosigkeit soll er überwunden werden?

Und doch scheint der Charakter des Krieges als Fatum und Sünde (man erkennt ihn ja heute weltlich und geistlich als Sünde und Verbrechen an) unaufhebbar. Er hängt mit der Todverfallenheit dieser Welt zusammen. Wer hindert uns aber, diesen Kampf aufzunehmen? Hat ihn nicht die *Wissenschaft** auch aufgenommen — und der Glaube sollte ihn nicht aufnehmen müssen? Hat ihn Jesus nicht aufgenommen, und ist seine ganze Botschaft, sein Leben und seine Tat, sein Leiden und Sterben nicht der Beginn dieses Kampfes, in den der Kampf um den Frieden eingeschlossen ist? Die Friedensfrage stellt sich jetzt mit einer Unbedingtheit und Unabweisbarkeit für die Welt, wie sie sich einst für Israel in der späteren Prophetenzeit und in der Zeit Jesu stellte, wie sich nur *die* Fragen stellen, mit denen Gott in bestimmten Zeiten und Lagen seine Entscheidungen in der Menschenwelt und an den Völkern vollzieht und *darum* die Menschen zu seinem Reiche ruft. «Die Zeit ist erfüllt», müssen wir mit dem Jesuswort sagen, «und das Reich Gottes ist genaht; darum kehret um und glaubet der Botschaft.»

Das ist die Quelle unseres Friedenskampfes wie alles andern Kampfes um die Sache Gottes in der Welt. Wir müssen als eine konkrete, unaufschiebbare Aufgabe den Kampf um den Frieden aufnehmen: auf Grund des Zeugnisses und der Entfaltung eines Glaubens, der die Zerbrechung des Fatums und den Sieg über die Sünde bedeutet. Dieses Zeugnis aber ist kein anderes als das von dem in Jesus Christus gekommenen und

* Daß die Wissenschaft vor allem in Technik und Kriegsrüstung eine Dienerin des Todes ist, haben wir nicht vergessen!

kommenden Reiche Gottes für die Erde. Davor sind heute die Völker in ihrer Wirklichkeit und in der Ausweglosigkeit ihrer politischen Lage und ihres politischen Handelns gestellt. Dieses Zeugnis ist eine unversiegbare Kraft für den Friedenskampf.

Die Friedensfrage stellt sich heute auch als Gewissensfrage für jeden einzelnen Menschen, wie sie sich als Frage der Verantwortung in der Politik aller Völker stellt. Man kann an ihr nicht mehr deuteln. Sie ist nun wirklich *die* Schicksalsfrage geworden, in der sich der ganze Knoten der Weltlage und der Weltpolitik mit all ihren Teilfragen zusammenschürzt. Mag man über die verächtlichen und «sentimentalen» Pazifisten spotten und Lügenpropaganda gegen sie betreiben, wir werden noch erleben, gegen wen man gespottet hat!

Für uns ist dieser Kampf gottgeboten, weil er uns in dem durch die Propheten, in Jesus und den Aposteln geschehenen und durch seinen Geist weiter geschehenden Wort, dem lebendigen Ruf und Gebot Gottes offenbar geworden ist und jedem Gottes Wahrheit und Willen auf dem Christusweg der Nachfolge und der Jüngerschaft suchenden Christmenschen sich heute erschließt und zum Gehorsam des Glaubens ruft. Wenn wir Glaubensgehorsam sagen, so müssen wir auch Leidensbereitschaft und Leidenserwartung sagen; denn Jesu Wort gilt auch für den heutigen Kampf: «Wer sein Kreuz nicht annimmt und mir nicht nachfolgt, ist meiner nicht wert.»

Der auf Christus begründete Friedenskampf zieht seine Kraft *aus der biblischen Botschaft*. Er ist nicht wie seine Gegner genötigt, Bibelworte und biblische Situationen geistlos und künstlich zurechtzudrechseln, um schließlich zum Gegenteil der biblischen Botschaft — zur Rechtfertigung des Krieges zu kommen! Ein solch künstlicher Einwand ist es z. B., wenn Friedrich Wilhelm Foerster in seinem großen Memoirenbuch (auf das wir noch eingehend zu sprechen kommen werden) zur Begründung einer allfällig gegen die heutigen Rechtsbrecher und Gewalttäter nötigen militärischen Gewalt mit ihren kriegerischen Folgen die Geschichte von der Austreibung der Wechsler und der Tiere aus dem Tempel durch Jesus mit der Geißel anführt. Es fehlt aber gerade in dieser Geschichte die wirkliche Parallele zu Gewalttat und Krieg im Namen des Rechts. Der Heilige Gottes treibt im Namen des heiligen Gottes aus dessen Haus, wer und was nicht in das Heiligtum gehört. Die *Vollmacht*, aus der Jesu handelt, *heiligt hier das Mittel so, daß gerade nicht der leiseste Anlaß zur gewalttätigen Auseinandersetzung gegeben wird*. Diese Tempelschänder samt ihrem kirchlichen Anhang weichen in diesem Augenblick der von Jesus ausgehenden *Vollmacht* und nicht der Gewalt. Das Evangelium erzählt uns eben keine banale oder gar blutrünstige Schlägerei oder eine Polizeigeschichte. Die Kirchenleute fragen darum auch, in welcher Vollmacht Jesus das getan habe, und die Kirchenobersten beschließen, ihn umzubringen, weil sie erkennen, daß durch diesen Mann auch ihre angemaßte Macht stürzen wird. Und Jesus geht den Weg zum Kreuz

und lehnt das Schwert des Petrus ab. Welche Folgerung ist wirklich künstlich? (Vgl. Matth. 21, Markus 11, Luk. 19 und Joh. 2, 13.)

Der christliche Friedenskampf ist als Dienst am Reiche Gottes, als Gehorsam gegen den Ruf Christi tief begründet im prophetischen Verheißungswort des Alten Testamentes, sofern dieses wirklich geschichtlich und als vorwärtsgehende Geschichte Gottes mit den Menschen und den Völkern verstanden wird. Er ist *Bestandteil der messianischen Botschaft von Christus und der Herrschaft Gottes im kommenden neuen Bund* — ist also nicht als Rückgriff auf das Alte Testament gemeint (vgl. z. B. Jes. 9, 1—6.), und er ist im Neuen Bund Bestandteil der in Jesus, dem Christus, hervorbrechenden neuen Wirklichkeit des Reiches mit seiner Erlösungsgabe und Verheißung, mit seiner in Christus und seinem Ruf gegebenen Kraft und Vollmacht der Verwirklichung alles dessen, was zum Reiche Gottes gehört. *Dazu werden die Jünger in die Welt gesandt, und das sollen die Jünger die Völker lehren.* «Es ist mir alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. Darum geht, macht alle Völker zu Jüngern, indem ihr sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes tauft und sie lehrt, alles zu halten, was ich euch geboten habe. Und sieh! ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Zeit.» (Matthäus 28, 19/20.)

Dazu gehört auf eine unlösbare Weise der *für die Erde, für die Völker*, nicht nur für die Einzelseele bestimmte *Gottesfriede*. Dieser Friedenskampf ist in Jesu Wort Bestandteil des Rufes zum Reich und manifestiert sich in der Bergpredigt und der ganzen Wirksamkeit Jesu auf eine so eindeutige, unmißverständliche und durchschlagende Weise, daß nur der offenbare Ungehorsam gegen das lebendige und ewige Wort Gottes, das Christus ist, zu jener Leugnung und Verleugnung des Dienstes an der Sache Gottes in der Welt führen konnte, die wir aus der Geschichte und in der Gegenwart vor allem beim offiziellen Christentum kennen.

Dieses Christentum ist freilich nicht die Vertretung der Sache Gottes in der Welt, seiner Gerechtigkeit, seiner Liebe, seines Friedens, es ist nicht mehr *lebendige und kämpfende Gemeinde Christi* als Organ des Reiches Gottes, als Leib des lebendigen Christus. Es ist eben in seiner Kirchenform ein Kompromiß mit dieser Welt, eine Religionseinrichtung in dieser Welt. Damit hängt seine Unfähigkeit und Unentschlossenheit zusammen, den Friedenskampf Gottes in der Welt, der ein Kampf für sein Reich ist, aufzunehmen und zu vertreten. Dieses Christentum ist nicht mehr (oder noch nicht) Glaube an das in Jesus gekommene und kommende Reich mit seiner Gabe, Verheißung und Forderung und eben als dieser Glaube Annahme der in Christus geschenkten neuen Lebenswirklichkeit, in der der Mensch zusammen mit der Gemeinde Christi nicht mehr sich selbst und den Mächten dieser Welt lebt, sondern, erlöst durch Gott in Christus, *für* Gott und seine Gerechtigkeit, sein Reich, lebt, sofern Gottes Gnadenwort in Christus an ihm wirklich geschehen ist. (Vgl. Römer 6, 11—23.) Und es *ist* in Christus an der Welt geschehen!

III

Im radikalen, zur Entscheidung rufenden Friedenskampf der Gegenwart geht es um dreierlei:

1. Um die Erweckung und Vertretung einer wirklichen Christusgemeinde, die den Friedenskampf um des Reiches willen unter den Völkern aufnimmt und im einzelnen Christenmenschen wie als Gemeinde in der Nachfolge verwirklicht. Das ist die Gemeinde Christi, die diesen Namen zu recht führen will, der Welt um des Evangeliums willen schuldig. Kriege bringen die Völker ohne das Evangelium fertig — darin handeln sie nach den Gesetzen dieser Welt des «Fleisches» und der Sünde. Den Krieg überwinden werden sie nur in der Kraft des Evangeliums können. Das bedeutet in diesem Zusammenhang, *da das Evangelium keine Friedenstheorie, sondern eine Glaubenspraxis, ein Glaubensweg ist*, die Absage an alles, was zum Kriege führt, die Niederlegung und Ablehnung der Waffen, der entschlossene Friedenskampf um der Völker, um der Erde, um des Reiches willen.

2. Darum müssen jetzt die Völker vor *diese Entscheidung* und vor diesen Weg gestellt werden. Sie sind durch Jesus vor diese Entscheidung gestellt. Der Nichtchrist Gandhi hat das in unserer Zeit erfaßt und sich mit Recht auf Christus berufen, von dem die Christen so weit abgekommen sind. Wir können nur beschämt unser Versagen und unsere Schuld eingestehen. Wir sind aber auch verpflichtet zum Gutmachen. Aber nur dann kann die Schuld zum Segen werden, wenn die Gemeinde Christi wirklich den Völkern den Weg ihres Herrn und den Willen ihres Gottes bezeugt, damit er zur wahren Völkerordnung werde. Die Gemeinde muß dabei als Volk Gottes den Völkern vorangehen — wenn es sein muß, im Martyrium das Reich bezeugen, das in Christus «Friede auf Erden unter den Menschen des Wohlgefallens» ist, durch den Kampf und das Opfer jene Früchte des Reiches bringend, die Gott an seinen Kindern mit dem Reiche selbst segnen wird. Wenn die Gemeinde wirklich ekklesia, d. i. die «Herausgerufene» ist, so kann sie es nur für Gottes Sache in der Welt sein, als Salz, zum Zeugnis für die Völker. In den Völkern aber wird damit jener Kampf anheben, der sie vor ihren wahren Herrn und Vater mit seinem Reiche stellt. Christus arbeitet unter den Völkern und an den Völkern, wenn wir ihm dienen. Die Völker sollen sein Erbe und Gottes Reich werden. Seine Jünger hat Jesus als Völkerboten und zur Gewinnung der Völker für das Reich ausgesandt. Sollten wir es nicht erkannt haben, daß Gottes Völkerzeit gekommen ist, sein Ruf und sein Erbarmen über den Völkern? Wir dürfen nicht fallen lassen, was die beiden Blumhardt und Leonhard Ragaz, sie vor allem, herausgekämpft haben, das Zeugnis des Reiches über den Völkern und für sie in ihrer ganzen Not. Auf diesem Wege wird Christus den Völkern *zur Freiheit und zum Brot von Gott* werden! «Und heute reist die Welt.» (Christoph Blumhardt.)

Zu einem *endgültigen Gericht*, wenn wir nicht *umkehren*, zu einem *Durchbruch*, wenn wir dem Ruf gehorchen!

3. Wir vergessen aber auch nicht die Friedenskraft und den Friedenswillen, die im ursprünglichen Sozialismus, in der Arbeiterbewegung, in den Völkern überhaupt und sogar im wirren Spiel der Weltpolitik arbeiten. Der Sozialismus insbesondere hatte etwas von seinem biblischen Sinn und Erbe verstanden, als er den Friedenskampf und solange er ihn ernsthaft führte. Es ist auf der sozialistischen Linie dann ein ähnliches Versagen eingetreten wie auf der christlichen. Es mußte nicht eintreten. Große Möglichkeiten und Verheißungen unter den Völkern hat der Sozialismus auf diese Weise vertan. Denn alles, was von Gott aus eine Verheißung hat, bekommt ungeheure Möglichkeiten. Es sind die Möglichkeiten des Glaubens. Darum sollten wir aufhören, Gottes Möglichkeiten, des Glaubens Möglichkeiten zu bezweifeln und statt dessen um so kräftiger des Teufels Dienste zu leisten und die Welt, die Menschengeschichte Satan zu überlassen.

Gott aber ist treu; er hält Glauben, an ihm können wir den unsrigen neu befestigen und lernen, des Glaubens zu leben, der einmal in den Worten sich ausdrückte: «Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht, sein wird die ganze Welt.» Im Anschluß an ihn besteht darum Sinn und Aufgabe unseres Friedenskampfes in dieser Zeit. *Albert Böhler*

Nachbemerkung:

1. In diesen Monaten ist die verhängnisvolle Rolle der Sozialdemokratie in der Stellung zu Rüstung und Krieg in fast allen europäischen Ländern zutage getreten. Wir denken an die allgemeine Unterstützung der Kriegsrüstung und die Befürwortung des EVG-Vertrages im besonderen. Es ist geradezu absurd, wenn die Befürworter dieser Politik sich selbst glauben machen wollen, auf diesem Weg verhindere man den Krieg und den Kommunismus. Das Gegenteil ist die Wahrheit!

2. Die hier vertretene Ansicht ist keine Theorie der «Gewaltlosigkeit», wie eine Zuschrift zum 1. Teil der Ausführungen meint. Erst die Absage an Krieg und Rüstung ist vielmehr die *wirkliche Einsetzung des Rechtes über die Völker und ihre Beziehungen an Stelle des Krieges*, die allerdings nicht ohne die *geistige Wendung* geschehen kann, von der wir geredet haben. Ohne tiefgreifende, von einem wirklichen Glauben ausgehende *Entscheidungen*, die die «Politik» bestimmen, kann die Macht des Kriegsglaubens, des Rüstungswahnes und der trügerischen Sicherung der Völker durch die Armeen und was dazu gehört, nicht gebrochen werden.

3. Wir sollten es den Regierenden «nicht so schwer machen», meint die Zuschrift noch. Wir meinen, die Schwere einer Sache sei direkt gebunden an ihre *Verantwortung*. Sollte es wirklich ein Beitrag zum Friedenskampf sein, es den Regierenden und «Politikern» leichter zu

machen, als es die Weltlage fordert? Aber gerade *jetzt* fordert die Weltlage von den Regierenden und Politikern um den Preis der Fortexistenz unserer Völker die *wirkliche Überwindung des Krieges* und damit den absolut ernsten Entscheid zu Abrüstung und zu einer auf wirklichem Recht gegründeten Völkerordnung.

Aufrüstung und Abrüstung, psychologisch gesehen

Vorbemerkung der Redaktion: Dieser Beitrag von David Luschnat weist auf die seelische Lage des heutigen Menschen hin und sieht dieselbe wesentlich bestimmt durch die zerstörte Beziehung zu Gott. Die «Gottlosigkeit» ist also eine umfassende, in vielen «Gesichtern» und doch im gleichen Unheil sich auswirkende Erscheinung und Macht in unserer Welt, die sich vor allem auch im Kriegsglauben und in der Kriegsrüstung auswirkt.

Wir denken uns diesen Beitrag als Hinweis auf die *Aufgabe,* die einem *umfassenden Friedenskampf* heute gestellt ist, der ohne eine völlige *Umkehr,* zu der das «Umdenken» gehört, von dem D. Luschnat redet, und eine aus ihr wachsende *neue Haltung* nicht möglich ist. Das sehen zwar viele Menschen ein, aber sie wollen damit nicht beginnen und völligen Ernst machen. Sie sind jener Politik verfallen, die zuerst noch den «Kommunismus» oder den «Imperialismus» durch Krieg besiegen will, da nur eine «Politik der Stärke» Aussicht habe, den Gegner zum Frieden zu zwingen oder im Krieg und durch den Krieg das jeweilige höchste Gut zu verteidigen. Das ist ein verzweifelter Nihilismus und ein Selbstbetrug und Zynismus, denen die Rüstung zum totalen Krieg genau entsprechen. Demgegenüber unser beharrliches und unbedingtes Nein zu sagen und den Friedenskampf in allen seinen Zusammenhängen zu führen, das gehört zum Zeugnis und Kampf für die Herrschaft Christi in unserer Zeit und über unsere Welt, die mit der Zustimmung zur Höllenoffenbarung des totalen Krieges in blinder Leidenschaft und Wahn Gericht und Untergang herbeizieht.

1918 schien mir ein sehr langer, gut gesicherter Friede durchaus möglich zu sein. Die Leute hatten — ich hörte es überall —genug vom Kriege. Luftbombardemente und Flügelbomben gab es damals noch nicht, aber es war schlimm genug gewesen. Man hatte genug und wollte Frieden. Nachdem der oberste Kriegsherr nach Holland, Ludendorff und Göring nach Schweden entflohen waren, durfte man wohl hoffen, daß nun friedlichere Zeiten kommen würden. Ja, ich wagte sogar auf eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse zu hoffen. Die Ereignisse in Rußland schienen mir recht zu geben. Dort war doch etwas in Bewegung. Eine Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse bahnte sich an. Und daraus könnte sich eine Art von Garantiezentrum für die friedliebenden Völker entwickeln, so dachte ich.

Ich war mit einem Skandinavier befreundet, der die Kriegsjahre 1914 bis 1918 (und viele Jahre vorher) in Berlin gelebt hatte. Dieser Mann hatte als neutraler Ausländer und Angehöriger eines kleinen Volkes wohl einen besseren Überblick. Ich beschloß, ihn zu fragen. Er war auch mit

amerikanischer und englischer Denkungsart vertraut, hatte in Paris studiert; es war wohl gut, die Meinung eines solchen Mannes zu hören.

Der Befragte teilte meine optimistischen Friedenshoffnungen in keiner Weise. «Wir leben in einer Wolfszeit», sagte er, «und es wird noch schlimmer kommen. Die Menschen haben aus diesem Krieg nichts gelernt. Die Menschen sind innerlich ohne Halt.»

Dieser Pessimismus schien mir unbegründet, elegisch-melancholische Untergangsstimmung, nur Begleitmusik seiner Beschäftigung mit Kierkegaard, Dostojewskij, Nietzsche, Schopenhauer. Ich war Anfang zwanzig, er war Ende dreißig. Ich achtete seine Lebenserfahrung, seine Kenntnis literarischer, philosophischer, religiöser Zeitprobleme, und dennoch meinte ich in bezug auf Krieg und soziale Umgestaltung eine bessere Einsicht zu besitzen. Ich wies darauf hin, daß die neue Bewegung in Rußland im Begriff sei, alle diese Fragen zu lösen. Er lachte laut los, mit einer wehen Bitterkeit, wie man etwa über eine grausige Naivität lacht. Hinter dem Lachen waren Leid, Trauer und Tränen, ich spürte es wohl.

Höflicherweise nannte er meine Bemerkung nicht direkt eine Dummheit, doch er meinte, alle Spekulationen in dieser Richtung seien nichts weiter als Träume, Illusionen, idealistische Selbsttäuschungen ohne Beziehung zur Realität — alles sei Flucht vor der Wirklichkeit. Ich war ein wenig gekränkt. Dann fragte ich, wie man nach seiner Meinung die Wirklichkeit sehen müsse. Ich wollte nicht fliehen vor der Realität, nein, ich wollte Wahrheit. Und dann, nach genauer Prüfung, wollte ich nach der Wahrheit handeln.

Er wiederholte noch einmal, sprach eindringlich und fest: eine Wolfszeit sei mit diesem Kriege angebrochen. Aber dieser 1918 beendete Krieg sei erst ein Anfang. Es sei noch kein Ende der Wolfszeit abzusehen. Es käme vor, daß Wölfe sich gegenseitig zerfleischten. Aber in der Regel würden sich Wölfe auf Schwächere stürzen, um sie zu zerreißen. Und gerade *das* müsse man erwarten. Von einer kommenden Friedenszeit zu schwärmen, sei ein schauerlicher, tragischer Irrtum.

Ich fragte ihn, ob er gute Gründe hätte, um seine Auffassung zu stützen.

Er sagte etwas, das ich damals nur zur Hälfte verstand. Er sagte nämlich, die Herkunft der menschlichen Handlungen müßten psychologisch erfaßt und gedeutet werden. Die heutigen Menschen seien in sich zerrissen, mit sich selber uneins, weil sie nicht an Gott glaubten. Gott habe sich infolgedessen zurückgezogen. Nicht nur aus den großen kirchlichen Organisationen, sondern auch aus dem Leben der Menschen habe sich Gott zurückgezogen, weil er nicht mehr vom Glauben der Menschen getragen und gehalten würde. Und der von Gott getrennte Mensch sei nun damit beschäftigt, sich selbst seine eigene Hölle zu schaffen, eben die von ihm erwähnte und gekennzeichnete Wolfszeit.

Ich verhehlte nicht, daß ich ganz anderer Ansicht sei, raffte meine Argumente zusammen und versuchte ihn zu meiner optimistischen Auffassung zu bekehren. Später habe ich oft an diese Unterredung zurückdenken müssen, gezwungen von den Zusammenbrüchen, die ich miterlebte. Rilkes

Wort fiel mir ein: «Den sich Verlierenden läßt alles los. Und sie sind ausgestoßen von den Vätern. Und ausgeschlossen aus der Mütter Schoß . . .» War der heutige Mensch ein Sichverlierender? Ich weigerte mich, diesen Gedanken in mein Bewußtsein aufzunehmen. Das Buch eines Deutschen «Der Mensch ist gut» bewegte die Herzen, das Buch eines Franzosen «Der Mensch ist dumm» erregte die Geister. Viele Bücher über den Krieg erschienen. Aber keins dieser Bücher behandelte das Thema: «Der Mensch ist am Ende seiner Menschlichkeit». Nietzsche schien an diesem Problem gescheitert zu sein. Ja, wenn es gelingen würde, etwa Nietzsche mit Karl Marx in Einklang zu bringen, dachte ich, das wäre etwas! Ich studierte Oscar Wildes Gedanken über den Sozialismus, Gustav Landauers Aufruf zum Sozialismus . . . Und während ich einen Weg suchte, ging die neue Aufrüstung unterirdisch und oberirdisch weiter. Man rüstete ab und gleichzeitig wieder auf, teils sichtbar, teils unsichtbar. In Fabriken und chemischen Laboratorien wurde fieberhaft gearbeitet, um bei dem allgemeinen Rüstungswettlauf nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Und ich suchte einen Weg. —

Ich las Kriegsbücher: Henri Barbusse: «Das Feuer», Ludwig Renn: «Krieg», Karl Kraus: «Die letzten Tage der Menschheit». — Und später las ich auch die Nationalistischen Kriegsbücher von Ernst Jünger, Schauwecker und anderen, die den Blutrausch in Permanenz erklären. Ich fand keine Antwort auf die Frage, warum die Menschen den Krieg für unvermeidbar (oder gar für unentbehrlich) halten. Diese psychologische Situation war Ausgangspunkt weiterer Überlegungen. Meine Gedanken bewegten sich in einer bestimmten Richtung. Aber der Nebel schien undurchdringlich. Nur dieses war klar: es wird fieberhaft gerüstet, immer mehr wird die Technik in den Dienst der Menschentötung gestellt. Die Wissenschaft, dieser Baum der Erkenntnis, der Früchte des Lebens tragen sollte, verwandelt sich in einen babylonischen Turm, der den Sturz in den Abgrund des Todes vorbereitet. Die Wissenschaft, wie man möglichst viele «Feinde» (auch Frauen und Kinder) in Leichen umwandelt, erobert den ersten Platz unter allen anderen Wissenschaften. Unter der Hitlerdiktatur nannte man das «Wehrwissenschaft». Philosophie wird mehr und mehr zur unverbindlichen Träumerei über Weltzusammenhänge oder zur handfesten Propaganda-Angelegenheit.

Die Lawine wurde im Abwärtsrollen immer größer: während man öffentlich Abrüstung diskutierte und propagierte, schritten die Mörder — bezahlt von der Kriegsindustrie — zur Tat: unbequeme Kritiker und Friedensfreunde wurden ermordet: Hans Paasche, Kurt Eisner, Gustav Landauer, Erzberger, Rathenau und viele hundert andere Personen. Geheime und öffentliche Vereine präparierten «wehrwissenschaftlich» den sorgfältig geplanten Krieg der Zukunft. Schwarze und Weiße Reichswehr führten bereits Krieg im eigenen Lande. Die Propagandamaschine — in Betrieb gehalten vom Geld der Kriegsindustrie — schwoll immer mehr an, während die Bevölkerung lachte, sich ärgerte oder schon mitmachte («man kann ja nicht gegen den Strom schwimmen» — «man muß

sich irgendwie einordnen, sonst kommt man unter die Räder»). Als die Hitlerei anfing, brodelte der Hexenkessel bereits zur vollen Zufriedenheit der Geldgeber. Konkurrenzvereine Hitlers wurden auch gefördert, denn Eifersucht und Neid sind ja kriegspsychologisch wertvolle Elemente, nachher kann der Geldgeber sich den tüchtigsten Mörder aussuchen. Die Siegespalme wurde, wie man weiß, Hitler und seiner Raubmörderbande zuerkannt.

Die Lawine wuchs: Hitler putschte mit Ludendorff, wurde eingesperrt, wieder freigelassen, schrieb das Buch «Mein Kampf», durfte auch wieder reden, und 1932 sehen wir ihn mit ausgereckter Heil-Hand die Mörder von Potempa segnen. Dann wurde der Gefreite des Ersten Weltkrieges vom General des Ersten Weltkrieges* gesegnet und zum Reichskanzler gemacht. Nach dieser propagandistischen Vorbereitung durfte man schweres Geschütz auffahren: Hitler steckte mit seiner Räuberbande den Reichstag in Brand, um diese Brandstiftung sofort den «volksfremden Elementen» in die Schuhe zu schieben (Sozialisten, Juden, Kommunisten, Katholiken, Bibelforschern, Anarchisten, Demokraten, Freimaurern usw.). Dadurch wurden immer neue Sensationen geschaffen, die als Ausgangspunkte für neue Propagandafeldzüge hohen Wert besaßen. Die Zögernden und Meinungslosen bekamen Respekt vor den neuen deutschen Männern und schlossen sich der Bewegung an. Ein Teil der Bevölkerung hatte Angst und sagte nichts, um nicht aufzufallen. Kampf bis zur physischen Vernichtung wurde angesagt allen Gruppen und allen Einzelnen, welche mit freiem Wort und freier Rede den Krieg bekämpften und ihn als das bezeichneten, was er wirklich ist: eine vermeidbare Katastrophe, eine unwürdige Verirrung der menschlichen Natur.

Nun wurde die psychische Aufrüstung weiter betrieben. Der Krieg sollte als dramatisch-tragisches «Schicksal» aufgefaßt werden, vorbestimmt von der «Göttin der Geschichte» und anderen halbdunklen Blut-, Boden- und Rassegespenstern. Nachdem der «liebe Gott» der Kirchen als Schlachtenlenker nicht mehr glaubwürdig erschien und propagandistisch nicht recht verwendbar war, mußte ein neuer Mythus zusammengebraut werden (vielmehr mehrere Mythusse für verschiedene Geschmäcker), damit das Publikum autoritätsgläubig wird, gehorsam tötet und sich töten läßt. Ein hingebungsvoll gläubiger Seelenzustand des Publikums ist wehrwissenschaftlich nötig, denn automatisch schießen die Kanonen und Maschinengewehre nicht, es müssen gut funktionierende Menschen zur Bedienung mit anmontiert sein.

Die Lawine rollte abwärts und wurde größer: die Radaubrüder Europas, Hitler, Mussolini, Franco, hatten nach «Besiegung» ihrer «Feinde» Abessinien, Albanien, Tschechoslowakei, Spanien, Österreich Schrecken und Unruhe verbreitet. Im Zusammenhang mit dieser Unruhe und Besorgnis fiel es der Hitlerpropaganda nicht schwer, die Legende von der Festigkeit ihrer Kriegsabsichten und der zielbewußten Durchführung

* Hindenburg.

aller Pläne bis zum Endsieg der deutschen Waffen aufrecht zu erhalten. Ausrottung der Juden wurde in diesen Zusammenhang eingeordnet. Die kleinen Länder fragten besorgt: Wann kommen wir an die Reihe, von den Wölfen gefressen zu werden? Das nervenaufreibende Gerede vom Krieg in allen Zeitungen befestigte allmählich die Vorstellung, daß der Krieg doch wohl kommen würde. Wann, wo und wie — gegen welche Gegner, mit welchen Bundesgenossen — darüber waren die Beratungen noch nicht abgeschlossen. Unzweifelhaft war nur das eine im chaotisch brodelnden Pressegebräu zu beachten, nämlich dieses, daß der Krieg ganz bestimmt kommen würde — kommen müsse mit Schicksalsnotwendigkeit.

Wer wollte daran noch zweifeln, nachdem jahrelang in allen Tonarten vom Krieg gesungen wurde? Mit einigen Seufzern der Beklemmung oder Erleichterung fügten sich die zeitungsgläubigen Staatsbürger ins Unvermeidliche, hoffend, daß vielleicht die eigene werte Person und Familie verschont bleiben würde. Oder auch — in den siegestrunkenen Diktaturländern — sich und die eigene Familie auf dem Altar des Vaterlandes darbringend, denn wenn der «Sieg» am Kriegsende «unser» sein wird, dann würden sie auch ganz persönlich teilhaben an diesem «Siege», und brave Pflichterfüllung würde belohnt werden. Sie glaubten es.

Und dann stürzte die Lawine nieder und begrub Europa im sogenannten Zweiten Weltkrieg. Von den deutschen Nazisten wurden sechs Millionen Juden ermordet und weitere Millionen Polen, Tschechen, Holländer, Dänen, Norweger, Serben, Österreicher, Zigeuner, Franzosen, Belgier, Russen und Angehörige anderer Völker wurden in Konzentrationslagern ermordet, in Gaskammern erstickt. Auch deutsche Kriegsgegner der verschiedensten Parteien und Richtungen waren darunter. Weitere Millionen der durch Bombardierungen getöteten Zivilbevölkerung kommen hinzu, auch Frauen und Kinder darunter. Weitere Millionen der waffentragenden Menschen, die die Tötungsmaschinen bedienten, kommen hinzu. Weitere Millionen der durch Seuchen und Unterernährung gestorbenen Menschen aller Nationen kommen hinzu. Sie alle hat die Lawine begraben, der zweite Lawinensturz im Zeitraum von nur drei Jahrzehnten.

Aber es wird weitergerüstet. In Fabriken wird für den Krieg gearbeitet. Noch ist es in Deutschland nicht soweit, daß der Kriegsgegner als «Landesverräter» ins Gefängnis gesteckt oder im Konzentrationslager zu Tode gefoltert wird. Noch ist es nicht soweit! Es muß erst das psychologische Klima geschaffen werden, bevor man zu härteren und allerhärtesten Mitteln greifen kann. Der Neonazismus befindet sich erst im Anfangsstadium.

Die Aufrüster mit ihrem Kriegsmaterial wissen, was sie tun. Sie werden die Politik da und dort — mit diesen und jenen Mitteln— beeinflussen, bis eine Situation erscheint, die ihnen paßt. Dann werden sie anfangen, probieren — in dieser Ecke und in jenem Winkel (auch die neuerfundenen Waffen müssen ja technisch entwickelt und ausprobiert werden). Und dann werden sich aus dem Zusammenhang der kleineren

Probekriege und der allgemeinen Kriegspropaganda neue Konstellationen ergeben, die Verschiebung der Machtpositionen und neue überraschende Schachzüge erlauben. Und schließlich wird es sich dann so ergeben, daß an irgendeiner Ecke, an irgendeinem Winkel in großem Stil losgeschlagen wird: vielleicht eine in der Geschichte bisher unbekannte Situation, eine Mischung von Völkerkrieg und Bürgerkrieg, über den ganzen Erdball sich ausbreitend, alles fressend und aufzehrend, einmündend in einen Rattenkönig der verschiedenartigsten Glaubens- und Religions- und Weltanschauungskriege, an allen Ecken der Welt aufflammend, erlöschend und wieder aufflammend, bis zuletzt kein Mensch mehr weiß, für welchen Glauben er sein Leben hingibt, für welche Religion er seine Mitmenschen tötet.

Beim heutigen Stande der Technik ist Nachrichtenübermittlung überall vortrefflich organisiert. Die Aufrüster werden sich — bei genauer Kenntnis der Gesamtsituation — an Orten aufhalten können, wo sie von Kriegshandlungen nicht unmittelbar bedroht sind.

Die Bevölkerung soll wiederum dem Propagandadruck ausgesetzt werden, bis alle irgendwie mittätig sind und Tötungsmaschinen herstellen, mit denen sie sich gegenseitig umbringen müssen. Müssen sie wirklich? Gibt es keinen Ausweg? Nach den Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkrieges ist man versucht, zu sagen: Nein, es gibt keinen Ausweg. Denn jeder Einzelne handelt im Bewußtsein seiner persönlichen Machtlosigkeit. Und die vielen «Bewußtseine» werden kontrolliert, modelliert gemäß den Propagandaparolen der Aufrüster. Wie soll das Bewußtsein des Einzelnen sich dem Pressefeldzug verschließen? Wie soll der Einzelne gegenüber Gewaltandrohung fest bleiben? Wie soll er gegenüber ausgeübter Gewalt und systematischer Folterung sich behaupten? Nur wenige werden Charakter zeigen. Das Volk als politischer Körper, als Kriegskörper wahrscheinlich nicht. Weitverbreitet ist die Vorstellung: Kriege habe es immer gegeben, daher sei es zwecklos, sich aufzulehnen, es sei am besten, mitzumachen, vielleicht würde alles bald zu Ende sein, vielleicht würde man mit dem Leben davonkommen. Die Seelenlähmung der Opfer schafft im Bewußtsein einen leeren Raum. In diesen leeren Raum ergießt sich Schmeichelrede und Triumphgebrüll der Aufrüster. Die gelähmte Seele vibriert — schwingt mit im gleichen Rhythmus. Man kann schließlich dem allgemeinen Thema «Krieg» nicht mehr entfliehen. Man atmet das Thema «Krieg» ein, wie man Luft atmet. Durch die Realität der Kriegsrüstung, durch Beeinflussung in Schule, Kirche, staatlichen Zwangsorganisationen (in den totalitären Staaten), durch Zeitung, Rundfunk, Buch wird das Bewußtsein ausgefüllt von der Vorstellung, daß der Krieg immer näher kommt.

Wenn allgemeine Aufrüstung Krieg bedeutet, so müßte allgemeine Abrüstung Nichtkrieg bewirken, also den erwünschten Zustand des Friedens. Es wäre jedoch eine verhängnisvolle Illusion, allgemeine Abrüstung anzustreben, solange im allgemeinen Bewußtsein der Krieg als kommendes Ereignis fest verankert bleibt. Eine aufrichtige Abrüstung könnte

nur garantiert sein, wenn gleichzeitig das allgemeine Bewußtsein sich verändert. Wie sollte das geschehen, da die Bewußtseinskontrolle in den Händen der Aufrüster liegt?

Es wird überall vom Krieg geredet und geschrieben, und die Nachrichtenübermittlung, die über den Erdball wirkt, sorgt dafür, daß die «kleinen» Kriege in Asien als Vorläufer des großen Krieges aufgefaßt werden. Der große Krieg soll dann die Generalentscheidung über das Schicksal der Völker sein. Das soll allgemein geglaubt werden, ganz besonders in den totalitären Staaten.

Es ist jedoch nicht ganz hoffnungslos, eine psychische Abrüstung als reales Ziel sich vorzunehmen. Unter allen Völkern gibt es Gruppen, deren Zustand eine Bewußtseinsänderung möglich erscheinen läßt. Es sind jene Gruppen, die unter dem stärksten seelischen und materiellen Druck leben. Je mehr die Aufrüstung zunimmt, desto stärker wird auch die seelische und materielle Belastung. Der Widerspruch zwischen ihrer seelisch-materiellen Lage und dem ihnen eingepflanzten Kriegsbewußtsein ist täglich fühlbar und sichtbar, so daß das leidende Gehirn zuweilen neben den vorgeschriebenen und kontrollierten Gedanken andere Gedanken entwickelt. Hier liegt die Geburtsstunde einer neuen Welt. Hier ist der Ansatzpunkt für das Aufkeimen eines neuen Bewußtseins. Hier ist eine Möglichkeit gegeben, der Menschheit ein andersartiges Bewußtsein zu erwecken, in welchem *Krieg* nicht mehr als unentrinnbares Schicksal vorkommt, ein neues Bewußtsein, welches die psychischen Elemente und Vorbedingungen für den Krieg nicht mehr enthält.

Dieses neue Bewußtsein bringt nicht sogleich allgemeine Abrüstung, denn es wird immer wieder überlagert und erstickt von der Bewußtseinskontrolle der Aufrüster. Vorerst ist es nur ein schwaches Fünklein in der dichten Finsternis einer mörderischen Wahnwelt.

Ein Hilfsmittel der Bewußtseinskontrolle durch die Aufrüster ist der Aberglaube vom Glückwert des Geldes. An Gott glaubt man kaum noch mit Leib und Seele — den Gottesglauben hält man beinahe für mittelalterlichen Mumpitz —, aber an Geld glaubt man mehr oder weniger fest. Der Wahn, als ob Geldbesitz, Luxus, Machtzuwachs identisch seien mit Glück (oder dem Glück näherbrächten), verleitet dazu, nach Geldbesitz zu streben. Man strebt nach Geldbesitz und Machtzuwachs und ist oft bereit, den Mitmenschen unter die Füße zu treten. Ein solches Verhalten ist die Folge des Geldglaubens, und es wird durch die Fakten der Umwelt immer neu bestätigt, da dieses Verhalten selbst die Fakten hervorruft und vervielfacht.

So lebt der Einzelne in einer grotesk ineinander verklammerten Wahnwelt, ohne sich den realen Symptomen dieser Wahnwelt — ein Symptom ist der Krieg — entziehen zu können. Oft kann sich der Einzelne nur gedanklich hinausretten in ein Ideenparadies, wo er in der Umhüllung seines Traumgespinstes verharrt. Von der Umwelt abgeschlossen, sitzt er darin wie die Schmetterlingspuppe im Cocon. Der nach einem neuen Bewußtsein Strebende rettet sich nur gedanklich in eine Traumwelt hinein.

wenn nicht mindestens ein anderer noch da ist, mit dem er sich zu einer echten menschlichen Gemeinschaft verbinden kann. In der echten menschlichen Gemeinschaft kann das erwachende neue Bewußtsein in Handlungen konkretisiert und geklärt werden.

Das großartigste Unternehmen, menschliches Bewußtsein einheitlich menschlich auszurichten, stellen die verschiedenartigen kirchlichen Organisationen dar. Allerdings hat sich im Verlauf von zwei Jahrtausenden das Bewußtsein durch Beeinflussung von Seiten kirchlicher Organisationen modifiziert, der innerste Kern des Bewußtseins jedoch hat sich unverwandelt behauptet. Es ist da ein Wahn- und Besitzbewußtsein erhalten geblieben.

In den christlichen Kirchen (als Organisationen) ist das ernsthafte, wahrhafte, nach einer menschlich gültigen Gemeinschaft strebende Bewußtsein nur gebrochen vorhanden, gestört durch allerlei Nebenbeschäftigung, die zur Hauptbeschäftigung geworden ist. Vielfach beschäftigen sich die Kirchen nur mit dem Ausbeuten religiöser Überlieferung, um das ganz andersartige geistige Erbgut mit Macht- und Besitzinteressen und der Betätigung der Aufrüster in Einklang zu bringen. — Das religiöse Bewußtsein ist «im Anfang» mit dem einen menschlichen Einheitsbewußtsein identisch. Es hat eine Aufgabe: Regel und Norm für wahrhaftes, gerechtes Handeln entspringt daraus, wie eine gute Leistung aus einer sinnvoll tätigen Hand hervorgeht, wie ein guter Baum gute Früchte trägt. Es steht in der Wahn- und Besitzwelt wie auf verlorenem Posten. Es kann sich nicht Gehör verschaffen in einer Welt, die alle Glaubenskräfte dem Geldinteresse zuführt. Es findet nur selten die Möglichkeit, als revolutionierende, umgestaltende Kraft zu wirken. Eine erstarrte Umwelt, entschlossen, an ihrem täuschungsreichen pseudoreligiösen Bewußtsein festzuhalten, ist stets bereit, die umgestaltende Kraft zu lähmen und — im äußersten Fall — den Träger des neuen Bewußtseins zu töten. Die religiöse Welt als Reflex der wirklichen Welt, wie sie Marx erscheint, ist stets die pseudoreligiöse Welt der kirchlichen Organisationen und der Theologen, die im Dienst der Geldmacht stehen. Aus dem gespaltenen, gestörten Bewußtsein erben sich «wie eine Krankheit» fort: Besitzwahn, Machtbegierde und Krieg. Die Gespaltenheit strebt nach Einheit. Die Einheit soll durch Gewalt erzwungen werden. Alle destruktiven Tendenzen geben dem gespaltenen Bewußtsein vorübergehend eine Empfindung von Einheit, geben Scheinlösungen an Stelle der wirklichen, wahren, gerechten Lösung. Gegenüber dem Besitzwahn hat es jedoch immer, zu allen Zeiten, in der Menschheit eine andere Tendenz gegeben, nämlich diese: Gemeinschaftliche Interessen durch wechselseitige Hilfeleistung zu erhalten und zu fördern. Diese Tendenz bietet sich dar als reale Möglichkeit. Sie kann sich jederzeit durchsetzen, auch in den Handlungen des einzelnen — vereinzelt-einsamen — Menschen. Sie kann den Einzelnen aus seiner Vereinsamung herausführen. — «Die letzte Wahrheit von der menschlichen Rasse ist die Solidarität der Interessen», sagt Walt Whitman. Es ist möglich, nach dieser Einsicht zu handeln. Bei großen Unwetterkatastrophen

geschieht es zuweilen schon in ganz beträchtlichem Umfang. Viele Einzelne entschließen sich zu diesem Weg, wenn ein Kristallisationspunkt für die Bewußtseinsänderung gegeben ist.

Eine solche Bewußtseinsänderung meint Jesus, wenn er sagt: «Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde.» Der kenntnisreiche Theologe Nicodemus versteht nicht. Er fragt: «Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?» — Andere Zeitgenossen verstehen ihn besser. Aus ihrem leidenden Zustand erwächst eine besondere Hinneigung zur Bewußtseinsneugeburt. Wie vor zweitausend Jahren würde auch heute das Wort von der Neugeburt des Bewußtseins von vielen Einzelnen besser verstanden werden, wenn nicht Propagandaorganisationen der Machthaber das lebendige Wort der einfachen Wahrheit verfälschen würden. Die in der Maschinenwelt atomisierten Einzelnen sind jeder Beeinflussung ausgeliefert. Trommelfeuer der Propaganda prasselt und tobt überall, fast ohne Pause, auf die Gehirne los. Niemals kann Krieg durch Waffengewalt allein entfesselt und durchgeführt werden. Unentbehrliches Element jeder Kriegführung ist immer auch Propaganda, damit jede Bewußtseinsneugeburt in den Gehirnen verhindert wird.

Geschriebene und gesprochene Worte begleiten den Krieg. Jede kriegführende Staatsgewalt braucht schreibgewandte Leute und sichert sich ihre Leistung. Diese Leute machen Worte — machen glaubwürdig klingende Worte zur Rechtfertigung der geplanten kriegerischen Handlungen (gegen gute Bezahlung natürlich).

Das lebendige Wort — dieses Atmen der menschlichen Seele — wird zum tötenden Wort: Wortflut überschwemmt die Gehirne. Dieser Inflation der Worte entgegenzuwirken, erscheint aussichtslos. Dennoch werden immer wieder Versuche gemacht, um eine Bewußtseinsauflockerung und eine Bewußtseinsneugeburt herbeizuführen. Diese Versuche können jedoch nur dann erfolgreich sein, wenn der riesenhaften Quantität eine wirksame Qualität entgegengestellt wird. Die Propagandamaschinerie würde sich in Schall und Rauch auflösen vor der Magie des lebendigen Wortes *unserer Gegenwart*, das heißt der Wortgestaltung aus jenem Tiefenbezirk der menschlichen Natur, aus jener Tiefe, wo die Einheit des Menschengeschlechts erlebt wird. Ansatzpunkte für Aufnahmebereitschaft und Hörbereitschaft sind überall vorhanden: zuweilen schärft Leiden die Sinne, Verzweiflung das Gewissen. Und manche Einzelne empfinden sich bereits undeutlich und schattenhaft als Träger eines neuen Bewußtseins, welches dazu bestimmt ist, «die letzte Wahrheit von der menschlichen Rasse» zu realisieren. Manche Einzelne haben sich noch ein ungebrochenes Bewußtsein erhalten können. Und ein einheitliches, ungebrochenes Bewußtsein hat keine Schwierigkeit, lebendiges Wort und rechte Tat miteinander in Übereinstimmung zu bringen, denn der Mitmensch wird nicht als ein zu verneinendes und zu vernichtendes Objekt erlebt, sondern als wirkende Einheit, welche mit uns *Mensch* ist, welche mit uns gemeinsam *Menschheit* bedeutet.

Solcher Bewußtseinsneugeburt wirkt entgegen jede maschinelle Organisation und jede Organisation der Maschine. Sobald der Einzelne als Funktion entselbstet, entmenscht und «organisiert» wird, funktioniert er zwar oft recht gut in der gewollten Richtung, aber sein innerer Zustand ist gar nicht gut: hin- und hergerissen von widerstrebenden Wünschen, Leidenschaften, Sehnsüchten, wird er zur problematischen Natur, das heißt zur in sich zerrissenen Natur. Er verliert die Lust an Wahrheit und Erkenntnis und bekommt Lust zur Lüge und rauschhaften Betäubung. Presse, Rundfunk, Kino usw. verstärken dauernd die Bewußtseinstrübung, und mit einem getrübten, gebrochenen, gespaltenen Bewußtsein bekommt er Lust zum Untergang, zur Vernichtung, zur Verneinung. Durch Geldinteressen funktionell an die Maschine gekettet, erwartet er Lösung der Probleme und Heilung (mit einem Wort: das große Glück) von der Erleichterung äußerer Lebensbedingungen. Die Maschine gewährt zuweilen die Erleichterung, aber nicht das Glück.

Die Maschine potenziert ungeheure Zerstörungskräfte, wie das Beispiel der Atombombe zeigt. Die Zerstörungskräfte liegen natürlich nicht in der Maschine selbst, sondern in denjenigen Menschen, welche Maschinen erfinden im Hinblick auf einen vorausbestimmten Tötungszweck.

Die Tötung an sich, die massenhafte Vernichtung von Menschenleben wird als lustvoll empfunden. Der an sich selber leidende Mensch strebt leidenschaftlich nach Vernichtung, nach Selbstverneinung. Das Gefühlsleben wird imprägniert von der Tendenz, zu töten und sich töten zu lassen. Aus dieser psychologischen Grundhaltung heraus beschäftigt sich der erfindungsreiche Mensch mit der Verneinung seiner selbst. Er verneint sich und seine Mitmenschen. Der Mensch, wie er konkret erlebt wird, soll konkret vernichtet werden. Der junge Karl Marx charakterisiert den Menschen (also den konkreten Menschen seiner Zeit) mit folgenden Worten: «Sinnlich sein, ist leidend sein. Der Mensch als ein gegenständliches sinnliches Wesen ist daher ein leidendes, und, weil sein Leiden empfindendes Wesen, ein leidenschaftliches Wesen. Die Leidenschaft, die Passion, ist die nach seinem Gegenstand energisch strebende Wesenskraft des Menschen.» — Die Passion des im Bewußtein verstörten Menschen ist auf Zerstörung seiner selbst gerichtet. Der Gegenstand, welchen er leidenschaftlich mit seiner ganzen Wesenskraft erstrebt, ist der Tod.

Die psychologische Situation des Selbstmörders, der in Verzweiflung sich aufgibt und der die Beendigung der körperlichen Existenz einem so beschaffenen Weiterleben vorzieht, hat für die heutige Menschheit allgemeinste Bedeutung. Leidenschaftliche Selbstverneinung entfesselt die Zerstörungskräfte. Zerstörungskräfte wirken in den Erfindern neuer Tötungsmaschinen, in den Fabrikanten von Kriegsmaterial, den Aufrüstern, den Verfälschern der Sprache, in den Kommandierenden, welche den Befehl zum Töten geben, und in den Gehorchenden, welche wirklich töten.

Diese Zerstörungskräfte in Lebenskräfte umzuwandeln, wäre die Aufgabe, wäre Voraussetzung einer wirksamen Abrüstung, eines umfassen-

den Zustandes von Nichtkrieg. Das kann nur dadurch geschehen, daß der leidenschaftlich-verzweifelte Selbstmörder *Mensch* in eine umfassende, heutige, glaubhaft-gültige Sinnbeziehung hineingestellt wird. Wenn er innerlich versteht, daß er selbst eine Einheit darstellt, die in einer größeren umfassenden Einheit eingebettet ist, vollzieht sich von innen heraus die Umkehr, die glückhafte Umgeburt der Selbstverneinung in Selbstbejahung. Neugeburt des Bewußtseins findet statt. Ein neuer Mensch ist da, der die Erde und seine Mitmenschen neu erlebt, der auch die Kräfte der anorganischen Natur neu und anders erlebt. Ihm wird ein neuer Himmel und eine neue Erde geschenkt wie einem, der blind war und sehend wurde.

Skeptiker und Begriffsschuster, die von außen her an den Lebensumständen herumbasteln, um auf diese Weise den Menschen innerlich «gut» oder «glücklich» zu machen, werden einer solchen Perspektive abgeneigt sein. Ihnen sei gesagt, daß der Mensch sich von der Empfängnis bis zum Tode stets von innen nach außen entfaltet, körperlich, seelisch, geistig. Auch die Gesundung des Menschen von der Krankheit *Krieg* kann sich nur von innen nach außen vollziehen. Das erfordert gewiß Anstrengung des Einzelnen, ganz persönliche, private, gewissenhafte Anstrengung. Krieg ist ja nur *ein* äußerlich sichtbar gewordenes *Symptom* einer innerlich langsam gewachsenen Krankheit. Sobald sich von innen her Gesundung vollzieht, verschwindet auch das Symptom *Krieg*. Dann wird klar gesehen, wo die gemeinschaftlichen Lebensinteressen liegen. Fähigkeit zu echter menschlicher Gemeinschaft entfaltet sich. Sie ergibt sich gleichsam «von selbst», sobald wir redlich denken, wahrhaft leben und liebend handeln. Ganz von selbst ergibt sich die Fähigkeit, auch «Feinde» zu lieben, da ja das Leben von Grund aus geliebt wird und die Angst keine Verwirrung mehr anrichten kann. Die Angst verliert ihre bestimmende und verwirrende Macht, wenn sich im Bewußtsein keine «Feinde» mehr eingenistet haben. Die «Solidarität der Interessen», von der Walt Whitman spricht, erleuchtet von innen her das Denken, das Fühlen und das Handeln. *David Luschnat*

Die Gefährdung der Bevölkerung durch Atomexplosionsversuche

Vorbemerkung: Der nachfolgende Aufsatz bedeutet einen jener echten Aufschreie, wie sie in vermehrtem Maße überall in der Welt vernommen werden sollten. Gerade Frauen sollten ihre Stimme gegen die Atomwaffen erheben. Wir lasen in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 821, 6. April 1954) einen wissenschaftlichen Aufsatz über die biologischen Auswirkungen der Atombombe von Hedi Fritz-Niggli. Sie bekennt sich zu folgender Schlußfolgerung: «Es ist nun eine Aufgabe der Forschung, diese Schutzreaktionen zu verfolgen, prophylaktisch wirksame Maßnahmen für den Menschen herauszuarbeiten und ihm auf diesem Weg wenigstens einen Teil der Angst vor den Atomwaffen zu neh-

men.» Zu solcher Schlußfolgerung sagen wir ein deutliches Nein, denn sie nimmt einen Atomkrieg ohne weiteres in Kauf, verschließt den Todeszirkel, in welchem die Menschheit verflochten ist, hermetisch und läßt nicht einmal die echte und gute Angst mehr aus diesem Todeszirkel ausbrechen und *neuen*, ganz anderen Rettungskräften rufen. Wie stellt sich Hedi Fritz-Niggli ein Leben vor, welches nur noch mit prophylaktischen Maßnahmen gegen drohende Atomwaffen und faktische Atomversuche verbracht werden müßte? Abgesehen von allem, allem andern hieße dies wirklich die Wissenschaft ad absurdum führen. *D. R.*

Zu diesem die Welt heute in Atem haltenden Thema hat sich in der Abendausgabe, Nr. 1099, der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 6. Mai 1954 Herr Professor Staub, Direktor der Abteilung I des Physikalischen Institutes der Universität Zürich, als Strahlungsfachmann geäußert. Wenn seine hochinteressanten Ausführungen «Gerüchten über die Konsequenzen der amerikanischen Experimente» die Spitze abbrechen sollten, wie man es, nach der redaktionellen Einleitung zu schließen, gerne gesehen hätte, so hat die Beruhigungspille ihren Zweck verfehlt. Halten wir folgende Tatsachen fest:

Herr Professor Staub zeigt uns in seinen Ausführungen die ganze Unheimlichkeit der neuen Waffen, die sich nicht gegen diesen oder jenen «Feind», nicht gegen diese oder jene Ideologie und deren Vertreter, sondern gegen die Erdbevölkerung als solche richtet.

Herr Professor Staub stellt fest, daß die aktive Wolke «über große Distanzen transportiert werden» kann, und zeigt, wie dies schon von anderer Seite geschehen ist, «daß nach der Krakataueruption im Jahre 1883 auch in Mitteleuropa noch nach einem Jahr vulkanische Asche in der Atmosphäre festgestellt wurde». Daß es auch für radioaktives Trümmermaterial keine Grenzen für seine Ausbreitung gibt, zeigt im übrigen «der Nachweis der Aktivität in Kalkutta im Gefolge der März-Explosionen» und weiter noch, möchte die Verfasserin dieses Artikels hinzufügen, das Ergebnis «monatelanger Messungen auf dem Königstuhl bei Heidelberg, wo durch Schwebstoffilter Luft eingesaugt und im (alle 48 Stunden) ausgewechselten Filter mittels Zählrohr die β-Aktivität untersucht wird». Die aus Süddeutschland stammende Mitteilung, die der Zeitschrift «Naturwissenschaften» entnommen ist, führt eine Aktivitätskomponente auf «Gemische von Spaltprodukten aus Atombombenexplosionen, die je nach den meteorologischen Bedingungen in stark wechselnder Menge an den Untersuchungsort gelangen», zurück.

Gestützt auf Feststellungen obiger Art würde es Herr Professor Staub «begrüßen, wenn auch in unserem Lande einige sogenannte Monitorstationen errichtet würden, deren Aufgabe ausschließlich die Überwachung des Luftraumes in bezug auf dessen Radioaktivität wäre», da uns eine solche Station «wertvollen Aufschluß über das Auftreten und die Wanderung der radioaktiven Explosionsprodukte» gäbe, und fügt hinzu: «Sollte eine solche Station gefährlich hohe Aktivitäten melden, so wären besonders auch die Trinkwasserquellen zu kontrollieren.»

Und wenn die Kontrolle eine «gefährlich hohe Aktivität» ergibt, was dann, Herr Professor Staub?

Aber das ist noch nicht genug, daß die Luft, die wir atmen, daß das Wasser, das wir trinken, ständiger Gefahr radioaktiver Verseuchung ausgesetzt ist. Für viel *ernsthafter* hält Herr Professor Staub «die Gefährdung durch pflanzliche und tierische Nahrungsmittel, die in der Nachbarschaft der Versuchsstationen für Atomexplosionen gewonnen werden». «Es ist durchaus denkbar», so sagt er, «daß beispielsweise Fische oder Fischprodukte mit einer nicht mehr harmlosen Aktivität in unser Land gelangen, ohne daß ihre gefährliche Verseuchung zufällig festgestellt würde.» Er verlangt daher eine systematische Kontrolle importierter Lebensmittel in dieser Beziehung.

Und wenn es sich um Büchsenkonserven handelt — was dann, Herr Professor Staub? Ist es möglich, Büchsenkonserven auf einen eventuellen radioaktiven Inhalt mit dem Geigerzähler zu prüfen? Bedeutet es nicht für die japanische Konservenindustrie und diejenige anderer ostasiatischer Länder den Tod, wenn niemand wissen kann, ob er sich durch eine Büchse Thon zum Beispiel radioaktive Verbrennungen der Verdauungs- und Ausscheidungsorgane, die bekanntlich sehr schwer heilen, zuzieht — wenn niemand wissen kann, ob er, selbst ohne sofortige Krankheitssymptome, nach Jahren einem Spätsiechtum anheimfällt, für das es keine Heilung gibt — wenn niemand wissen kann, ob seine kleinen Kinder sterben müssen, die als Babies die Atombombenangriffe in Hiroshima und Nagasaki überlebten und keine sichtbaren Schädigungen zeigten, aber heute, nach der Feststellung der japanischen Schullehrer, einem Massensterben anheimfallen — wenn niemand wissen kann, ob er selbst in seiner Erbmasse geschädigt ist, mit allen furchtbaren Folgen dieser Schädigung.

Manche Leute, die nur den engen und engsten Kreis des eigenen Landes, der eigenen Bevölkerung sehen, werden vielleicht finden, es berühre sie nicht, wenn irgendwo am anderen Ende der Welt die Konservenindustrie zugrunde geht. Sie erfassen es nicht oder wollen es nicht erfassen, daß dies für eine auf den Fischfang angewiesene Bevölkerung Hunger und Elend, grenzenloses Elend für ohnehin verelendete Massen bedeutet. Aber der Hunger schreitet weiter von Volk zu Volk, von einem meerumspülten und -bespülten Land zum andern; denn den Fischen, die aus der verseuchten Zone stammen, sind keine Grenzen gesetzt, soweit die Meere reichen. Und manche von ihnen wandern weit landeinwärts, den Flußläufen folgend, bis zu den Toren vielleicht der eigenen Stadt, für die die Salme und Lachse bisher eine wertvolle Nahrungsquelle bedeuteten. Und mit Hunger und Elend zugleich wandert noch etwas anderes in die weite Welt. Das ist der Kommunismus, zu dessen Bekämpfung die Atomwaffen dienen sollen, die dank dem internationalen Charakter wissenschaftlicher Erfindungen dazu prädestiniert sind, beiden Herren — dem Bekämpfer und dem Bekämpften — zu dienen. Sie ken-

nen beide nur einen Ehrgeiz, den andern in der Potenzierung des Massenmordes zu überbieten. Und sie haben es darin wirklich «herrlich weit» gebracht, das zeigen uns schon die Atombomben- und H-Bomben-Teste auf beiden Seiten zur Genüge. Was ihre Anwendung im «Ernstfall» — wenn man angesichts der Schwere der gegenwärtigen Situation es wagt, einen noch ernsteren Fall ins Auge zu fassen — bedeuten würde, kann man sich leicht vergegenwärtigen, wenn man sich die massenhafte Überschwemmung großer Landstrecken mit radioaktivem Trümmermaterial klar macht, die die gleichzeitige Anwendung von Atomspaltungsbomben oder H-Bomben notwendigerweise nach sich ziehen müßte, verbunden mit deren weiterer Wirkungssteigerung. Was diese betrifft, so hat sich Herr Professor Staub in schonender Weise darüber folgendermaßen ausgesprochen:

«Ferner kann, wie dies bedauerlicherweise bereits vorgeschlagen wurde, die radioaktive Wirkung der H-Bombe um ein Vielfaches erhöht werden, wenn die Bombe durch einen Kobaltmantel umschlossen wird, dessen Material möglichst alle freigesetzten Neutronen einfängt und dadurch in ein gefährliches β-aktives Element Kobalt 60 transformiert wird, dessen β-Strahlung die biologisch äußerst wirksame Energie von etwas über einer Million Elektronenvolt besitzt und das mit einer relativ langen Lebensdauer von fünf Jahren zerfällt.»

Aber Herr Professor Staub zieht aus den von ihm selbst angeführten erschütternden Tatsachen den merkwürdigen Schluß, daß für uns in der Schweiz zurzeit kaum Anlaß zur Besorgnis vorliege angesichts der sehr großen Distanz unseres Landes von den möglichen Versuchsstationen. Abgesehen davon, daß uns Bande internationaler Solidarität mit jenen unglücklichen Völkern verbinden, die einer Gefahrenquelle von unvorstellbarem Ausmaß, wie sie die Nähe von Atombombenversuchsstationen darstellt, ständig ausgesetzt sind, können auch wir von heute auf morgen in die selbe katastrophale Nachbarschaft einer solchen, wenn nicht gar eines Atomwaffenkriegsschauplatzes gelangen. Schon warten Atomkanonen, die wir in unseren «Illustrierten» bestaunen dürfen, und anderes Atomkriegsmaterial, dessen Einführung und Magazinierung von Tag zu Tag zunimmt, auf das Losbrechen der zweiten Hölle im remilitarisierten Deutschland, dem bekanntlich erst vor einem Jahrzehnt der Militarismus von den heutigen Remilitarisatoren durch eine erste Hölle ausgetrieben werden sollte. Was sagt Herr Professor Staub zu dieser fürchterlichen Perspektive?

Das also ist die verzweifelte Situation einer todgeweihten Welt: Zwei Blöcke, Ost und West, bis an die Zähne gerüstet mit den fürchterlichsten Zerstörungswaffen; ihre Militaristen nur von dem einen Gedanken der völligen Vernichtung des Gegners erfüllt. Und dazwischen die Völker der Erde, deren Leben schon durch die Vorbereitungen auf den Krieg in der unheimlichsten Weise gefährdet ist. Vorbereitungen von beiden Seiten natürlich; denn jeder Atomspaltungs- und H-Bomben-Versuch der

einen Seite ruft wiederum einem solchen der andern. Immerhin bestehen für die heute zur Diskussion stehenden amerikanischen Atomexplosionsversuche einige besondere Bedingungen, die russischerseits fehlen. Zunächst beschränken sich die letzteren auf das eigene Land. Die dünne Besiedelung, die unendlichen Steppen Sibiriens — Faktoren, die sie jedem Angriff gegenüber weit weniger verwundbar machen als die millionenstädtereichen gegnerischen — schützen die Russen bis zu einem gewissen Grade vor dem Übergreifen der durch ihre Atombombenversuche verursachten Schädigungen. Sie riskieren daher weniger, mit dem Völkerrecht in Konflikt zu kommen, als die Amerikaner, deren Versuchsfeld eine Enklave inmitten eines Weltmeeres darstellt, das nicht ihnen gehört. Andere, nicht weniger in Betracht fallende unterschiedliche Bedingungen sind in den besonderen Verhältnissen der Atolle begründet, jenen Korallenriffen, die den Wunderbau kleinster Meerestiere darstellen, der tief und weitreichend im Meeresboden verwurzelt ist. Ob ein Korallenriff direkt durch eine Atombombe oder eine H-Bombe zusammengeschlagen wird oder an den Folgen der radioaktiven Verseuchung seiner lebenden Erbauer allmählich abstirbt, in jedem Fall ist das Schicksal dieser Inselwelt besiegelt. Wird der Meeresboden infolge der besonderen Natur der Korallenriffe tief aufgerissen, wenn es von einer jener Bomben getroffen wird, dann mag es so weit kommen, daß dem Meer das Tor zur Unterwelt geöffnet wird, zum feurigflüssigen Magma des Erdinnern. Dann ist jene Katastrophe da, die zu meiner Studienzeit von den Geologen in Wort und Schrift (s. das Kapitel über den Vulkanismus im Standardlehrbuch der Geologie von Neumeyer um die Jahrhundertwende) als die Ursache vulkanischer Eruptionen betrachtet wurde. Da ich mein Nebenfach im Gymnasiallehrerexamen später notgedrungen vernachlässigen mußte, ist mir nicht bekannt, ob ein halbes Jahrhundert geologischer Forschung Änderungen in dieser Auffassung der klassischen Geologie gebracht hat und wie weit solche ihrerseits nicht wieder durch die erwähnte Betrachtungsweise verdrängt werden könnte. Aber abgesehen von diesem Vorbehalt sind alle weiteren Konsequenzen eines Einbruches des Meeres durch Risse und Spalten ins Erdinnere eine Selbstverständlichkeit für jeden chemisch Gebildeten: Zersetzung des Meerwassers und der Meersalze durch Hitze und chemische Umsetzungen mit Knallgasbildung und explosiver Wiedervereinigung der Elemente zu Wasser; Reaktionen von unbeschreiblicher Heftigkeit freigewordener Alkalimetalle, besonders des Kaliums mit wiedergebildetem und nachströmendem Meerwasser usf. Was diese Vorgänge, die jedem Schüler aus dem Chemieunterricht bekannt sind, auf größten Maßstab übertragen — denn es ist die Substanz des Erdinnern und der Weltmeere selbst, die hier reagiert —, für weitere Auswirkungen im aufgewühlten Magma auszulösen vermögen, ist unvorstellbar. Wir sehen nur ihre peripheren Erscheinungen an dessen natürlichen Kanälen zur Außenwelt, den Kratern wiedererwachter und auf alten und neuen Erdspalten neugebildeter Vulkane.

Wir sehen, wie die Erdkruste in den betroffenen Gebieten sich spaltet, und spüren das Beben der Erde und hören die unterirdischen Detonationen, die die vom Menschen entfesselten Naturkräfte begleiten. Wir verlangen Befreiung von diesem Terror für alle Zeit. *Gertrud Woker*

Anmerkung der Redaktion: Im Anschluß an obigen Aufsatz möchten wir folgendes Zitat aus der uns befreundeten Zeitschrift «Der Christ in der Welt» bringen, worin *Jean Rivero* seine Schlußfolgerung über den totalen Krieg vom Standpunkt des Rechtes zieht, worüber er im Sammelband «La guerre et le Chrétien», Verlag Desclée de Brouwer, Paris, spricht.

Und die Schlußfolgerung?

Ein Kriegsrecht kann in gewissen Grenzen auch heute noch bestehen, jedoch nur in dem Ausmaße, als *sozusagen am Rande des Zerstörungsaktes* selbst Raum bleibt für die freie Willensentscheidung des Menschen. Das Recht zum Schutze der Verwundeten und Gefangenen kann an sich weiter bestehen; auch wenn jeweils die «Operation Tod» vorüber ist, können die Überlebenden wieder von ihrem freien Willen Gebrauch machen; die traditionellen Regeln, wonach Plünderung, Mord von Nichtkämpfern, Tötung von Geiseln verboten sind, bleiben in Geltung, denn diese Untaten, wie groß hiezu auch die Versuchung heute sein mag, bleiben unter dem Gesetz des freien menschlichen Willens Verbrechen. Man darf sich allerdings hier keinen optimistischen Hoffnungen hingeben. *Was an sich technisch möglich ist, wird psychologisch immer mehr unmöglich, besonders wenn es sich um die Entscheidung zwischen zwei Kulturen in einem totalen Kriege handelt.*

Es bleibt also im Rahmen der obigen Einschränkungen die Möglichkeit, daß das Recht bis an das Tor der Hölle des modernen Krieges vordringe, es darf aber diese Schwelle nicht überschreiten. Es gibt nur ein Recht, das im Menschen selbst gründet. *Es gibt daher kein Recht für den Atomkrieg oder den Bakterienkrieg. Es gibt kein Recht für ein Lufttorpedo, das in unbestimmte Fernen entsandt wird, es gibt kein Recht in einem Kriege, wo die Todesmaschinen nur mehr durch einen Druck auf den Knopf ausgelöst werden. Hier kann das Recht, technisch gesprochen, nur eine einzige Forderung aufstellen.* Es kann den Akt verbieten, mit dem die menschliche Hand den Knopf auslöst. *Das einzige Recht des Atomkrieges ist das Recht gegen den Atomkrieg.* Es ist nicht Sache des Juristen zu untersuchen, ob dieses Recht politisch und psychologisch möglich ist. *Der beste Beitrag, den der Jurist zu einer Aufgabe, die seine Machtsphäre übersteigt, leisten kann, besteht zweifelsohne darin, daß er seine Ohnmacht offen zugibt und vor der Hoffnung warnt, es wäre möglich, der Hölle eine sittliche Rechtsordnung aufzuzwingen.* Wenn der Jurist so auf die Wahl zwischen dem «Alles» oder «Nichts» hinweist, so will er keineswegs auf dem Höhepunkt des Weltendramas vor der Wirklichkeit fliehen, er will lediglich die nackte Wirklichkeit aufzeigen wie

sie ist: *Es gibt kein Recht, das nicht im Menschen gründet; es gibt kein Recht mehr in einem Raum, aus dem der Mensch sich selbst verbannt hat. An der Schwelle dieser Hölle muß er vielmehr wissen, daß jeder, der sie überschreitet, wie vor der Hölle Dantes, jede Hoffnung fahren lassen muß.* *Jean Rivero*

Lukas Stückelberger †

Am 28. Juni, zwei Tage nach der Vollendung seines 85. Altersjahres, ist unser Freund Lukas Stückelberger, der ehemalige Stadtpfarrer von Winterthur, aus dieser Welt abgerufen worden. Mit ihm verliert die Religiös-soziale Vereinigung eines ihrer treusten und ältesten Mitglieder. Mit ihm ist auch wohl der letzte jener glaubensstarken, tapferen Männer dahingeschieden, welche 1906 mit Leonhard Ragaz zusammen in Degersheim die Religiös-soziale Bewegung ins Leben riefen und als deren Organ die «Neuen Wege» gründeten. Bis ans Lebensende hat Stückelberger mit seinem lebhaften Temperament, mit seiner Hingabe, mit der ganzen Glut seines warmen Herzens der Bewegung gedient und ihre Entwicklung verfolgt. Es war ihm ein tiefer Schmerz, als sich die «Neue religiös-soziale Vereinigung» abspaltete, und er hat sich mit uns bis zuletzt dagegen gewehrt.

In Lukas Stückelberger waren noch jene wahrhaft christliche Liebe und jener tiefe Glaube lebendig, die nicht in theologischen Auseinandersetzungen, sondern in der Nachfolge Christi, in der Stellung zum Bruder, den Willen Gottes zu erfüllen suchen. Aufgewachsen in einem Hause pietistischer Frömmigkeit, wurde für ihn später entscheidend die Begegnung mit Christoph Blumhardt in Bad Boll. Die Arbeit und der Kampf für das Reich Gottes auf dieser Erde bestimmten fortan sein ganzes Wirken. Einer seiner Freunde schrieb von ihm: «Lukas Stückelberger hat mit ganzer Leidenschaft gegen die Dämonien von Mammon und Mars, gegen Laster und Alkoholismus gestritten ... Jedem theologischen Gezänk war er ferne, und immer wieder versuchte er, das Trennende zu überbrücken.» Er wahrte sich in allen Fragen ein selbständiges Denken und folgte seinem innersten Gefühl und Gewissen, was ihn, wie auch seine starke künstlerische Ader, vor starren Formen bewahrt hat.

Als junger Pfarrer trat er in den Dienst der Zürcher Stadtmission und lernte dabei die mannigfachen Nöte der Armen und Mühseligen kennen. Schweres Leid blieb ihm im eigenen Familienkreise nicht erspart; früh verlor er seine erste Gattin, eine Schwester von Pfarrer Tischhauser, die ihm drei kleine Kinder zurückließ; aber er fand in Maria Honegger eine überaus liebe zweite Gattin und Mutter seiner Kinder, die ihm noch eine Tochter schenkte, ihn in der Gemeindearbeit tatkräftig

unterstützte und bis zu seinem Tode die treue Gefährtin war. In schöner Erinnerung blieb ihm sein Pfarramt in Oberhelfenschwil im Toggenburg, das ihn mit der Bauernbevölkerung, aber auch mit den dortigen Heimarbeitern in Verbindung brachte. 1908 zog er nach Schwamendingen bei Zürich, wo ihn nun die Arbeiterfrage aufs tiefste beschäftigte und seinen Eintritt in die Sozialdemokratische Partei bewirkte. Er hat auch in der Arbeiterschaft immer wieder die Wahrheit des Evangeliums vertreten. 1912 wurde Lukas Stückelberger als Nachfolger unseres 1949 verstorbenen Freundes Karl von Greyerz an die Stadtkirche Winterthur gewählt. Hier stand er während eines Vierteljahrhunderts als Vertreter der religiös-sozialen Richtung im kirchlichen Leben, aber auch im Kampf für die soziale Gerechtigkeit und für den Völkerfrieden. Er setzte sich überall ein, wo menschliche Not in Erscheinung trat, so in der Trinkerrettungsarbeit des Blauen Kreuzes, in der Gefangenenseelsorge, für die Betagten, in vielen Kommissionen und Behörden.

Nach seinem Rücktritt 1938 war ihm noch ein gesegneter Ruhestand beschieden. Seine geistige Frische und Lebendigkeit blieben ihm erhalten bis zu seinem Hinschied. Er verfolgte bewegten Herzens alle Zeitereignisse wie auch die geistigen Bewegungen und Entwicklungen; er war für jeden Dienst bereit, besonders auch an den Alten, besuchte, solange ihn seine Füße trugen, die Pfarrvereinigungen und unsere Zusammenkünfte, schrieb in die Tagespresse Bücherbesprechungen oder Artikel auf die Festtage, so noch auf Weihnachten des vergangenen Jahres. Erst das abnehmende Augenlicht gebot ihm endgültig Ruhe. Während eines Ferienaufenthaltes bei seiner jüngsten, in Arlesheim verheirateten Tochter erkrankte er und mußte sein reiches Lebenswerk abschließen. — Aber immer noch steht Lukas Stückelberger als der edle, frohmütige, geisterfüllte und doch so schlichte Mensch mit seinem leuchtenden, gütigen Angesicht vor uns. Voller Dankbarkeit gedenken wir seiner.

Otto Herrmann

WELTRUNDSCHAU

Der ostasiatische Brandherd Die Genfer Ostasienkonferenz tritt wohl in diesen Tagen in ihren letzten Abschnitt ein. Korea ist freilich vorerst abgeschrieben; die Westmächte lassen dort den Dingen einfach den Lauf, ohne sich ehrlich zu gestehen, daß ihre «Polizeiaktion» vom Jahr 1950 unendlich viel mehr Elend, Zerstörung und Tyrannei erzeugt hat, als entstanden wäre, wenn man die Koreaner ihren Revolutions- oder (von der anderen Seite her gesehen) Gegenrevolutionskrieg hätte selber austragen lassen. Vielleicht aber schließt doch der *Indochina* gewidmete Teil der Konferenz mit einem

gewissen Erfolg ab. Wir haben in unserer letzten Weltrundschau bemerkt, es komme in Indochina nun vor allem darauf an, daß die Westmächte die Lage *wirklichkeitsgemäß* ansehen. Dazu ist inzwischen in der Tat ein Anfang gemacht worden, mindestens von Frankreich aus. Die unselige Politik, die in den letzten Jahren vor allem Herr Bidault als quasi unabsetzbarer Außenminister verkörpert hatte, ist jetzt, wenn nicht überwunden, so doch sehr in Frage gestellt. Georges Bidault ist fast über Nacht und wohl zu seiner eigenen größten Überraschung von Pierre Mendès-France abgelöst worden — der als Nachfolger von Laniel die Ministerpräsidentschaft gewonnen hat und nun Gelegenheit bekommt, seiner alten Gegnerschaft gegen die endlose Fortsetzung der «sale guerre» wirksamen Ausdruck zu geben. Das ist ein bedeutsamer Fortschritt. Die Aera Bidault war einfach ein Unglück für Frankreich. Wie Claude Bourdet, der leitende Redakteur des «France-Observateur», schreibt:

«Bidaults Partei ist auf die Unterstützung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft festgelegt, wie ihre Schwesterparteien in Deutschland, Italien, Belgien, den Niederlanden. Diese katholischen Parteien unterstützen naturgemäß die Politik des Vatikans, die darauf ausgeht, ein kleines, vorwiegend katholisches Europa zu schaffen, eine Art Heiliges Römisches Reich, das vom politischen Katholizismus beherrscht wäre. Anderseits haben Bidault und seine Partei von ganz zu Anfang an mehr oder weniger unbewußt die mächtigen Kolonialinteressen unterstützt, die den Krieg in Indochina entfesselt haben. Seither war Bidaults Partei an so vielen Fehlgriffen beteiligt, daß sie in den Augen des französischen Volkes für den Krieg in erster Linie verantwortlich ist... Und schließlich, aber nicht am wenigsten, hat sich Bidaults Politik konsequent auf Unterwürfigkeit gegenüber den amerikanischen Begehren gegründet.»

Als dann Bidaults Nordafrikapolitik zu einem zweiten Kolonialkrieg zu führen drohte, als Bidault in Genf sich hartnäckig weigerte, den Tatsachen der indochinesischen Lage Rechnung zu tragen, ja versuchte, England (das nicht wollte) und Amerika (das gern gewollt hätte) zum massiven Eingreifen in Indochina zu verleiten (auf die Vietminh-Armee vor Dien Bien Phu hätte die «kleine» Atombombe abgeworfen werden sollen), da kam die lang vorbereitete Krise zum offenen Ausbruch und fegte Bidault, und mit ihm auch den lahmen Laniel, weg.

Aber wie gedenkt nun Mendès-France den indochinesischen Knoten zu lösen? Er hat versprochen, bis zum 20. Juli mit dem Vietminh einen Waffenstillstand abzuschließen — oder zurückzutreten. Zunächst hat er, im Einverständnis mit seinen militärischen Beratern, aber zum großen Mißvergnügen der Amerikaner, die schließlich den Indochinakrieg bezahlen, die unhaltbar gewordene Front im Delta des Roten Flusses ganz bedeutend verkürzt und dem Gegner endgültig ein Gebiet mit zwei Millionen Menschen überlassen, bereit freilich, nötigenfalls auf der Linie Hanoi—Haiphong den Kampf neuerdings aufzunehmen. Aber wird sich der Vietminh damit zufriedengeben? Was sind überhaupt seine Friedensbedingungen? Ho Chi-minh hat im letzten Winter erklärt, und die Vietminh-Delegation hat es in Genf wiederholt, der Weg zur Verständi-

gung müsse mit freien Wahlen in ganz Vietnam beginnen, mit der Herstellung der nationalen Einheit des Landes auf Grund des Wahlergebnisses weitergehen und mit der Selbständigkeit Vietnams im Rahmen der Französischen Union enden. Hält Ho Chi-minh diese Bedingungen aufrecht? Wie stellt sich Mendès-France dazu? Und nicht zuletzt: Was sagt Amerika? Denn das ist vielleicht sogar die Hauptsache. Man weiß, daß die Vereinigten Staaten sich bisher des entschiedensten weigern, eine Regelung in Indochina anzuerkennen, die einen Teil davon «der kommunistischen Versklavung ausliefern» würde. Das heißt: Der Vietminh hat einfach zu verschwinden; Bao Dai und seine Leute stellen die einzig rechtmäßige Regierung des Landes dar. Denkt Mendès-France auch so? Oder wird er sich über das amerikanische Veto gegen eine Anerkennung des Vietminh hinwegsetzen? *Kann* er das überhaupt, bei der notorischen wirtschaftlichen und finanziellen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten, in die sich Frankreich begeben hat? Und wo steht England? Was von den jüngsten Verhandlungen Churchills und Edens in Washington darüber bekannt geworden ist, lautet höchst unklar; wird die britische Regierung bis zum Schluß auf ihrem Widerstand gegen die letzten Ziele der amerikanischen Ostasienpolitik beharren, oder läßt sie sich schließlich, im Namen der «angelsächsischen Solidarität», die Churchill so teuer ist, doch zu irgendeinem gefährlichen Kompromiß bewegen?

Denn daran ist ja kein Zweifel: Eisenhower und Dulles beharren ihrerseits fest auf ihrem Standpunkt. Sie sind überzeugt, daß auch in Asien, wie in Europa, ein friedliches Zusammenleben mit der kommunistischen Welt auf die Länge unmöglich oder doch ganz unerwünscht ist. Sie haben — als Exponenten der politischen und wirtschaftlichen Kräfte, die hinter ihnen wirken — den «Verlust» Chinas noch immer nicht verschmerzt; sie stemmen sich wütend gegen die Aufnahme Chinas in die UNO und erst recht gegen jedes weitere, wenn auch noch so unkriegerische Vordringen des Kommunismus (oder des kommunistisch verkleideten Nationalismus) in Südostasien, und sie spielen nach wie vor mit dem Gedanken einer neuen Kollektivaktion der «freien Nationen» in Ostasien, nach dem Muster des Koreakrieges aufgezogen, aber diesmal auch direkt gegen China gerichtet und mit *allen* Mitteln der modernen Kriegstechnik durchgeführt. «Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode.» Wieweit die Vereinigten Staaten ihre europäischen Verbündeten dafür zu gewinnen vermögen, darauf kommt es nun wohl entscheidend an. Man wird ja wohl in Genf bald erfahren, wie Frankreich und England jetzt zu Amerika stehen. Daß man in Washington von Genf nichts erwartet, ja alles tut, um aus Genf den gleichen Mißerfolg zu machen, wie Berlin einer war, das weiß man längst. Aber resigniert nun auch London? Und kann sich Frankreich die Weiterführung des Indochinakrieges überhaupt noch leisten, sei es auch nur

im Rahmen der berühmten Kollektivaktion, die Amerika erstrebt? Wenn aber nicht — ist es dann wirklich bereit, mit Amerika zu brechen und seinen eigenen Weg zu gehen? Wir werden sehen*.

Deutsche Armee — so oder so Unbeirrt steuert Amerika seinen Kurs insbesondere in *Europa* weiter. Bevor Churchill und Eden nach Washington flogen, machte der britische Außenminister (und künftige Ministerpräsident) eine sicher wohlstudierte Gebärde der Unabhängigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten, indem er neuerdings von einem europäischen «Locarno» sprach, also einer gegenseitigen Besitzstandsgarantie und Nichtangriffs-Verpflichtung zwischen den Staaten des Westblocks und denen des Ostblocks. Aber die Reaktion in Amerika war mehr als unfreundlich — direkt empört. Das Abgeordnetenhaus nahm sogar einstimmig eine Entschließung an, wonach jedes Land, das mit einem kommunistischen Staat einen Nichtangriffspakt vereinbare, jede amerikanische Wirtschaftshilfe verwirke. Der Gedanke, daß sich die «freie» und die «unfreie» Welt gegenseitig auf gleichem Fuß behandeln könnten, ist für das offizielle Amerika heute einfach unerträglich, und es setzt alles ins Werk, um auch diejenigen seiner Verbündeten, die etwa anders zu denken geneigt sind, beim rechten Glauben zu erhalten. Offenbar hat es damit gegenüber Churchill und Eden auch etwelchen Erfolg gehabt. Wenigstens ist die Stelle in der gemeinsamen Erklärung der amerikanischen und britischen Regierung, beim Abschluß der Washingtoner Besprechungen, daß keines der beiden Länder «einer Regelung oder Vereinbarung zustimmen werde, die die widerwillige Untertänigkeit früher souveräner, aber heute versklavter Staaten bestätigen oder verlängern würde», offen-

---

* Bei der Durchsicht der Korrekturbogen unserer Weltrundschau stellt sich die Lage in Genf etwa so dar: Man rechnet allgemein mit dem Abschluß eines Waffenstillstands in Indochina für die allernächsten Tage. Es scheint, daß sich Frankreich mit dem Vietminh grundsätzlich auf eine Teilung von Vietnam ungefähr entlang dem 16. Breitengrad geeinigt hat. Laos und Kambodscha sollen vorerst unabhängig bleiben, während in absehbarer Zeit Wahlen in ganz Indochina stattfinden sollen, die über das weitere Schicksal des Landes entscheiden würden. Ob und wieweit ein Waffenstillstand in Indochina international kontrolliert und garantiert werden soll, steht noch dahin. Immerhin ist offenbar England bereit, einer von Frankreich angenommenen militärisch-politischen Vereinbarung zuzustimmen, während sich die Vereinigten Staaten schmollend auf der Seite halten, ohne jedoch Frankreich direkt Schwierigkeiten zu machen.

Wenn eine auf solcher Grundlage getroffene Regelung Bestand haben soll, dann darf aber auf keinen Fall ein Versuch gemacht werden, den Vietminh wieder zu zerschlagen, wie das von Frankreich, mit britischer und amerikanischer Unterstützung, im Jahr 1945/46 mit ebensoviel Hinterlist und Brutalität wie mit Erfolg unternommen wurde, nachdem es bereits die Volksrepublik Vietnam unter der Regierung Ho Chi-minh anerkannt hatte. Vietnam, wie auch Laos und Kambodscha, müssen endgültig und vollständig unabhängig von Frankreich werden. Das ist die Voraussetzung für die wirtschaftliche, soziale und politische Befreiung der Völker von Indochina, die von Frankreich seit Jahrzehnten so schamlos ausgebeutet und geknechtet werden. (18. Juli.)

bar auf das Verhältnis der Westmächte zu *Osteuropa* gemünzt. Ein mehr als bedenklicher Rückschritt der britischen Politik gegenüber ihrem bisherigen Standpunkt! Aber schließlich doch nur die folgerichtige Auswirkung des Churchillschen Leitsatzes, daß der unverbrüchliche Zusammenhalt Englands und Amerikas der Grundpfeiler aller Friedenssicherung in der Welt sei. «Seit 1951», so stellt der «New Statesman» mit sichtlichem Unbehagen fest,

«hat die britische Politik in Europa die übliche amerikanische Linie stets getreulich eingehalten. Als Eden die Nachfolge Morrisons übernahm und ebenso rücksichtslos wie Dulles erklärte, die Wiederaufrüstung Westdeutschlands stelle einen unabdingbaren Bestandteil der britisch-amerikanischen Politik dar, nahm er England die Rolle eines Vermittlers in Europa weg, die er in Südostasien gewonnen hatte, und half damit den völligen Mißerfolg der Berliner Konferenz sichern. Indem er sich der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft fernhielt und doch Frankreich in sie hineinzuzwängen suchte, hat er Dr. Adenauer und einem wiederauferstehenden Westdeutschland einen entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Europas zugeschanzt.

Die Verlautbarung von Washington und die Sechspunkteerklärung sind nur der logische Schlußpunkt dieser tragischen Entwicklung. Was auch immer in Südostasien erreicht werden mag — in Europa wird es keinen Friedensschluß geben, seit sich England und Amerika bestimmt auf eine Politik dynamischer Eindämmung des Kommunismus festgelegt haben. Und wenn die Franzosen bei dieser Politik nicht mitmachen und zu der EVG ‚Nein' sagen, so werden sie unzweideutig darauf aufmerksam gemacht, daß man in diesem Fall eben andere Wege finden werde, um der Bundesrepublik die volle Souveränität zu geben. Großbritannien und die Vereinigten Staaten sind blind entschlossen, den Westdeutschen die Militärmacht zu verschaffen, die Dr. Adenauers Nachfolger — wenn nicht schon ihn selbst — instand setzen wird, die Befreiung der Ostzone und der verlorenen Provinzen mit jener deutschen Machtpolitik ins Werk zu setzen, die herkömmlicherweise zwischen den beiden Extremen einer Annäherung an Rußland und eines Kreuzzuges gegen Rußland hin- und herschwankt. Es sind schreckliche Beschlüsse!»

Die Ausarbeitung einer «*Ersatzlösung*» für den nun sehr wahrscheinlich gewordenen Fall, daß Frankreich die famose Europa-Armee, mit einer neuen deutschen Wehrmacht als Kern, endgültig ablehnen sollte, ist tatsächlich jetzt einer der Hauptgegenstände des diplomatischen Gespräches zwischen den Westalliierten. Und Herr Adenauer hat sich mit seiner üblichen brutalen Plumpheit ungeniert in dieses Gespräch eingeschaltet, indem er kürzlich in einem Radiointerview Frankreich vor die Wahl stellte, entweder die Europa-Armee zu schlucken oder eine andere Form der westdeutschen Aufrüstung anzunehmen. Die Verstimmung, die darob in Frankreich entstanden ist, wird allerdings die Bonner Politiker und Militärs wenig kümmern, sind sie doch der freudigen Unterstützung der Vereinigten Staaten für die Durchsetzung ihres «Meisterplanes» vollkommen sicher. Nur wird es etwas schwer halten, der neuen deutschen Wehrmacht eine andere Form zu geben als diejenige eines «bescheidenen Beitrags zur Europa-Armee», wenn Frankreich auch das nicht will. Denn rechtlich ist eben jede Änderung der internationalen Stellung Westdeutschlands an die Zustimmung *aller* Besetzungsmächte — mindestens der westlichen — gebunden. Freilich, was hat sich Deutsch-

land jemals um völkerrechtliche Bindungen gekümmert! Über solche «Zwirnsfäden» ist es noch nie gestolpert. Und wenn sich Hitler von den «Fesseln des Versailler Vertrages» selbstherrlich befreit und Deutschland wieder aufgerüstet hat, warum sollte das ein Adenauer mit dem Bonner und Pariser Vertrag nicht auch fertigbringen? Mit seinem Ultimatum an Frankreich *hat* er ja eigentlich das Besetzungsstatut bereits zerrissen und ohne Umstände die volle außenpolitische und militärische Souveränität Westdeutschlands zurückgenommen. Und England wie Amerika schauen seelenvergnügt zu . . .

Was eröffnen sich aber da für Aussichten! Wenn sich Amerika und England auf der einen Seite und Westdeutschland auf der anderen zusammenfinden, um die «dynamische Eindämmung» des kommunistischen Ostens — das heißt die gewaltsame Auflösung des Sowjetblocks — zu versuchen und damit Hitlers gescheitertes Abenteuer in gewaltig vergrößertem Stil wiederaufzunehmen, was für eine Rettung gibt es dann noch für Europa? Verantwortliche (oder soll man lieber sagen: verantwortungslose?) englische und amerikanische Militärs, wie General Hoge, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Landstreitkräfte in Europa, und Feldmarschall Montgomery, haben ja in jüngsten Erklärungen keinen Zweifel darüber gelassen, daß die angelsächsischen Mächte «entschlossen sind, beim Ausbruch eines Krieges die Atomwaffen zu verwenden, ganz unabhängig davon, ob sie der Gegner eingesetzt hat». Und was das heißt, dürften wir nachgerade wissen. Atom- und Wasserstoffbomben, vielleicht gar die Kobaltbombe, dazu die chemischen, biologischen und radioaktiven Waffen, die längst bereit stehen — das genügt vollkommen, um den Untergang des Abendlandes — diesmal aber den wirklichen, nicht bloß den literarischen — sicherzustellen. In solcher Lage nicht alles daransetzen, um *jede* bewaffnete Austragung internationaler Konflikte unmöglich zu machen, sondern weiter und weiter rüsten, um «im nächsten Krieg» zu gewinnen oder doch standzuhalten, Schützenfeste abhalten, um den «Wehrwillen» zu kräftigen, und zivilen Luftschutz zur Abwehr des Atomschreckens organisieren — das ist ein derart frevelhaftes Spiel mit dem Leben der Völker, daß man Grund hat zu fragen, ob die Geisteskrankheit des militanten Antikommunismus sich in noch phantastischeren Formen äußern kann. *Diesem* verstockten und verblendeten Geschlecht scheint wirklich alles zuzutrauen zu sein!

Imperialistische Offensive im Orient Setzen wir indessen unseren Rundblick über die Weltereignisse fort und wenden wir uns rasch wieder einmal den gärenden Ländern des *Orients* (und *Nordafrikas*) zu, die in unserer Chronik die letzte Zeit vielleicht etwas zu kurz gekommen sind. Neben Ostasien ist ja hier der Aufstand der «rückständigen» Völker am weitesten vorangekommen. Noch am Ende des Ersten Weltkrieges schienen der soge-

nannte Nahe und Mittlere Osten sowie Nordafrika ziemlich fest in der Hand der westlichen Kolonialmächte, besonders Englands und Frankreichs, zu liegen, zumal der Zusammenbruch des Türkenreiches und der Rückzug Rußlands aus dem imperialistischen Wettbewerb die Chancen des Westens bedeutend verbessert hatte. Der Zweite Weltkrieg schwächte dann aber — wir zitieren die «Monthly Review», April 1954 — «Frankreich und England so ernstlich, daß ihre Imperiumsstellung überall erschüttert und an manchen Orten sogar gebrochen wurde». England mußte aus Indien heraus; Frankreich verlor seinen Einfluß in Syrien und Libanon; in Persien und Ägypten erhob ein junger Nationalismus sein Haupt, in Tunis und Marokko mußte Frankreich der einheimischen Bevölkerung größeren Anteil an der Verwaltung versprechen. Gleichzeitig trat verschiedenenortes der amerikanische Imperialismus auf den Plan und suchte sich in den von England und Frankreich geräumten Stellungen festzusetzen. Der arabisch-asiatische Block spielte in der großen Politik eine immer bedeutendere Rolle und wurde besonders von Amerika als ärgerliches Hemmnis bei seiner Politik der Gleichschaltung der UNO-Staaten empfunden. Die Gewinnung voller nationaler Unabhängigkeit und eine weitgehende wirtschaftlich-soziale Umwälzung dieses ganzen Länderraumes schien nur mehr eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit.

Aber unversehens trat fast auf der ganzen Linie ein Rückschlag ein. Ereignisse wie der Sturz Mossadeghs in Persien, die Absetzung des Sultans von Marokko durch die Franzosen, die Versteifung des britischen Widerstandes am Suezkanal waren Zeichen einer neuen, in der umgekehrten Richtung verlaufenden Strömung. Wir glauben mit der genannten amerikanischen Zeitschrift, daß die imperialistischen Mächte, vor allem Amerika und England, mit oder ohne Beiziehung Frankreichs, irgendwie vereinbarten, die ganze, so gefährlich bedrohte Ländermasse neu aufzuteilen und einander in ihrer Festhaltung zu unterstützen:

«Roh skizziert scheinen die Interessensphären folgendermaßen aufgeteilt worden zu sein: Pakistan und die Türkei gehen an die Vereinigten Staaten; in Iran wird das Öl zwischen Engländern und Amerikanern geteilt, während die politische und militärische Verantwortung den Vereinigten Staaten zufällt; Irak, Syrien, Libanon, Jordanien und Ägypten werden England überlassen. Zweifellos wurde vereinbart, daß Frankreich im Besitz seiner westlicheren Kolonien in Nordafrika unterstützt werden solle; ebenso wahrscheinlich wurde eine Aufteilung der Ölgebiete in Saudarabien, Kuweit und Bahrein unter die verschiedenen internationalen Ölgesellschaften vereinbart.»

Vieles spricht für diese Deutung. Die Ersetzung des persischen Nationaldemagogen Mossadegh durch Zahedi ist so sicher wie irgend etwas eine Leistung Amerikas; nicht zufällig haben die Vereinigten Staaten seither dreimal ansehnliche Kredite an Persien gewährt (im Mai waren es bereits 60 Millionen Dollar), abgesehen noch von der amerikanischen Militärhilfe und technischen Hilfe an Persien. Die Türkei wird schon

längst von Amerika militärisch ausgehalten und für seine Flotten- und Luftstützpunkte benützt. Jetzt hat auch Pakistan seinen Hilfsvertrag mit den Vereinigten Staaten, die es außerdem enger mit der Türkei zusammengebracht haben. Die Ausdehnung dieses förmlichen Allianzsystems auf Irak und Iran steht bereits in Erwägung; anderseits sind unter amerikanischem Patronat Griechenland und Jugoslawien enger an die Türkei herangerückt.

In Syrien ist schon vor Monaten das «unzuverlässige» Militärregime Schischakli gestürzt und durch eine englandfreundliche Zivilregierung ersetzt worden. Das würde gut zu dem alten britischen Plan passen, Irak, Syrien und Jordanien unter dem König von Irak — einer Puppe Englands wie sein jordanischer Kollege — zusammenzufassen. In Ägypten aber hat die «nationale Revolution» im Laufe verschiedener Krisen, deren Hintergründe von hier aus schwer zu erkennen sind, so starke Rückschläge erfahren, daß das Ergebnis eine sichtbare Schwächung des neuen Regimes und damit eine Stärkung der Stellung Großbritanniens am Suezkanal ist. Auch im Sudan scheint die ägyptische Regierung an Einfluß verloren zu haben; ob der neuerdings gemeldete Beizug einer westdeutschen Militärmission und westdeutscher Wirtschaftsfachleute, die an Stelle der britischen treten sollen, auf Wunsch Englands selber erfolgt, das gern hinter Adenauers Leute zurückträte, ist noch nicht klar.

Soviel aber liegt am Tag: Die Gegenoffensive der alten und neuen imperialistischen Mächte ist im Orient und in Nordafrika in vollem Gang. Sie trifft selbstverständlich überall auf ein gewisses Maß von Widerstand aus den Völkern, besonders jüngstens in Marokko und Tunis, wo ein mit systematischem Terror arbeitender Nationalismus den Franzosen bös zu schaffen macht. Da sie sich aber in den meisten Ländern auf die alten Herrenklassen stützen kann, hat sie unverkennbar schon recht bedeutende Erfolge erzielt und kann nicht ohne Grund auf weitere Fortschritte rechnen. Und hinter ihr steht die ganze riesige Wirtschafts- und Militärmacht der Vereinigten Staaten, die weiß, was sie will, und die auch entschlossen ist, die Mittel einzusetzen, die den weltweit erstrebten Zweck erreichen sollen.

Der zerstörte «Brückenkopf» Man muß sich eben immer die große Tatsache vor Augen halten, die das ganze Weltgeschehen unserer Zeit bestimmt: daß die Vereinigten Staaten von Amerika die Führung der konservativ-gegenrevolutionären Kräfte übernommen haben, die jeden Ansatz zum Aufbau einer neuen, vom Kapitalismus und Feudalismus freien Gemeinschaftsordnung zu zerstören trachten, sei es nun in Osteuropa oder in Asien, in Westeuropa oder auf dem amerikanischen Kontinent selbst. Die Ereignisse, die sich Ende Juni und Anfang Juli in *Guatemala* abgespielt haben, sind ein neues, typisches Beispiel für diese Rolle des kapitalistischen «Weltpolizisten», die sich Amerika angemaßt hat.

Was ist in Guatemala geschehen? Staatssekretär Dulles hat mit allen Zeichen höchster Erleichterung festgestellt, daß hier wieder einmal «eine große Gefahr abgewendet worden» sei. Das Volk Guatemalas habe «den Mut gezeigt, die Werkzeuge fremder Despoten auszuschalten». Denn der internationale Kommunismus habe ja schon längst «nach einem Nistplatz auf dem amerikanischen Kontinent gesucht», bis er endlich «auf Guatemala gestoßen» sei. Die dramatischen Ereignisse in Guatemala hätten «die böse Absicht des Kremls bloßgelegt, das interamerikanische System zu vernichten», hätten aber gleichzeitig die Fähigkeit der amerikanischen Staaten bewiesen, jeden kommunistischen Brückenkopf auf der westlichen Halbkugel zu zerstören.

Man kann schwerlich mehr zynische Lügen in so wenigen Sätzen zusammendrängen. Es sei davon abgesehen, daß im vergangenen Herbst die gleiche Behauptung von einem sowjetkommunistischen Brückenkopf in Amerika mit Bezug auf *Britisch Guayana* aufgestellt wurde, wobei es damals den Engländern überlassen wurde, diese Bedrohung der Freiheit und Sicherheit der amerikanischen Nationen aus der Welt zu schaffen. Fragen wir lediglich, worin sich eigentlich die kommunistische Tätigkeit oder auch nur Tendenz der jetzt gestürzten Regierung Arbenz in Guatemala praktisch geäußert haben soll. Etwa in einem politischen Diktatursystem, das sie aufgerichtet habe? Unmöglich; denn Jacobo Arbenz wurde im Jahr 1950 mit 65 Prozent aller Stimmen in einem offenen Wahlgang gegen zwei Mitbewerber zum Staatspräsidenten gewählt. Bei den folgenden Parlamentswahlen, die ebenfalls in aller Freiheit vor sich gingen (mindestens so frei wie irgend eine Wahl in Nordamerika . . .), bekam die Regierungskoalition 40 von den 56 Sitzen, während 12 Abgeordnete die Opposition der Rechten und vier Kommunisten diejenige der äußersten Linken darstellten. Oder ist etwa die guatemaltekische Presse geknebelt und gleichgeschaltet worden? Auch davon ist keine Rede; die paar Zeitungen, die die Regierungspolitik unterstützten, hatten eine Auflage von kaum 10 000 Exemplaren, während die mit viel größeren Geldmitteln arbeitende Presse der Rechtsopposition rund 50 000 Exemplare täglich herausbrachte und frei verteilen konnte. Aber ist vielleicht die Armee «kommunistisch verseucht» gewesen? Man weiß ja, daß ein kommunistisches Regime überall eine seiner entscheidenden Aufgaben darin sieht, sich in der Armee und Polizei eine unbedingt zuverlässige Stütze seiner Macht zu schaffen. Unbegreiflicherweise dachte der «Kryptokommunist» Arbenz gar nicht daran, die Armee in seine Hand zu bekommen. Wenn es *eine* Macht in Guatemala gab, die kommunistischen Einflüssen unzugänglich war, so war es die Armee. «Sie ist», so schrieb zu Beginn dieses Jahres Flora Lewis in der Neuyorker «Nation» (13. Februar), «jetzt gut gehalten — gut bezahlt, gut untergebracht, mit besonderen Vorrechten ausgestattet — und bleibt neutral. Die Vereinigten Staaten unterhalten eine umfangreiche Militär- und Luftmission im Lande . . . Die Armeen Mittelamerikas, die zuletzt über

die Politik entscheiden, sind neutral, wenn nicht feindselig gegenüber dem Kommunismus eingestellt.» Die Regierung von Guatemala hat aber offenbar nicht den geringsten Versuch gemacht, daran irgend etwas zu ändern. Wirklich merkwürdige Kommunisten!

Und wie stand es mit ihrer Wirtschafts- und Sozialpolitik? Hat sie etwa Sozialisierungs- oder Bolschewisierungsexperimente russischen Stils unternommen? Man hat nie etwas davon vernommen. Die Wirtschaftsreformen, die sie versucht hat, sind so zahm gewesen, daß sie, wie man gesagt hat, einen französischen Konservativen zum Lachen bringen mußten. Die ganze Richtung der guatemaltekischen Wirtschaftspolitik ging eher auf einen «aufgeklärten» Kapitalismus zu als auf irgendeine Art Sozialismus. Der Generalsekretär der führenden Regierungspartei, Estrada de la Hoz, sagte in einer Unterredung mit der amerikanischen Journalistin Anna Louise Strong (vgl. «Monthly Review», März 1954):

«Wir sind keine Ignoranten in Geographie. Wir sind ein kleines Volk in der Mitte Amerikas. Wir erwarten Schuhe und Automobile nicht von Moskau, sondern von den Vereinigten Staaten. Es ist klar, unsere Wirtschaftsentwicklung wird kapitalistisch sein.»

Die Regierung Arbenz hat denn auch den Gedanken einer Verstaatlichung der einzigen Eisenbahnlinie, die Guatemala «besitzt», die aber der nordamerikanischen United Fruit Company gehört, immer von sich gewiesen, so wenig wie sie auf die Nationalisierung des ebenfalls nordamerikanischen Elektrizitätstrustes ausging. Was sie *wirklich* tat, ist vielmehr zweierlei: Sie suchte erstens die beiden nordamerikanischen Kapitalmonopole dadurch zu brechen, daß sie eine große Landstraße nach dem Atlantik baute, die in Konkurrenz mit der amerikanisch betriebenen Bahnlinie und ihren maßlos hohen Frachtsätzen treten sollte, ebenso wie sie auch ein neues Kraftwerk erstellen wollte, das fast doppelt soviel Elektrizität liefern sollte, wie die nordamerikanische Gesellschaft in den letzten 15 Jahren erzeugte. Also freier Wettbewerb gegen kapitalistische Monopole — was freilich eine Todsünde in den Augen nordamerikanischer Wirtschaftsgewaltiger ist!

Und die Regierung Arbenz setzte zweitens jene Bodenreform ins Werk, die die *unbebauten* Flächen gegen Entschädigung in Volkseigentum bringen sollte, zur Verteilung an die besitzlosen «Bauern», deren Armut und Unwissenheit so fürchterlich ist wie nur irgendwo in Mittel- und Südamerika[1]. Daß sie mit dieser Maßnahme auch die United Fruit traf, den allmächtigen Bananen-, Zucker-, Kaffee- und Kakaotrust, das war die noch viel größere Sünde, die sie sich gegenüber den heiligsten Gütern des nordamerikanischen Kapitalismus zuschulden kommen ließ.

[1] In Guatemala betrug im Jahre 1949 das Volkseinkommen pro Kopf 77 amerikanische Dollar. In den Vereinigten Staaten wird es auf rund 1100 Dollar berechnet.

Daran entzündete sich denn auch der «Bürgerkrieg» in Guatemala, der dann glücklich zum Sturz der «Kommunistenherrschaft» führte.

Wie's gemacht wird Der Hergang ist in frischer Erinnerung und sei darum nur kurz zusammengefaßt. Es begann mit einem Presse- und Radiofeldzug gegen das Regime Arbenz von den Vereinigten Staaten aus. (Nebenbei: der Propagandaleiter der United Fruit, Braden, war früherer Unterstaatssekretär im amerikanischen Außenministerium.) Im Januar dieses Jahres war die Aktion schon so weit gediehen, daß Präsident Arbenz die Aufdeckung des Planes für einen militärischen Angriff auf Guatemala von Honduras und Nicaragua her mitteilen konnte. Aus Westdeutschland seien bereits Waffen gekommen, und unter dem Kommando des früheren nordamerikanischen Obersten Carl Studer, jetzt Beamter der United Fruit, würden planmäßig Invasionstruppen ausgebildet. In Washington bereitete man inzwischen die kommenden Dinge diplomatisch vor. Außenminister Dulles sorgte dafür, daß an der allamerikanischen Konferenz in Caracas ein Beschluß gegen «kommunistische Einsickerung» in Amerika — gemeint war Guatemala — angenommen wurde. Und im Mai suchte die nordamerikanische Regierung, allem Völkerrecht zum Trotz, ganz offen, fremde Schiffe zu verhindern, Waffen nach Guatemala zu bringen — Waffen, die dieses zur Abwehr des drohenden Angriffes im Ausland kaufen wollte, die ihm aber die Vereinigten Staaten verweigerten, so daß es sich an «ein Land hinter dem Eisernen Vorhang» wenden mußte, was selbstverständlich als neuer Beweis für die kommunistischen Umsturzpläne der guatemaltekischen Regierung und ihrer «sowjetischen Hintermänner» erklärt wurde.

Am 18. Juni erfolgte dann der Einbruch bewaffneter Kräfte unter Führung des Obersten Armas, eines alten Gegners von Präsident Arbenz, in Guatemala. Er ging vom Boden der Republik Honduras aus, deren Präsident — ganz zufällig natürlich — ein früherer Sekretär der United Fruit Company ist. Der Hilferuf Guatemalas an den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen blieb ungehört; Washington sorgte dafür, daß der Fall der Organisation der amerikanischen Staaten überwiesen wurde, die es dank der Gefolgstreue der meisten lateinamerikanischen Regierungen gut in der Hand hat[2]. (Man erinnert sich dabei übrigens,

[2] Das heißt: Die Vereinigten Staaten waren von vornherein sicher, daß diese Körperschaft nichts tun werde, um Guatemala zu helfen. Dabei hatte das Staatsdepartement ein paar Wochen vorher, als Guatemala noch Waffen einführen wollte und Washington das zu hintertreiben suchte, erklärt: «Das Volk von Guatemala weiß genau, daß eine wirksame interamerikanische Maschinerie besteht, um jede Angriffshandlung gegen einen amerikanischen Staat zu verhindern. Es kann folglich keine Bedrohung Guatemalas geben, die in irgendeiner Weise den Ankauf militärischen Materials rechtfertigen könnte, das Guatemala zu erwerben sucht.» Kann man eigentlich noch frecher lügen?

wie schlagartig die Vereinigten Staaten im Fall Korea eingriffen und wie rasch da der Sicherheitsrat mobilisiert wurde, der sich nicht einmal bemüßigt fand, eine auch nur halbwegs objektive Untersuchung über den Ausbruch der Feindseligkeiten anzuordnen.)

So konnte sich die Invasion Guatemalas ungehindert vollziehen — ungehindert von außen wie von innen; denn auch die eigene Armee Guatemalas streikte. Besser: sie übte einfach Verrat. Präsident Arbenz wurde von einer Offiziersgruppe unter der Führung von Oberst Diaz gestürzt, nachdem dieser vom amerikanischen Gesandten Peurifoy die erforderlichen «Ratschläge» bekommen hatte. Aber auch Diaz wurde von den «Antikommunisten» noch nicht als genügend verläßlich erachtet, so daß eine zweite Offiziersjunta mit Oberst Monzon an der Spitze auf den Plan trat und «mit Hilfe der guten Dienste der Vereinigten Staaten und El Salvadors» (wie der Washingtoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» am 29. Juni naiv berichtete) mit Oberst Armas die Einstellung der Feindseligkeiten vereinbarte. So ging nach zwölf Tagen der «Krieg» zu Ende, ohne daß es zu nennenswerten Kampfhandlungen gekommen wäre, aber doch mit dem Ergebnis, daß das Regime Arbenz liquidiert, die Kommunistische Partei verboten, eine Razzia auf alle «umstürzlerischen Elemente» veranstaltet und die Bodenreform eingestellt wurde.

Es ist angesichts dieser Tatsachen, die wegen ihres typischen Charakters festgehalten zu werden verdienen, schon ein starkes Stück, wenn die «Neue Zürcher Zeitung» redaktionell behauptet (in Nr. 1624), «es sei in keiner Weise bewiesen», ja «völlig unwahrscheinlich», daß «Washington oder gar die United Fruit Company beim Umsturz in Guatemala die Hand im Spiel gehabt haben». Die übrige Welt, außerhalb der Falkenstraße in Zürich, ist ziemlich einmütig in der Feststellung, daß die treibenden Kräfte des «Umsturzes» in den Vereinigten Staaten und ihren mittelamerikanischen Filialen zu suchen sind[3]. Ein Fortschritt in der nordamerikanischen Interventionstechnik ist höchstens darin zu finden, daß der Angriff diesmal, im Unterschied zu früheren USA-Unternehmungen ähnlicher Art — in Mexiko, Nicaragua, Haiti, San Domingo, Cuba usw. — nicht offen unter nordamerikanischer Flagge geschah, sondern «stellvertretenderweise» durch Satelliten, die von Washington aus freilich jede erdenkliche Hilfe genossen. Aber wir fragen uns: Wie kann noch ein redlicher Mensch die Parolen von Freiheit,

[3] Der Sonderberichterstatter des Pariser «Monde» in Lateinamerika, Marcel Niedergang, stellt beispielsweise fest: «Der Umfang des Kriegsmaterials, das Castillo Armas zur Verfügung steht, zeigt hinlänglich, woher der Schlag kommt und wer ihn lenkt. Flugzeuge, Waffen, Munition und Ausrüstung sind von den Vereinigten Staaten geliefert worden. Die ‚Befreiungsarmee' hat viele Ausländer in ihren Reihen. In Lateinamerika läßt sich niemand täuschen. Was die Leute bereits ‚den Angriff der Vereinigten Staaten auf Guatemala' heißen, das droht — einerlei wie der Krieg ausgeht — das Ansehen Washingtons noch ein wenig mehr zu schädigen.» Was außerordentlich diplomatisch ausgedrückt ist.

Völkerrecht und christlicher Gesittung ernst nehmen, mit denen die Vereinigten Staaten ihren großen Weltkampf bestreiten? Denn genau so verlogen, so zynisch, so brutal, wie ihre Regierung die, ach so bescheidenen Versuche einer sozialen und wirtschaftlichen Reform in Guatemala zugunsten kapitalistischer Interessen zerschlagen hat, führt sie auf der *ganzen* Welt ihren Krieg gegen eine neue, gerechtere Form menschlichen Zusammenlebens, als der Kapitalismus und Imperialismus sie zu bieten vermag. Die Lüge von dem Menschheitsfeind Kommunismus, den es zu vernichten gelte, ist durch den Fall Guatemala auf eine Art bloßgestellt worden, daß man Grund zu der Hoffnung hat, sie werde sich mit der Zeit auch sonst überall erledigen, wo sie noch auftritt und geglaubt wird — vorausgesetzt, daß dafür wirklich noch genügend Zeit bleibt. Denn «der Teufel hegt gewaltige Wut, weil er weiß, daß seine Zeit nur noch kurz bemessen ist», und holt vielleicht zu einem letzten, verzweifelten Schlag aus, *bevor* die menschlichen Gegenkräfte soweit erwacht und gesammelt sind, daß ihr Sieg von vornherein gewiß ist!

Rußland heute Die antikommunistische Propaganda zieht selbstverständlich ihre Hauptnahrung noch immer aus einer bestimmten Art von Darstellung der Verhältnisse in der *Sowjetunion*. Nur wird ihre Arbeit eben von Jahr zu Jahr schwerer, weil allmählich so viele zuverlässige, nicht von vornherein als tendenziös prokommunistisch abzustempelnde Berichte über die Sowjetunion vorliegen, daß die Unwahrheiten der landläufigen Antisowjetpropaganda mehr und mehr an Kraft verlieren. Ich rechne zu diesen Berichten namentlich auch das in diesem Jahr herausgekommene Buch von *Paul Distelbarth*, *«Rußland heute»* (Rowohlt-Verlag, Hamburg). Es ist darum so wertvoll, weil der Verfasser weder Kommunist noch auch Sozialist ist, sondern ein bürgerlicher Liberaler besten Schlages, Mitherausgeber — wenn ich nicht irre — einer schwäbischen Tageszeitung, ein nüchterner, fair denkender und besonders auch urteilsfähiger Beobachter, der als Verwaltungsoffizier schon im Ersten Weltkrieg die russischen Verhältnisse gründlich kennenzulernen Gelegenheit hatte und darum einen guten Vergleichsmaßstab für die Beurteilung des heutigen Rußland hat. Denn darin hat Distelbarth ja vollkommen recht: «Man kann Rußland nicht mit dem Westen vergleichen, es ist der größte Fehler, wenn man es tut ... Man kann Rußland nur mit sich selber vergleichen: das Rußland vor 1917 mit dem Rußland von heute.» Und doppelt unterstreichen muß man seine Feststellung:

«Vielleicht war es nie so notwendig wie in dieser Zeit der Lüge und der geistigen Verwirrung, wo die einflußreichsten Staatsmänner nur noch mit Fiktionen, oft mit bewußten Unwahrheiten arbeiten, *daß etwas Wahres und Zuverlässiges über die Sowjetunion gesagt wird*. Es braucht nichts Günstiges zu sein, es muß nur *wahr* sein; natürlich darf es auch nicht gehässig sein. Denn nur wenn wir erfahren, wie die Sowjetunion *wirklich* ist, können wir ihr gegenüber die richtige Haltung einnehmen.»

Was uns sozusagen alle Tage über die Zustände in der Sowjetunion vorgesetzt wird, in der Presse, im Radio und sonstwo, ist ja wirklich beschämender Unsinn. Zwei willkürlich herausgegriffene Beispiele mögen das erhärten. Der Präsident des mächtigen, auch unsere Gewerkschaften weithin beeinflussenden Amerikanischen Gewerkschaftsbundes, George Meany, behauptet in einem Exposé vor dem Zentralausschuß seiner Organisation (abgedruckt in den deutsch geschriebenen «Internationalen Freigewerkschaftlichen Nachrichten», Nr. 4, 1954) unter anderem:

«Der Bankrott des Kommunismus als Wirtschaftssystem ist in erschreckender Weise zutage getreten. Das Gleichgewicht der ganzen Sowjetwirtschaft ist ins Wanken geraten ... Der Sowjetbürger ernährt sich heute in quantitativer und qualitativer Hinsicht schlechter als vor 25 Jahren ... Das Ergebnis jahrelanger ‚glänzender Erfolge' auf dem Gebiete der Industrialisierung ist für die Völker Rußlands lediglich eine erschreckende Knappheit an Verbrauchsgütern ... Die Sklavenarbeit von Millionen und die ständige ungenügende Versorgung der Bevölkerung mit Verbrauchswaren haben sich als starke Hindernisse für die Erhöhung der Leistungsfähigkeit und der Produktivität erwiesen.» Und so weiter.

Und letzthin erschien auch in der Schweizer Presse ein spaltenlanger Bericht über die Aussagen eines von der Sowjetpolizei abgesprungenen Offiziers namens Burlizki, der ganz ähnlich erklärt, «der Lebensstandard (der Sowjetbevölkerung) sei seit dem Kriege stark gesunken ... Nur in Moskau und in der Umgebung der Hauptstadt könne man Lebensmittel in den Geschäften kaufen, anderswo sei die Bevölkerung dagegen auf den Schwarzen Markt angewiesen. Das Leben in den Kolchosen sei außerordentlich armselig». «Nach den Erklärungen Burlizkis soll die Armee im großen ganzen nicht auf der Seite der Regierung stehen ... Auch die Stimmung in der Bevölkerung sei vielfach regierungsfeindlich.»

Kein Wunder, daß Burlizki empfiehlt, der Westen solle unbedingt die diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion abbrechen, «damit das Volk deutlich erkenne, daß es vom Westen Unterstützung erhalte». Ja, es müsse «eine russische Exilarmee gebildet werden ... Das würde auch im Innern des Landes den Mut zu einer Revolution beleben, die dann von der Exilarmee unterstützt werden könnte ... Das ganze russische Volk warte darauf».

Auf solche Berichte gründen «Staatsmänner», wie Dulles und Adenauer, ihre Rußlandpolitik. Wie steht es aber *wirklich* um die Sowjetunion? Ein paar sachliche Feststellungen aus unverdächtiger Quelle müssen hier genügen. Zunächst der angebliche Bankerott der russischen Wirtschaft. Isaak Deutscher, der Rußlandsachverständige des liberalen Londoner «Economist», erwartet, daß der laufende Fünfjahrplan das Volkseinkommen in der Sowjetunion um 60 Prozent erhöhen werde, die Industrieproduktion um 70 Prozent, die Erzeugung von Verbrauchsgütern um 64 Prozent. Der Nationalökonom an der amerikanischen Harvard-Universität, Seymour E. Harris, schätzt, daß zwischen 1940

und 1960 die Leistungsfähigkeit der Sowjetwirtschaft relativ fast doppelt so rasch gewachsen sein werde wie die amerikanische. Und der Oxforder Professor Peter Wiles stellt fest, daß die Sowjetindustrie seit Kriegsende alljährlich um 10,5 bis 13 Prozent mehr Güter produziere als im Vorjahr. Die Gesamterzeugung der sowjetischen Wirtschaft wachse jetzt jährlich um 7 bis 10 Prozent, gegen 3 Prozent für die amerikanische und 1 Prozent für die westeuropäische Wirtschaft. (Zitiert nach Fleming, «The Western Political Quarterly», September 1953.)

Dementsprechend ist auch die *Lebenshaltung* der Sowjetbevölkerung zusehends besser geworden. Henry Shapiro, der frühere langjährige Vertreter der amerikanischen «United-Preß»-Agentur in Moskau, anerkennt das rückhaltlos (vgl. «NZZ», Nr. 524, 1954):

«Der sowjetische Durchschnittsbürger genießt heute einen höheren Lebensstandard als jemals in den letzten zwanzig Jahren ... Für eine Generation, die zahllose Hungerjahre mit Brotmangel und dürftigsten Lebensmittelrationen kennengelernt hat, ist das Leben materiell mehr als erträglich geworden. Es herrscht heute Überfluß an Brot, dem wichtigsten Nahrungsmittel; der Verbrauch von Fleisch, Fetten und Molkereiprodukten ist ständig im Wachsen, und jeder Russe besitzt anscheinend wenigstens ein Paar Schuhe und einen ganzen Anzug ... Bücher, Musikinstrumente, Uhren, Photoapparate, Radios und Fahrräder sind nicht mehr Luxusartikel wie bisher; aber Fernsehapparate, Staubsauger und Kühlschränke sind für den Durchschnittshaushalt immer noch unerfüllbare Wunschträume.» (Wie in der reichen Schweiz auch!)

Aktiva und Passiva Distelbarth hat in der Sowjetunion ähnliche Beobachtungen gemacht. Er ist erstaunt über die Leistungsfähigkeit der russischen Industriebetriebe, die er kennengelernt hat, über die hohe Lebenshaltung auch der landwirtschaftlichen Bevölkerung, über die ungeheuren Wasserkraftbauten, die in Ausführung begriffenen Pläne für die Bewässerung von Wüstengebieten, die Ausgleichung der Klimaverhältnisse usw. «Die Sowjetunion», so schreibt er,

«kann heute schon Weizen ausführen. Sie hat sogar den Engländern ein so unersetzliches Kriegsmaterial wie Wolfram zum Kauf angeboten (was nicht gerade auf kriegerische Absichten schließen läßt) ... In fünf, höchstens zehn Jahren wird die Sowjetunion große Mengen Baumwolle, Wolle, Tee, Reis ausführen können ... Wenn ihr niemand Rohstoffe abkauft, wird die Sowjetunion diese selbst verarbeiten und die Fertigwaren, ähnlich den Fischkonserven, in großen Mengen zu Preisen auf den Markt werfen, die konkurrenzlos sein werden, nicht weil sie in Zwangsarbeit erzeugt werden, sondern weil die Produktionskosten viel niedriger sind.»

Zu den Aktivposten der Sowjetunion rechnet Distelbarth vor allem die weitgehende Modernisierung des ganzen Landes, das ja vor einem Menschenalter noch sozusagen im Mittelalter steckte. Dann die Leistungen für die Volksbildung: «Ein Volk von Analphabeten, das in dumpfer Bedrücktheit dahinlebte, (hat) lesen und schreiben gelernt und damit das Fundament gewonnen, auf dem es ein neues Leben aufbauen kann ... Man muß dabei bedenken, daß Hunderttausende von Lehr-

kräften erst herangebildet, Zehntausende von Schulen erst erbaut werden mußten, ehe man richtig ans Werk gehen konnte.»

Und was wird alles für die Volksgesundheit getan!

«Während früher die Kinder der armen Leute wie Fliegen dahinstarben oder in jugendlichem Alter an Unterernährung zugrunde gingen, hat heute die Säuglingssterblichkeit fast ganz aufgehört, und die Kinder auch der Arbeiter und Bauern wachsen unter Verhältnissen auf, die in keinem Lande besser sein könnten ... Die Geschlechtskrankheiten, die das Blut vergiften, auch wenn sie geheilt werden, und unter deren Folgen zahllose Kinder verkümmern, haben fast ganz aufgehört. Das sexuelle Problem ist in einem Grade entgiftet, der kaum höher sein kann ... Die Ursachen aller Erkrankungen werden viel weniger in Viren und Bakterien erblickt, die die Krankheiten auslösen, als in seelischen Ursachen: den Familienverhältnissen, der Umwelt (‚Milieu'), der gestörten inneren Harmonie, in der mangelnden Widerstandsfähigkeit des Organismus.»

Unter den Passivposten des Sowjetregimes nennt Distelbarth natürlich insbesondere die politische Diktatur samt allem, was damit zusammenhängt. Aber auch hier sucht er gerecht zu urteilen. Freiheit, so betont er, sei nicht nur politische Freiheit im westlichen Sinn, sondern zunächst einmal wirtschaftliche und soziale Freiheit, und hier sei es für den russischen Menschen ganz offenkundig mächtig vorwärts gegangen:

«Wenn man ... den Zustand, in dem das russische Volk bis zur Oktoberrevolution lebte, mit dem heutigen vergleicht, so kann auch nicht der leiseste Zweifel daran bestehen, daß es heute freier ist als damals. Das ist bei der Betrachtung der ganzen Frage wohl das Entscheidende.»

«Ich muß sagen, daß ich nirgends in Rußland den Eindruck hatte, in einem riesigen Zuchthaus oder Konzentrationslager zu sein. Man atmet frei und leicht, die Luft ist ganz anders als etwa in Berlin. Der hervorstechende Eindruck war sogar ... der des Gelockertseins, der unbefangenen Fröhlichkeit. Auch die einzelnen gaben sich frei und rückhaltlos. Das ist die reine Wahrheit.»

«Ob die Bewegungsfreiheit in der Sowjetunion noch Beschränkungen unterliegt, weiß ich nicht. Sicher ist es, daß die Arbeiter ihren Platz frei wechseln, auch die Bauern nach Belieben in die Stadt ziehen und bei der Industrie Arbeit suchen können; denn darüber hat ja Malenkow geklagt.»

Wichtiger als die meisten anderen Freiheiten erscheint dem Verfasser die Freiheit der Ausbildung und des Aufstiegs für jedermann. Und die sei «in der Sowjetunion in einer Weise verwirklicht, die kaum übertroffen werden kann.» Der junge Mensch, der seine Ausbildung beendet hat, hat die größten Möglichkeiten:

«Er kann daheim bleiben, und dann ist ihm, wenn er tüchtig ist, ein ehrenvoller Aufstieg und ein bequemes Einkommen in einem der großen Werke sicher. Er kann nach Mittelasien gehen und sich den Arbeiten zur Fruchtbarmachung der Wüsten widmen. Oder nach Ostsibirien, an den Baikalsee ... Ein Sechstel der Welt steht ihm offen.»

Natürlich besteht Zensur und «Gleichschaltung». Aber

«die Sowjetunion kann sich den Luxus noch nicht erlauben, daß ihre Grundlagen angefochten und umstritten würden; das würde wieder zum Bürgerkrieg führen, der noch nicht so lange überwunden ist. Es muß also jeder die Lehren des Bolschewismus

anerkennen, genau so, wie er früher in Europa die Lehren des Christentums anerkennen mußte ... Wer aber den Bolschewismus als Grundlage anerkennt, bleibt gänzlich unbehelligt und kann seine Anlagen und Kräfte frei entfalten.»

Die Völker der Sowjetunion — das betont Distelbarth nachdrücklich — «sehen eine strahlend-schöne Zukunft vor sich, die nur durch einen Krieg gefährdet werden könnte. Sie werden diese Zukunft nicht wegen vorübergehender wirtschaftlicher Schwierigkeiten aufs Spiel setzen und auch Entbehrungen auf sich nehmen, wenn solche unvermeidlich werden. Ganz bestimmt aber werden sie ihrer Regierung nicht in den Rücken fallen».

«Wenn man bei uns glaubt, die russischen Arbeiter seien unzufrieden und wünschten die früheren Zeiten zurück, das bolschewistische Regime müsse daher demnächst zusammenbrechen, so ist das offenbarer Unsinn. Hierauf eine Politik zu gründen, kann nur verhängnisvoll werden.»

Was der deutsche Besucher in der Sowjetunion nicht sehen konnte, das war der fast märchenhafte Aufstieg der ehemaligen russischen *Kolonialvölker*, der primitiven Stämme und Nationalitäten, der geschichtslosen, schlafenden Rassen zu einem bewußten, frohen und reichen Leben, wie es sich noch vor 40 Jahren kein utopistischer Träumer vorzustellen vermochte. Wir haben davon schon manchesmal geredet und möchten heute nur auf ein Buch hinweisen, das einen trefflichen Einblick in diesen erstaunlichen Vorgang gewährt. Es heißt (im Deutschen) «Brand in der Polarnacht» von *T. Sjomuschkin* und beschreibt auf Grund langjähriger Beobachtung die Zivilisierung des Stammes der Tschuktschen im äußersten Nordosten Sibiriens (Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin, 1953). Alle Kolonisations- und Zivilisationsarbeit der Engländer und Franzosen, der Spanier und Holländer nimmt sich gegenüber solcher Leistung — denn die Tschuktschen sind ja nur *eines* der vielen neu ins Licht der Geschichte getretenen Völker der Sowjetunion — einfach kläglich und weithin überhaupt verkehrt aus.

Die Sowjetunion und mit ihr der Kommunismus ganz allgemein sind so *wirklich* daran, das Problem der unterentwickelten Völker zu lösen, das ja eines der Zentralprobleme unserer Zeit ist, das aber die «freie» Welt *nicht* lösen will und wohl auch gar nicht lösen *kann*, weil es nur auf dem Boden einer neuen, vom Kapitalismus und Imperialismus befreiten Ordnung gelöst werden kann — einer Ordnung also, deren Aufkommen die «freie» Welt, von den Vereinigten Staaten abhängig, in jeder Form, nicht nur in der kommunistischen, mit Aufbietung ihrer letzten Kraft und Leidenschaft bekämpft. Was darum auch immer die Sünden und Irrwege der Sowjetunion sein mögen — *hier* ist sie grundsätzlich auf dem rechten Weg. Und hier leistet sie darum auch wirkliche Friedensarbeit, weil sie begriffen hat, daß Friede auf Erden so lange nicht einkehren wird, als es noch unterentwickelte, «rückständige», das

heißt von kapitalistischen und feudalistischen Herrschaftsmächten getretene, ausgebeutete Völker und Klassen gibt, solange also die große soziale Umwälzung nicht vollzogen ist, auf die in der ganzen Welt nun alles hindrängt. Die das noch immer nicht begriffen haben, in dieser Umwälzung nur einen tückischen Versuch zur Aufrichtung einer kommunistischen Weltdespotie sehen wollen und Arm in Arm mit dem nordamerikanischen Imperialismus als Vormacht *ihres* Weltkampfes tatsächlich der Gegenrevolution Vorschub leisten — *die* sind es, die auch dem Völkerfrieden im Weg stehen und die uns in jene dritte Weltkatastrophe zu stürzen drohen, aus der es mindestens für unser altes Europa kaum mehr eine Rettung geben könnte. Wenn wir das nur wenigstens *einsehen* wollten — es wäre schon der Anfang der großen Wendung, die wir ersehnen und zu deren Durchbruch wir beizutragen entschlossen sind, solang noch eine Ader in uns lebt.

11. Juli. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNG

Vorbemerkung: Im nächsten Heft werden wir einiges zu nachfolgender Besprechung sagen und eingehender auf Försters Standpunkt eintreten. *D. R.*

Erlebte Weltgeschichte, Memoiren von Friedrich Wilhelm *Förster,* Europa-Verlag, Zürich.

Als ich dies neueste Werk von Friedrich Wilhelm Förster von der Post erhielt und auspackte, erstaunte ich über den gewaltigen Umfang dieses Buches. «Das ist ja eine Bombe!», rief ich unwillkürlich aus. Eine Bombe allerdings, aber eine Friedensbombe, eine Wahrheitsbombe, keine Vernebelungsbombe, sondern eine Entnebelungsbombe, eine Bombe, die dem Frieden dient dadurch, daß sie gefährliche Täuschungen wegräumt und gerade dadurch einen wahren Aufbau des Weltfriedens möglich macht.

Naturgemäß handelt dies Buch zum größten Teil von dem gigantischen prophetischen Kampfe, den dieser Mann schon durch 60 Jahre hindurch führt gegen die Fehlentwicklungen in der deutschen Politik, und von der volkserzieherischen Arbeit, die in nicht weniger als 38 Bänden vor uns liegt. Diese pädagogische, ethisch-religiöse und politische Leistung und Bedeutung Försters habe ich, teils auch in dieser Zeitschrift, wiederholt ins Licht gestellt. Die Memoiren bringen nun zu dem Bereitsbekannten sehr viel Neues, bisher noch nicht Bekanntes, so vor allem viel Persönliches, Begegnungen mit Kaisern, Kardinälen und bedeutenden Politikern und Staatsmännern, die zum Verständnis seiner Lebensarbeit viel beitragen.

Mich persönlich, der ich den Kampf Försters zeitweise aus nächster Nähe mitansehen und miterleben konnte (schon als Theologiestudent sah ich mich genötigt, meine Klinge für ihn zu führen, war der Name Förster doch damals das Zeichen, dem widersprochen wurde und an dem sich die Geister schieden und aneinander in größte Hitze geraten konnten), mich hat an dem neuen Buch am meisten interessiert und ergriffen die anschauliche Schilderung seines häuslichen Milieus und besonders das Porträt, das Förster von seinem Vater und seiner Mutter entwirft, und was er von seinem Entwicklungsgang erzählt. Ich interessiere mich stets besonders

für die «Wurzeln», das heißt für die unsichtbaren, aber verursachenden Hinter- und Untergründe einer großen Persönlichkeit. Die meisten verdanken ja ihre Größe ihrem Vater, ihrer Mutter oder überhaupt ihrem Elternhaus. Wenn man bedenkt, daß dieses eigentlich bewußt religionslos war, so muß man staunen über das hohe Beispiel ethischer Gewissenhaftigkeit, das sein Vater gegeben. «Es ging etwas von dieser Persönlichkeit aus, dem sich niemand entziehen konnte und das über alles hinausging, was man biographisch beschreiben kann. Mein Vater lebte, redete und handelte, als ob die Weihe einer höheren Berufung über ihm läge und ihn verpflichte, alltäglich der ewigen Gerechtigkeit zu dienen, nicht durch Reden und Traktate, sondern durch den innersten Geist, durch das heilige Maß und die verstehende Liebe seines täglichen Urteils über alles, was im Hause, im Berufe und in der großen Öffentlichkeit geschah. ... Er gab nie zu, daß die strenge Wahrhaftigkeit etwa durch Liebe bedroht oder abgeschwächt werde, im Gegenteil: erst die Liebe schaffe die strengste Gewissenhaftigkeit des Ausdrucks und der Aussage, während die Grobheit der groben Wahrheitssager voll von Lüge sei, weil sie zuwenig acht habe auf Menschen und Tatsachen.» — Kein Wunder, daß der Sohn, der von diesem Vater und aus diesem Hause stammte, prädestiniert war, das Gewissen der Welt zu werden in einer Zeit der Barbarei und der politischen Finsternis, und daß gerade dieser Mann mit seltener Autorität und Kompetenz in die pädagogischen Fragen der Zeit eingreifen konnte!

Besonders aufschlußreich für unsere Leser dürfte das Kapitel sein in dem F. sich rechtfertigt gegen Angriffe von seiten seiner (pazifistischen) Freunde und Gegner. Von diesen wird ihm nämlich etwa vorgeworfen, daß er mit sich selbst im Widerspruch stehe, wenn er zum Beispiel gegen die internationalen Rechtsbrecher und politischen Gangster statt mit den Methoden der Bergpredigt mit den Mitteln militärischer Gewalt vorgehen wolle. Er beruft sich zu seiner Verteidigung auf die gewalttätige Tempelreinigung Christi und auf ein Wort Pascals, der doch wahrlich ein guter Christ und Wortführer der geistigen Einwirkung war, der aber die menschliche Natur in all ihren Abgründen kannte: «Das Recht muß durch die Macht geschützt werden.»

Wohltuend für uns Schweizer ist, was dieser große Mann im Kapitel «Schweizer Segen für Europa» schreibt. So unter anderem auf Seite 135: «Ist es ein Zufall, daß hier, mitten unter lauter Rassen mit Hochspannung des Intellekts und Gefühls, voll Romantik, Pathos, Einbildung und weitausgreifender Zielsetzung eine sehr nüchterne, aber dennoch eine den heiligsten Gütern des Lebens ergebene ‚Rasse' sitzt, die sich durch keine Phrasen gewinnen läßt, die den Schönredner durch kühles Lächeln ernüchtert, die Superlative aus ihrer Höhe herunterholt, den Welteroberer mit Eiswasser begießt, dem geschwollenen Geltungswillen, dem Rausch des eitlen Übermutes, überhaupt allem Getue, aller Maskerade und allem Wortschwindel seine Schlichtheit und Schweigsamkeit, seine Zuverlässigkeit der Aussage, die Nüchternheit und das gesunde Augenmaß für die Verteilung der Lebensräume und eine starke Abwehr gegen alles Unreelle entgegensetzt?»

Gewiß darf dies Wort uns Schweizer nicht über unsere besonderen Fehler und Sünden hinwegtäuschen (was zum Beispiel die schweizerische Fremdenpolizei — siehe der Fall *Rothmund* und neuestens der Fall Arnold *Krieger* — in den letzten Jahrzehnten gesündigt hat, das steht auf einem *andern Blatt!*). Es zeugt aber von psychologischem Unverstand, wenn man Försters lobende Ausführungen über die Schweiz ihm zum Vorwurf macht. Es ist nicht Försters Aufgabe, uns Schweizern die Leviten zu lesen — das konnte und mußte seinerzeit Ragaz tun —, er war gesendet zu dem verirrten Volke Germaniens, und *an seine Adresse* sind auch seine träfen Worte über den Charakter der Schweizer gerichtet, nicht uns zur Lobhudelei!

Eben da ich dies schreibe, sind mir die ersten Detonationen dieser «Bombe», das heißt die ersten Reaktionen aus dem In- und Auslande, zu Gehör gekommen. Es war nicht anders zu erwarten, als daß von (deutsch)nationalistischen Kreisen, wie auch von pazifistischer Seite, scharfe Reaktionen nicht ausbleiben würden. Wie schon beim Erscheinen von «Autorität und Freiheit» (einem der wichtigsten Werke Försters), kann der Verfasser auch heute zu seinem Troste sagen: *Er fühle sich gerade deswegen auf dem richtigen Wege, daß er von beiden entgegengesetzten Seiten zugleich an-*

gegriffen werde. Eine Entgegnung auf die Kritik seiner pazifistischen Freunde hat Förster (wie oben bereits erwähnt) in seinen Memoiren selbst noch abgedruckt, allerdings nur eine kurze, während er eine eingehende Auseinandersetzung in der Neuauflage seiner «Politischen Ethik» in Aussicht gestellt hat. Diese Kreise sollen also auch von mir in dieser Besprechung keine erschöpfende und vollbefriedigende Verteidigung von Försters Standpunkt verlangen; ich fühle mich aber doch genötigt, vorläufig folgendes zu sagen:

1. Förster sieht es nicht als Widerspruch an, daß er grundsätzlich die Arbeit des Antimilitarismus und des radikalen Pazifismus hochschätzt und als notwendig bezeichnet, während er im konkreten Falle eine militärisch-polizeiliche Gegenwehr gegen «internationale Rechtsbrecher und politische Gangster» als notwendig erachtet. — Dies ist auch meine Ansicht. Die Fahne der absoluten Gewaltlosigkeit im Sinne der Bergpredigt muß hochgehalten werden: dieser Same muß unentwegt ausgestreut werden, da er eines Tages trotz allen Widerständen aufgehen wird. Allein ebenso notwendig ist der *prophetische Realismus und die prophetische Vigilanz, die verhütet, daß dieser evangelische Optimismus und Idealismus von ungetauften Elementen mißbraucht und zum Verderben der Welt eingesetzt wird.* Ein Buch von so gewaltigem Format wie die Bibel bedarf auch der Menschen von Format, die sie congenial interpretieren, um sie vor dem Mißbrauch der Sektengeister von links und rechts zu schützen, die von ihrem Ameisenstandpunkt aus eine Synthese, eine Bejahung von scheinbaren Gegensätzen nicht verstehen können, sondern darin einen unlösbaren Widerspruch sehen.

2. So muß man meines Erachtens auch keinen Widerspruch sehen zwischen Ragaz und Förster. Beide hatten ihre besondere Mission, beide hatten recht, wenn sie auch zeitweilig einander widersprachen in konkreten Situationen. Übrigens kann man zu Ehren von Ragaz sagen, daß er gegen Ende seines Lebens, besonders zur Zeit der schwersten Bedrohung von seiten Hitlers, in Sachen Landesverteidigung anfing realistischer zu denken und nachträglich ähnlich dachte wie Förster, wie er übrigens ja auch sein Verhalten K. Barth gegenüber stark revidierte.

3. Wie kann man gegen Förster behaupten, daß er das Gebot der Bergpredigt übersehe oder übertrete! Also ausgerechnet gegen Förster, der der erste Pädagoge war, der es verstand, schon bei der Jugend für das Verständnis der Bergpredigt zu werben und diese in die Religions- und Volkspädagogik einzuführen! Solche Leute gleichen dem Hühnlein, das klüger sein will als die Henne! Noch in seinem Christusbuch erklärte er deutlich: «Das letzte und rettende Wort, auch in der Weltpolitik, ist doch nur in der Bergpredigt zu finden und nirgends anders in dieser ratlosen Welt.» Aber er steht *jenseits* der *beiden Extreme*: Neues Testament auf Kosten des alten — oder Altes Testament auf Kosten des Neuen. Er sieht und bejaht die *ganze* biblische Botschaft!

G. S. H.

Karl Barth: Christus und Adam (nach Römer 5).
Karl Barth: Rudolf Bultmann. Beide Schriften: Evangelischer Verlag, Zollikon.

I.

«Ein Beitrag zur Frage nach dem Menschen und der Menschheit» heißt es im Untertitel der Schrift: «Christus und Adam.» Römer 5 ist in der Tat ein zentrales Wort der biblischen Botschaft zu dieser Frage. Karl Barth hebt in seiner Auslegung mit Recht schlechthin entscheidende Bedeutung des Kommens Christi ins «Fleisch» hervor. Der «Mensch» und die «Menschheit» erlangen durch Gottes Barmherzigkeit in und durch Christus die «Rechtfertigung des Lebens» (Römer 5, 19), den Sieg über Sünde und Tod. Das Verhältnis zwischen Christus und uns — den Gottlosen, den Sündern, den Juden, den Völkern, den Menschen, der Menschheit — ist das *grundlegende Verhältnis.* Von Adam her sterben und sündigen wir und «mangeln des Ruhmes, der vor Gott gilt», von Christus her leben wir durch die in ihm geschehene und für alles Fleisch vollzogene Gerechtigkeit Gottes. Das Verhältnis zwischen Christus und uns wird als «die primäre anthropologische Wahrheit» offenbar.

Die Liebe kennt keine Furcht

Radio-Predigt, gehalten am holländischen Radio am 4. Juli 1954

«Furcht ist nicht in der Liebe,
sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus.»
I. Johannes 4, 18

Im vorigen Jahr besuchte ich in Amsterdam eine Ausstellung der venezianischen Meister. Bei den Gemälden, die von vielen bewundert wurden, befand sich auch eines von Tizian, dem Maler aus dem sechzehnten Jahrhundert, das beinahe vier Meter hoch und zwei Meter breit war.

Auf diesem Bilde erhebt sich das Kreuz — hoch, umgeben von sonderbaren lilaschwarzen Wolkengebilden. Ein geheimnisvolles Licht bricht durch sie. Und am Fuße des Kreuzes stehen Maria, Johannes und der Heilige Dominikus.

Christus hängt am Kreuze in vollkommener Einsamkeit. Er hängt dort hoch über der Erde und fern vom Himmel. Sein Lendentuch weht im Winde.

Als ich vor diesem Gemälde stand, wurde es mir aufs neue klar: dieses Zeichen, das Kreuz, ist der Mittelpunkt des christlichen Glaubens. Diese Gestalt, Christus, ist das Zentrum des christlichen Glaubens.

Alles, was Christen von Gott wissen, wissen sie durch das Kreuz, durch diesen Christus.

Das Wort «Gott» ist manchmal nur ein unbestimmtes Wort, ein leerer Begriff, ein bleicher Gedanke. Das Kreuz jedoch sagt: «Siehe, so ist das Herz Gottes.» Christus spricht: «Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.»

Das Kreuz gibt Zeugnis, daß Gott mit einer großen Liebe zu dieser Welt, zu den Menschen erfüllt ist. Christus opfert sein Leben in Einsamkeit. Alles Schlechte wütet sich an ihm aus — zum Heil der Menschen und der Welt. Sein Leben ist eine Tat, die nur mit demWorte «Liebe» zu kennzeichnen ist. Und das gleiche gilt auch von seinem Tode. «Liebe» ist im Neuen Testament nicht ein allgemeiner Gedanke, eine Idee, sondern ein Ereignis. Gott gibt sich in Christus dieser Welt. Er gibt sich dieser Welt hin: das ist das *Kreuz*.

Wenn ich darum das Wort «Gott» ausspreche, dann sehe ich dahinter gleich das Zeichen des Kreuzes erscheinen.

«Liebe ohne Furcht.» Das gilt in allererster Reihe für unsere Beziehung zu Gott. Wir werden auch noch über unsere Beziehungen zu den Mitmenschen, zur heutigen Welt sprechen. Aber dieses: unser Verhältnis zu Gott, das ist die Grundwurzel. Alles andere ist die Frucht.

Viele Menschen glauben, wenn sie über Gott sprechen, an ein unberechenbares Wesen, eine Schicksalsmacht voller Willkür. Einem solchen Gott gegenüber kennen wir nur Angst und Furcht.

Wieder andere werden, wenn sie über Gott sprechen, von Angst vor dem Urteil, der Strafe und dem Gericht erfüllt. Furcht erschlägt ihren Geist und verwundet ihre Seele.

Dieser Text aus dem ersten Brief von Johannes sagt aber etwas ganz anderes: «Furcht» (und dieses Wort steht in dem griechischen Text als erstes) gibt es in der Liebe zu Gott nicht. Warum nicht? Weil die Liebe *von Gott her* so groß ist (und Gottes Liebe sehen wir nirgends deutlicher als in Christus, in seinem Kreuz), darum darf die Liebe *zu Gott hin* ohne Furcht sein.

Gibt es also nichts Unberechenbares? Leider mehr als genug: uns trifft plötzliche Krankheit; jemand wird uns genommen; etwas wird uns vorenthalten — es gibt allerlei undurchschaubare Rätsel.

Aber es gibt mehr. Christi Kreuz bezeugt: Gott ist Liebe. An allererster Stelle ist Gott Liebe und dann vollkommen. Wenn wir Gott auch nicht begreifen können bei vielem, was uns im Leben begegnet — vertrauen dürfen wir ihm doch immer. Das gibt uns neuen Mut und Freude und Frieden.

Gibt es dann von Gottes Seite kein Urteil, das über unser Leben gefällt wird? Das gibt es sicherlich. Wenn wir nur darauf achten wollen, dann werden wir es schon merken.

Aber auch hier: Es gibt mehr. Christi Kreuz bezeugt: Gott ist Liebe. An allererster Stelle ist Gott Liebe und vollkommen. Und darum sind auch Urteil, Gericht und Gerechtigkeit in dieser Liebe, in diesem Kreis der Barmherzigkeit eingeschlossen.

Furcht gibt es in der Liebe zu Gott nicht, Ehrfurcht wohl. Und Verwunderung. Verwunderung über die Tatsache, daß Gott uns als seine Kinder annehmen will. Wir brauchen keine Sklaven zu sein — wir dürfen Kinder sein; das ist das heilbringende Geheimnis des christlichen Glaubens.

Gott liebt gerade diejenigen, die es gar nicht wert sind, geliebt zu werden. Gott liebt gerade seine Feinde. In Christus ist diese Liebe als eine Tat, als ein Ereignis für uns errichtet.

Ich kann mir vorstellen, daß es Menschen gibt, die sagen: «Ich merke von alledem nichts. Ich würde so gern in meinem Leben etwas von Gott und seiner Liebe erfahren.»

Ich will nicht etwa in Zweifel ziehen, daß solche Bemerkungen ernst gemeint sind — in den meisten Fällen bin ich selbst tief davon überzeugt. Aber doch möchte ich dieser Frage mit einer Gegenfrage begegnen: Was tun Sie selbst, um in Ihr heutiges Geistesleben eine Änderung zu bringen? Durch Gebet, durch das Studium des Neuen Testaments und durch den Kontakt mit Menschen, von denen man überzeugt ist, daß sie in diesem Lichte Christi leben — das alles und mehr kann uns helfen, Gottes Liebe lebendig zu erfahren. Dann werden wir auch merken, daß Glauben nicht heißt: das verstandesgemäße Gutheißen von bestimmten Wahr-

heiten, deren Vernünftigkeit wir mehr oder weniger einsehen können, sondern daß Glauben heißt: eine Liebesbeziehung zu Gott haben, die uns umformt und uns auf einen neuen Platz in der Welt stellt.

In der Liebe zu Gott kennen wir keine Furcht. Weil die Liebe von Gott her alle Angst vertreibt.

Tizians Gemälde predigt diese Liebe auf ergreifende Weise.

Diese Bindung an Gott, diese Bindung an Christus und sein Kreuz, diese Liebe ohne Furcht wirkt sich in uns aus, auch in unseren Beziehungen zu den Mitmenschen.

Immer werden im Neuen Testament die Liebe von Gott her, die Liebe zu Gott und die Liebe von Mensch zu Mensch in Verbindung gebracht. (So auch in Joh. I, 4, 19—21.) Und wie das Verhältnis zu Gott Liebe ohne Furcht ist, so ist auch das Verhältnis zu unseren Mitmenschen Liebe ohne Furcht. Es muß Unbefangenheit herrschen.

In unserm täglichen Leben ist das wichtig. Wie oft haben wir nicht mit schwierigen, unverträglichen Menschen zu tun. Vielleicht haben wir sie in unserer nächsten Umgebung, in unserm Arbeitskreis. Wie können wir als Christen ihnen gegenüber zu Liebe ohne Furcht kommen?

Das Kreuz Christi kann uns verändern. Es kann uns zu unbefangenen Menschen machen.

Wenn ich auf dieses Kreuz schaue, dann weiß ich von Solidarität in der Sünde. Ich bin ein Sünder, ebensogut wie der andere, schwierige Mensch. Aber wenn ich auf das Kreuz schaue, weiß ich auch von Solidarität in Gottes Barmherzigkeit: das Kreuz hat auf dieser Erde gestanden, und über diese Erde gehen sowohl der andere wie ich. Und wenn ich auf das Kreuz schaue, werde ich in dem Glauben gestärkt, daß Christi Macht stärker ist als alle bösen Mächte. Und schließlich sehe ich nirgends deutlicher als beim Kreuz, wie groß Gottes Geduld mit uns ist — wie könnte ich dann nicht auch mit meinen Mitmenschen Geduld haben?

So können wir uns *durch Christus unbefangen machen lassen*. Wenn wir uns dieser Wirkung von Christus und seinem Kreuz nicht entziehen, dann können Dinge geschehen, auf welche wir überhaupt nicht zu rechnen wagten. Unbefangenheit entwaffnet oft. Wir dürfen darauf nicht rechnen, nur hoffen dürfen wir es.

In vielen menschlichen Beziehungen, in der Fabrik, im Büro, in der Schule, auch in der Ehe und der Familie, könnten große Änderungen zum Guten eintreten, wenn sich auch nur *ein* Mensch durch Christus unbefangen machen ließe. Furchtlose Liebe, durch das Kreuz erweckt, kann Mißtrauen brechen, kann die Stimmung säubern, kann das menschliche Zusammenleben auf eine höhere und menschlichere Stufe bringen.

Halten Sie es sich einmal selber vor, wenn Sie mit schwierigen Menschen zu tun bekommen: «Furcht ist nicht in der Liebe.»

Auch für die kirchlichen Verhältnisse dürfen wir dieses Wort nicht vergessen.

«Die Liebe kennt keine Furcht.» Das bedeutet, daß eine christliche

Kirche nicht mit Drohungen gegenüber denjenigen, die zu ihr gehören, zu Werk gehen darf. Selbst wenn diese Drohungen in der Sorge um das Seelenheil der Gläubigen ihren Ursprung finden — mit der wahren christlichen Liebe sind sie unvereinbar.

In diesem Zusammenhang denke ich zuallererst an das kirchliche Rundschreiben der holländischen katholischen Bischöfe, das am Sonntag vor Pfingsten veröffentlicht wurde. Ich bin bereit, anzunehmen, daß bei der Aufstellung dieses Rundschreibens etwas von Liebe und Sorge für die Gläubigen mitgesprochen hat. Aber wenn ich es durchlese und wieder lese, dann spricht mir daraus immer deutlicher die Furcht, die in ihm Ausdruck und Form gefunden hat. Der Presse wird vorgeschrieben, wie sie die Katholiken unterrichten müsse. Die Mitgliedschaft bei sozialistischen Vereinen wird verboten. Sozialistische Versammlungen dürfen nicht besucht werden, sozialistische Radiosendungen darf der römisch-katholische Gläubige in Holland nicht hören. Und wenn man nicht gehorcht, dann werden die heiligen Sakramente und selbst ein kirchliches Begräbnis verweigert.

Furcht ist nicht in der Liebe. Aber noch weniger darf von Drohungen die Rede sein. Darum verwerfen wir ein solches bischöfliches Rundschreiben. Nicht aus politischen Erwägungen, sondern an erster Stelle wegen der furchtlosen Liebe, von welcher das Neue Testament zeugt. Die Leiter einer Kirche dürfen ihre Anhänger niemals in unnötige Gewissenskonflikte bringen.

Aber wir wollen nicht nur die Katholiken, sondern auch die protestantischen Kirchen mit diesem Wort aus dem ersten Johannesbrief konfrontieren.

«Die Liebe kennt keine Furcht.» Aber wieviel Angst spricht noch aus dem Zusammenleben der verschiedenen Richtungen in den protestantischen Kirchen. Wie häufig trifft man auf recht unchristlich-seltsame Dinge im Kirchenbetrieb. Bei Orthodoxen wie Freisinnigen lebt die Furcht davor, ohne äußerliche Stützpunkte der Sache Christi in dieser Welt zu dienen.

Nur wenn wir uns in der Kirche nach dem Kreuze richten, nach Christus und seinem Reich, dann wird die Furcht verschwinden. Dann werden wir uns auf einer anderen Ebene treffen. Dann überlassen wir dem «Gegner» seinen «Sieg», wenn er ihn mit schlechten Mitteln erreichen will. Wir sind bereit, eine Zeitlang den kürzeren zu ziehen, eine Zeitlang nur, denn Erfolge, die auf eine Weise erzielt sind, welche Christus mißbilligt, können sich auf die Dauer nicht halten.

In dem Kirchenlied von Christian Fürchtegott Gellert, das wir nachher singen werden, steht, daß Gott über das Christentum wacht. Aber diese Wacht gilt nur für *das* Christentum, das durch Bindung und Liebe zu Christus keine Furcht kennt und dadurch auch nicht mit Machtfaktoren rechnet.

Jede Kirche, sei sie katholisch oder protestantisch, die sich durch Furcht und Macht leiten läßt, trägt das Zeichen des Untergangs schon an der Stirne, und von Christus erleuchtete Augen erkennen dieses Zeichen deutlich.

Liebe ohne Furcht, das bedeutet auch Rettung für die Kirche.

I. Johannes 4, 18, bestimmt aber nicht nur unsere Beziehung zu Gott und zu unserm Mitmenschen, es ist nicht nur ein richtunggebendes und rettendes Wort für die Kirche und ihr Vorgehen, sondern es ist auch ausschlaggebend für unsere Haltung der heutigen Weltsituation gegenüber. Das lebendige Christentum lebt auch in Weltdimensionen.

Wir alle wissen, daß die Welt durch das Mißtrauen, das zwischen Rußland und Amerika herrscht, in zwei Lager geteilt ist. Beide Seiten rüsten; jeder Block besitzt die abscheulichsten Waffen, die man nur ausdenken konnte.

Man spricht von ABC-Kriegen: Atombomben, Bakterien und chemischen Mitteln. Furcht verzehrt die Menschheit, Furcht vor dem kommenden Kriege. Denn wie wird die Welt nach diesem Kriege aussehen? Atomgelehrte wiegen uns nicht in Schlaf — sie sagen nicht, daß sie ein Gegenmittel finden würden! Sie wissen nur allzu gut, daß die Möglichkeit Wirklichkeit werden kann und daß das Leben auf der Erde dann ausgerottet wird.

Es ist tragisch und schuldvoll, was wir tun. Wir führen Krieg, und dann wissen wir mit den Resultaten keinen Rat. Man hat einen zweiten Weltkrieg gegen Nazideutschland geführt, um den Nazismus und den deutschen Militarismus zu vernichten — aber wir können jetzt nichts Besseres bedenken, als Deutschland aufs neue zu bewaffnen. Leute, die während der Naziregierung die abscheulichsten Missetaten begangen haben, werden von den Westmächten wieder auf verantwortliche Stellen berufen.

Als Europa befreit wurde, predigte man über das Thema: Gottes Feinde gehen unter. Neun Jahre später können wir über das Thema predigen: Gottes Feinde sind auferstanden.

Dazu kommt noch, daß das empirische Christentum viel zu stark an alte Formen gebunden ist, welche dem Untergang nahe sind. Die Welt verändert sich!

Wie stehen wir als Christen in dieser Welt von Furcht und Gewalt?

Wir dürfen nämlich nicht aus dem Auge verlieren: Christen stehen, wenn sie wirklich Christen sein wollen, ganz anders in der Welt als Nichtchristen. Nicht weil sie von sich aus so viel besser wären, sondern weil das Kreuz, weil Christus, sein Reich sie anders gemacht haben. Wenn es gut ist, dann sind sie von der Furcht erlöst. Wenn das nicht der Fall ist, dann spricht das nicht gegen das Evangelium, sondern gegen uns Christen.

«Furcht ist in der Liebe nicht, aber die wahre Liebe vertreibt die Furcht.» Das bedeutet, daß Christen andere Wege erschließen und andere Wege einschlagen werden.

Ich nenne hier eines der wichtigsten Probleme: Asien, wo mehr als die Hälfte der ganzen Weltbevölkerung wohnt.

Mehrere hundert Millionen leben dort auf oder unter der Hungergrenze. Sie gehen abends ins Bett und stehen morgens mit einem ständigen Hungergefühl auf.

Glauben Sie ja nicht, daß all das die Kirche nicht berührt! Diese Dinge betreffen die Kirche sicherlich — wäre es auch nur darum, daß wir im Vaterunser bitten: «Gib uns heute *unser* tägliches Brot.» Das hat auch für die sogenannten «unterentwickelten Länder» Bedeutung.

Das Durchschnittsalter der eben erwähnten Millionen Menschen ist dreißig Jahre. Unser Durchschnittsalter ist mehr als das Doppelte.

«Furcht ist in der Liebe nicht.» Müßte die Übersetzung dieses Wortes in der heutigen Weltsituation nicht wie folgt lauten: Alles Geld, das wir nun für die Vorbereitung eines vielleicht zu führenden ABC-Krieges ausgeben, müßten wir gebrauchen, um den Hunger zu stillen, technische Hilfe zu bringen und das Leben dieser Millionenmassen auf ein menschenwürdiges Niveau zu erheben. Waffenhilfe und Waffensendungen aber müßten aufhören.

«Und Rußland dann?» hört man oft fragen. Darauf ist meine Antwort: Wenn wir diesen Weg einschlagen, könnte es vielleicht geschehen, daß Jesu Wort «Suche erst das Königreich Gottes und die Gerechtigkeit, die dazu gehört, und alles andere wird dir als Gabe zufallen» sich an uns bewahrheitet. Es könnte wohl einmal geschehen, daß unser Vorbild das erwachende Asien dazu bringen könnte, zu sagen: Was der Westen jetzt tut, hat er noch nie getan. Und das Vorbild, das er jetzt gibt und das er uns, vor allem auch geistig, nun gibt, ist besser, als was uns der Kommunismus bietet und bieten kann.

Für diese Arbeit, die gewisse Risiken für den Frieden einschließt, müssen wir auch Opfer bringen wollen. In erster Reihe die Herabsetzung unseres eigenen Lebensstandards. Und wir müssen davon überzeugt sein, daß diese Opfer Sinn und Zukunft haben, weil sie in Gehorsam zu Christus, seinem Kreuz und seinem Reich gebracht werden.

Schwere Krankheiten erfordern radikale Heilmethoden, sagt ein französisches Sprichwort.

Wir sind jetzt radikal. Wir sind so radikal, daß wir bereit sind, alles zu vernichten oder vernichten zu lassen. Es ist ein Radikalismus von falschem Geist.

Wir leben in einer Welt, von der gesagt wird, daß wir entweder zusammen leben oder zusammen sterben müssen.

«Furcht ist in der Liebe nicht.» Mit diesem Wort müssen wir gerade in dieser Lage jetzt ernst machen. Ich denke dabei an einen bekannten

Amerikaner, einen Mann mit besonders scharfem Blick und tief christlichem Glauben: A. J. Muste. Er hat gesagt: «Wir Amerikaner, die wir die Hälfte aller Reichtümer der Erde besitzen, müssen uns für einen Plan einsetzen, in dessen Mittelpunkt das Kind steht. Wir müssen uns dafür ins Zeug legen, daß kein Kind auf Erden mehr etwas in materieller, geistiger und geistlicher Hinsicht entbehrt. Unser Ziel muß sein: Kein Kind darf mehr hungrig, unterernährt, schlecht hausend, Krankheiten ausgesetzt, ohne Schule und weiteren Unterricht sein ... Aber diesen Plan können wir nur dann verwirklichen, wenn wir mit dem Aufbau der alles fordernden sogenannten Verteidigung aufhören.»

Vielleicht sagt man, daß das alles zwar sehr schön klinge, aber doch nicht zu verwirklichen sei. Wir müssen ja eine Mauer gegen Rußland errichten, das ist das Allerwesentlichste.

Ich frage nur dies: «Glauben wir wirklich, daß Gott unsern Krieg mit Atombomben und Bakterien, mit Wasserstoffbomben und chemischen Mitteln segnen wird? Und zwar nicht ein Gott, den wir uns selbst ausdenken, sondern Gott, wie wir ihn durch Christus und sein Kreuz kennen?»

«Furcht ist in der Liebe nicht.»

Im nächsten Monat werden viele christliche Kirchen in Evanston zusammenkommen. Man wird dort aus dem Glauben, daß Jesus Christus die Hoffnung der Welt ist, miteinander sprechen. Sehr viele verlangen nach einem wirklich befreienden und furchtlosen Wort, das diese Versammlung von Christen aussprechen sollte, nicht zuallerletzt über die bedrückende heutige Weltlage.

Die Kirche ist gerufen, der Welt zu dienen. Und dann sollte sie es nicht bei einem halben Wort lassen und sowohl der einen wie der anderen Überzeugung Recht geben — die Kirche kann der Welt *nur mit einem ganzen Wort* helfen, einem Wort ohne Furcht, das von der Liebe her, vom Kreuze Christi her zu uns dringt.

Ich glaube, daß die Kirchen, die in Evanston zusammenkommen, vor allem ein entscheidendes *Ja* vernehmen lassen müssen. *Ja* hinsichtlich der Linderung des Hungers von Millionen in Asien. *Ja* hinsichtlich des Dranges nach Selbständigkeit, den so viele dort beherrscht. *Ja* zu einer christlich-kritischen Erkennung neuer Formen und Zustände, wie sie sich dort entwickeln, und hierbei denke ich in allererster Reihe an das neue China.

Evanston muß aber auch *nein* sagen. Ruhig und entschieden vom Kreuze Christi her muß man dort sagen, daß der ABC-Krieg mit dem ABC des Evangeliums nicht zu vereinen, sondern im Streite ist. Das «Wir dürfen nicht!» muß hier deutlich ausgesprochen werden.

«Wer nicht liebt, bleibt im Tode.» Dieses Wort aus dem ersten Johannesbrief (3, 14) erweist sich als ein lebendiges Wort, das in die heutige Welt paßt.

Darum beten wir auch, daß die Konferenz von Evanston ein furcht-

loses, befreiendes, wesentlich rettendes Wort aussprechen möge und daß dort Männer und Frauen zu finden seien, die das stimulieren.

«Veni Creator Spiritus» — komm, Schöpfer Geist.

Was wir im letzten Teile dieser unserer Predigt besprachen, gehört ebenso zur Evangeliumsverkündigung im Jahre 1954 wie die Auflehnung gegen Judenverfolgungen und Naziterror im Jahre 1944. Das alles ist ein wesentlicher Teil der Verkündigung des Wortes Gottes, ebenso wesentlich wie die Predigung der Vergebung der Sünden und des kommenden Gottesreiches. Die Kirche darf die Barmherzigkeit mit unserer Welt nicht vergessen.

Ich glaube auch, daß wir auf diese Weise der Welt am besten helfen, vor allem auch den Menschen, die in Regierungsstellen oder im Heere so häufig mit ihrer Verantwortlichkeit nicht ein und aus wissen.

«Liebe ohne Furcht» — das hat die Welt nötig.

So leben Christen in geistig schwierigen Umständen in der Ostzone Deutschlands. Sie sagen nicht ja Rußland gegenüber, auch kein Ja Amerika gegenüber — sie wollen nur zu Christus ja sagen. Und sie sind zu Opfern bereit.

So leben auch Christen im kommunistischen China.

So lebten Christen in Hitler-Deutschland. Ich habe einen deutschen Pfarrer gekannt, der niemals den Hitler-Gruß ausführte, der nicht auf die vorgeschriebene Weise für Hitler bat, der den Juden half und versuchte, in furchtloser Liebe mit allen Volksgenossen umzugehen. Immer hat er damit gerechnet, daß er eines Tages sein Leben und seine Freiheit aufopfern müsse. Aber alles ist anders verlaufen, als man nach menschlichen Berechnungen annehmen mußte.

Furchtlose Liebe — so leben auch Christen in Westdeutschland. Und auch dort ist es oft alles andere als einfach.

Am Ende dieses Gottesdienstes werden wir singen:

Ihr Christen, die auf ihn vertraut,
Ihr dürft kein Drohen fürchten.

Aus dieser Wirklichkeit heraus müssen wir leben. Keine Furcht vor den Folgen darf uns leiten, sondern nur eine furchtlose Liebe und dadurch auch furchtloses Dienen der Welt gegenüber im Namen Christi.

Ich kann mir allerdings vorstellen, daß gar viele das recht sonderbare Gedanken finden. Ich möchte Sie darum bitten, bei der Beurteilung derselben *nur eine Frage* zu stellen — und ich glaube, daß diese Frage fundamental-christlich ist. Diese Frage lautet:

Was hat mehr mit Christus zu schaffen, mit seinem Kreuz, seiner Liebe, seinem Reich: Hunger zu lindern, Mißtrauen zu brechen, diese Risiken auf sich zu nehmen und dabei auf Christi Beistand zu hoffen — oder, was wir jetzt tun: die Bakterien bereitzulegen und die Volksgewissen zu kneten?

Nur was mit Christus zusammenhängt, hat wirklich Zukunft. Und er spricht: «Ich will, daß meine Schafe leben und Überfluß haben.» (Joh. 10. 10.)

Ich schließe diese Predigt, wie ich sie angefangen habe.

Da ist das große Gemälde von Tizian. Mit dem meterhohen Kreuz. Und das Kreuz sagt uns:

Keine Furcht vor Gott, wodurch unsere Liebe zu ihm erkalten könnte.
Keine Furcht vor den Menschen.
Keine Furcht in der Kirche.
Keine Furcht der Weltlage gegenüber.
Jeder Einzelne darf wählen.

Die Gebundenheit an Christus befreit. Und er geht mit uns, auch in der Nacht, auch beim Opfer.

«Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus.»

Das ist Evangelium, die Frohe Botschaft.

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist wie im Anfang, nun und immer und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Kr. Strijd

Israel im Rahmen des Flüchtlingsproblems

Für ihre Bedeutung vom Standpunkt der modernen menschlichen Wanderung ist die jüdische Besiedlung Palästinas erst jüngeren Datums. Zu ihrem Beginn, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, waren ihre Motive nicht so sehr politische und wirtschaftliche Not als die Reaktion gegen die Behandlung der jüdischen Minorität in verschiedenen Ländern des europäischen Ostens, hauptsächlich des zaristischen Rußlands und Rumäniens. Um diese Zeit erschienen seit der großen spanischen Judenaustreibung von 1492 zum erstenmal wieder geschlossene jüdische Gruppen auf dem Boden des Heiligen Landes. Sie rekrutierten sich aus sozial diametral entgegengesetzten Elementen, begeisterten russischen Intellektuellen, die sich und das jüdische Volk durch die Arbeit auf der Erde ihrer Ahnen erneuern wollten, wie Luftmenschen aus dem polnischen und rumänischen Ghetto, denen die Hilfe des Jewish Colonisation Association und die großzügige Unterstützung des Pariser Barons Edmond de Rothschild eine bessere Existenz als Handwerker und Bauern auf palästinensischer Erde verhieß. Von ihren Anfängen wird im modernen Israel als einer Art Saga gesprochen, und ihre Leistung wird nicht in dem Maße wie notwendig für die Entwicklung des heutigen Israels gewürdigt, aber ohne sie hätte es nicht die Kolonien Petach Tivah, Rischon le Zion, Rechowoth und

Chedera gegeben, die heute als mittlere Städte eines der Fundamente des Staates Israel bilden.

Zu wirklicher Bedeutung für das politische und kulturelle Denken des Weltjudentums gelangte Palästina erst wieder nach dem Ersten Weltkriege. Durch die Balfour-Deklaration wurde Palästina nach der Zerstückelung der Türkei zur öffentlich-rechtlichen Heimstätte des jüdischen Volkes erklärt. Der Drang der Juden nach ihrer Heimat wurde durch diesen billigen Gnadenakt nicht sehr stimuliert. In den Jahren 1922 bis 1926 betrug die Einwanderung 75 000 und die Auswanderung 16 520 Köpfe, das heißt 22 Prozent der Immigranten haben das Land wieder verlassen. Die Reize besserer wirtschaftlicher Bedingungen in profanen Ländern erwiesen sich in schlechten Konjunkturen stärker als das magere Brot in der Geburtsstätte des neuen Ideals. Für die Entwicklung von Einwanderungsländern mit ungünstigen ökonomischen Voraussetzungen gibt es nur ein wirksames Mittel zur Verhinderung einer Massenflucht: die Unmöglichkeit des Zurücks.

Jene Wanderung, die dem Charakter Palästinas eine neue Physiognomie gab, begann mit dem Einzug der deutschen Juden. Sie brachte Kapital, Intelligenz und Kenntnis moderner wirtschaftlicher Methoden ins Land. Sie wies in eine Richtung, die zu der Hoffnung Anlaß gab, daß Palästina einmal zum Vorposten europäischer Zivilisation im Vordern Orient bestimmt sein würde. Auch die illegalen Nachschübe kurz vor und unmittelbar nach dem Weltkriege, die teils aus Ost- und Südosteuropa kamen, haben den von den deutschen Juden geschaffenen Charakter des jüdischen Palästinas nicht verändert, sondern nur ergänzt.

Die grundlegende Veränderung der Situation, wie sie sich gegenwärtig im Staate Israel präsentiert, begann nach der Beendigung des jüdisch-arabischen Krieges. Nach dem augenblicklichen Stande seiner Entwicklung erwartet Israel das Schicksal eines Schmelztiegels, in dem das Judentum des Westens und des Orients brodelt, um sich zu neuen Formen des Daseins zusammenzufinden. Aus diesem Faktum werden sich die Zukunftsprobleme Israels demographisch, kulturell, zivilisatorisch und wirtschaftlich ergeben. Aller Voraussicht nach sind sie das Vorspiel für ein ähnliches Reagieren anderer Wanderungs- und Flüchtlingsgruppen im Raume des Mittelmeers. In Parenthese sei gesagt, daß der Begriff des Mittelmeers, unter dieser Perspektive gesehen, sich nicht auf die Küstenländer des Mittelmeers beschränkt, sondern in ihm das Zentrum großer geistiger und materieller Bewegung sieht, die ihre Wirkungen vom europäischen Norden bis nach Afrika und von Mitteleuropa bis nach Indien ausstrahlen werden.

Ein für den Gang und das Tempo des israelischen Experiments entscheidender Umstand ist der liliputhafte Raum, der für Israel zur Verfügung steht. Der Staat, der sich die gewaltige Bürde des Versuchs aufgeladen hat, das jüdische Flüchtlingsproblem zu bereinigen, hat einen

Umfang von 21 000 Quadratkilometern. Hiervon zieht sich ein schmaler Küstenstreifen von 15 bis 66 Kilometer Breite längs des Mittelmeers hin. Auf ihm liegen seine beiden Großstädte Tel Aviv und Haifa, typische Mittelmeerstädte, die erstere mit mehr jüdischem und die zweite auch heute noch mit ausgesprochen internationalem Charakter, geladen mit den verschiedensten Energien, stark beeinflußt von amerikanischem Lebensstil. Sie sind das Ziel des größten Teils der Emigration, die hofft, in ihnen eine leichtere Existenz und mehr Genüsse zu finden als auf dem Lande.

Die wirkliche Basis des jungen Staatswesens ist der Negev. Er nimmt heute 60 Prozent der ganzen Landfläche ein; von den ersten Ansätzen eines nunmehr vierjährigen Kampfes gegen die Wüste abgesehen, war er zur römischen und byzantinischen Zeit ein Wohngebiet, das dank einem kunstvollen Bewässerungssystem seinen Bewohnern sowohl Nahrung wie Schatten gewähren konnte. Durch Erosion und durch jahrhundertelange Vernachlässigung ist er bis vor kurzem in den Stand einer für menschliche Betätigung als hoffnungslos geltenden Wüste zurückgefallen. Für Israel stellt seine Urbarmachung nicht bloß eine ideale Forderung, sondern eine unerbittliche Notwendigkeit dar, denn ohne seine Erschließung muß der Gedanke, daß Israel im Laufe der nächsten zehn Jahre zu einem Gemeinwesen wird, das imstande ist, 2,5 Millionen Menschen Brot und Arbeit zu geben, eine Schimäre bleiben.

Das Menschenreservoir, aus dem Israel seine Kräfte für den gewagten Versuch schöpfen kann, beläuft sich zurzeit auf etwas über eineinhalb Millionen Menschen. Bei dem augenblicklichen Stand der Einwanderung ist kaum anzunehmen, daß es sich in absehbarer Zeit wesentlich vermehren wird. Hiervon stammen nicht weniger als 42 Prozent aus den Ländern der östlichen Welt. Dieses Verhältnis wird sich im Laufe der nächsten Zeit noch stärker zugunsten des Orients verschieben. Obwohl in Sowjetrußland, Polen, Ungarn, Rumänien noch Juden in größerer Zahl leben, wird der Eiserne Vorhang kaum ihnen zuliebe gelüftet werden. Das Judentum der angelsächsischen Länder und Südamerikas wird auf Israel nicht anders reagieren als das mitteleuropäische vor Hitler. Ohne direkten Zwang werden die eifrig gerührten Werbetrommeln kaum geneigte Ohren finden. Von Zeit zu Zeit erscheinen Häuflein von Idealisten, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, wieder zu den heimischen Fleischtöpfen zurückflüchten, wenn sie der Härten des Pionierlebens überdrüssig geworden sind. Im Jahre 1950 kamen 0,6 Prozent und 1951 0,4 Prozent der Gesamteinwanderung aus den beiden Amerika.

Psychologisch wäre verständlich, daß die Einordnung der Immigranten aus dem orientalischen Sektor, der, was Klima und Lebensformen anbetrifft, mit Israel fast identisch ist, nur eine Art Wohnungswechsel bedeutet. Für den Juden des Orients bedeutet seine Übersiedlung nach Israel in weit höherem Maße als für den Juden des westlichen Zivilisationskreises eine unerhörte, von ihm nie geahnte und bis jetzt zum

größten Teil noch völlig unverstandene Revolutionierung seines gesamten Seins und Denkens.

Sprachlich gehört Israel zu den polyglottesten Ländern der Erde. Augenblicklich werden gegen 40 verschiedene Sprachen und Idiome gesprochen. Jeder der Autobusse, der auf den Landstraßen Israels verkehrt, ist ein Babel und dazu noch eine ethnologische Kuriositätensammlung. Neben Menschen aus den meisten Ländern Europas, amerikanischen Mitgliedern von Kollektivsiedlungen drängeln sich junge, von angelsächsischer und französischer Bildung berührte junge Menschen aus dem Irak, Ägypten und Französisch-Nordafrika, würdige Gestalten in Trachten aus Tausendundeiner Nacht, um vieles orientalischer und der westlichen Zivilisation entrückter als die Araber Israels. Sie sind aus weltentlegenen Orten Mesopotamiens, Kurdistans, Persiens und des Hadramaut gekommen, während die Jemeniten in alten Kleidern aus wohltätigen Sammlungen bereits die ersten Spuren einer Anpassung an Europa an sich zeigen.

Nach der zionistischen Ideologie liegt die Hauptaufgabe der Seßhaftmachung dieser Neuankömmlinge in ihrer Überführung in die Landwirtschaft. Da sie in der Mehrzahl aus dem ländlichen und kleinstädtischen Milieu halbzivilisierter Agrarländer stammen, sollte ihre Umschichtung leichter möglich sein als die von verstädterten Angehörigen freier Berufe und von Kaufleuten aus dem städtischen Sektor Europas. Das Gegenteil ist eingetreten. Die Regierung sieht sich bereits zu Druckmitteln genötigt, mit denen auf dem Gebiet der Wohnungszuteilung bereits ein Anfang dadurch gemacht wird, daß das Land den Städten gegenüber beim Bau von Wohnungen erheblich begünstigt wird. In der Tat hat sich die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen von 51 000 bei 422 000 Verdienern im Jahre 1950 auf 70 000 bei 505 000 im Jahre 1951 gesteigert.

Die Struktur Israels hat sich nicht nur in ethnischer, sondern auch in psychologischer Beziehung weitgehend verändert. Das Palästina vor dem Kriege war das Land einer von draufgängerischem Idealismus erfüllten Jugend, während sich das Durchschnittsalter der letzten Immigrationswelle zwischen 45 bis 69 Jahre stellt.

Als nicht weniger besorgniserregend erweist sich der Rückgang der Angehörigen der freien Berufe, während nach der Zahl der in öffentlichen Diensten Beschäftigten, teilweise durch eine überkompensierte staatliche Kontrolle der Wirtschaft hervorgerufen, Israel in die Reihe der Länder mit dem zahlenmäßig größten Beamtenapparat eingetreten ist.

Bezeichnend für den geistigen Wandel, der sich in allen Bezirken des Lebens vollzieht, sind die Erfahrungen eines Sozialhygienikers: Auch die beste öffentliche Gesundheitspflege ist wertlos, wenn sie vom Publikum nicht gewürdigt und im täglichen Leben nicht angewandt wird. Das gleiche Lied klingt aus den Berichten von sozialen Fürsorgern, technischen Instruktoren, Lehrern und Beamten wieder, die einen heroischen, vorläufig

noch ganz aussichtslos scheinenden Kampf gegen die grundverschiedene Einstellung des Orientalen zu den Fragen des öffentlichen Lebens führen.

Die Stellung der Regierung Israels diesem Chaos gegenüber ist alles andere als beneidenswert. Sie steht Naturgewalten gegenüber, die stets beim Beginn eines Naturereignisses stärker sind als die zu ihrer Bekämpfung vorhandenen Mittel.

Wie groß die Nöte auf kulturellem Gebiet sind, ergibt sich aus Mitteilungen, die der Bürgermeister von Tel Aviv zu Beginn des neuen Schuljahres über die Unterrichtsverhältnisse der Stadt gemacht hat. Mit einem Aufwand von vorläufig noch ungedeckten 900 000 Pfund Anleihen hat die Stadt Tel Aviv 90 neue Schulklassen und 50 Kindergärtenklassen eingerichtet. Damit sind die an die Stadt gerichteten Anforderungen nur zum kleinen Teil erschöpft. Ein ausreichender Schuletat würde sich auf 5,8 Millionen Pfund stellen. Der Fall ist typisch für den Stand, in dem sich der heutige Entwicklungsapparat Israels befindet. Überall klaffen Lücken, die sich nur ganz unzureichend ausfüllen lassen.

Noch bedrückender als die Knappheit an Mitteln ist der Mangel an Menschen, die zur Führung und zur Erziehung der nicht einmal so unwilligen wie unbeholfenen Masse geeignet sind. Sowohl der Staat wie die zionistischen Organisationen sind auf diesem wichtigsten Teil des Einordnungswerkes von den Ereignissen vollkommen überrannt worden. Die zur Erfüllung der neuen Aufgaben notwendig gewordenen Methoden müssen erst mühsam aus der Kleinarbeit herausgeschält werden, ehe aus ihnen allgemeingültige und für die Praxis brauchbare Normen entstehen.

Dennoch zeigen sich gerade auf diesem Neuland Anzeichen dafür, daß Israel einmal imstande sein wird, Menschen als Lehrer für die Technik der modernen Massenkolonisation an andere Völker abzugeben.

Als bisher erfolgreichstes Mittel, das dem Staat zur Erziehung der jüngeren Einwanderergeneration zur Verfügung steht (die ältere wird als mehr oder weniger brauchbarer Ballast mit durchgeschleppt werden müssen), hat sich die allgemeine Dienstpflicht erwiesen. Im Heere werden junge Männer und junge Mädchen, nicht immer auf die sanfteste Art, aber gründlich, auf die ungewohnten und harten Anforderungen vorbereitet, die das Leben in Israel an das Individuum stellt. Für die frühe Jugend beginnen die Bemühungen um die Wandlung des Menschen mit der Säuglingsfürsorge, dem Kindergarten, der Schule, dem Sport und den zum Teil sehr umstrittenen Bemühungen zur Vorbereitung der Schuljugend für den Heeresdienst. Aber alles, was auf diesen Gebieten geschieht, sind erst Ansätze, die Zeit brauchen, um wirklich in die Breite gehende Ergebnisse zu bringen. Die Last dieser Experimente wird zum großen Teil auf den Schultern einer Gemeinschaft liegen, die finanziell für lange Zeit nicht auf Rosen gebettet sein wird.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse auf dem Gebiet der Bemühungen um die Erschließung der natürlichen Hilfsquellen Israels. Die landwirt-

schaftliche Anbaufläche vergrößert sich andauernd dank den Bemühungen um die Bewässerung des Landes, aber der Lebensmittelbedarf Israels wird noch weiter zum erheblichen Teil vom Ausland her gedeckt werden müssen. Von der Ausbeutung der Bodenschätze des Negev und ihrer Bedeutung für die Einnahmen des Staates ist sehr viel die Rede. Es wird auch mit großem Eifer an ihr gearbeitet, aber die Erfolge werden sich nicht heute und auch noch nicht morgen einstellen. Erst in einigen Jahren wird sich zeigen, ob die für die Ölbohrungen aufgebrachten Dollarmillionen nicht ergebnislos von der Erde verschlungen sein werden. Die Hoffnungen auf große Lager von Eisen und Kupfer sind bereits erheblich zusammengeschrumpft, und die Produktion der Industrie ist rückläufig, zum großen Teil deshalb, weil die Devisen zur Beschaffung von Rohstoffen fehlen.

Als Fazit aller dieser Erscheinungen ergibt sich, daß Israel im Augenblick ein mühsames Rennen mit der Zeit fährt. Auch dann, wenn es gelungen sein wird, in der Einwanderungspolitik und in der Staatsverwaltung die gröbsten Fehler zu vermeiden und ein Maximum an positiver Leistung zu erzielen, muß damit gerechnet werden, daß wenigstens ein Menschenalter darüber hinweggehen wird, bis sich die Menschen, ihre Arbeitsweise und ihr Denken auf die wirklichen Bedingungen des Landes eingestellt haben und bevor sie endlich aufhören werden, Wünsche für gegebene Tatsachen in ihr Kalkül einzusetzen.

Dabei liegt kein Grund zur Hoffnungslosigkeit oder gar zur Verzweiflung vor. Auch aus den negativen Symptomen läßt sich kein Herannahen eines Zusammenbruchs herausdeuten. Israel steht lediglich mitten in einer schweren Übergangsperiode, deren Dauer vorläufig noch nicht zu errechnen ist. Aber eine Schicksalsfrage bleibt offen: Was geschieht inzwischen?

Ohne Hilfe von außen wird Israel niemals den Weg zum Gleichgewicht finden können. Seine zurzeit ergiebigsten Hilfsquellen sind heute die Sammlungen des amerikanischen Judentums und die Subventionen, die aus militärpolitischen Gründen von der Regierung der Vereinigten Staaten gewährt werden. Die aus ihnen fließenden Mittel reichen in ihrem gegenwärtigen Umfang nur unvollständig aus. Nur mit Schrecken läßt sich davon ein Begriff machen, was aus Israel werden sollte, wenn die Juden Amerikas die Opfer einer durch das Aufhören der Rüstungskonjunktur entstandenen Krise werden sollten und wenn sich ein Stellungswechsel in der amerikanischen Mittelostpolitik vollzöge. Ein Wunder wie das Reparationsabkommen mit der Westdeutschen Bundesrepublik wird sich so schnell nicht wieder ereignen.

Deshalb wird Israel schon heute daran gehen müssen, sich nach anderen Bundesgenossen und Helfern umzusehen. Im Laufe der Zeit wird sich zeigen, daß das Flüchtlingsproblem Israels genau wie das aller anderen Völker, politisch wie wirtschaftlich gesehen, ein übernationales ist. Es gehört wie das europäische, um dessen Studium sich diese Tagung be-

müht, in die Reihe jener Experimente, von deren Gelingen Aufstieg oder Untergang der nächsten Geschlechter abhängt. Es ist der uralte, ewig neue Versuch, der Völker immer wieder aus ihren Nöten gerettet hat, die verheerenden Folgen von Menschenanstauungen durch die Abwanderung des Menschenüberschusses nach leeren Räumen abzuwehren.

Was Israel gegenwärtig auf dem Gebiet der Erziehung von Flüchtlingen zur Seßhaftmachung tut, wird durch die Bemühungen Europas um die friedliche Planung der in seinem Bereich liegenden Räume einen neuen und lebendigen Sinn erhalten. Die von Frankreich, Italien und Westdeutschland geschaffene europäische Wirtschaftsgemeinschaft hat mit Italien bereits die europäische Küste des Mittelmeeres erreicht. Sie wird den Anschluß an die leeren und erschließungsbedürftigen Gebiete der asiatischen und afrikanischen Ufer suchen müssen, wenn sie das Problem der Übervölkerung Europas mit würdigeren Mitteln lösen will als mit der Atombombe. Unter dem Gesichtspunkt der Ökumene im Bereiche des Mittelmeers, die den europäischen Lebensraum in eine Symbiose mit der erwachenden Welt Asiens und Afrikas ausweiten soll, verdient das Unternehmen Israels als ein verheißungsvoller Versuch die tatkräftige Unterstützung eines sich auf seine Aufgaben besinnenden Europas.

Karl Loewy

Die ersten Schritte zur Verständigung im Mittleren Osten

Die pessimistische Haltung, daß der jüdisch-arabische Konflikt erst in einer oder zwei Generationen gelöst werden kann, muß energisch abgelehnt werden. Diese Meinung hindert jede positive Friedensbemühung. Allerdings müssen wir an dieses Problem ohne innere Zweifel herangehen, mit gutem Willen und mit fester Überzeugung von dem Gelingen der Sache.

Die erste Voraussetzung zur Verbesserung der Beziehung zwischen Juden und Arabern ist die zweifelsfreie Erkenntnis von jeder Seite, daß die Grundlage der Nationalbewegung der Gegenseite ebenfalls idealistisch ist. Die arabische Nationalbewegung, die auf die Einigung der arabischen Staaten hinzielt und auf die Befreiung von jedem ausländischen Einfluß, ist nicht weniger idealistisch und gerechtfertigt als die zionistische Idee, die Rückkehr nach Zion, die eine göttliche Verpflichtung ist. Beide Bewegungen könnten friedlich nebeneinander existieren, wenn sie friedliche Methoden anwenden würden. Leider haben beide Seiten öfter aggressive Methoden angewandt, um ihre Ideen zu verwirklichen. In einer Atmosphäre von gegenseitigem Haß und Mißtrauen wird Frieden niemals erreicht werden.

Die zweite Voraussetzung ist die klare Anerkennung, daß der Mittlere Osten eine ökonomisch und politisch unzertrennliche Einheit darstellt. Es wird kaum möglich sein, Israels Wirtschaft, die in erster Linie industriell ist, aufrechtzuerhalten ohne enge wirtschaftliche Beziehung mit dem arabischen Hinterland. Und für die arabischen Staaten wird eine wirtschaftliche Entwicklung wesentlich leichter sein mit der technischen und wissenschaftlichen und industriellen Kooperation mit den Juden.

Die dritte Voraussetzung ist die Erkenntnis, daß ein Krieg das Problem in keiner Weise löst, sondern nur noch erheblich verschlimmert. Krieg bedeutet beinahe Selbstmord, schwerste wirtschaftliche und moralische Verheerungen für beide Teile, Sieger wie Besiegte. Eine zweite Runde wird die Hoffnung auf eine Neuentwicklung für Jahrzehnte vereiteln, auch für das kleine, wirtschaftlich schwache, an Bodenschätzen arme Israel.

Fünf Punkte sind zu fordern, um zunächst einmal beide Parteien an den Verhandlungstisch zu bringen. Der erste Schritt ist: völlig gleiche Rechte für die arabische Minorität in Israel in bezug auf Arbeitsbeschaffung, Löhne, Handel und Industrie. «The land requisition law» und die Einbürgerungsgesetze müssen dahin geändert werden, daß sie nicht den geringsten Schaden und nicht die geringste Benachteiligung eines arabischen Bürgers in Israel verursachen können. Die Militärgerichtsbarkeit für die Araber in manchen Grenzbezirken — in einigen bereits erleichtert — muß gänzlich aufgehoben werden.

Die zweite Hauptforderung ist die sofortige und absolute Sistierung von Vergeltungsaktionen. Alle Grenzzwischenfälle müssen ausnahmslos auf friedliche Weise beigelegt werden. Der Versuch, durch Vergeltungsmaßnahmen die andere Seite abzuschrecken, ist als völlig mißlungen anzusehen. Die Vergeltungsmaßnahmen bedeuten Rückfall in schlimmste Barbarbei. Vom politischen Standpunkt aus verursachen sie uns nur Schaden und schwersten Schaden. Sie vertiefen nur den Abgrund zwischen den Völkern und vereiteln jede ernsthaften Friedensbemühungen. Haß- und Rachegefühle sind die schlechtesten Führer in politischen Dingen. Kriegerische Reden und Drohungen sind ebenfalls völlig nutzlos und verhetzen die Gemüter mehr und mehr.

Drittens: Die Rückkehr der arabischen Flüchtlinge ist in der gegenwärtigen Atmosphäre des Hasses unmöglich. Erst nach Erreichung dieser oben erwähnten Punkte und nach einem Abklingen der größten Spannung muß Israel ernsthaft die Rückkehr eines Teiles der arabischen Flüchtlinge in Erwägung ziehen. Ohne diese Rückkehr wird ein endgültiger Frieden unmöglich sein. Die Rückkehr eines Teiles der Flüchtlinge ist nicht nur ein Akt der Menschlichkeit.

Es ist untragbar, daß Israel indifferent bleibt angesichts des großen Elends der arabischen Flüchtlinge. Aber auch aus reinen Nützlichkeitsgründen ist die Rückkehr eines Teils der Flüchtlinge ein positiver Akt. Die arabischen Fellachen kennen den spezifischen Charakter der palästi-

nensischen Erde seit Hunderten von Jahren. Ihre Rückkehr würde den Ernährungsstatus in Israel erheblich verbessern. Für den anderen Teil der Flüchtlinge hat die Regierung Israels sich bereits prinzipiell einverstanden erklärt, Kompensationen zu bezahlen. Der vor kurzem von Dr. Neumann geäußerte Vorschlag, daß Israels Industrie Häuser baut für die Flüchtlinge und Möbel und andere Güter fabriziert auf Rechnung der Kompensationsgelder, ist sehr annehmbar.

Viertens: Was Jerusalem betrifft, so ist es klar, daß es die geistige und politische Hauptstadt in Israel bleiben muß. Doch es kann nicht geleugnet werden, daß Jerusalem auch für das Christentum und auch für den Islam eine heilige Stadt ist. Es scheint daher keine andere Alternative zu geben als eine Dreiteilung. Der Vorschlag einer Dreiteilung wurde vor vier Jahren von Präsident Garreau gemacht: Die Neustadt bleibt die Hauptstadt von Israel, eine zweite Zone wird reserviert für die heiligen Stätten und eine dritte Zone für Jordanien.

Fünftens: In bezug auf die Außenpolitik müßte versucht werden, Juden und Araber auf eine gemeinsame Linie zu bringen, eine Idee, die illusorisch erscheint. Heute versuchen Juden und Araber die Politik des anderen mit allen Mitteln zu unterminieren. Die arabischen Staaten versuchen die Zahlungen der Reparationsgelder von Deutschland zu hintertreiben, und Israel versucht die Bemühungen zur Vereinigung der arabischen Staaten zu vereiteln. Dieser Versuch, die natürliche historische Entwicklung der arabischen Staaten zur Einigung zu hintertreiben, ist mit Sicherheit zum Fehlschlag verurteilt. Es ist töricht, zu denken, daß, was für die Araber schlecht, für die Juden gut ist.

Diese fünf Punkte sind ein Versuch, Juden und Araber an einen gemeinsamen Verhandlungstisch zu bringen. Diese Vorschläge gefährden in keiner Weise die Souveränität und Sicherheit von Israel und sicherlich nicht die Zukunft der arabischen Staaten. Sie sind die einzige Möglichkeit, die heutige unerträgliche und aufs höchste gesteigerte Spannung zu mildern und den Weg zum Frieden vorzubereiten.

Die Aufrichtung des Staates von Israel war ein ans Unglaubliche grenzendes Wunder. «Dergleichen nicht gesehen auf der ganzen Erde und bei allen Völkern.»[1] Israel steht vor schweren geistigen und politischen Aufgaben. Es muß absolut klar sein, daß der Staat Israel eine gesicherte Zukunft haben wird nur in engster Verbindung mit den arabischen Nachbarvölkern und in Einordnung in eine das ganze Middle East umfassende Organisation. So fern heute diese Möglichkeit erscheint, so wichtig ist es, unablässig in dieser Richtung hin zu arbeiten.

Ein mit Gewalt von außen aufgezwungener Friede würde bei ernsten Differenzen schnell zusammenbrechen. Ein dauernder Friede kann nur kommen durch das klare Verständnis der vitalen Notwendigkeit eines Friedens im eigensten Interesse beider Parteien.

---

[1] Exod. 34, 10.

Israel wird seiner Probleme nicht Herr werden ohne Politik von größter Mäßigung und maximaler Selbstbeherrschung.

Vor der Besitzergreifung von Kanaan hat unser Gesetzgeber Moses Gebote gegeben, die für die heutige Zeit absolut zutreffen. Die Bibel sagt an den verschiedensten Stellen: «Ein Gesetz soll für euch sein, für den Eingeborenen wie für den Fremden.»[1] Ferner: «Unschuldiges Blut sollst du nicht vergießen.»[2] «Du sollst dich nicht rächen und nicht nachtragen.»[3] «Du sollst das Gebiet deines Nachbarn nicht verrücken.»[4] Und endlich: «Gerechtigkeit, Gerechtigkeit jage nach.»[5]

In diesen Sätzen zeigt die Bibel menschliche Moral zusammen mit politischer Weisheit. Diese Forderungen sind grundlegende Gesetze für jedes friedliebende Staatswesen. Wenn Israel diese Gebote hält, wird es bestehen bleiben, wenn nicht, wird es vor schwersten Katastrophen stehen.

Arthur Bruenn

[1] Exod. 12, 40.
[2] Dent. 19, 10.
[3] Levit. 19, 18.
[4] Dent. 19.
[5] Dent. 16, 20.

Die geistigen Forderungen der heutigen Welt*

III

Sein Schicksal mit etwas Größerem, es Überragendem und ihm Sinngebendem zu verknüpfen, ist stets ein Bedürfnis des Menschen gewesen. Besonders stark macht sich dieses Bedürfnis in Zeiten großer sozialer Umwälzungen geltend, wenn die Menschen einen Glauben nötig haben, der sie aufrecht erhält und bei der Schaffung neuer Schichtungen und Typen menschlicher Beziehungen inspiriert und leitet.

Gerade weil unsere Epoche eine der revolutionärsten in der Geschichte ist, ist sie auch (im obigen Sinne) eine der religiösesten.

Aber im gegenwärtigen Stadium der Geschichte — dem des Mündigwerdens, des Aufkommens einer neuen Gemeinwirtschaft — gewinnt das religiöse Bedürfnis eine neue Gestalt.

1. Das religiöse Problem stellt sich uns nicht mehr ausschließlich als die Frage nach dem Sinn des individuellen Schicksals und nach dem Heil des Einzelnen, sondern vielmehr als Frage nach dem Sinn unseres gemeinsamen Geschickes und als Suchen nach einem gemeinsamen Heil. Der Kompromiß, von dem ganze Generationen von Christen gelebt haben,

* Drittes und viertes Kapitel aus dem am Congrès National in Marseille gehaltenen Vortrag «Sinn der Geschichte und Krise des Protestantismus», der in der Zeitschrift «Christianisme social», Oktober 1953, erschien. Die Übersetzung aus dem Französischen wurde freundlicherweise von Pfr. E. H. Widmer besorgt. D. Red.

der Dienst zweier Herren: Christentum für den Einzelnen, Nationalismus für die Gemeinschaft, ist einfach nicht mehr möglich, weil einerseits die Geschichte das rein nationale Stadium sichtlich hinter sich gelassen hat und anderseits im Nationalsozialismus der heidnische Zug des Nationalismus und seine widerwärtigen, aber logischen Konsequenzen mit erschreckender Deutlichkeit für alle offenbar geworden sind.

Uns tut ein einziger Meister not, eine einzige Antwort, gültig für das Schicksal des Einzelnen wie für das der Gemeinschaft.

Uns tut ein Glaube not, der sein Licht auf die großen sozialen Veränderungen unseres Jahrhunderts wirft und sie uns nicht als Zerfallserscheinungen oder Todeszuckungen, sondern als Wehen einer Neugeburt erkennen läßt.

2. Der heutige Mensch bedarf eines Glaubens, der nicht bloß *Gefühl* und *Gedanke* bleibt, sondern zur *Tat* führt, zu einem verwandelnden und revolutionierenden Tun, wodurch erst der Glaube mündig, die Religion «erwachsen» wird. «Gott hat den Menschen nicht dazu geschaffen, daß er die Welt genieße oder sie (philosophisch) denke, sondern daß er sie umwandle.» (Fallot.)

Religion wird geboren aus dem schmerzlichen Zusammenstoß des Realen mit dem Idealen, der rauhen Wirklichkeit mit dem ahnungsvollen Verlangen nach dem Unbedingten und Vollkommenen; ihre Form ist demnach entweder die einer «Ausflucht» (évasion — Flucht vor der Realität und Zuflucht im Absolut-Vollkommenen, das aber abstrakt bleibt) oder aber die Form einer «Revolution», d. h. eines Tuns, das die Realität transformiert.

Und gleich wie der Jugendliche vor den Verantwortlichkeiten des Mündigseins etwa zurückschreckt und in den Augen der Psychologie gelegentlich die Tendenz zu «infantiler Regression» zeigt, so sucht man auch bisweilen in der Christenheit, besonders in schweren Zeiten, das Heil im Rückzug auf gewesene Religionsformen (liturgische und theologische Erneuerungen), die um das Rituelle oder rein Gedankliche kreisen und der Versuchung jener Ausflucht nicht immer entgehen.

Nur eine revolutionäre Religion, die jene Ausweichtendenzen, soweit überhaupt möglich, ausschaltet, kann auf Mündigkeit Anspruch erheben und damit des modernen Menschen würdig sein.

3. Dieser Mensch von heute empfindet besonders stark das Bedürfnis, nicht mehr für sich allein zu sein, das Verlangen nach Gemeinschaft, nach einer Kameradschaft der Tat und des Kampfes. Einer solchen Gemeinschaftsepoche entspricht nicht eine individualistisch gefärbte Frömmigkeit, sondern ein gemeinsamer, ein kollektiver Glaube.

*

Die *Antwort des Marxismus* ist nun den religiösen Bedürfnissen des modernen Menschen in bemerkenswerter Weise angepaßt.

Er projiziert ein so helles Licht auf den Gang der Geschichte, daß

jedermann daran teilzunehmen vermag, stellt sie dar als ein grandioses Drama und gibt dazu die Gewißheit des Endsieges.

Seine Methode ist die eines «verpflichteten Denkens» (pensée engagée) in enger Bindung an das Tun, das dadurch zu starker Wirkung gelangt.

Dem Menschen gibt er ein tiefes Gefühl seines Verbundenseins mit der Masse, der Solidarität aller Proletarier, aller Arbeitenden.

Deshalb ist heutzutage der marxistische Glaube der verbreitetste, der lebendigste, der angriffigste, der wirkungsvollste. Deshalb ist die Wahrscheinlichkeit so groß, daß es die Marxisten sein werden, die die Welt von morgen bauen.

Den Marxismus zu ignorieren, ist heute unmöglich, und das religiöse Problem kann nicht anders gestellt werden als in seiner Beziehung dazu. Eine gültige Lösung dieses Problems ist unmöglich, wenn sie nicht auch all das in sich schließt, was am Marxismus *wahr* ist.

*

Der *Protestantismus* dagegen, so wie er heute ist, entspricht den geistigen Anforderungen des Gegenwartsmenschen herzlich schlecht.

Da ist einmal diese individualistische Frömmigkeit, diese «das Wort verkündigenden» Hörsaal-Kirchen, wobei es dem Einzelnen in seiner Isolierung überlassen wird, mit der praktischen Anwendung fertig zu werden; da ist diese Gleichgültigkeit oder Verlegenheit der Kirchen gegenüber den großen sozialen und internationalen Fragen (auf welche vor allem bei den Männern die Gleichgültigkeit kirchlichen Fragen gegenüber die natürliche Antwort ist, wenn es nicht geradezu zu einem Neuheidentum kommt); da ist diese den Protestantismus an die absteigende Klasse bindende Verbürgerlichung, und endlich das fast gänzliche Fehlen der Arbeiterklasse: das alles erklärt das Unbehagen des Protestantismus inmitten einer Welt, die sich ständig weiterentwickelt und je länger je weniger mit jener individualistischen Welt übereinstimmt, für die er geschaffen war. Er tritt nicht mehr als «die Antwort» auf die Fragen unseres Jahrhunderts auf. Er steht nicht an der Spitze der lebendigsten Kräfte. Er ist kein Eroberer mehr. Ganz offensichtlich paßt er nicht mehr.

Man kann sich sogar gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, daß der *Katholizismus*, so wenig auch er unter der Herrschaft des Individualismus der modernen Welt angepaßt war, sich (wenigstens in gewissen Kreisen seiner Elite) neuerdings bei der gegenwärtigen Rückwendung zum Kollektiven leichter zurechtfindet. Er begreift den Marxismus und die Wünsche der Arbeiterklasse besser. Die Stellungen scheinen sich zu vertauschen: der Protestantismus ist heute oft daran, katholische Initiativen nachzuahmen (Arbeiterpriester, Familienvereine), während vor fünfzig Jahren noch das Umgekehrte der Fall war.

Aus alledem ergibt sich die etwas paradoxe Lage, daß in sozialer Hinsicht die protestantischen Völker den katholischen voraus sind, während die protestantischen Kirchen dem Katholizismus eher nachgehen.

Und doch hat es nicht an Händen gefehlt, die sich dem Protestantismus entgegengestreckt haben, seinem Wachstum zu helfen, sein Verständnis unserer Zeit zu fördern, seine Neuanpassung zu erleichtern! Wie viele Propheten sind ihm gesandt worden!

Da ist das soziale Christentum. Es wollte im Protestantismus das offene Fenster sein, mit dem Blick auf die sozialen und internationalen Zeitprobleme, seine Erneuerung und seine Bereicherung durch die Verantwortlichkeit für diese neuen Aufgaben. Aber die Angst vor dem frischen Luftzug war so groß, daß es bis jetzt nur den kleinsten Teil seiner Mission hat erfüllen können.

Da war, speziell in Nordfrankreich, das Arbeiterevangelisationswerk, das es verstanden hatte, eine Atmosphäre konkreter Erfolge, ansteckender Freude und unmittelbaren Zeugnisses zu schaffen; es erhob sich da ein lebendiges und echtes Christentum, das uns half, aus der Perspektive des Proletariates (d. h. der aufsteigenden Klasse) das Evangelium neu zu entdecken, und das neue Formen christlicher Gemeinschaft zu experimentieren begann. Aber die Verbürgerlichung der evangelisierten Arbeiterfamilien, der auf diesen Posten häufige und dem Einzelnen zu wenig Zeit zur Einarbeitung lassende Pfarrerwechsel, endlich die Tendenz, all dieses neue Leben auf die Schaffung von Kirchgemeinden des traditionell bürgerlich-individualistischen Typs hin zu kanalisieren, das alles hat zusammengewirkt, diesem prächtigen Versuch die Möglichkeit zu nehmen, die Früchte hervorzubringen, die man davon für die Wiederanpassung des Protestantismus an die Notwendigkeiten unserer Zeit hätte erwarten dürfen.

Die Moralische Aufrüstung bringt uns wertvolle Schlüssel zu einem im konkreten Alltagsleben wirksamen Christentum, den Sinn für gegenseitige Hilfe und Gruppengeist, aus dem die Urkirche ihre Kraft schöpfte; sie zeigt uns, wie im heutigen Leben die verschiedenen Milieus einer Umgestaltung fähig sind; sie bringt uns endlich wieder zum Bewußtsein, wie persönliche Lebensänderung ein Faktor von revolutionärer Tragweite sein kann.

(Anmerkung der Redaktion: Sollte unser Freund Laserre mit der «Moralischen Aufrüstung» die Bewegung von Caux meinen, so möchten wir zwar nicht seine Schlußfolgerung, aber die Anwendung auf die Bewegung von Caux in Frage stellen. Diese trägt viel weniger die Züge eines echten revolutionären Ansatzes, um so mehr die einer nur allzu gut aufgezogenen, kurzfristigen Ablenkung von der wahren Revolution unserer Zeit an sich.)

IV. Bausteine zu einer Lösung

Den wahren Ausweg aus der geistigen Not der Gegenwart vermag weder der heutige Katholizismus zu zeigen, der sich seiner mittelalterlichen Aspekte zu wenig entledigt hat, noch der heutige Protestantismus, der allzu deutlich die Signatur der individualistischen Geschichtsepoche trägt. Auch der reine Marxismus versagt hier ebensosehr wie seine leninistisch-stalinistische Interpretation, aus Gründen, denen wir wohl darum noch keinen rechten Ausdruck geben können, weil es uns so schwer

fällt, in uns selber klar zu unterscheiden zwischen der bürgerlich-individualistischen (daher nicht gültigen) Kritik des Marxismus und unserem Vorgefühl einer möglichen (und allein gültigen) Überwindung (dépassement) des Marxismus durch das Christentum; aus Gründen also, die wir besser durch Taten als durch Theorien, besser durch Sein und Tun als durch Reden zum Ausdruck bringen werden.

Besseres Verständnis der proletarischen Auflehnung und ihrer tiefen Ursachen, Aneignung derselben; besseres Verständnis des Marxismus und Assimilation seiner Wahrheitsmomente, das ist heute eine der wesentlichen Aufgaben, die den Christen und insbesondere den Protestanten obliegt und deren Inangriffnahme sie darauf vorbereiten wird, in Wahrheit der Christentypus zu werden, dessen Gott heute als Zeugen bedarf.

Gewiß, wir können kein neues Christentum fabrizieren, in dem Sinne, daß «einen andern Grund niemand legen kann außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus». Aber das Leben stellt jedem von uns unablässig neue Fragen, die uns auch immer wieder (wenn wir uns recht führen lassen) neue Seiten des Evangeliums entdecken lassen, als Antwort auf diese Fragen und als eine Bereicherung unseres Christentums. Und so wird die Christenheit dann zu dem werden, was sie heute zu sein hat, wenn sie, statt sich auf das schon Erreichte zurückzuziehen, den Problemen, die ihr die sich gegenwärtig vollziehende Geschichte stellt, mutig ins Auge schaut und nach und nach ablegt, was an ihr noch kindisch ist. Damit wird sie gleichzeitig ihrer eigenen Einheit zuschreiten, so wahr es ist, daß Dogmen und Riten trennen, die Tat aber eint.

Sozusagen als ein erstes Stammeln auf diesem Wege mögen hier einige Gewißheiten oder wenigstens Thesen folgen, die sich uns bei einer vom Marxismus ausgehenden Betrachtung zu ergeben scheinen:

1. *Die Geschichte hat einen tieferen Sinn*

Soziologie im allgemeinen und Marxismus im besonderen beleuchten den *Gang* der Geschichte, die geschichtliche *Bewegung*, d. h. das, was wissenschaftlich festgestellt und vernünftigerweise für die Zukunft vorausgesetzt werden kann. Ob aber von dorther auch eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der tieferen Bedeutung, nach dem *Sinn* der Geschichte zu erwarten ist? Zu wissen, wo wir her- und wo wir etwa hinkommen und nach welchen mechanischen Gesetzen, genügt nicht, um das wirkliche Problem zu lösen, dem der Mensch gegenübersteht. Wir wollen auch wissen, *wozu*, «für was», d. h. zu welchem Zweck und Ziel. Nicht nur sein Einzelschicksal, auch sein kollektives Geschick will der Mensch an etwas knüpfen, das darüber hinausgeht, höher weist und ihm seinen vollen Sinn gibt. Ohne Zweifel muß der Marxismus verstanden werden aus der proletarischen Perspektive, aus der sich gebieterisch und ohne Notwendigkeit metaphysischer Begründung die Forderungen ergeben, daß die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft

und der Mensch wieder sich selber gehören soll. Ob aber der Kollektivbesitz an den Produktionsmitteln genügt, um die Ausbeutung zu beseitigen? Ob die Abschaffung der Ausbeutung genügt, damit der Mensch sich selber wieder ganz gehöre? Ob überhaupt das dem Menschen selbst genügt, sich wieder zu gehören und nicht einem andern?

Steht denn schließlich hinter der geschichtlichen Entwicklung nicht eine Intention, eine letzte Absicht? Wenn ein Lecomte de Nouy sah (oder doch zu sehen glaubte: ich kann hier nicht entscheiden), daß im Tierreich bei der Entwicklung der Arten alles so sich vollzieht, wie wenn sie einer schöpferischen Absicht folgte, dürfen wir dann diese Linien nicht auch durch die gesellschaftliche Entwicklung hindurch weiterziehen?

Die christlich-biblische Antwort darauf ist die, daß Gott ganz gewiß einen Plan für die Menschheit hat und daß mit aller Sicherheit dieser Plan ein erzieherischer ist.

Jahrtausendelang waren die Menschen von kollektiven und autoritären Gesellschaftsformen eingeengt, deren Druck sie gerade so weit zu sittlichem Verhalten zwang, um die Erhaltung der Art und der menschlichen Gruppenbildung sicherzustellen; dann hat sie zu gegebener Zeit und bisweilen recht unsanft die Renaissance, die Reformation, die Demokratie und der Kapitalismus in das aufregend-gefahrvolle Abenteuer der Freiheit des Individuums hineingerissen, und heute sehen wir sie, wie sie einander voller Mühen und Schmerzen suchen, um den Frieden, die Zusammenarbeit, die Brüderlichkeit zu organisieren. Die Generallinie dieses Vorgangs gleicht ganz derjenigen, auf der sich die Bildung des einzelnen Individuums vollzieht, und deutet darauf hin, daß die Menschen dabei, wenn auch dessen wenig bewußt, doch einem *tieferen Rufe* folgen, einem Ruf, der zwar dem historischen Materialismus nicht widerspricht, aber über ihn hinausführt.

Schon seit langem hat das christliche Denken die beiden sozialen Grundthesen des Christentums formuliert: Ehrfurcht vor der menschlichen Person und Bruderschaft aller Menschen. Im Bereich der sozialen Struktur erfüllen sich diese beiden Ziele in zwei *sukzessiven* Bewegungen. «Einer allein ist euer Meister (Lösung der Person von aller Bedrückung), und ihr seid alle Brüder (ihre freie Eingliederung in die Bruderschaft).»

Dieses Endziel: Harmonie, Bruderschaft, Einheit (wobei nur die konkrete Beziehung zwischen wirklichen Menschen diesen abstrakten Ausdrücken Wert verleiht), gibt erst dem *Gang* der Geschichte ihren *tiefen Sinn*. Die Gemeinschaftsformen, zu denen wir uns mehr und mehr hinentwickeln, haben den Sinn und das Ziel, Ungerechtigkeiten, Gegensätze und Konflikte auszuschalten, die Interessen einander anzugleichen und die harmonische Zusammenarbeit der Menschen zu erleichtern und ihre Bruderschaft zu verkörpern und zu verwirklichen.

2. *In der kommenden Weltgemeinschaft muß die menschliche Person respektiert und die Freiheit des Gewissens garantiert sein*

Freiheit des eigenen Denkens; sagen dürfen, was man denkt, ohne (deswegen) ein Verbrecher zu sein; niemals gezwungen werden, Gefühle zu heucheln, die man in Wahrheit gar nicht hat. Ohne diese wesentlichste aller Freiheiten droht alles zu verkümmern: die Demokratie, das vernünftige Denken, auf die Dauer die Wissenschaft selbst. Ohne diese Freiheit ist der Übergang vom Individualismus zum Sozialismus eine Rückkehr zu den Unterdrückungssystemen der Vergangenheit, statt der Vollendung sozialer Entwicklung; ohne sie wird die Antithese der These des Anfangs geopfert, statt durch die Synthese überwunden zu werden.*

Hier wartet auf die Protestanten in den künftigen sozialen Umwälzungen eine besondere Aufgabe: der Schutz und die Bewahrung der Gewissensfreiheit, die sie erkämpft und der Welt geschenkt haben und die ihnen besonders am Herzen liegt. Dieser Aufgabe werden sie nicht gewachsen sein, wenn sie sich auf sich selber zurückziehen und sich von der Entwicklung distanzieren lassen, sondern nur dann, wenn sie auf den Bauplätzen der neuen Welt da sind und zu denen gehören, die sie bauen.

3. *Eine neue soziale Struktur wird neue Menschen nötig haben*

Es könnte zunächst scheinen, als müsse das so stark auf die sozialen Strukturveränderungen und auf das kollektive Ziel der Menschheit gelegte Gewicht das persönliche Heil und die Wiedergeburt des einzelnen Menschen in den Hintergrund drängen. Das trifft keineswegs zu, im Gegenteil.

Vorbei ist eines: jene Einzelfrömmigkeit, die das persönliche Seelenheil zum Selbstzweck macht, völlig ausreichend, um dem Leben des Individuums seinen vollen Sinn zu verleihen, damit aber die im argen liegende Welt vornehm sich selbst überläßt. Des Menschen Wiedergeburt ist von Anfang an verfehlt, wenn sie nicht alsbald den «Geretteten» zum Retter werden läßt, wenn sie, mit andern Worten, nicht ein Beitrag zum gemeinsamen Heil wird.

Betrachtet man aber die Versuche kollektiver Neubildungen näher, also die Gewerkschaften und Genossenschaften oder den modernen Staat mit seiner Demokratie, seinem Dirigismus, seiner Sozialpolitik, seinem wiederausteilenden Fiskalapparat und seinem nationalisierten Wirtschaftssektor, oder geradezu den Kollektivismus, so kommt man bald zum Schluß, daß diese Bildungen sozialistischen Charakters wohl einen Fortschritt nach der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit hin darstellen, daß sie aber auch empfindlicher und fragiler sind als die alten, beispielsweise die

---

* Anmerkung des Verfassers: Das hat in bezug auf die Aktion eine fundamentale Konsequenz, die in der Diskussion zwischen Christen und Marxisten vielleicht das Hauptthema darstellt: Ist das Endziel die Bruderschaft, also ein Ziel qualitativ-sittlicher Art, so sind tatsächlich nur die Mittel wirksam, die diesem Ziel konform sind und es bereits in sich enthalten. Doch haben wir hier diesen Punkt nicht weiter zu verfolgen.

autoritären und kapitalistischen Gesellschaftsformen. Sie sind verwundbarer gegenüber den Verwüstungen, die Unehrlichkeit, Egoismus und Konflikte zwischen Menschen anrichten. Sie erfordern eine größere persönliche Hingabe. Je weiter wir auf der Bahn des Sozialismus fortschreiten, desto mehr verlangt dieser vom Menschen höhere Qualität als die, mit welcher sich der Kapitalismus begnügt.

Welcher ist nun der Menschentypus, den der Sozialismus nötig hat? Das wird der soziale Mensch sein, ein kooperativer Mensch, grundverschieden vom Individualisten bürgerlicher oder lateinischer Prägung, ohne jedoch in die gegenteilige Übertreibung zu verfallen, die des Sowjetmenschen, der so herdenmäßig wirkt, daß er an ein Schaf des Panurg (Rabelais) erinnert — oder an eine Windfahne, was den Sozialismus zu einer langweiligen oder widerwärtigen Kaserne herabsinken ließe.

Es ist also kein Grund vorhanden, die positiven Seiten protestantischer Erziehung zu verleugnen, vor allem das kräftige persönliche Verantwortungsgefühl, diesen Grundpfeiler des Bürgersinns, der die Stärke der protestantischen Länder ausmacht und sie besser als andere befähigt, die persönliche Freiheit mit den Erfordernissen einer kollektiven Wirtschaft in Einklang zu bringen.

Eines muß aber hinzukommen, das uns noch abgeht: der Gemeinschaftssinn oder Mannschaftsgeist, d. h. Sinn für das gemeinsame Interesse, Disziplin des gemeinsamen Handelns, Disziplin der Demokratie: das ist die Kunst, Entschlüsse gemeinsam zu fassen und sie individuell zu respektieren; die Kunst, sich seine Führer selber zu wählen und sie zu kontrollieren, ohne sie zu belästigen.

Bis zu einem gewissen Grad kann das durch Erziehung und Einfluß des Milieus erreicht und so das menschliche Verhalten merklich gebessert werden. Aber das ist noch nicht genug. Darüber hinaus greift für jeden das erschütternde Bewußtwerden seines eigenen Elends, greift die große menschenwandelnde Kraft des Geistes, von der die Christen Zeugnis abzulegen haben, und zwar nicht mit Gnadentheorien, die dem Außenstehenden unverständlich bleiben, sondern durch den Erweis des Lebens, erbracht durch neue Menschen.

*

Heute sind es die Marxisten, die auf die Geschichte mehr Einfluß haben als die Christen, weil sie zum Verständnis der Geschichte den besseren Schlüssel haben. Aber ich glaube, daß das Christentum (ich sage nicht: die Christen) in der Geschichte doch das letzte Wort haben wird, weil es das tiefere Verständnis dafür hat, wie es um das Wesen des Menschen bestellt ist. *Georges Laserre*

Über die wahre Mission der Kirche

Gedanken eines Arbeiters

Basel, den 13. April 1954

Lieber Hansjörg,

Unsere Diskussion über meinen Brief an das Komitee der Ostasien-Mission anläßlich ihrer Gabensammlung hatte mich veranlaßt, über die Stellung unserer christlichen Kirchen, der katholischen wie der protestantischen, und ihrer Missionen zur sozialen Frage in Ostasien noch etwas eingehender nachzudenken.

Wie ich sah, warst Du mit meiner Auffassung über das mir selbst als äußerst wichtig und notwendig scheinende Werk der Mission nicht ganz einverstanden und hast mich auf den Geist der asiatischen Völker verwiesen, der tiefer gehe als der unsre und vom Geist des Materialismus noch nicht so angefressen sei wie der unsre. Ich konnte Dich darauf hinweisen, daß diese Völker eine ganz andere kulturelle Entwicklung hinter sich haben als die westlichen, da sie sich dem Geldgeist nicht so bedenkenlos unterwarfen wie jene — ich erinnere Dich an den Boxeraufstand in China im Jahre 1900 —, wobei ich Dich auf Gandhi, den großen indischen Heiligen, und sein Werk des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit hinwies. Wenn Du meinst, daß die Missionsarbeit in Japan immer noch notwendig sei, will ich das absolut nicht bestreiten, im Gegenteil, nur meine ich, sollte das nicht nur allein mit der Bibel und den Hilfswerken der Nächstenliebe im bisher üblichen Sinn geschehen, sondern so, wie es der bedeutende japanische *Christ, Sozialist* und *Gewerkschaftsführer* in seinem Heimatland getan hat und wie es heute die standhaften katholischen *Arbeiterpriester* in Frankreich tun: mit der *Aufklärungsarbeit* des japanischen Volkes über die herrschende, vornehmlich die unterentwickelten Völker Asiens, Afrikas und Südamerikas ausbeutende kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Mit dieser Sache sollte sich endlich auch die Mission beschäftigen, denn von den Predigten, der christlichen Erziehungsarbeit und Wohltätigkeit allein wird der geistige und leibliche Notstand dieser Völker nicht überwunden und das zum Teil jahrhundertelang von den Weißen ihnen angetane Unrecht nicht aus der Welt geschafft. Jetzt rächt sich für unsre Kirchen an ihrem Missionswerk das *Nicht-sehen-Wollen* all des wirtschaftlichen und politischen Unrechts an diesen Völkern und ihr *Schweigen* darüber vor denen, die die Macht gehabt hätten, solches zu verhindern. Hätten diese das nicht getan, weil es natürlich gegen ihr Wesen und Interesse gewesen wäre, so wäre wenigstens die Mission vor Gott gerechtfertigt gewesen. Darüber hat vor zehn Jahren Herr Dr. Kramer aus Genf ein ganz unmißverständliches Wort gesprochen. Solche ernsthaften Stimmen haben sich bis heute immer wieder vernehmen lassen, fanden aber bei den meisten unsrer Kirchlichen, hauptsächlich den Bemittelten, taube

Ohren. Diese erfuhren wohl aus Missionsberichten und Bildern von der wirtschaftlichen Not der Heidenvölker, hatten aber solche am eigenen Leib noch nie erfahren und konnten und wollten zum Teil auch nicht wissen, wie sie tut. Hierzulande zum Beispiel meinen nämlich viele immer noch, die wirtschaftlichen Verhältnisse seien heute so viel besser geworden als früher, weil heute 8000 bis 10 000 Franken bei ihnen als Normallohn für einen Arbeiter gerechnet werden und sie es nicht glauben können, daß es immer noch gar viele solcher gibt, die mit *4000 bis 6000 Franken* mit ihrer Familie sich durchs Leben schlagen müssen, *aber ebensogut ein Anrecht auf ein menschenwürdiges Leben hätten* wie jene mit 8000 bis 10 000 und mehr Franken. Wobei diese sich von jenen noch belehren lassen müssen, wie sie mit diesem Almosen mit Frau und Kindern am besten durchkommen könnten, während diese selben Leute eine solche Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Grund und Boden verfluchen würden, wenn sie selbst nur für ein Jahr mit solchem Lohn ohne Zusatz ihr Leben fristen müßten. Sie bekommen allerdings keine Gewissensbisse mehr, wenn sie wohlgehalten in einem Berghotel in den Ferien von der Armut im Dorf so gelegentlich etwas vernehmen, so wenig sie daheim einmal ernsthaft darüber nachdenken, wie sich ein ungelernter Arbeiter oder Bauernknecht mit seiner Familie durchs Leben schlägt. Diese Leute finden, daß das nun einmal das Schicksal dieser Mitmenschen sei, in das sie sich halt fügen müssen, und dann sei die Armenpflege ja auch noch da. Wenn schon die Armut in ihrer nächsten Umgebung auf diese gutbürgerlichen Leute keinen Eindruck macht — außer vielleicht einmal in einer Predigt am Sonntag — und weder ihr Verantwortungsgefühl *vor Gott* noch ihr *Schamgefühl* weckt, um wie viel weniger werden sie ihrer Mitmenschen, ihrer Mitbrüder und -schwestern im Osten, Süden, Westen und Norden, überall dort, wo diese in der «Romantik der Armut» leben müssen, gedenken.

Siehst Du jetzt, lieber Hansjörg, wohin mich meine Gedanken über die Ostasienmission geführt haben? Und das ist's, was ich den verantwortlichen Leitern unsrer protestantischen Kirche, vereinzelte ausgenommen, immer wieder vorhalten muß: *ihr bewußtes Beiseitestehen* als wohlmeinende Warner in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit. Diese Leute *wissen* von der Zusammenballung des Kapitals, des geldlichen Besitzes der Vermöglichen in den Banken und Aktiengesellschaften, welche für dessen höchstmögliche Rendite besorgt sein müssen. Sie müssen aber auch davon wissen, wie dieses Geld zur *Mehrwertbildung* in Industrie-, Handels- und andern Unternehmungen angelegt ist und dafür Millionen Mitmenschen, *Geschöpfe Gottes*, von *ihm uns verantwortlich überbundene* weiße, schwarze, braune und gelbe Mitbrüder und -schwestern, noch zu *Hungerlöhnen* mit ihren Angehörigen *zugunsten der Vermögenssteigerung der Besitzenden ein elendes Erdendasein* fristen müssen.

Dieser Gesellschaftszustand ist nicht heutig; man weiß davon schon seit mehr als hundert Jahren. Man weiß von den blutig niedergeschla-

genen Aufständen der ausgebeuteten und entrechteten Arbeitermassen durch die herrschende Klasse in den einzelnen Ländern. Man weiß aber auch von den gottgläubigen bürgerlichen Männern und Frauen, welche diesen Gesellschaftszustand als direkt *gottlos* bezeichneten und sich offen und verantwortungsbewußt auf die Seite der Unterdrückten stellten, um ihnen auf irgendeine mögliche Weise Hilfe zu leisten. Die herrschende Klasse vernahm bei uns in der Schweiz die Stimme Pestalozzis, Vinets, Gotthelfs, Kutters, Ragazens und ihres Kreises, in andern Ländern diejenige Gleichgesinnter. Indessen ist *die Gesinnung der Besitzenden* — mit ehrenden Ausnahmen — *die alte geblieben*. Denk daran, lieber Hansjörg, die bisherigen sozialen Errungenschaften sind nicht das freiwillige, gutherzige Angebot dieser Leute, sondern die Frucht oft harter und langer entbehrungsreicher Kämpfe der sozialistischen Arbeiterschaft. Diese Erfolge weisen auf die *Berechtigung* dieser Kämpfe und deren Notwendigkeit für eine *Vermenschlichung der Gesellschaft* hin.

Das kann aber leider nicht auf dem Weg der Verständigung zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Macht und Recht, zwischen weltlicher und göttlicher Gerechtigkeit ermöglicht werden, denn die Macht des Geldes *ist eine Realität des Teufels*. Zwischen dieser und der sozialistischen Arbeiterklasse gibt es *keine Verständigung*. In diesem Kampf entscheidet allein die *höhere Gerechtigkeit*. Und daß hier nur um diese gerungen wird, das beweisen die fortlaufenden Erfolge seit den ersten Hungerrevolten der versklavten Arbeiter Mitte des letzten Jahrhunderts in England bis zum heutigen Tag. In dieser Zeit hat es sich bewiesen, daß die *sozialistischen* Gewerkschaften auf dem *rechten* Weg und in der *gerechten* Weise zum vorerwähnten Ziel sind, entgegen allen Hemmnissen der von bürgerlich-kapitalistischer und christlicher Seite aufgezogenen Arbeiter- und Angestelltenverbände. Nicht um den Eigennutz, *um den Gemeinnutz*, um ein Stück *Sonnseite* im Leben des Arbeiters, um das Lebensrecht *aller Menschen auf der Welt* wird hier gerungen, weil diese Erde *von ihrem Schöpfer her* zum *Allgemeingut* der Menschen bestimmt worden ist, welcher *keine* Vorrechte des Besitzes an *seinem* Eigentum für eine bestimmte Klasse unter den Menschen geschaffen hat. Um die *Würde* und *Freiheit*, um das *gesicherte* Lebensrecht auch des Geringsten, um die Beseitigung der entehrenden Armengenössigkeit wird hier gerungen. In diesem Kampf verspüren wir Sozialisten *die treibende Kraft der göttlichen Gerechtigkeit* — die leider noch so vielen unter uns verborgen ist —, welche uns des Sieges über die Mächte des Kapitals gewiß sein läßt.

Man beklagt in unsern kirchlichen Kreisen den Rückgang des Almosengebens wegen der staatlichen Fürsorgetätigkeit, durch welche das Liebeswerk der Kirche behindert werde. Demgegenüber finde ich, daß *jeder Mensch* — ich wiederhole — *von Gott her* ein *Recht* auf ein menschenwürdiges Leben hat, und *die Gemeinschaft verpflichtet ist*, für ein solches besorgt zu sein, wenn eines ihrer Glieder irgendwie verdienstunfähig werden sollte. Wohingegen aber jedes irgendwie arbeitsfähige Glied

entsprechend seinem Vermögen zum Selbstunterhalt sich bemühen muß, um sein Brot in Ehren essen zu können.

Schau, lieber Hansjörg, Du wie ich sind nicht schuld, daß wir geboren und in diese Welt und Menschengemeinschaft hineingestellt worden sind. Das ist alles wohlweisliche, alleinige Fügung Gottes, unseres Schöpfers, in welcher uns, wie allen unseresgleichen, von ihm die Lebensaufgabe gestellt ist, unser Teil an die Fortpflanzung, Erhaltung und Weiterentwicklung dieser Gemeinschaft nach bestem Willen, Wissen und Können, zu deren höchstmöglichem Glück, beizutragen. Folglich muß es auch im ewigen Willen Gottes liegen, daß es die *Pflicht* dieser Gemeinschaft sein müßte, für die volle Befriedigung der Lebensbedürfnisse jedes einzelnen ihrer Glieder besorgt zu sein. Als Beispiel hierzu sind uns die ersten Christengemeinden und alle später bis heute nachfolgenden christlichen Glaubensgemeinschaften auf kommunistischer Grundlage gegeben. Hätte sich je die christliche Menschheit in dieser Form weiterentwickelt, dann hätten auf der ganzen Welt wirtschaftlicher Mangel und Not bei den Menschen nie aufkommen können, aber auch keinerlei Krisen, und vor allem die *Kriege nicht!* Das Christentum mit seinen Verantwortlichen ging den Weg des jungen Gottesvolkes, der Juden, es schuf sich seine eigenen Götter und opferte ihnen bis heute, wofür es von diesen ihren «Segen» empfängt.

Aber eben: wir leben nun einmal in *keiner* wirklich christlichen, sondern in einer wirklich *egoistischen* Welt, in welcher nicht Christus, sondern der *Teufel die Realität ist*, eine Realität, in welcher nicht der wahre Geist der Liebe und Gerechtigkeit die meisten «Christen» beherrscht, sondern jener des *Hasses* und seiner Trabanten. Um sich ihres Christseins hie und da zu erinnern, brauchen diese Leute die Wohltätigkeit, welche dann eben doch nur aus ihren Händen, nicht aber aus ihrem Herzen kommt, ansonst sie sich ihres Unrechts einmal bewußt werden müßten. Wie das gemeint ist, könnten sie in Matthäus 5. 23—24, 12. 7 nachlesen. Ein gangbarer Weg, sein Gewissen in dieser Hinsicht zu entlasten, wäre da eine freiwillige Steuererhöhung oder ähnliches. Ein entsprechend bemessener Steuerbetrag wie bei der Altersversicherung, willig entrichtet, wäre bestimmt Gott so wohlgefällig und bei den Menschen so dankens- und ehrenwert wie das Almosengeben. *Mistloch der Gnade* würde Pestalozzi auch das Almosengeben bezeichnen. Hier möchte ich Dir, lieber Hansjörg, die «Stimme Pestalozzis» von Otto Müller zu lesen und zu überdenken sehr empfehlen.

Das Wohlmeinen unserer kirchlichen Leute in allen Ehren; sie bemühen sich um den Frieden und die Eintracht im Volk. Damit ist aber *der Erreger* des Unfriedens, des Hasses und der Zwietracht, der nun einmal leider bestehende *Klassengegensatz*, welchen noch so eindrucksvolle Predigten und Reden nicht aus der Welt schaffen, *nicht* beseitigt. Das wird erst dann einmal eintreten, wenn das Rezept, welches unser Herr Christus dem reichen Jüngling im Gleichnis gegeben hat, daß er alles, was er habe,

verkaufen und es den Armen geben solle oder, so wie ich es verstehe: den Überfluß seiner eigenen Lebensnotwendigkeiten zugunsten der Beseitigung der Armut nach Apostelgeschichte 2. 45—47 hingeben solle, von den *im Überfluß Lebenden befolgt werden wird.* Auch hatte es Jesus in seinem Gleichnis von der gerechten Entlöhnung der Arbeiter im Weinberg (Matthäus 20. 1, 6—7 und 12—13), meine ich, deutlich genug gemacht, daß jeder Mensch *ein Anrecht* auf seinen genügenden Lebensunterhalt hat, auch wenn er *nicht* in der Lage ist, für denselben nach eigener Möglichkeit ganz aufzukommen. Bis diese, *göttlichem* Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden entsprechende Erkenntnis im christlichen Bürgertum wenigstens — vom andern nicht zu reden — einmal aufgebrochen ist und es sich für die materielle und geistige Armut und Not nicht nur im eigenen Land, sondern in der ganzen Welt mitschuldig und mitverantwortlich fühlt, *solange werden die Klassengegensätze bestehen* und die Kämpfe für die Beseitigung der Armut nicht aufhören. Es gibt nun einmal von *Gott* her *keine* gesonderten Lebensrechte für die Besitzenden und keine gesonderten für die Armen, sondern, wenn wir nach der Lehre *Christi* von der Gotteskindschaft *aller* Menschen *ein und denselben Vater* im Himmel haben, so haben wir das Recht, zu glauben, daß *dieser* Vater für uns alle *nur einen Tisch* gedeckt hat und er an demselben *keine* Vorrechte an Speise und Trank und allen andern Lebensnotwendigkeiten an einzelne seiner Kinder eingeräumt haben will. Also sind es einige dieser Kinder selbst, welche sich eigenmächtig, entgegen dem väterlichen Gebot, gewissen- und rücksichtslos auf Kosten der andern, Schwächeren *Vorrechte* geschaffen haben, welche nun zwischen diesen beiden Parteien zum Streitobjekt geworden sind und es bleiben werden, bis sie beseitigt sind.

Und da beschuldigt das Bürgertum die Sozialisten und Gewerkschafter wegen ihres Klassenkampfgeistes, als ob es ein Unrecht oder Verbrechen wäre, für das Recht auf ein menschenwürdiges Leben der Arbeiterklasse zu kämpfen, zu kämpfen für ihre Klassengenossen in *Asien, Afrika* und *andern* Orten in der Welt im Geist der Bruderschaft und der Weltverbundenheit. Und wenn die christlichen Kirchen, unsre evangelische vornehmlich, es mit uns Sozialisten, so wie Blumhardt in Deutschland und Ragaz in der Schweiz und ihresgleichen Kagawa in andern Ländern es taten, gehalten hätten statt mit dem Götzen Geld und seinem Anhang, dann stünde es um die wirtschaftliche Gerechtigkeit jedenfalls um manches besser, als es heute ist. Mit dem gemeinsamen Kampf um eine gerechte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung hätte auch der Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit in den Massen der Gottentfremdeten und Heiden wieder mehr Raum gewinnen können, wodurch dem gottlosen, gewaltgläubigen bolschewistischen Kommunismus ein großer Teil seiner Werbekraft entzogen worden oder dessen Aufkommen in seiner heutigen Gestalt überhaupt verunmöglicht worden wäre — und damit die heutige politische Hochspannung und die Weltangst vor der

Atombombe wie die Voraussetzungen jedes Krieges überhaupt beseitigt worden wären.

Aber unsere Kirche stellte sich, zugunsten der herrschenden Klasse, nicht grundsätzlich zu denen von der Landstraße und den Zäunen und ihren Nöten und Bedürfnissen, mußte man an diesen doch jemanden haben, an welchen man vor Gott und den Menschen seine Nächstenliebe in der Wohltätigkeit ins Licht stellen konnte nach dem sonntäglichen Mahnwort: «Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.» Als ob das alles nicht schon längst überflüssig geworden wäre, wenn *seine* Güter nach dem Maß *seiner* Gerechtigkeit unter den Menschen je *brüderlich* verteilt worden wären. Aber eben, dann wäre es zu einer «schrecklichen» Vermassung, zu einem Ausgleich der gesellschaftlichen Gegensätze gekommen, von der gar viele, die heute in gutbürgerlichen Verhältnissen leben, *nichts wissen wollen*, weil solches doch ihr Standes- und Erhabenheitsgefühl verletzt hätte: denn man muß doch auch noch unterscheiden können, was gebildet und ungebildet ist!

Das ist's, was mich immer wieder erbittert, dieser einfältige Standesdünkel, dieses hochnäsige Distanzhalten der bessersituierten Gesellschaft von den Niedrigen, ohne deren Dasein sie überhaupt gar keine Lebensmöglichkeit hätten, außer sie müßten sich selbst bedienen. So nehmen jene die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten ihres Erdendaseins, ohne sich darüber im mindesten Gedanken zu machen, daß *diese* es sind, welche mit ihrer Hände und ihres Kopfes Arbeit, unter oft ungenügendem Lohn und Verzichtleistenmüssen auf mancherlei Lebensnotwendigkeiten und Freuden, ihr Wohlbefinden ermöglichen. Demgegenüber will ich die oft langen und erbitterten Lohn- und Arbeitszeitkämpfe erwähnen, welche die Arbeiter für ein einigermaßen lebenswertes Dasein für sich und die Ihren führen müssen, wobei mitunter noch um das *Existenzminimum* gerungen werden muß. Wenn man dann ab und zu von christlicher Seite noch hören muß, daß es so in der Weltordnung Gottes liege, daß es Herren und Knechte geben müsse und es zu Jesu Zeiten schon so gewesen sei und er diese Ordnung gebilligt habe, dann will einem das Blut schon in Wallung kommen ob solcher Einsichts- und Herzlosigkeit. Als ob Jesus je einen solchen Gesellschaftszustand als einen gerechten, gottgewollten gebilligt hätte, *als ob nicht gerade er*, wie die Propheten im Alten Bund, *mit aller Schärfe* gegen *die* Ausbeutung der Armen *auf seine Weise* losgezogen hätte, weshalb er dann den ganzen Haß der Reichen und der kirchlichen Obrigkeit, die zugleich auch die staatliche war, auf sich gezogen und zuletzt von ihnen als Volksverhetzer und Gotteslästerer ans Kreuz gebracht worden ist. Und wie viele edeldenkende Männer und Frauen sind seither, weil sie aus tiefstem Gerechtigkeitsgefühl und warmer Bruderliebe sich für Unterdrückte und Ausgebeutete selbstlos einsetzten, von weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten hingemordet worden. Bei den ersten Christengemeinden hatte sich *der wahre Geist Christi*, der Geist der wahrhaftigen Bruderliebe, *so wie er es wirklich gemeint hatte*, offenbart. Dort wurde

dieses Wort *in die praktische Tat umgesetzt*, dort wurde aber auch verstanden, was der Herr Christus noch mit dem andern Wort (Joh. 18. 36), «*Mein* Reich ist nicht von *dieser* Welt», gemeint hatte. Darum galt für diese Christen nicht das Sittengesetz *dieser* Welt als das oberste, *sondern das Gesetz Gottes* und die *überlieferten Anweisungen ihres gekreuzigten und auferstandenen lebendigen Herrn und Meisters*, für welchen sie aber auch zu *leiden* und zu *sterben* bereit waren, was bekanntlich nicht ausblieb. Das wurde dann freilich anders, als diese Brüdergemeinden sich zur festorganisierten Kirche entwickelten und diese mit der Staatsobrigkeit, dem «Kaiser», und dem öffentlichen Leben ins *Einvernehmen* kam und sie sich gegenseitig *anpaßten*. Es kam einerseits zur Verkirchlichung des Staates, anderseits zur *Verstaatlichung* der Kirche. Damit hatte die Kirche ihre Freiheit *verloren*. Damit verflog aber auch der Geist der verbindenden Liebe, der wahren Brüderlichkeit der Gemeindeglieder untereinander, wodurch dem Geist der *Eigeninteressen*, dem Geist *dieser Welt* das Eindringen in die Gemeinschaft ermöglicht wurde. Daraus entwickelte sich dann ein Christentum, welches notwendigerweise zur Reformation führen mußte.

Auf der Zinne des Tempels in Jerusalem und auf jenem Berg, auf welchem der Geist des Bösen an Jesus vor seinem Antritt in seine Verkündigung der Botschaft vom Reich Gottes herantrat, um ihn davon abzuhalten, hatte sich für die kommende Menschheit *ganz Gewaltiges* entschieden. Dort wurde durch die *Standhaftigkeit Christi* der nun beginnende Kampf zwischen dem Geist des *Guten* und dem Geist des *Bösen* in der Welt, zwischen *Gott und dem Satan in den Herzen der Menschen eröffnet*. Und nun verkündete Jesus mit der Aufnahme seiner Lehrtätigkeit die Botschaft vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit und daß *vor Gott alle Menschen seine Kinder* und als solche zum ewigen Leben berufen seien, wenn sie ihre Lebensweise nach *seinen* Geboten einrichten würden. Die Welt Gottes der wahren Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe war den Menschen jetzt aufgetan, an ihnen lag es nun, die Welt in diesem Geist einzurichten. Ihnen war es jetzt in völliger Freiheit überlassen, für welchen dieser beiden Geister sie sich entscheiden, zu welchem sie sich bekennen, nach welchem sie ihren Lebenswandel gestalten wollten. Für diese Entscheidung hatte Jesus *als der Sohn Gottes und dessen Stellvertreter auf Erden* die klare Weisung gegeben: «Wer nicht *für* uns ist, ist *wider* uns», und mit seinem Hinweis, daß sein Reich nicht von *dieser* Welt, der des Irdischen, Vergänglichen, Ungöttlichen, sei, hatte er aber auch deutlich gemacht, daß die Menschen sich zwischen dem Geist des Guten und dem Geist des Bösen *zu entscheiden haben*.

Da regt sich in mir die Frage: Wo steht die sich als *christlich* bezeichnende Menschheit heute? Ich für meinen Teil glaube: vor der *Selbstvernichtung* unter Einbezug der Ungläubigen und Heiden. Denn mit einer Sinnesänderung in Hinsicht auf die Abkehr vom Glauben an das Geld und die dessen Interessen schützende staatliche Gewalt, die heute noch

für viele eine Idealgemeinschaft bedeutet, ist weder bei den Ungläubigen noch den Heiden — außer einmal in Indien — und noch viel weniger bei unsern Christen zu rechnen. Diese zwei irdischen Mächte, *Geld* und *Gewalt*, sind heute noch eine *untrennbare Einheit*; die eine ist, um bestehen zu können, auf die andere angewiesen. Wird der Macht *Militär* das Geld entzogen, so wird ihm sein Lebensnerv *durchschnitten*; wird der *Geldmacht* ihre Stütze, die verstärkte Polizei, das Militär, entzogen, wird ihr das *Rückgrat gebrochen*. Diese beiden Mächte sind das *geistige* Fundament unsrer heutigen bürgerlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit ihren Krisen- und Kriegsgefahren und verursachen als solche *die herrschende Weltangst*. Dieses ist wiederum die Folge des *Abgleitens* der herrschenden Gesellschaft *von der Ordnung Gottes*, um sich *selbst* eine Ordnung zu geben, welche ihren *eigenen* Interessen entsprach. Die sich in derselben nun bildenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegensätze mußten zu den Spannungen führen, welche heute zu einer höchsten Lebensgefahr für alle Völker geworden ist. Diese haben sich *innerlich* von Gott und seinem Gesetz *gelöst*, was besteht, *ist Schein*.

Wir wollen diese Gedanken noch ein wenig weiterspinnen, lieber Hansjörg, da wir gerade von der Kriegsangst sprachen:

Diese Christen, voran ihre politischen und kirchlichen Obrigkeiten, stellen sich als *Nationalisten — mit wenig Ausnahmen* — aus falsch verstandener Vaterlandsliebe gegen das Gebot Gottes «Du sollst nicht töten», getreu ihren Vorfahren, welche das Vaterland als *heilig* erklärten und mit diesem *das Volk* zum *Götzen* erhoben haben, um dessetwillen sie bereit sein müssen, massenweise unschuldige Mitmenschen zu töten oder sich selbst für Vaterland und Volk töten zu lassen. Sie haben das Geld, ihre Wissenschaft, Technik und Wirtschaft zu ihren *Götzen* erhoben, indem sie diese *höher* achten als Gott und dessen Schöpfung selbst, insbesondere *sein Ebenbild*, den Menschen, welche beide sie, ihrer *göttlichen* Bestimmung *entgegen*, um des *Geldes* und *irdischer Güter* willen *mißbrauchen*. Sie haben den *Sonntag*, den Tag des Herrn, zum *Götzen* erhoben, indem sie ihn um des *Geldes* willen zum *Markttag*, zum geistlosen Sport- und Vergnügungsbetrieb *erniedrigten*. Daß die Mißachtung nur dieser Gebote folgerichtig auch die *aller andern* in sich schließt, ist nur natürlich, wenn man bedenkt, daß Götzendienst *Abfall von Gott* bedeutet. Deshalb bin ich fest überzeugt, wenn Christus heute als unbekannter Wanderprediger in unsre oder eine andere Stadt oder aufs Land hinaus käme und in demselben Geist auftreten würde wie einst, *würde er genau das selbe Schicksal* von den Herrschenden und dem von ihnen aufgehetzten Volk erleiden müssen wie damals, natürlich nur in anderer äußerer Gestaltung. Denn die Verhältnisse sind wohl andere geworden, *der Menschengeist ist aber der selbe geblieben*. Wie damals würde der Herr Christus auch uns Christen sagen, und dazu wahrscheinlich noch mit ganz anderer Betonung: *Mein* Reich ist *nicht von dieser Welt*. Womit er doch

sicher nichts anderes als das Leben und Treiben der menschlichen Gesellschaft in *dieser* unsrer Welt gemeint haben kann. Denn seit Jahrhunderten wird von unsern Kirchen, *als den Verwaltern der Botschaft des Herrn Christus*, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und sein *Evangelium von der Bruder- und Feindesliebe* fast täglich irgendwie verkündet; indessen stehen wir vielleicht unmittelbar vor einem neuen Krieg, in welchem die Menschen, als Auswirkung ihrer gegenseitigen Feindschaft, auf sich selbst, das heißt die einen gegen die andern Völker, Feuer «vom Himmel» regnen lassen, worin sie mit aller andern Kreatur elendiglich verbrennen.

Hier werden dann wohl unsre Kirchenobrigkeiten ihre Hände, wie Pilatus, in Unschuld waschen und sagen: Hieran sind *wir* uns keiner Schuld bewußt, *wir* haben immer gewarnt, immer den Frieden und die Liebe verkündet. Da stellt sich für mich die schwerwiegende Frage, lieber Hansjörg: Wessen Schuld sollte es dann sein? Etwa die der Ungläubigen oder der Heiden? Oder nicht auch unsere und die *aller christlichen Kirchen*? Bei jenen ist es unbestritten, denn ihr Gott, ihr Höchstes und Heiligstes, ist ihr *Ich* innerhalb ihrer Zwangsgemeinschaft. Die christlichen Kirchen aber werden sich bei ehrlicher, offener Selbstprüfung von der *Mitschuld* nicht freisprechen können, denn sie haben es seit dem Ende der Christenverfolgungen und später beim Aufkommen des Nationalismus vor 150 Jahren *unterlassen*, sich entschieden und furchtlos dem Geist der Gewalt, dem Kriegsgeist, dem Geist *dieser* Welt *zu widersetzen*, um *dem Geist Jesu Christi*, des Fürsten des Friedens und der Liebe, des Reiches Gottes, freie Bahn zu schaffen. Diese Kirchen sind *ihrem Herrn und Meister, in dessen Namen und Vollmacht* sie *seine* Lehre bis heute verkündigten, *nicht* nachgefolgt. Sie haben an ihm gehandelt wie Petrus vor dem dritten Hahnenschrei, *an ihm*, der eine Weile vorher zu diesem sagte: «Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer zum Schwert greift, wird durchs Schwert *umkommen*.» Womit er seinen damaligen und den kommenden Nachfolgern durch alle Zeiten *eindeutig und klar* den Weg zu seinem Reich der Gewaltlosigkeit und Feindesliebe gewiesen hatte, welchen die Frühchristen glaubensmutig und treu *bis in den Märtyrertod* gegangen sind. Für diese Zeugen gab es *keine* Neutralität in Glaubensdingen, sie gaben dem Kaiser, was des Kaisers war, sofern sie es mit ihrem Glauben vereinbaren konnten, *vorerst aber Gott, was Gottes ist*. Was ihnen dann allerdings von seiten des Kaisers Gefängnis und noch Schwereres eintrug — bis sich die später aus den Gemeinden heraus *organisierte Kirche* mit dem Kaiser versöhnte, *sein Freund wurde*, bei ihm zu Ehren kam und sich seines Schutzes erfreuen konnte *bis zum heutigen Tag*.

Diese Freundschaften hatten sich gelohnt. Denn seither konnten ihre Schafe mitsamt ihren Hirten in Frieden leben, da die Kirchen für die Sache des Kaisers, das heißt *der jeweils herrschenden politischen Machthaber*, Verständnis fanden, bis an Einzelne oder Grüpplein, welche am

Glauben festhielten, daß *Christi* Reich nicht von *dieser* Welt sei, in welcher der Geist des Bösen seine Macht aufgerichtet hat, der zu dienen sie sich weigerten. Denn nach *ihrer* Glaubensauffassung hatte Jesus nicht für die Interessen der Mächte *dieser* Welt gelebt, gelitten und ist für sie gestorben, sondern für die Welt *seines Vaters*, welche er den Menschen offenbarte. Deshalb kann niemand von Jesus den Auftrag erhalten haben, seiner Lehre und seinen Worten einen andern Sinn zu unterlegen als den, wie ihn die Urkundenschrift, die *Bibel*, wiedergibt. Deren Sinnesumdeutung besorgten dann eigenmächtig, als «göttliche Eingebung», als «geistige Erleuchtung» von oben, die jeweiligen Kirchenobrigkeiten nach dem Stand wissenschaftlicher Erkenntnis im Interesse ihres «kaiserlichen Freundes», welcher sie dafür *in seine Fürsorge nahm* und ihr Wissen vom Reich Gottes wie die übrigen Wissenschaften zum Lehrfach an seinen Hochschulen erhob. Aus dem schlichten Laienpredigeramt der Apostelzeit wurde ein solches der Hochschulbildung.

Vom römischen Kaiser Konstantin an, welcher im Jahre 325 das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte, kamen im Lauf der seither vergangenen Jahrhunderte andere kaiserliche, königliche, republikanische, diktatorische Obrigkeiten an die Macht, mit welch ersteren drei die Kirchen befreundet blieben, während sie sich den letzteren gegenüber den Umständen entsprechend gefügig erwiesen, vornehmlich die katholische Mussolini gegenüber. Unter dem Schutz der weltlichen Obrigkeit und deren Fürsorge fühlten sich die Kirchen gesichert, wofür diese sich dann auch auf ihre Weise dankbar zeigten. Gestützt auf das Wort des Apostels Paulus (Römer 13, 1—7) «Seid untertan der Obrigkeit ... die ist von Gott verordnet» — ob es die kommunistische wohl auch ist? — brachten die Kirchen es fertig, das Gebot *Jesu Christi* (Matthäus 22, 21—22) «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, *Gott aber, was Gottes ist*» in Übereinstimmung mit dem Gebot des Paulus zu bringen, und konstruierten daraus für ihre Gläubigen *die Gehorsamspflicht* dem «Kaiser» und seinen Gesetzen gegenüber bis zum heutigen Tag. *Diese Paarung* führte dann zur *Vermischung* des *Gesetzes Gottes* mit dem *heidnischen* Gesetz und umgekehrt zur *Durchsetzung* des *urchristlichen* Glaubensgutes mit dem des *heidnischen*, was in bezug auf die *Gewaltanwendung* ganz eindeutig zum Ausdruck kam. Hier erlitt die *Friedens- und Heilsbotschaft* Christi, und mit ihr der christliche Glaube, *ihre tiefste Erniedrigung*, welche sich *bis heute erhalten hat!* Kein Wunder, wenn er seine ihm innewohnende revolutionäre Kraft *verloren hat*. Damit wurde das Gebot Gottes «Du sollst nicht töten» *erledigt* und den «christlichen» Obrigkeiten freie Bahn geschaffen für die Interessen ihrer Völker, das heißt deren *herrschender Schicht*, die Gewalt nach *ihrem* Gutdünken spielen zu lassen, sogar gegen ihre *eigenen*, gegen die *Unterdrückung* und *Ausbeutung* seitens dieser Schicht sich wehrenden Bürger.

Das alles wurde und wird von den Kirchen, weil nach Paulus in der «Ordnung Gottes» liegend, als zu Recht bestehend geschützt und mit der

Bejahung der Gewalt *der Krieg* gerechtfertigt und als Fügung oder Strafe Gottes — als ob Krieg nicht *alleinverschuldetes* Menschenwerk wäre und *im Widerspruch zu Gottes Willen* stünde — hingenommen. Aber auch mit der Befürwortung einer sogenannten *Polizeiaktion* gegen einen gefährlich werdenden Feind *wird diese zum Krieg*, denn auch das *widerspricht* dem Gebot der *Feindesliebe* und dem des *Nichtwiderstehens*, wie es *unser Herr und Meister gelehrt hat*, worüber wir Christen uns von einem großen Heiligen *der Heiden, Mahatma Gandhi, belehren* und *beschämen* lassen müssen! Wie könnte übrigens auch eine Polizeiaktion mit der *Bergpredigt* in Übereinstimmung gebracht werden, ohne jenen Prediger *auszuschalten*?

Ist es denn immer noch nicht genug an den vielen Tausenden von Blutzeugen, Verbannten und Eingekerkerten, welche um ihrer Glaubenstreue willen schon gelitten haben und in *europäischen Ländern*, in Rußland, seinen Satellitenländern und in Spanien, heute noch leiden; die anklagend ihre Stimmen gegen die Kirchen *wegen ihrer Untreue* gegen ihren Herrn erheben, wovon die schreiendsten nicht jene gegen die Gewalt des «Kaisers», der herrschenden Klasse, sind, *sondern jene gegen die Verfolgung der Angehörigen der einen christlichen Glaubensrichtung gegen die andere* unter dortigem «kaiserlichem» Schutz. Für diese, auf den höchsten Herrn, auf Gott, als dessen Werkzeug sich berufende Staatsgewalt halten es unsre Kirchen immer noch für notwendig, ihr ihre Geistlichen als Seelenhirten *in militärischer Uniform* als Feldprediger zur Verfügung zu stellen. Wobei es sich hier doch weniger darum handelt, die Bürger im Wehrkleid auf die Gebote Gottes, zum Beispiel des *Nicht-Tötens*, oder auf den Sinn der Bergpredigt hinzuweisen, sondern ihnen ihre Soldatenpflicht im Kriegsfall gegenüber dem «gottgegebenen heiligen Vaterland» ins Gewissen zu rufen. Als ob das in Zivilkleidern nicht auch ginge. Wie meinte es doch der Herr Christus, der so sagte: *Mein* Reich ist *nicht* von *dieser* Welt; tut niemandem *Gewalt* an; liebet eure *Feinde*; vergeltet nicht Böses mit *Bösem* und ähnliches mehr?

Die *Bejahung* der Gewalt ist unsern Kirchen *zum Fluch* geworden, welchen sie mit noch so hohen Kirchtürmen, noch so großen und feierlichen Prozessionen oder Kirchenkonferenzen, noch so schönen Predigten, noch so langen Gebetswochen nicht werden bannen können, außer sie *bekennen* sich mit der *Tat* und der *Wahrheit* zu dem von *dieser* Welt *Gekreuzigten* und zu *seiner* Botschaft vom *Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit*, will heißen: zum *urchristlichen Gemeinschaftsgeist*, da man weder *Eigentum* noch *Standesunterschiede* kannte, da von den Gütern, die sie hatten, *keiner* sagte, daß sie *sein* seien, und da einer dem andern jederzeit zum Dienst bereit war.

Du wirst mir, lieber Hansjörg, mit noch vielen entgegenhalten: Wir leben noch nicht im Jenseits, in Utopia, sondern immer noch im Diesseits, in einer Welt der harten, unerbittlichen Realitäten. Einverstanden. Aber *welche* Realitäten gelten für die christlichen Kirchen als die nächstliegen-

den? Diejenigen der weltlichen oder diejenigen der *göttlichen* Obrigkeit? Darüber wird wohl bald einmal entschieden werden müssen. Vielleicht ist unsern Kirchen noch eine Gnadenfrist eingeräumt, sich für die eine oder andere dieser Realitäten zu entscheiden, bevor die heutige Menschheit mit all ihrem Geld, ihrer hohen Wissenschaft und Technik als Endergebnis ihrer Leistungen unsre wundervolle, erhabene Schöpfung Gottes *in ein einziges ungeheures Gift- und Flammenmeer verwandelt*, in welchem sie elendiglich zugrunde geht.

Ich muß Schluß machen, lieber Hansjörg. Du siehst jetzt, wohin ich mit meinem Nachsinnen über die Ostasien-Mission gekommen bin. Du bist jedenfalls mit verschiedenem, was hier steht, wieder nicht einverstanden, wenn Du aber ein wenig darüber nachdenken willst, soll's mich freuen.

Damit grüße ich Dich herzlich, und auf Wiedersehen.

Dein *Oskar Wagner.*

Die „endzeitliche" Gestalt der „sozialen Frage"

Bei der Erörterung der «sozialen Frage» (also auch des «Sozialismus») bleibt die wichtige Kategorie der «Zeit und Stunde», in der die Frage hier und heute steht, meist außer Betracht, so daß die «Problematik» mehr oder weniger abstrakt oder «ideologisch» behandelt wird. Es kommt nicht in den Blick, daß die Stunde, in der die Frage steht, *«sehr vorgerückt»* ist, daß daher die Antwort «sehr bald» gegeben und eben gerade das, was *diese* (vorgerückte) Stunde fragt, beantwortet werden muß.

Die «soziale Frage», hier und heute mit letzter Dringlichkeit gestellt, ist eine Frage geworden, die nun «auf Leben und Tod der Gesellschaft» geht, weil ihr in mehr als hundert Jahren keine zureichende Antwort zuteil geworden ist. Man muß sich der Glut dieser «brennenden» Frage aussetzen, um in tiefster Seele zu spüren, welche Not denn hier brennt; so wird man «engagiert», in der «Existenz» getroffen (nicht nur im — wissenschaftlichen — Bewußtsein) und vermag zu erkennen, daß diese «soziale Frage» hier und heute mehr als einen «Ismus» als Antwort fordert. Die Geschichte hat gelehrt, daß Ismen immer wieder nur Ismen gebären können, ideologische Früchte der *Urmutter Rationalismus*, deren Stunde zu Ende geht. Ein Ismus, der spät noch fruchtet, gebiert nur einen vergreisten *«Revisionismus»*, der niemand «begeistert»; versucht er aber, sich mit Leidenschaft zu füllen, so endet er im *«Fanatismus»*. Beide Antworten werden dem Charakter der «sozialen Frage» nicht gerecht.

Die «soziale Frage» wird hier und heute an den «Westen» vom *Bolschewismus* gestellt. Er selbst ist die fanatische Antwort auf die Frage,

eine «totalistische» Antwort, die die Welt in Schrecken versetzt hat. Der «Westen» wird sich tief zu besinnen haben, um auf diese fanatisch gestellte Frage die rechte Antwort zu finden. Soviel ist sicher: alte (restaurierte) Formeln, die in den Stürmen von 1914 und 1933 längst ihre Vermorschtheit erwiesen haben, sind untauglich zur Antwort. Auch ein «Revisionismus» also, der nicht an die Wurzel dringt, sondern nur soziologisch-ökonomisch oder politisch kurieren will, reicht bei weitem nicht hin, um der Schärfe dieser Fragestellung zu entsprechen. So drängt sich die Versuchung auf, dem Fanatismus der Fragestellung eine fanatische Antwort zu geben, den Bolschewismus mit dem *Anti*bolschewismus zu erwidern, ihn mit einem «demokratischen Fanatismus» oder «fanatischen Demokratismus» zu kontern. Dies führt zwar geradenwegs in den Neofaschismus, wie sich heute schon deutlich genug zeigt; aber manche westlichen «Dialektiker» glauben, daß dies in der Endphase der «sozialen Frage» unvermeidlich sei, und gewisse Gläubige, die schon lange das Kreuz gegen einen Ismus vertauscht haben (heiße er Katholizismus oder Protestantismus) überlassen sich auch «getrost» diesem verderblichsten Wahn: nach dem Endsieg könne man ja wieder zur «freiheitlichen» Demokratie zurückkehren, aber für den Kampf mit einem fanatischen Totalismus müsse man selber fanatisch totalistisch werden — natürlich in einem guten Sinn: als «göttlicher» Totalist sozusagen oder, weniger theologisch, als «totaler Verfechter des Guten».

Alle diese Antworten werden der «endzeitlichen» Gestalt der «sozialen Frage» nicht gerecht; diese Gestalt dringt gebieterisch auf tiefste Besinnung über die Fundamente der menschlichen Gesellschaft wie auf die letzten Gründe ihrer Entartung.

Es ist ja nicht allzu schwer zu erkennen, daß die «Kollektivierung» der Sozietät (die fanatische Antwort des Totalismus) im Grunde nichts ist als die Kehrseite des liberalistischen Individualismus: der Kollektivismus ist ein ins Riesenhafte aufgeblähter Individualismus. *Beiden* Entartungen liegt das gesellschaftliche Leitbild des *Bürgers* (als Bourgeois) zugrunde. In Hinsicht auf den Bolschewisten hat dies der tiefblickende *Nikolai Berdiajew* (gestorben 1949) klar ausgesprochen:

«Dieser bürgerliche Emporkömmling wird noch schlechter sein als der erste (Bourgeois); in den Flitterwochen seiner Siege wird er den Eindruck eines dem soliden und gewichtigen Bürger sehr unähnlichen Umstürzlers machen. Dieser neue Bürger wird die Macht noch mehr lieben, wird sich noch schonungsloser den Schwachen und Gestürzten gegenüber verhalten, wird sich noch mehr von seiner eigenen Macht berauschen lassen. Und der Rest von Sündengefühl, der noch im alten Bürgertum dem bürgerlichen Geist gewisse Grenzen zog, wird bei dem neuen Bürger gar vollends verschwinden. Dieser wegen seines Atheismus erschreckende Typus des neuen Bürger-Eroberers erstand in Rußland im Kommunismus. In ihm drückt sich der eigentliche Geist des Bourgeois in einer völlig reinen, durch nichts geschwächten und beeinträchtigten Form aus. Endgültig und

uneingeschränkt bekennt sich hier der neue Bürger zur Religion der irdischen Herrschaft, der irdischen Macht, der irdischen Glückseligkeit.»

Zwischen der Scylla des bolschewistischen Kollektivismus und der Charybdis eines heraufkommenden totalistischen Neofaschismus (als der letzten Entartungsform des bourgeoisen Individualismus) steht heute der demokratische Sozialismus in einer *letzten Chance* der Bewährung. Und *die Stunde ist sehr vorgerückt!* Und *die Belastung aus der Vergangenheit ist äußerst gefahrvoll!* Welche Antwort hat der demokratische, freiheitliche Sozialismus in dieser Stunde zu geben? Er ist nicht nach einem Revisionismus und nicht nach einem Fanatismus gefragt! Was ist das Dritte? Welches ist der Weg zur entscheidenden Antwort?

Es ist natürlich abzuweisen, wenn dem Sozialismus geraten wird, «christlich» zu werden. Der Sozialismus ist ja aus der großen Not geboren worden, daß die Christen versagten, als die «soziale Frage» zum erstenmal gestellt ward. Und nun, wo die Frage zum letzten Male auch an sie gestellt ist, mit der gleichen Schärfe wie an die Sozialisten: was haben sie zu bieten als Antwort? Die *ödeste Bürgerrestauration!* Ein Bürgerchristentum, vor dem jedem geistig lebenden Menschen graut; sie sind in die «christliche Politik» geflüchtet, den großen *Selbstbetrug* des zwanzigsten Jahrhunderts, und wähnen, damit die «soziale Frage» beantworten zu können. Das Fiasko dieser Politik zeichnet sich bereits in allen Ländern Europas ab, denn das Christliche war nur ein Deckmantel für den bourgeoisen Individualismus und Machiavellismus, der an der Macht bleiben wollte um jeden Preis. Nein, «das Christentum (Europas) ist in den Untergang des Bürgertums hineingezogen, und es ist sicher (!), daß aus dieser Schicht eine Rettung nicht mehr kommen kann», sagt der *Prälat Grosche* von Köln. Zu solchem Christentum sich hinzuwenden, hieße sich in den eigenen Untergang wenden. Die aufrichtigen Christen haben selbst nach einer neuen und besseren Antwort auf die «soziale Frage» zu suchen, als die «christliche Politik» sie zu geben vermag. Vielleicht berührt sich diese Antwort eng mit der, die den Sozialisten durch die «vorgerückte Stunde» nahegelegt ist?

Mir scheint, daß sich in drei Punkten die Struktur der wahren Antwort deutlich genug abzeichnet:

1. *Die «soziale Frage» kann nicht mit Gewalt beantwortet werden*

Die «Liquidation» der anderen «Klasse» oder doch ihrer Spitzen löst das Problem nicht, weil es die sozialen Sieger «kainitisch belastet». Mit Kain kann man keine «neue Gesellschaft» begründen. Es gilt das Wort Gertrud von Le Forts: «Ich weine, weil du nicht begreifst, daß alles, was mit List oder Gewalt gewonnen wird, schon von vornherein verloren ist.» Die Geschichte ist eine einzige Lehre dieses Satzes.

Gewaltlösungen durch «Bürgerkrieg» haben hier und heute zudem die Tendenz, universal zu werden, sich zum *Weltbürgerkrieg* auszu-

weiten. Dieser ist heute totaler Krieg, der unter Einsatz der scheußlichsten Massenvernichtungsmittel geführt wird. Solche Kriege sind nur wahrhaft satanische Antworten auf die «soziale Frage». Die Tarnung mit einer unumgänglichen «Verteidigung» demokratischer Werte und Institutionen kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß schon die Akzeptierung des «*Wehrzwangs*» durch die Demokratie den demokratischen Grundwert der Freiheit dispensiert hat. Auf *diesem* Verteidigungspfad wird zur Verteidigung der Freiheit die Freiheit umgebracht. Es ist dies ein kurzschlüssiger Trug, so verlogen wie der einer Verteidigung des «Vaterlandes» oder von «Weib und Kind» in Kriegen, in denen solche Formeln jeden Sinn verloren haben.

Im demokratischen Sozialismus ist immer eine «pazifistische» Grundströmung vorhanden gewesen, sie war aber völlig ungenügend unterbaut und wurde demgemäß bei der ersten Bewährungsprobe überspült. Es ist in dieser Stunde notwendig, daß einer sozialistischen Gewaltlosigkeit ein politisch-ethisches Fundament gegeben wird, das den Erfordernissen dieser Stunde entspricht. *Nikolaus Koch* hat in seinem Buch über «Die gewaltlose Revolution» (Tübingen, 1951) hierzu Wege gewiesen. Nur auf diesen Wegen wird der große Sündenfall des Sozialismus von 1914 überwunden werden; nur in dieser Gesinnung der «Gewaltlosigkeit», die, richtig verstanden, ein gewaltiges Potential an Friedenskraft freilegt, wird der Widerspruch eines «preußischen» oder «soldatischen» Sozialismus aufgelöst, der zum Mitläufer des bürgerliberalen *Imperialismus* geworden war.

2. *Die «soziale Frage» kann nicht vom Bewußtsein allein beantwortet werden*

Das heißt nicht etwa, daß sie antirationalistisch-mystisch beantwortet werden müßte. Nein, es heißt aber, daß das Bewußtsein nicht die humane Ganzheit ist. Dieses Bewußtsein hat sich, in der «Neuzeit», vom *Gewissen* abgespalten und ist seinen eigenen Weg gegangen, lange Zeit hindurch einen Weg großer Erfolge und aufsteigenden «Fortschritts». Aber mit dem Einbruch der großen Kriegskatastrophen wurde offenbar, daß die Orientierung, der Kompaß, verlorengegangen war: der Weg hatte in den Untergang in massenmörderischen Greueln geführt. Die *rationalistische* Antwort auf die «soziale Frage» erwies sich als unzureichend.

Wunderbarer Anblick, bei aller Schuld und allem Scheitern, wie am 20. Juli 1944 in einer deutschen Elite, in der die Sozialisten nicht die letzten waren, *das Gewissen aufbricht*, die vergessene ethisch-religiöse Herzinstanz des Menschen, die das Bewußtsein an die *Verantwortung* bindet! Die dämonische Verschlossenheit ins Kollektiv wurde vergeblich aufzubrechen versucht; aber das Signal ist gegeben, der Schlüssel wiedergefunden: *nur Menschen des Gewissens* vermögen die «soziale Frage» zu beantworten, nicht Erfolgs- und Machtmenschen, nicht Nur-Fachleute der Wissenschaft und der Technik. Fortan muß beides: das Licht des Bewußt-

seins *und* der Richtungsweiser des Gewissens, an der Antwort beteiligt sein, jenes rückverbunden an dieses. Und jedem wahren Sozialismus muß das Gewissen die oberste und letzte humane Instanz sein, in der alle Freiheit gründet.

3. *Die «soziale Frage» kann nicht ohne Gott beantwortet werden*

Mit der Rückbindung (religio) des Bewußtseins an das Gewissen ist es gegeben, daß Gott wieder in den Bereich der «sozialen Frage» tritt; denn das Gewissen ist «göttlich». Es macht das Ewige vernehmbar als einen Bereich «über» dem Menschen, von dem her ihm kund wird die Richtung auf Heil oder Unheil seines Weges. Das Bündnis der Bürgerkirchen mit der Bürgerklasse hat den Sozialismus der ersten und der mittleren Zeit sich abwenden lassen auch von Gott. Die Simplifizierungen des Rationalismus suchten diesen Weg zu untermauern. Aber es war ein «trockener Weg ins Elend» geworden, auf dem die «Brüderlichkeit» nicht erblühen konnte. Die Erde allein, so verehrungswürdig sie ist, ist nicht Lebensspenderin; sie muß den Bund mit dem göttlichen Schöpfergeist schließen, um fruchtbar zu sein. Der Menschengeist allein ist ein Erdprinzip und führt zum «Terrenismus», der Erdverkralltheit, die wähnt, hier ein «irdisches Paradies» schaffen zu sollen; nur der Geist aus der Höhe vollendet die humane Existenz, weil er ihr zum wahren Fundament verhilft. Die *ethische Wurzel des Sozialismus* ist seine tiefste. Sie reicht in den «theologischen» Bereich hinein, ob das auch weithin noch nicht erkannt und anerkannt wird. Diese Wurzel kann auf die Dauer nur aus diesem Bereich genährt werden. Der Kommunismus versucht das Unmögliche: die Menschen zu Brüdern zu machen, ohne die Vaterschaft Gottes anzuerkennen. Ein erleuchteter Sozialismus, aufgeschlossen der ganzen Wirklichkeit, muß durch die Schärfe der Fragestellung der vorgerückten Stunde erkennen, daß der *Atheismus* weder die Freiheit begründen noch die Brüderlichkeit herbeiziehen kann.

*

Diese drei Strukturelemente einer Antwort auf die «soziale Frage» hier und jetzt: *ohne Gewalt — im Gewissen — mit Gott* — weisen den Weg zu neuer Gesellschaft. Sie lösen ab oder ergänzen fruchtbar die bisherigen Entartungen und Einseitigkeiten der sozialen Entwicklung: den imperialistisch-gewaltsamen Herrschwillen; die rationalistisch-verantwortungslose Dialektik; den terrenistisch-kurzschlüssigen Atheismus.

Es will uns scheinen, daß damit auch die soziale Gemeinsamkeit zwischen Christen und Sozialisten aufgewiesen ist. Die christlichen Konfessionen haben insbesondere in der Entwicklung des Gewissens versagt und dadurch auch den Sozialismus in falsche Bahnen gedrängt; sie haben keinen Grund, pharisäisch zu richten über eine Bewegung, die aufs stürmische Meer ohne Kompaß hinausgewiesen war. Die christlichen Konfessionen auch sind es gewesen, die stets dem Imperialismus den Weg

bahnten, indem sie seinen Raubzügen den Segen gaben. Noch mit Hitler sind die christlichen Feldbischöfe (unter dem Banner des Hakenkreuzes!) ausmarschiert! Auch in den Fragen der Gewalt haben die Christen die größere Schuld. Und was endlich Gottes Geltung in der sozialen Welt der Bürger betrifft, so ist das meiste ideologischer Mißbrauch des Heiligen im Dienste handfester Interessen. Die Christenheit kann demgemäß nur auf *eigenem Bußweg* an den Punkt gelangen, wo sie sich mit einem erneuerten Sozialismus zu treffen vermag. Das Pochen auf den Wahrheitsbesitz baut nur eine Ghettomauer der Selbstgerechtigkeit auf und verhärtet die Front auf der andern Seite. Der Widerstand gegen das «Dritte Reich» hat gezeigt, daß nicht nur evangelische und katholische Christen tiefe Gemeinsamkeiten haben, sondern auch Christen und Sozialisten. Es hieße, das Opfer der gefallenen Helden geringschätzen oder verachten, wollte man dies heute vergessen.

Georg Heidingsfelder

„Deutsche an einen Tisch"

Unter den vielen Parolen, die überall in der DDR dem westdeutschen Besucher ins Auge fallen — die Leipziger behaupten, ihnen falle diese Art Propaganda gar nicht mehr auf — und die auf Spruchbändern oder an Mauern von Wohnhäusern, Bahnhöfen, Fabriken angeschlagen sind, findet man häufig die Parole «Deutsche an einen Tisch!»

Nun sitzen wir um einen Tisch, zehn jugendliche Kirchentagsteilnehmer aus dem Westen, aus Hannover, Loccum, Soest, Lerr (Ostfriesland), Oldenburg, Bochum und Württemberg und ebenso viele FDJ-Jungen und -Mädchen aus Leipzig, im Zentralklub der FDJ Leipzig, einen Tag später im Ernst-Thälmann-Haus, dem Haus der Gewerkschaft Leipzig, zusammen mit leitenden Funktionären des FDGB, alles Parteimitglieder der SED, der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Bis nach Mitternacht dauert an beiden Abenden die Diskussion.

Wie wenig sowohl der Osten als auch der Westen aus der Geschichte gelernt haben und wieviel sie noch lernen könnten, wenn sie nur wollten, das wird offenbar, als das Gespräch auf die Wiedervereinigung Deutschlands, die Frage der Remilitarisierung Deutschlands von einem westdeutschen Vikar gelenkt wird. Der Vikar hat sich, wie er sagt, konsequent für den Frieden und darum auch gegen eine Wiederbewaffnung Westdeutschlands gewandt. Er stellt die Frage, wie eine Wiederbewaffnung West- und Ostdeutschlands verhindert werden kann, und geht davon aus, daß eine Wiederbewaffnung Ost- und Westdeutschlands eine Wiedervereinigung unseres Vaterlandes sehr verzögert, wenn nicht

unmöglich macht, und daß zwei ideologisch verschieden ausgerichtete deutsche Heere eine akute Gefahr für den Weltfrieden darstellen.

Hier erinnern wir unsere ostdeutschen Freunde an das Potsdamer Abkommen von 1945. Dort ist beschlossen worden, daß bis zu einer Wiedervereinigung Deutschlands jede der vier Mächte, die eine Zone Deutschlands besetzt hält, verpflichtet ist, diese Zone gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Es wird der 17. Juni 1953 erwähnt und das Eingreifen sowjetischer Truppen. Die DDR wird also geschützt vor den Kapitalisten durch die Rote Armee, und Westdeutschland wird geschützt vor den Kommunisten durch die USA, Frankreich und Großbritannien.

Wozu dann noch eine kasernierte Vopo, die Westdeutschland dazu zwingt, ebenfalls Truppen aufzustellen. Wenn die USA und die UDSSR miteinander Krieg führen sollten, dann ohne uns, ohne einen deutschen Bruderkrieg. Wir dürfen nichts unternehmen, was die Spannungen zwischen Ost und West noch erhöhen könnte. Die Kommunisten erinnern uns daran, daß der Ministerpräsident der DDR, Otto Grotewohl, der Bonner Regierung den Vorschlag unterbreitete, endlich über die Stärke der bewaffneten Streitkräfte einschließlich der Polizei zu verhandeln und zu einer Einigung zu kommen. Von westdeutscher Seite sei bis jetzt keine Antwort erfolgt. Von den meisten westlichen Diskussionsteilnehmern werden Verhandlungen zwischen der DDR und der Bundesrepublik abgelehnt, weil die DDR keine vom Volke in freier Wahl gewählte Regierung habe.

Mit Kommunisten zu diskutieren, ist nicht einfach, weil sie einseitig informiert und orientiert sind und die Begriffe Freiheit und Friede eine andere Bedeutung haben als im Westen. In vielem verstehen sich der Osten und der Westen nicht mehr. Nur in der Frage des Friedens spüre ich, daß es hier den Kommunisten genau so ernst ist wie auch uns im Westen. Doch ist es uns so lange verwehrt, in dieser entscheidenden Frage zu einer Einigung zu kommen, solange wir uns auf der Generallinie bewegen. Das gilt für den Osten wie auch für den Westen. Wir müssen diese Generallinie durchbrechen, wir müssen das Mißtrauen wegräumen und uns offen begegnen. Ist das heute noch möglich? Ich sage ja, ja nach zehn Stunden Diskussion mit ideologisch ausgerichteten Kommunisten. Es ist dies ungeheuer schwer, weil ja die Kommunisten noch viel mehr an den Kurs von oben gebunden sind als wir. Wir, die wir uns da viel freier bewegen können, sollten den Kommunisten darin entgegenkommen, daß wir ehrlich uns an einen Tisch setzen und mit ihnen verhandeln. In vielen Fragen werden wir zu keiner Einigung kommen können, aber in der Frage der Stärke der bewaffneten Streitkräfte, in einer Hauptfrage, werden wir, wenn wir den Frieden wirklich lieben, uns einigen können und damit einem deutschen Bruderkrieg wehren.

Hans Holzträger

Interessantes Zwiegespräch

In einem Schweizer Kurort kam ich zufällig mit einem schlitzäugigen Mann in Berührung. Unwillkürlich regte sich meine Wißbegierde: Woher stammt er? Spricht er deutsch? Ist er Buddhist oder Konfuzianer? . . . Wir zogen unsere Stirnen in Falten. Als ich das Wort ergriff, löste sich plötzlich der gordische Knoten, und unser Beisammensein fand seinen Niederschlag in einer friedlichen Aussprache.

Ich suchte Anschluß und freute mich, daß er sich fließend in unseren beiden Landessprachen ausdrücken konnte. «Da Sie die französische und deutsche Sprache fast beherrschen, nehme ich an, daß Sie an der Genfer Konferenz als Dolmetscher fungierten, und auf Ihrem Rückflug nach dem Fernen Osten wollen Sie sich vorher die Schweiz ansehen.» Er fühlte sich über mein Kompliment geschmeichelt. «Leider trifft Ihre Vermutung nicht zu. Meine französischen Sprachkenntnisse erwarb ich in Paris; an der ETH legte ich mein Examen ab und arbeite gegenwärtig in einer Industrie.» Ich horchte auf und reihte ihn in die richtige Berufsgruppe ein. «Sie sind also Ingenieur?» fragte ich. «Sehr richtig, aber nur wenige Indochinesen wählen das Fach, weil wir durch unsere berühmten Plantagen bodenständig sind und mit jeder Faser an unserer Scholle hängen.»

Die Gelegenheit, mit einem Manne zusammenzukommen, dessen Nation in aller Munde ist, wollte ich ausnützen. «Indochina ist ein heißumstrittenes Problem. Hätten von vornherein die Außenminister hüben und drüben ihre Forderungen herabgesetzt, wäre schon in Berlin ein Kompromiß zustandegekommen, aber um der Eitelkeit willen sind die Verantwortlichen dem Starrsinn verfallen.»

Mein Tischgenosse trank Bier und verharrte im Schweigen. Ich nahm den Faden des Gesprächs wieder auf und sagte: «Auf Grund der neuesten Statistik hat der Zweite Weltkrieg über 33 Millionen Menschen vernichtet. Zählen wir zum Beispiel die Einwohner in den Beneluxstaaten, in der Schweiz, in Dänemark und Finnland zusammen, so nähern wir uns der ungewöhnlich hohen Zahl der Kriegsopfer*. Jene Gewaltmenschen, welche ihre Tüchtigkeit durch brutale Methoden unter Beweis stellen, hat Europa im Hitlerregiment sattsam kennengelernt, aber allen Stürmen zum Trotz kann nur *einer* die Welt regieren.»

Vielleicht erwartete mein Asiat von mir, daß ich mich lobend über Ho Chi-Minh oder über Tschu En-lai äußere, und ließ mich ausreden. «Sollten Sie von der christlichen Religion unklare Vorstellungen haben, so will ich Sie gerne aufklären. Karfreitags wahrer Sinn ist der Triumph der Starken und der Geldleute; sie stürzten sich auf den wehrlosen Erlöser der Menschheit, der einer Verschwörung zum Opfer fiel. Aber am Sabbath vor Ostern schüttelte der Gekreuzigte die Fesseln des Todes ab. In seinem überwältigenden Sieg über Partei und Kriegsvolk, über Haß und Unglaube

* Larousse du XXe siècle, Ergänzungsband 1953.

wurzelt die frohe Botschaft von unserem Heiland. Hier schöpfen wir die seelischen Kräfte und fühlen den Pulsschlag einer besseren Welt. Und Pfingsten, das Fest der Wechselbeziehungen zwischen dem Jenseits und dem Irdischen, wird durch das Gebet ständig erneuert. Solange das Abendland an diese geistige Verbindung glaubt, vermögen keine menschliche Macht, keine Atombombe, keine äußeren Einflüsse die unsichtbare Brücke abzureißen. Ja, im Gegensatz zu den Tieren entwickelte Gott unser Gehirn und machte die Menschen erfinderisch, aber aus Furcht vor einem neuen Kriege wird seine Gnade durch die Herstellung von Atomwaffen schamlos mißbraucht.»

Ich merkte, daß der Indochinese ganz bei der Sache war, und ging nunmehr zu einem anderen Thema über. «Das Ideal der morgenländischen Religionen ist uns mehr oder weniger bekannt. Es ist bedauerlich, daß im vergangenen Jahrhundert die christlich-chinesische Sekte Taiping ihr Ziel verfehlte. Vor rund 1600 Jahren trat Gautama als Reformator auf. Wenn wir seine Sittlichkeit und seinen Verzicht auf das Weltliche bewundern, befremdet uns der Kult, der mit ihm — mit Buddha — getrieben wird. Für Konfuzius sind wir eher zugänglich. Man sagt ihm nach, daß er sich schon als Kind von den entfesselten Elementen absonderte; seine Religion strebte auf die Seelenreinheit hin. Die gesamte menschliche Kultur wird vom Osten abgeleitet, und daher besteht die Unterweisung *ex oriente lux* zu Recht, nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß durch die Geburt Christi ein anderes, ein heiliges Licht leuchtet. Das Gebot der Stunde, das von den Kanzeln verkündet wird und die Menschen besinnlich macht, gipfelt in den Worten: *Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!* Zum Schluß möchte ich Sie noch fragen, ob China — zum Schutz der Menschen — ein Gebot hat, welches unserer Religion gleichkommt und also lautet: Du sollst nicht töten.»

Von Anfang an hatte ich das Gefühl, daß unsere Aussprache wirklich nützlich war. Vertieft in das religiöse Problem, erwiderte er ohne Emphase, aber fest: «Ich bin Konfuzianer. Obgleich ich auf Ihre Frage kaum vorbereitet bin, bin ich gerührt. Die konfuzianische Philosophie schreibt moralische Lebensregeln vor, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbten; sie enthalten u. a. auch das Gesetz: Du sollst nicht töten.»

Es war noch nicht das Ende seiner Antwort. Im Nu verfinsterte sich sein Gesicht. «Kurz vorher sagten Sie, daß die Verantwortlichen dem Starrsinn verfallen sind. Meiner Überzeugung nach bin ich kein Kommunist, aber ich kann Ihnen nur bis zu einem gewissen Grad zustimmen. Als im Frühjahr 1953 Stalin starb, schlug Rußland neue Wege ein. Malenkows Friedensmanifest nahmen die ehemaligen Verbündeten Rußlands nicht ernst. Es mag den Befürwortern der angelsächsischen Politik merkwürdig, ja widersinnig erscheinen, wenn ich behaupte, daß Rußland, welches 17 Millionen Menschen im Ringen gegen den Nationalsozialismus verlor, jedes Volk respektiert, welches keine kriegerischen Absichten hat. Ein Beweis hierfür ist Finnland. Durch das Eingreifen eines deutschen Schutz-

korps löste es sich von Rußland los. Seit 1945 hat Moskau seine Unabhängigkeit nicht mehr angetastet. Der Kreml gab die geborgten Schlachtschiffe an Amerika zurück und zahlte seine Kriegsschulden an Großbritannien. Außerdem erinnere ich an die Wiedereinsetzung des Metropoliten und an den Evangelischen Kirchentag in Leipzig. Rußland wird sich hüten, zuerst anzugreifen. Aber warum zielt Eisenhower auf europäische Militärallianzen — der kürzlich abgeschlossene Balkanpakt ist ein Instrument des Krieges —, wenn doch Rußlands Taten von Friedensliebe zeugen?»

Seine politische Orientierung legte Zeugnis ab von Kenntnissen, die mich geradezu verblüfften. «Gewiß zählen diese Taten. Leider machen geschichtlich Unerfahrene die hohe Politik; sie spielen mit dem Feuer. Aber in einer Welt zu atmen, die nicht unter Polizeigewalt steht, in einer Welt, wo die Menschen menschlich behandelt werden und in der geordnete Verhältnisse herrschen, sind immerhin Vorzüge, die wir nicht missen wollen.»

Diesen Trumpf ließ er gelten. Er bedankte sich über die zwanglose Plauderstunde und fügte hinzu: «Die letzte Sitzung der Genfer Konferenz rettete den Weltfrieden. Rußland wird weiter nachgeben, aber wie die klugen Engländer müssen auch die Amerikaner den Status quo in China anerkennen!»

Voller Zuversicht schüttelte er mir die Hand und ging . . .

Robert Du Pasquier

Die abgewiesene Gnade

Die Katastrophe, 1945, war Gnade. In ihr war das Gewissen angerufen, das seit langer Zeit verstummt war. Am 20. Juli 1944 hatte es sich zu spät einen Weg aus dem Todesring zu bahnen gesucht . . .

Nun, 1945, war der Ring von außen zersprengt worden. Um zu verhindern, daß er sich jemals wieder schloß, hätten die Deutschen der Gewissenserforschung sich hingeben müssen. «Damals», sagt rückblikkend der Dichterseher, «als wir in Leid und Erbitterung, verfemt und beschimpft im Kerker lebten, hatten wir in aller Entbehrung die Zeit, einzukehren bei uns, das bessere Selbst zu suchen und uns aus den Kräften des Innern wieder zu erheben» (*Reinhold Schneider:* Verloren haben die Christen!)

Es war damals eine gewisse Bereitschaft zu Einkehr und Wandlung vorhanden. Aber gerade die Christen hatten es besonders eilig, diesen Aufbruch zu verhindern und statt dessen zu alten Bahnen zurückzukehren (zu restaurieren). Der vor kurzem verstorbene Professor *Josef Sellmair,* ein katholischer Geistlicher, meinte, daß «das Machtstreben auf

kürzeste Frist» es gewesen sei, das die Einkehr verhinderte; und die Dichterin *Gertrud von Le Fort* schrieb in einem Brief an den zitierten Professor im Juli 1952: «... daß die letztvergangene schwere Zeit in mancher Hinsicht hoffnungsvoller war als die heutige, weil durch die Offenkundigkeit der Gefahren in den Menschen tiefere Schichten des Religiösen und Geistigen aufgebrochen waren als heute, wo man vielfach bestrebt ist, diese Tiefen wieder zuzuschütten. Daß auch kirchliche Kreise an diesem Tun beteiligt sind, ist besonders traurig, weil es so viele suchende Menschen gibt, die sich öffnen möchten und nun zurückgestoßen werden».

Da ist das ganze Elend ausgesprochen: Gewisse kirchliche Kreise, denen es um politischen Machtgewinn (die Chance war ja so günstig!) eher zu tun war als um Gewissenserforschung (die gerade diesen Kreisen so notgetan hätte!), setzen alles ein, um den politischen Gewinn zu machen.

So kann es nicht mehr verwundern, wenn man feststellen muß, daß auch die Politiker selbst die Gnade der Erleuchtung abwiesen und wieder ins alte Dunkel zurücksanken. Es ist dies ein furchtbarerer Vorgang, der das schlimmste befürchten läßt — weil die alten Dämonen auf diesem Wege wieder hereinbrechen können, vermehrt um weitere Teufel, die die letzten Dinge schlimmer machen werden als die ersten waren.

Unsere führenden Politiker waren von der Gnade Gottes erleuchtet. Das bezeugen die Worte, die sie in den ersten Jahren nach der Katastrophe sprachen. Man höre und staune, was die Herren damals verlautbarten:

1. *Bundeskanzler Dr. h. c. Adenauer:*

«Wir sind einverstanden damit, daß wir völlig abgerüstet werden; daß unsere reine Kriegsindustrie zerstört wird und daß wir nach beiden Richtungen hin einer langen Kontrolle unterworfen werden. Ja, ich will noch weitergehen: ich glaube, daß die Mehrheit des deutschen Volkes einverstanden sein würde, wenn wir wie die Schweiz völkerrechtlich neutralisiert würden.»

(Betrachtungen zum neuen Jahr, 1. Januar 1947.)

2. *Bundestagspräsident Oberkirchenrat Dr. Ehlers:*

«Wir haben Furcht vor einem Wettrüsten, auch wenn es mit der Polizei beginnt... Zum Unterschied von allen andern westeuropäischen Staaten ist Deutschland nicht ein völlig im Westen liegendes und mit ihm allein verbundenes Volk. Wir wissen, daß die Teilung Deutschlands und die damit ständig wachsende Gefahr, daß Deutsche auf Deutsche schießen, die größte Friedensbedrohung ist. Wir müssen daher erwarten, daß ausländische und deutsche Politiker so handeln, daß diese Teilung irgendwann und irgendwie überwunden, aber nicht verewigt und zu einem Mittel der Machtpolitik der großen Weltmächte gemacht wird. Wir wissen auch nicht, wie die Dinge im einzelnen laufen, aber wir trauen Gott zu, daß er auch unserem gar nicht gerüsteten Volk Wege zeigen kann, die seine Freiheit und sein Leben bewahren. Täten wir es nicht, würden wir nicht Gott, sondern der Macht der Menschen vertrauen.»

(Artikel im «Oldenburger Sonntagsblatt» vom 24. September 1950.)

3. *Bundestagsabgeordneter Professor Carlo Schmid, führender Mann der Sozialdemokraten:*

«In einem wollen wir kategorisch sein, wir wollen in Deutschland keinen Krieg mehr führen, und wir wollen darum auch keine Vorbereitungen treffen, die das Kriegführen ermöglichen können, weder im politischen noch im wirtschaftlichen Sinne ... Wir wollen nicht umsonst Lehrgeld bezahlt haben ... Wir wollen unsere Söhne niemals mehr in die Kasernen schicken, und wenn noch einmal irgendwo der Wahnsinn des Krieges ausbrechen sollte, dann wollen wir eher untergehen und dabei das Bewußtsein haben, daß nicht wir das Verbrechen begangen und gefördert haben. Das scheint uns ehrenhafter als das Leben in der bewaffneten Anarchie dieser letzten Jahrzehnte, der man die Tugenden des Friedens zum Opfer gebracht hat.

(Am 10. Februar 1946 bei der Gründung der SPD-Ortsgruppe Reutlingen.)

4. *Bundestagsabgeordneter Mende, führender Mann der Freien Demokratischen Partei:*

«Ich empfinde es als eine unerhörte Zumutung und Beleidigung, die Aufstellung deutscher Divisionen unter alliiertem Oberkommando zu erwägen. Deutsche Divisionen würden die Spannung zwischen Ost und West nur noch verschärfen. Das Ende wäre glatter Selbstmord der letzten uns noch verbliebenen Volkssubstanz, unser Land wäre Atombombenversuchsfeld beider kriegführenden Parteien.»

(Bei einer Umfrage der illustrierten «Revue» im Jahre 1949.)

Die zitierten Politiker sagen heute genau das Gegenteil von dem, was sie damals gesagt haben; sie haben sich völlig umgedreht. Wie ist das zu erklären? Es gibt keine andere Erklärung, als daß sie die bessere Einsicht von damals preisgegeben haben zugunsten einer andern, die ihnen von eben den Mächten eingeblasen worden ist, die an einer Wiederkehr interessiert sind, seien das die alten Militaristen und Nationalisten oder auch die Dämonen der Unterwelt, die nach Menschenblut dürsten und nach der Vernichtung des deutschen Volkes und Europas.

Da die Gewissenserforschung unterblieben ist, konnten die Erleuchtungen der Politiker keinen Bestand haben; ihnen fehlte das Fundament. So wurde der Todesring wieder geschlossen: «Im Kreise wandern die Gottlosen», sagt der heilige Augustinus.

Es gibt jetzt nur die eine Hoffnung: daß der Todesring *von außen* offengehalten wird, das heißt: daß die andern Nationen Europas sich nicht in den Kreisgang der Deutschen hineinziehen lassen. Die Wiederbewaffnung und «Integration» Westdeutschlands wäre nichts als der Anfang vom Ende Europas. Das ist nach geistlichen und psychischen Gesetzen einsichtig. Und das wird heute auch nach politischen immer klarer. Der Kern des Unheils ist aber der eine alte Mann, der in einsamer Stunde (ohne seine Ministerkollegen oder sein Volk zu befragen) den Entschluß faßte, die Reste der deutschen Volkssubstanz zum soldatischen Einsatz anzubieten!

«Eisenhower weiß, daß Adenauer es war, der schon im August 1950 einen deutschen Beitrag zur gemeinsamen Verteidigung ohne weitere Bedingungen anbot.» (Der amerikanische Publizist Robert W. Ingrim im «Rheinischen Merkur» vom 4. Januar 1952.)

Von einem katholischen Publizisten

Die „christliche Politik" ist zu Ende

Mit der Ablehnung des EVG-Vertrages durch Frankreich ist die Nachkriegsära der sogenannten «christlichen Politik» zu Ende gegangen. Sie ist am 30. August endgültig gescheitert.

Diese Politik stützte sich nicht auf die Realität eines erneuerten christlichen *Glaubens* (nur so hätte sie siegreich sein können), sondern allein auf den *Mythos* von der Berufung der Bürgerklasse, als der «abendländischen Christenheit», zum Aufbau des Kontinents. Dieser Mythos ließ jede Selbsterkenntnis und demgemäß jede Schuldanerkennung liegen und vertraute allein auf Tüchtigkeit, günstige Konstellation und Hilfe der Amerikaner.

Träger der christlichen Politik wurden die Kräfte von *vorgestern*, die in der Entscheidung bereits zweimal katastrophal versagt hatten: jene traditionellen Bürgerchristen, die hundert Jahre lang schamlos ausgebeutet und schließlich auch imperialistisch mitgemetzelt hatten. Nun prolongierte das geschlagene Volk in seiner Hilflosigkeit die bürgerliche Bewährungsfrist abermals, denn es war ja klar: wenn hier noch etwas zu retten war, dann allein im Namen Jesu Christi, dessen sich diese Politik sogleich instinktsicher bemächtigt hatte.

Vom Geiste Jesu Christi war indessen kein Hauch in dieser Politik: sie charakterisierte sich sehr rasch als die alte kapitalistische Tour des unbeschränkten Profits, die (außenpolitisch) auf die Gewalt zu setzen bereit war, als die einzig reale Kraft der Staaten. Von Reue und Buße war nichts zu bemerken. Man wollte «möglichst rasch wieder hoch- und davonkommen», wie *Rilke* schon nach dem Ersten Weltkrieg gesagt hatte.

Die *Konzeption* war ein «karolingisch»-kleineuropäisches Europa mit christlicher Mehrheit, die «klerikalistisch» gesteuert werden konnte, integriert unter sich und finanziert wie armiert von dem Machtblock des Westens: Amerika. Es handelte sich also um einen *Großseparatismus* eigener Art, der sich egoistisch aus Europa auszugliedern suchte.

Der Gegner war der *Sozialismus* in beiderlei Gestalt: dem Bolschewismus wurde mit einem Kreuzzugsmythos des puren «Anti» begegnet, dem demokratischen Sozialismus mit der Verächtlichmachung als «marxistisch-kirchenfeindlicher Halbkommunismus». Das Bündnis mit den liberal-kapitalistischen Mächten wurde indessen sehr gepflegt; der Klassenkitt siegte: über alles die Einheit der Bourgeoisie!

Die christliche Politik hatte über Kleineuropa die Bürgerrestauration und -reaktion heraufgeführt. Die Gesamtfirma hieß «christliches Abendland», und diese Tarnfirma, eine ungeheure Verfälschung der Wirklichkeit, sollte durch die EVG «verteidigt» werden, unter Einsatz deutscher Nazigenerale. Helfe, was helfen mag!

Dieses Gebäude ist nunmehr krachend zusammengestürzt, weil seines

einzigen Fundaments, eben der EVG, beraubt. Die christlichen Bürger toben wutentbrannt gegen *Sozialisten, Freimaurer* und *Nationalisten*, die nicht begreifen wollten, was ihnen zum Frieden diente.

Die Schuldigen sind also schon gefunden; es sind, wie immer, *«die andern»*. Da ist kein christlicher Politiker, der *sich* an die Brust schlüge: Nostra culpa, nostra maxima culpa! O nein, sondern den reinen Retter Parzival, den großen Adenauer, hat blinder Haß zu Fall gebracht: Haß der Antichristen, Haß der Sozialisten, Haß der Götzendiener. *«Alles Dummköpfe und Verräter»*, die sich gegen den durch die christliche Politik repräsentierten Herrn Jesus Christus verschworen haben, angeführt von Herrn Mendès-*Moscou*, wie der christkatholische Leitartikler der «Deutschen Tagespost» (Regensburg) so liebend sagt.

Es war vorauszusehen, daß eine gesunde europäische Politik ganz zuletzt durch das todkranke, schizophrene Deutschland eingeleitet oder geführt werden konnte, es sei denn, dieses Deutschland hätte sich in der Heimsuchung «bekehrt». In Wahrheit hat dieses christliche Deutschland sich verstockt und – *das Kreuz verworfen*. So konnte seine «christliche Politik» nur Selbstbetrug sein und mußte mit innerer Notwendigkeit scheitern.

Georg Heidingsfelder

WELTRUNDSCHAU

Götzendämmerung! Unsere Berichtszeit umfaßt diesmal zwei Monate. Das ist doppelt viel angesichts der Fülle wichtiger Ereignisse, die sich in dieser Zeit auf der Weltbühne abgespielt haben. Ich glaube sogar, es sind diesmal wirklich entscheidende Dinge, die da geschehen sind und weiter geschehen. Wenn die Anzeichen nicht sehr trügen, vollzieht sich jetzt nichts anderes als eine *fortschreitende Selbstenthüllung des verhängnisvollen Charakters der amerikanischen Weltpolitik*, verbunden mit ihrer zunehmenden *Ablehnung, ja Verurteilung durch die Völker*. Schon im Frühjahr und Frühsommer erschreckten die amerikanischen Experimente mit der Wasserstoffbombe die ganze Welt. Dann sickerte durch, daß Amerika bereits im Begriffe stand, Atombomben in Indochina einzusetzen, und nur durch das klare Veto Englands von diesem Schritt abgehalten wurde, der wahrscheinlich – über China – einen dritten Weltkrieg entfesselt hätte. Es folgte die politische Niederlage der USA an der Genfer Konferenz, also der vorläufige Friedensschluß in Indochina gegen den Willen Amerikas, über den sich vorab Frankreich unter seiner neuen Regierung tapfer hinwegsetzte. Die amerikanischen Bemühungen, dafür Revanche durch ein her-

ausforderndes Auftreten im übrigen Ost- und Südostasien zu nehmen, stoßen ebenfalls auf wachsenden Widerstand. Die meisten asiatischen Völker wollen nichts von einem gegen China gerichteten Militärpakt wissen. Selbst Japan strebt aus seiner Satellitenstellung heraus, eingedenk seiner Abhängigkeit von den Ländern des asiatischen Festlandes. Das Bündnis Amerikas mit den Regierungen Südkoreas und Formosas, die ganz offen zum Krieg treiben, erfährt in der ganzen Welt ebenso deutliche Verurteilung wie die sture Weigerung der USA, von der Existenz «Rotchinas» Kenntnis zu nehmen und ihm seinen Platz unter den «Vereinten» Nationen zuzugestehen. Zwischenhinein kam der schmähliche Feldzug Amerikas gegen Guatemala, dessen kapitalistisch-imperialistische Hintergründe aller Welt klar waren. Es bedurfte nur der scharfen Erhöhung der amerikanischen Uhrenzölle – einer Maßnahme «von äußerster Rücksichtslosigkeit und Unbilligkeit», wie selbst die «Neue Zürcher Zeitung» schrieb –, um auch in der Schweiz die amerikagegnerische Stimmung in geradezu explosiver Art zum Ausdruck kommen zu lassen, und zwar nicht nur mit Bezug auf die amerikanische Handelspolitik, sondern in der Beurteilung der ganzen Weltpolitik der Vereinigten Staaten*, und nun kommt zu schlimmer Letzt auch noch der Zusammenbruch der «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» an der Konferenz von Brüssel und in der französischen Nationalversammlung – vielleicht die schwerste Niederlage, die die amerikanische Politik in den vergangenen Monaten erlitten hat, offenbart sie doch endgültig, daß Frankreich für die Wiederaufrüstung Westdeutschlands zum Kampf gegen die Sowjetunion nicht zu haben ist und daß damit eine der wichtigsten Stützen der amerikanischen «Befreiungspolitik» gegenüber Osteuropa ausfällt. Ist das alles zusammengenommen der Anfang vom Ende der amerikanischen Droh- und Gewaltpolitik, die aufs unverantwortlichste mit dem Krieg spielt? Oder reizt es Amerika erst recht zu einer «Kurzschlußhandlung», die die Katastrophe doch bringt, sofern England, Frankreich und Indien nicht noch rechtzeitig das Steuer des USA-Wagens herumreißen und den Sturz in den Abgrund verhindern können**?

---

* Sogar der Zentralvorstand des Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverbandes, also des am weitesten rechtsstehenden von den großen Gewerkschaftsverbänden unseres Landes, prophezeite: «In Zukunft müssen noch mit allen Mitteln die Konkurrenten, so klein sie auch sein mögen, aus dem Feld geschlagen werden, wenn sie nicht bereits wie ein Sandkorn von der Dampfwalze der amerikanischen Wirtschaftsmacht erdrückt worden sind.»

** Daß man sich in den Vereinigten Staaten selbst recht klar von der wachsenden Isolierung Amerikas Rechenschaft gibt, zeigt der Spitzenartikel in «USA News & World Report» vom 20. August, der mir vor Augen kam, nachdem das Obige bereits geschrieben war. «Freunde und Verbündete der USA», so heißt es hier resigniert, «lassen sich auf ein ‚friedliches Zusammenleben' mit dem Kommunismus ein, ob die USA das gern haben oder nicht ... England, der Verbündete Nr. 1 Amerikas, billigt die Reise seiner führenden sozialistischen Politiker nach der Hauptstadt des kommunistischen China und begrüßt eine andere Reise von Konservativen wie von Sozialisten nach der Hauptstadt des kommunistischen Rußland. Japan setzt sich öffentlich für ungehemmte Han-

Das „neue" Indochina Und nun zu den einzelnen Schauplätzen des Weltgeschehens. Das immer massiver gewordene Eingreifen der Vereinigten Staaten in Indochina hat nun also seinen Zweck vorläufig gänzlich verfehlt. Der *Waffenstillstand*, der auf Grund der Genfer Verhandlungen abgeschlossen wurde, hat zwischen dem 27. Juli und dem 11. August zur Einstellung der Feindseligkeiten in allen Teilen des Landes geführt, unter Bedingungen, die Amerika entschieden ablehnte, gegen deren Durchführung es aber nichts unternehmen zu wollen erklärt hat. Dem Mut des neuen französischen Ministerpräsidenten Mendès-France, der die Lage in Indochina endlich tatsachengemäß zu beurteilen wagte, kommt, wie allgemein anerkannt wurde, ein Hauptverdienst an dieser glücklichen Wendung zu. Aber nicht vergessen sei, daß der Vietminh und seine chinesischen und russischen Verbündeten in einer Lage, aus der sie viel mehr hätten herausholen können, als sie es tatsächlich taten, eine Mäßigung bewiesen, die all die Behauptungen von der «rücksichtslosen Unersättlichkeit der kommunistischen Welteroberer» Lügen straft. Wenn das überhaupt möglich wäre, so würden sich jetzt die Westmächte schämen, deren ganze Politik ja darauf ausgeht, eine militärisch-politische Lage zu schaffen, von der aus sie den kommunistischen Staaten ihren Willen hundertprozentig aufzwingen könnten! Ganz Frankreich atmete immerhin auf, als «Ende Feuer!» in diesem siebenjährigen Kolonialkrieg kommandiert wurde, der das Expeditionskorps 92 000 Menschenleben (darunter 19 000 französische) und die Französische Republik 2385 Milliarden Francs gekostet hat. Aber ist nun die friedliche Entwicklung Indochinas wirklich gesichert? Hat Frankreich wirklich auf Indochina verzichtet? Und haben auch die Vereinigten Staaten Indochina abgeschrieben? Das ist ganz und gar nicht sicher!

Wohl ist im Norden Vietnams ein selbständiger, vom Vietminh regierter Staat geschaffen worden, aber sowohl Südvietnam als Laos (mit Ausnahme zweier Provinzen) und Kambodscha bleiben eng mit Frankreich verbunden. In allen drei Staaten dürfen weiterhin französische Truppen stationiert sein, wenn auch in begrenzter Stärke, und obschon Frankreich sich im Waffenstillstandsabkommen verpflichtet, die Unab-

---

delsbeziehungen mit China und Rußland ein. Südostasien ... zieht den Neutralismus eines ‚friedlichen Zusammenlebens' dem Zusammenschluß mit Amerika zu einem Verteidigungspakt vor. Dänemark rückt von der Last der Verteidigung des Nordatlantiks ab, will die Militärdienstzeit herabsetzen und verweigert den Alliierten Luftstützpunkte ... In Paris geht der Kurs ganz ähnlich ebenfalls auf ‚friedliches Zusammenleben'. Versöhnung mit Rußland wird als ein Hauptpunkt der französischen Politik vorgeschlagen ... In Bonn sind die Anhänger von Kanzler Adenauer in Sorge. Das Echo des Falles Otto John ... hat das Vertrauen in die Regierung Adenauer erschüttert ... Die Gefahr ist, daß der Fall Otto John nicht nur Adenauer diskreditiert, sondern mit ihm auch seine amerikafreundliche Politik.» Heilsame Einsichten – wenn sie in Washington zu einer realistischen Beurteilung der Weltlage und der Möglichkeiten der USA-Politik führen!

hängigkeit der drei Länder zu achten, so weiß man ja, wie oft Frankreich schon bisher diese Verpflichtung eingegangen ist – und sie nie gehalten hat. In seinem 1953 erschienenen Buch «North from Malaya» schrieb der amerikanische Bundesrichter Douglas unverblümt:

«Frankreich hat Vietnam niemals volle Unabhängigkeit angeboten ... Mitgliedschaft in der Französischen Union ist weder mit Unabhängigkeit noch mit Bundesstaatlichkeit noch mit Dominionstellung vereinbar. Die nackte Wahrheit ist, daß die Französische Union ihrem Wesen nach kolonial ist ... Die Sache des freien Asiens verlangt die vollständige Liquidation der politischen Herrschaft Frankreichs ... Wenn Frankreich heute verkündete, und zwar mit Worten, die keinerlei Zweideutigkeit zulassen, daß Vietnam die Stellung eines Dominions erhalten werde ..., so würden sich die Probleme Vietnams allmählich von selber lösen. Weigert sich aber Frankreich, dieses Versprechen abzugeben, dann vermag keine militärische Maßnahme den Zersetzungsprozeß aufzuhalten, der in dem Lande im Gange ist.» (Seiten 209/10.)

Das war vor mehr als einem Jahr geschrieben. Aber auch heute, nach dem militärischen Zusammenbruch Frankreichs in Indochina, hat Frankreich keinerlei solches Versprechen abgegeben. Mendès-France hat (am 21. Juli d. J.) sogar ausdrücklich gesagt, Frankreich habe den Waffenstillstand unter Bedingungen geschlossen, «die es Frankreich erlauben, seine Rolle im Fernen Osten im Frieden weiter zu spielen». Und General Ely, der Oberkommandierende der französischen Streitkräfte in Indochina, erließ am 22. Juli einen Tagesbefehl, in dem er den eingeborenen Soldaten versprach, die französischen Kameraden würden «im Frieden wie im Krieg» an ihrer Seite bleiben. Offenbar spekuliert man in Frankreich darauf, daß die weitere Anwesenheit Frankreichs in Indochina mit amerikanischer Hilfe Bedingungen schaffen werde, die nach den Wahlen von 1956 (wie sie nach dem Genfer Vertrag in allen Staaten Indochinas stattfinden sollen) eine Vereinigung des ganzen Landes unter französischem Protektorat ermöglichen würden. Aber das wäre sicher falsch gerechnet. Frankreich würde, wenn es darauf hinarbeitete, nicht Indochina zurückgewinnen, sondern es vollends ganz verlieren, und Douglas bekäme recht, wenn er die endgültige Zersetzung des Landes (soweit Frankreich darüber irgendwie verfügt) voraussagt. Schon jetzt berichtet die amerikanische «United Preß» (10. August), daß «die ganze Struktur des vietnamesischen Staates, darunter auch der Nationalarmee, vor einem Zusammenbruch oder langsamen Zerfall steht». Und ein Korrespondent des Pariser «Observateur» in Saigon schreibt (Nr. vom 12. August):

«Seit Genf ist der moralische Sieg Ho Chi-Minhs (des Führers der Kommunisten in Nordvietnam. H. K.) unermeßlich, und er versäumt keine Gelegenheit, ihn aufrechtzuerhalten und weiterzuentwickeln. Schon jetzt funktionieren in mehreren Dörfern des Südens Ho-Chi-Minh-Verwaltungen parallel zur Verwaltung Diem und oft leistungsfähiger als diese. Schon jetzt bereitet die Regierung Ho Chi-Minh die Wahlen vor, und schon jetzt zweifelt niemand mehr, weder in Saigon noch in Hanoi, an seinem Erfolg. Jeder Versuch, im Süden ein antikommunistisches Zentrum zu bilden, das sich auf das Volk stützen könnte, scheint bereits heute zum Mißerfolg verurteilt.»

Amerika in Ostasien Auch eine allfällige Absicht der *Amerikaner*, sich in Indochina an die Stelle der Franzosen zu setzen (so wie sie sich in Indonesien an die Stelle der Holländer, in Persien, Irak, Ägypten usw. an die Stelle der Engländer gesetzt haben oder setzen wollen), wird scheitern. Ihre letzte Chance dürfte die geplante Aktion zur Rettung von Dien Bien Phu gewesen sein. Aber die wurde ihnen gründlich verdorben. Es verdient auch nachträglich festgehalten zu werden, was sich damals abgespielt hat, weil es zeigt, welch verheerender Unternehmungen die Vereinigten Staaten fähig sind, wenn man ihnen nicht rechtzeitig in den Arm fällt. In der «Nation» (17. Juli) schreibt Edgar Kemler unter anderem:

«Es liegt immer noch etwas Außergewöhnliches und Unwirkliches über dem jetzt außer Kurs gesetzten Plan Admiral Radfords (des Präsidenten der Vereinigten Stabschefs der amerikanischen Wehrmacht. H. K.) für ein amerikanisches Eingreifen in Indochina. Wenn man ihn aus nichtamtlichen Indiskretionen – denn die amtliche Darstellung ist noch nicht veröffentlicht worden – stückweise zusammensetzt, so liest er sich wie ein Kapitel aus einer Spukgeschichte von H. G. Wells.

Zwei Flugzeugträger, ‚Essex' und ‚Boxer', wurden in den Golf von Tongking beordert; Langstreckenbomber auf den Philippinen und auf Okinawa waren kampfbereit. Am Morgen des 28. April sollten 500 Flugzeuge taktische Atombomben auf die Vietminh-Truppen abwerfen, die die Festung Dien Bien Phu belagerten. Wenn der erste Schlag, wie wahrscheinlich, die Belagerung nicht gebrochen hätte, sollten weitere folgen. Und wenn die folgenden Angriffe die Rotchinesen offen in den Krieg hineingerissen hätten, was gleichfalls als wahrscheinlich erachtet wurde, dann hätte das amerikanische Atombomben-Arsenal gegen Peking eingesetzt werden sollen. Dieser letzte Fall war ein alter Lieblingsgedanke Radfords. Vor zwei Jahren hatte er einem Parlamentsausschuß erklärt, Rotchina müsse vernichtet werden, selbst um den Preis eines fünfzigjährigen Krieges auf dem asiatischen Festland. Radford hat nie das Signal für die Verwirklichung seines strategischen Planes bekommen. Fast einen Monat lang – vom 3. bis 25. April – kämpfte er dieses Frühjahr fast verzweifelt darum. Aber weder der Präsident noch die Bundesversammlung noch die Engländer, ja nicht einmal die Franzosen, von denen der Plan offensichtlich ausgegangen war, waren bereit, die Verantwortung mit ihm zu teilen.»

Claude Bourdet gibt im «Observateur» (5. August) auf Grund von Informationen, die er selbst in Amerika gesammelt hat, eine ganz ähnliche Darstellung. Danach setzte sich auch Außenminister Dulles für den Plan Radfords ein. Der Einspruch Churchills vereitelte zunächst dessen Durchführung. Aber der französische Außenminister Bidault griff die Idee anläßlich einer NATO-Konferenz in Paris am 23./24. April neuerdings auf und bestätigte Radford, daß 500 amerikanische Bomber Dien Bien Phu retten könnten. Dulles erklärte, wenn die Verbündeten einverstanden wären, würde der Präsident die Zustimmung der amerikanischen Bundesversammlung am 26. April verlangen, und der Angriff könnte dann am 28. April ausgeführt werden. Eden erhob Bedenken; es handle sich hier doch um einen sehr ernsten Entscheid, der einer Kriegserklärung gleichkomme. Und am 28. April lehnte das britische Kabinett jede Beteiligung an dem Atombombenangriff ab, womit der Plan Radford-Dulles erledigt war.

Die Welt wußte in jenen Tagen nicht, daß sie knapp an einem dritten Weltkrieg vorbeigegangen war. Offenbar hatte aber Bevan, der Führer der Labourlinken, von dem verbrecherischen Plan Wind bekommen; sein brüskes Auftreten gegen ein britisch-amerikanisches Eingreifen in Indochina vor dem Unterhaus, am 16. April, gefolgt von seinem Rücktritt aus dem Parteivorstand, würde sich so zwanglos erklären. Und wahrscheinlich trug Bevans Haltung nicht wenig zu dem Veto Churchills bei, der mit Recht eine Revolte der Labourpartei fürchtete.

Noch heute wird es einem unheimlich zumute, wenn man an diese Vorgänge zurückdenkt. So wird heute große Weltpolitik gemacht! Nun, Dulles und Radford sind für einmal zurückgebunden; aber wer gibt uns Gewähr, daß sie nicht noch einmal ihren Willen haben werden? In Amerika arbeitet ja eine ganz mächtige Gruppe im gleichen Sinn; Senator Knowland, der Führer der Republikanischen Regierungspartei im Senat, Alt-Botschafter Bullitt und andere, natürlich auch immer noch General MacArthur und sein großer Anhang predigen unermüdlich die Ausnützung der «nächsten kommunistischen Aggression» für einen «massiven Angriff mit H-Bomben auf die atomischen Produktionszentren der Sowjetunion». Und General Clark, der frühere Oberkommandierende in Korea, forderte neuerdings einen regelrechten Präventivkrieg gegen die Sowjetunion und China, andauernd aufs lebhafteste unterstützt von Chiang Kai-Shek, dem Chef der Formosa-Regierung, und von Syngman Rhee, dem südkoreanischen Präsidenten, der sogar eigens nach Amerika flog, um dort für seine Idee zu werben.

Präsident Eisenhower hat all diesen Kriegstreibern zwar bisher die kalte Schulter gezeigt und sogar demonstrativ den Rückzug von vier amerikanischen Divisionen aus Korea angeordnet. Aber wie gespannt die Atmosphäre in Ostasien dennoch bleibt, zeigen die Flugzeugzwischenfälle, die sich neuerdings in der Gegend von Formosa ereignet haben und die, wenn auch nicht mit gleicher Schwere, schon seit Monaten im Raum zwischen Korea und Indochina an der Tagesordnung sind. Solange die Vereinigten Staaten die Formosa-Regierung militärisch schützen und unterstützen, solange sie China boykottieren und bedrohen, solange sie Südkorea durch ihre ganze fernöstliche Gewaltpolitik tatsächlich ermutigen, auch wenn sie von den ärgsten Hetzereien seiner Regierung öffentlich abrücken – so lange bleibt Ostasien ein Pulverfaß, das beim geringsten Anlaß in die Luft fliegen kann.

Dulles und seine Generäle und Admirale haben noch lange nicht die Waffen gestreckt! Sie sind nur vorsichtiger geworden. Der Plan, den Washington gegenwärtig mit besonderer Hartnäckigkeit verfolgt, ist die Schaffung eines *südostasiatischen «Verteidigungsbundes»*; er ist jetzt immerhin soweit gediehen, daß auf den Philippinen, in Baguio, demnächst eine erste Konferenz der interessierten Regierungen stattfinden kann. Nur zeigen sich die meisten asiatischen Staaten dem «Ding» gegen-

über äußerst zurückhaltend, insbesondere Indien, Ceylon, Burma und Indonesien. Einzig Pakistan, das sich in seiner Gegnerschaft gegen Indien dem amerikanischen Einflußkreis angeschlossen hat, ferner Siam – ebenfalls ein amerikanischer Gefolgsstaat – und die Philippinen, auf denen die Vereinigten Staaten 23 Militärstützpunkte unterhalten, bekunden Sympathie für den Plan, also lauter ausgesprochen freiheitsfeindliche, reaktionäre Feudalstaaten, mit denen Amerika in seinem «Freiheitskampf» schwerlich sehr prunken kann. Ob auch Laos und Kambodscha dem Südostbund näherzutreten wünschen, ist noch nicht klar; die Genfer Verträge scheinen es nicht zu verbieten. Wie dem aber sei – auch hier winken Amerika und seiner gegenrevolutionären Machtpolitik kaum noch wesentliche Erfolge; die Vereinigten Staaten können in Asien auf dem Wege, den sie eingeschlagen haben, nur immer mehr verlieren, und Bundesrichter Douglas, dessen Buch wir vorhin zitierten, predigt höchst wahrscheinlich tauben Ohren, wenn er immer wieder verlangt, Amerika solle sich doch endlich eindeutig auf die Seite der großen Freiheitsbewegung der asiatischen Völker stellen, wenn es noch etwas von dem verlorenen Boden zurückgewinnen und «Asien vor der kommunistischen Herrschaft retten» wolle.

Von Goa bis Fez Es scheint wirklich, daß die westliche Welt, solange sie unter kapitalistischem Regime lebt, einfach kein Verständnis für das stürmische Drängen der unterentwickelten farbigen Völker nach Licht, Freiheit und Menschenwürde aufbringen *kann*. Nicht einmal England, das doch – unter Labourregime allerdings – Indien und Burma freigegeben hat, hat seine Lektion recht gelernt, sonst könnte es nicht dem klerikal-imperialistischen Portugal den Rücken steifen in seinem hartnäckigen Widerstand gegen die Räumung von *Goa* und der übrigen kümmerlichen Reste seines asiatischen Kolonialreiches – dieser von Indien umschlossenen und zu Indien gehörigen Kleinstätchen, in denen Portugal wirklich nichts mehr zu suchen hat. Aber Goa spielt eben offenbar mit seinem ausgezeichneten Hafen eine gewisse Rolle in den westmächtlichen «Verteidigungsplänen» gegen China und könnte vielleicht einmal noch nützliche Dienste als Militärstützpunkt im Fall eines neuen Ostasienkrieges leisten. Auch *Persien* lassen die angelsächsischen Mächte nicht aus der Hand. Das neue, nun endlich unter Dach und Fach gebrachte Ölabkommen gibt zwar England nur eine recht magere Genugtuung; dafür rückt aber Amerika, das schon militärisch und politisch eine feste Stellung in Persien aufgebaut hat, mit dem neuen Petrolvertrag auch wirtschaftlich in bedeutende Positionen ein, die England räumen mußte.

In *Irak* wird die nationalistische Bewegung nicht versäumen, den fortschreitenden Rückzug Großbritanniens aus dem Mittleren Osten auszubeuten; bei den bevorstehenden Wahlen dürfte die Forderung nach

Aufkündigung des britisch-irakischen Vertrages, der England das Recht zur Unterhaltung von Militärflugplätzen im Zweistromlande gibt, eine Hauptrolle spielen. Dies um so mehr, als die Ende Juli zustande gekommene Einigung zwischen Großbritannien und *Ägypten* die Räumung der Suezkanalzone und des Sudans durch die englischen Truppen bringt, die der ägyptische Nationalismus so lange und so leidenschaftlich begehrt hat. Daß auch hier Amerika den (allerdings nicht so ganz ehrlichen) Makler gemacht hat, gehört zum ganzen Bild der Lage im Orient, wobei für die USA nur etwas peinlich ist, daß *Israel* scharf gegen die amerikanische Waffenhilfe an Ägypten, seinen unversöhnlichen Feind, protestiert. Um so zäher klammert sich nun England an *Cypern*, das es an Stelle von Suez zum militärischen Zentrallager im Mittelosten ausbauen will; aber hier stößt es bereits auf den einmütigen, heftigen Widerstand des Cypriotenvolkes, das seit Jahr und Tag den Anschluß an das griechische Mutterland verlangt und besonders darüber erregt ist, daß England jede Anschlußpropaganda künftig rücksichtslos zu unterdrücken angedroht hat.

Da sticht Frankreich mit seiner neuen Politik in *Tunis* direkt vorteilhaft von seinem britischen Verbündeten ab, hat doch Mendès-France mit raschem Entschluß dem tunesischen Volk wenigstens in inneren Angelegenheiten die Selbstbestimmung gewährt und damit die unglaublichen Fehler wieder gutzumachen begonnen, die sein Vorgänger im Außenministerium, Bidault, gegenüber Tunis begangen hat. Ob damit die Periode des blutigen Terrors in diesem französischen Protektorat wirklich ihr Ende gefunden hat, bleibt abzuwarten; viel hängt auch für Tunis davon ab, was für einen Kurs die Pariser Regierung in *Marokko* einzuschlagen gedenkt, wo sich Bidault unter dem Einfluß der französischen Siedler und der einheimischen Feudalherren eine besonders schwere «gaffe» geleistet hat, indem er im August 1953 den Sultan durch einen Gewaltstreich absetzen ließ und so den besten Partner Frankreichs im Bemühen um eine Befriedung des Landes entfernte.

Amerikanisch-westdeutsche Militärallianz!

Die entscheidende Probe auf Mendès-France's staatsmännische Fähigkeiten bleibt aber seine Stellungnahme zur *deutschen Frage*. Und hier sind leider die stärksten Zweifel angebracht. So geschickt und entschlossen sich der französische Ministerpräsident in der indochinesischen und der tunesischen Frage zeigte, so wenig Vertrauen erweckt die Art und Weise, wie er dem deutschen Problem entgegentritt. Übersehen wir doch ja nicht, daß Mendès *kein Mann der «Linken»* ist, kein Mann des Durchbruches zu einer radikalen Neuorientierung der französischen wie der internationalen Politik. Er ist klüger und hellsichtiger als die meisten Politiker der Vierten Republik, aber er steht grundsätzlich durchaus auf dem Boden der herrschen-

den Gesellschaftsordnung. Die innerpolitischen und wirtschaftlichen Reformen, für deren Durchführung er sich hat weitgehende Vollmachten erteilen lassen, sind bisher äußerst zurückhaltend und fast ausschließlich auf die (freilich bitter nötige) Rationalisierung und Modernisierung der französischen Wirtschaft gerichtet, nicht auch auf eine wirkliche Umgestaltung der Klassenstruktur, auf die Brechung der Herrschaft der sogenannten zweihundert Familien. Und demgemäß kommt auch seine Außenpolitik nicht von der Vorstellung los, daß es für Westeuropa vor allem gelte, die Gefahr einer militärischen Invasion von seiten der Sowjetunion abzuwehren*. Mendès ist kein Gegner einer «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft»; er hat sich entschieden geweigert, den Kampf Frankreichs gegen eine westdeutsche Wiederaufrüstung anzuführen, war vielmehr zunächst nur von dem taktischen Bestreben geleitet, eine solche Form der EVG zustande zu bringen, daß sich eine Mehrheit der französischen Volksvertreter – wenn auch mit etwelchem Unbehagen hüben und drüben – hinter sie stellen könnte. Das ist ihm schon an der *Brüsseler Konferenz* gründlich mißlungen; die übrigen EVG-Staaten wollten von einem Kompromiß dieser Art so wenig wissen wie Amerika und England. Und erst recht fand er mit diesem rein opportunistischen Schachzug in der *Pariser Nationalversammlung* keine Unterstützung; weder die Anhänger noch die Gegner der EVG ließen sich irgendwie bekehren, so daß der seit bald zwei Jahren so heftig umstrittene Vertrag über die Europaarmee einfach, aber unzweideutig in der Versenkung verschwand.

Das ist gewiß ein großer Vorzug gegenüber der bisherigen Unsicherheit, die alles lähmte (außer die westdeutschen Vorbereitungen für den Aufbau der neuen Wehrmacht, selbstverständlich!). Aber was soll nun weiter werden? Mendès selbst hätte wohl am liebsten eine neue, gemilderte EVG, und wahrscheinlich denkt man auch im britischen Kabinett ganz ähnlich, wäre das doch für England am bequemsten: man könnte, zusammen mit Amerika, auf Frankreich beständig drücken, damit es die westdeutsche Wiederaufrüstung schlucke, und wäre dabei doch nicht selbst Teilhaber der EVG mit ihren Verpflichtungen. Aber diese Lösung hätte schon im französischen Parlamentsbau sowenig Aussicht wie die bisherige und darf daher als erledigt betrachtet werden. Die Mehrheit der Franzosen will überhaupt keine Remilitarisierung West- oder gar Gesamtdeutschlands.

England geht infolgedessen zurzeit – im Einverständnis mit den Vereinigten Staaten – auf den Anschluß Westdeutschlands an den *Atlantik-*

* Der Schreibende hat unter dem Titel «Die Große Lüge» im «Zeitdienst» eine Artikelserie veröffentlicht, die die innere Unwahrheit und Haltlosigkeit dieser Vorstellung darzulegen versucht und nun als Sonderdruck erschienen ist. (Verlag «Zeitdienst», Postfach, Zürich 38. Preis 80 Rp.)

bund (NATO) aus, mit gewissen Sicherungen gegen allzu peinliche Bonner Überraschungen, aber doch mit regelrechter, von Amerika zu bewerkstelligender westdeutscher Aufrüstung. Von solchen Sicherungen (die ja freilich nur papierener Art sein könnten) will man aber in Bonn gar nichts mehr wissen; man will dort, wie Hitler in den dreißiger Jahren, völlig frei werden von allen internationalen Bindungen, die den großen Kampf gegen den Osten hemmen könnten. Wird Frankreich also wiederum – wie damals – schwach werden und seinem unruhigen Nachbarn freie Bahn für jegliches Abenteuer geben? Wenn es nur will, hat es die rechtlichen wie die politischen Mittel durchaus in der Hand, um die Aufnahme Westdeutschlands in die NATO zu verhindern.

Ähnliches gilt von dem gefährlichsten Ersatzplan für die gescheiterte EVG: einem direkten, *nur zweiseitigen Militärbündnis* zwischen den Vereinigten Staaten und Westdeutschland nach der Art der amerikanisch-spanischen Allianz. Auch dagegen könnte Frankreich als Besetzungsmacht wohl sein Veto einlegen; auf alle Fälle hätte es so starke moralische Druckmittel, um die Ausführung dieser Idee zu verhindern, daß es «nur» seiner festen Entschlossenheit zu ihrem Einsatz bedürfte, damit der ganze Plan zu Wasser wird. Das Nein müßte aber selbstverständlich ergänzt werden durch ein Ja. Es müßten gerade jetzt *neue Verhandlungen mit der Sowjetunion* über Deutschland aufgenommen werden. Moskau hat ja schon am 24. Juli einen entsprechenden Vorschlag den Westmächten unterbreitet, einen Vorschlag, den freilich eben jetzt nicht nur, wie üblich, Amerika und England abzulehnen im Begriffe sind, sondern auch Frankreich, hat sich doch Mendès-France unglücklicherweise in der Schlußerklärung der Brüsseler Konferenz auf die Ablehnung einer Neutralisierung und Entwaffnung Deutschlands festlegen lassen. Daran packen ihn nun England und Amerika mit grimmiger Genugtuung! Aber nun müßte eben die Sowjetregierung klar und bindend mit dem bisher nie gemachten Anerbieten hervortreten, Ostdeutschland zu räumen und gesamtdeutsche Wahlen zuzulassen unter der Bedingung, daß die Westmächte ihrerseits auf die Wiederaufrüstung Deutschlands und seine Eingliederung in ihr Militär- und Blocksystem verzichten. Es fiele – trotz aller Abhängigkeit von Amerika – sowohl England wie Frankreich wahrscheinlich schwer, eine neue Viermächtekonferenz auf der Grundlage eines solchen Vorschlags rundweg abzulehnen. Um so mehr Anlaß für Moskau, ohne Zweideutigkeiten und Hintergedanken den Weg für eine wirkliche Lösung der deutschen Frage freizumachen!

Vergegenwärtigen wir uns darum in dieser entscheidungsschweren Weltstunde aufs neue, worum es bei der ewigen deutschen Frage tatsächlich geht!

Welch eine Wendung . . .! Es ist dabei vor allem nötig, von der Lage Deutschlands bei Kriegsende auszugehen. Der Zweite Weltkrieg war – wie der Erste – vom deutschen Imperialismus und Militarismus entfesselt worden. Sein Ziel konnte also für Deutschlands Gegner in nichts anderem bestehen als in der militärischen Niederwerfung und darnach endgültigen Unschädlichmachung der Kräfte, die ihn herbeigeführt hatten. Das erste Ziel wurde erreicht; das Dritte Reich brach auf den Schlachtfeldern vollkommen zusammen. Nun galt es, den Sieg auszunützen, um ein Wiederaufleben des deutschen Militarismus und Nationalismus für alle Zukunft zu verhindern. Die Alliierten schienen dazu auch grimmig entschlossen. Die Staatschefs der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und der Sowjetunion stellten in Jalta am 11. Februar 1945 unzweideutig fest:

«Es ist unser unbeugsamer Wille, den deutschen Militarismus und Nationalsozialismus zu zerstören und dafür Sorge zu tragen, daß Deutschland nie wieder imstande ist, den Weltfrieden zu stören. Wir sind entschlossen, alle deutschen Streitkräfte zu entwaffnen und aufzulösen; den deutschen Generalstab, der wiederholt die Wiederaufrichtung des deutschen Militarismus zuwege gebracht hat, für alle Zeiten zu zerschlagen; sämtliche deutschen militärischen Einrichtungen zu entfernen oder zu zerstören; die gesamte deutsche Industrie, die für militärische Produktion benützt werden konnte, zu beseitigen oder unter Kontrolle zu stellen; alle Kriegsverbrecher vor Gericht zu bringen und einer schnellen Bestrafung zuzuführen sowie eine genaue, durch Leistung von Sachwerten erfolgende Wiedergutmachung der von den Deutschen verursachten Zerstörungen zu bewirken; ... alle nationalsozialistischen und militärischen Einflüsse aus den öffentlichen Dienststellen sowie dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben des deutschen Volkes auszuschalten und in Übereinstimmung miteinander solche Maßnahmen in Deutschland zu ergreifen, die für den zukünftigen Frieden und die Sicherheit der Welt notwendig sind.»

Im Abkommen von Potsdam (2. August 1945) bestätigten die alliierten Staatsführer diese Erklärung im vollen Umfang und ergänzten sie sogar noch in zahlreichen Punkten.

Was ist daraus geworden? In allem Wesentlichen: Nichts, ja weithin das genaue Gegenteil. Die Erklärungen von Jalta und Potsdam lesen sich heute wie ein Märchen aus uralten Zeiten. Eine Gruppe britischer Labourpolitiker um Aneurin Bevan herum hat kürzlich eine kleine Schrift veröffentlicht: «It Need Not Happen» («Es hätte nicht so kommen müssen»), in der die Lage in Westdeutschland, wie sie sich kaum neun Jahre nach Kriegsende darstellt, durchaus treffend gekennzeichnet wird:

«Die Ruhrbarone sind zurück, da die Kartelle nur umgebildet wurden, und in jedem Bonner Ministerium sind die Männer in den Schlüsselstellungen entweder hervorragende Nazi wie der berüchtigte Herr Globke, der die Nürnberger (Juden-) Gesetze entworfen hat und jetzt Dr. Adenauers rechte Hand im Kanzleramt ist, oder Mitläufer, die den Verbrechen des Dritten Reiches Vorschub leisteten, auch wenn sie keine flammenden Reden zu ihrer Förderung hielten. In Westdeutschland ist tatsächlich der Kapitalismus in gröberer, selbstsüchtigerer und materialistischerer Form wiederaufgerichtet als sonst in einem Land Europas oder Amerikas. Solange die mit amerikanischen Dollars angetriebene Hochkonjunktur anhält, werden die Nazikräfte im Hintergrund bleiben, wie sie es in den kraftlosen Jahren der Weimarer Republik getan haben.

Aber die entscheidenden Machtstellungen haben sie schon heute inne, und wenn Attlee davon redet, daß die deutsche Demokratie durch die Wiederaufrüstung Deutschlands gestärkt und gestützt werde, so übersieht er alle geschichtlichen Tatsachen. Es war ja die Verbindung eines selbstsüchtigen Monopolkapitalismus mit einer kleinen, hochtrainierten Armee und einer Minderheit glühender Nationalisten, die Wilhelms II. und dann Adolf Hitlers Ausdehnungspolitik ins Leben rief. All diese Kräfte stehen jetzt aufs neue da, und die Wiederaufrüstung wird ihre Herrschaft über die Bonner Regierung nur noch verstärken. Außerdem ist es reine Illusion, zu glauben, die neue deutsche Armee könne demokratisch sein; da es seit 1945 in Westdeutschland keine militärische Ausbildung gegeben hat, werden die Kader der zwölf deutschen Divisionen aus Offizieren und Unteroffizieren bestehen, von denen jeder einzelne in Hitlers Wehrmacht ausgebildet wurde. Und die Art von Deutschen, die heute freiwillig wieder in die Uniform schlüpfen würden, sind schwerlich Sozialdemokraten oder auch nur Anhänger der Demokratie. Die zwölf Divisionen werden somit von Nazis geführt und ausgebildet werden.»

Und es sind nicht allein Linkskreise, die so urteilen, in Deutschland selbst so wenig wie anderwärts. In Frankreich besonders, aber auch in England sind es gerade konservative Kreise, die sehr wach für die neue alldeutsche Gefahr sind. Einer der besten Kenner der deutschen Mentalität, Sefton Delmer (der geniale Organisator eines der berühmten «Geheimsender aus Deutschland» während des Zweiten Weltkrieges), ist im «Daily Expreß» unermüdlich tätig, um die Wahrheit über das Treiben der alten und neuen Militaristen in der «pazifistisch-demokratischen» Bundesrepublik zu verbreiten. «Heute», so schrieb er letzthin,

«heute hat das Amt Blank (das Bonner Kriegsministerium. H. K.) mehr Offiziere als das Kriegsministerium Hitlers im Jahre 1936. Während damals im Kriegsministerium Hitlers 40 Generalstabsoffiziere saßen, amtieren unter Blank bereits nicht weniger als 230 Generalstabsoffiziere ... Einer der Stabsoffiziere, Oberst Gieser, gab offen zu verstehen, daß niemand im westdeutschen Kriegsministerium die leiseste Absicht habe, den ‚deutschen Verteidigungsbeitrag', wie er so nett bezeichnet wird, auf bloße zwölf Divisionen zu begrenzen. Er hat völlig recht; denn alle, denen ich hier begegnet bin, sprechen von einem Minimum von 26 Divisionen. Andere erwähnen sogar 30 und 36 Divisionen als das Ziel Bonns.»

Das ist alles wahrlich nicht viel gesagt. Einer, der es aus erster Hand weiß, bestätigt es in vollem Umfang: der jetzt so vielgenannte Dr. Otto John, der bisherige Leiter des amtlichen westdeutschen Spionagedienstes (es gibt daneben noch einige Dutzend mehr oder weniger nichtamtliche, großenteils von den Westmächten ausgehaltene Spionageorganisationen in der Bonner Republik), der unter so sensationellen Umständen nach Ostdeutschland übergetreten ist. In Westdeutschland, so stellte er ganz sachlich fest, gewännen jetzt «die wildesten Nazi und Militaristen» die Oberhand. Die Regierungsparteien und die ganze Verwaltung seien von Anhängern eines draufgängerischen Nationalismus völlig durchsetzt; die Remilitarisierung der Bundesrepublik sei in vollem Gang, und das heiße, «daß in Westdeutschland ein neuer Versuch gemacht wird, die Strategie Hitlers und seines Generalstabs zu verwirk-

lichen, die darauf gerichtet war, den Krieg gegen den Osten von der Basis eines militärisch gleichgeschalteten Westens aus zu führen».

Wobei – wie man weiß – das Ziel eines solchen Krieges natürlich nicht nur die «Befreiung der Völker Osteuropas bis zum Ural» wäre, sondern zunächst einmal und vor allem die Rückeroberung Ostdeutschlands und der an Polen, die Sowjetunion und die Tschechoslowakei verlorenen Provinzen des Dritten Reiches. Und das mit stillschweigender, ja weithin offen ausgesprochener Billigung und tätigster Mithilfe der Westmächte, insbesondere der Vereinigten Staaten, der gleichen Mächte also, deren oberste Vertreter die Erklärungen von Jalta und Potsdam unterschrieben haben! Als in den ersten Septembertagen 1870 die kaiserlich-französische Armee zusammengebrochen war und ruhmlos kapituliert hatte, schickte König Wilhelm von Preußen jenes berüchtigte Telegramm nach Hause, in dem es hieß: «Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!» Man ist versucht, im Blick auf Jalta und Potsdam vom *heutigen* Zustand Westdeutschlands zu sagen: «Welch eine Wendung durch des Teufels Berückung!»

Treibende Kräfte *Warum* aber diese erstaunliche, verhängnisvolle Wendung der Dinge in Westdeutschland und bei den alliierten Westmächten? (Denn in Ostdeutschland ist ja die Entwicklung anders, viel mehr im Einklang mit den Zielsetzungen von 1945, verlaufen, und die Sowjetunion hat nie aufgehört, auch für Westdeutschland die Verwirklichung des Programmes von Jalta und Potsdam zu fordern.)

Die erste und wohl die schwerste Schuld liegt bei den Westmächten selbst. Sie verkündeten wohl die Ausrottung des deutschen Nazismus und Militarismus; aber an eine seiner Hauptwurzeln – die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung – heranzugehen und sie abzugraben, davor hüteten sie sich wohlweislich, hätten sie damit doch ihr eigenes Regime verleugnet und untergraben. Dieses Regime zu erhalten und womöglich über die ganze Erde auszubreiten – *das* war und blieb Sinn und Ziel ihrer Weltpolitik. Und nachdem die von Deutschland her drohende Gefahr vorerst beseitigt schien, trat mehr und mehr für sie die alte Hauptaufgabe in den Vordergrund, die Gefahr zu bannen, die der Weltgeltung des Kapitalismus vom Sozialismus und Kommunismus her drohte. Dies um so mehr, als sich mit den Jahren, im Gefolge des Zweiten Weltkrieges, die Einflußzone des Kommunismus über ganz Osteuropa und Ostasien ausgebreitet hatte und auch in West- und Südeuropa die bedenklichsten Neigungen zu Sozialismus und Kommunismus aufkamen. Und in der Abwehr dieser Gefahr – einer Gefahr, die freilich nicht militärischer, sondern wirtschaftlicher und sozialer Art war – konnte Westdeutschland eine mächtige, vielleicht entscheidende Rolle spielen. Die Ostziele des westdeutschen Großbürgertums und seiner

nationalistisch-militaristischen Gefolgschaft lagen ja in der gleichen Richtung wie diejenigen Amerikas und seiner kapitalistischen Führungsschicht. Was lag da näher, als das Gefüge des westdeutschen Kapitalismus planmäßig wiederaufzurichten, die westdeutsche Wirtschaft mit amerikanischen Milliarden wieder in Gang zu setzen und aufzublähen und die Wiederaufrüstung Westdeutschlands energisch ins Werk zu setzen?

In der Bonner Republik ergriff man natürlich die glänzende, einmalige Gelegenheit, die sich hier bot, mit beiden Händen und nützte sie bis zum letzten aus. Führend waren und sind dabei die alten kapitalistischen Herrschaftsklassen, die nun aufs neue in den Sattel gehoben wurden. Aber sie wären dennoch ohnmächtig gewesen, wäre ihnen nicht die ganze unheilvolle Tradition des deutschen Nationalismus und Militarismus zu Hilfe gekommen, die – in tragischem Abfall von der wirklichen Sendung Deutschlands – über die deutsche Seele abermals Gewalt bekommen hat und Deutschland wie seine Umwelt zum dritten- und letztenmal in eine tödliche Katastrophe hineinzureißen droht. Niemand hat diese furchtbare Verirrung des deutschen Geistes klarer und tiefer bloßgelegt als Friedrich Wilhelm *Förster* in seinem lebenslangen Kampf für eine Erneuerung Deutschlands aus seinem besten, echtesten Wesen heraus. Auch in seinen politischen Erinnerungen («Erlebte Weltgeschichte») brandmarkt er, wie schon früher, die Untaten des Nazismus mit nur zuviel Recht als logische Konsequenz der ganzen neudeutschen Fehlentwicklung, als «ganz natürliche Giftblumen aus dem hundertjährigen Nationalwahn des deutschen Volkes», als «ein einzig dastehendes kollektives Verbrechen», das nur apokalyptisch gedeutet werden könne – «als Aufstand gegen alles, was auf Erden den Namen Gottes trägt und die Welt mit dem verknüpft, was nicht von dieser Welt ist».

Und dieser deutsche Nationalwahn lebt jetzt neuerdings in erschreckenden Formen unheildrohend auf. Die Europa und die Welt von Deutschland her bedrohende Gefahr, so stellt auch Förster fest, ist heute sogar größer als je, «und diejenigen, von denen sie ausgeht, haben anscheinend weit mehr Chancen für den Enderfolg, als es je zuvor der Fall gewesen ist» – eben wegen ihrer engen Verbindung mit den internationalen, vor allem den amerikanischen Kriegskräften, die sie der Gefahr eines neuen Zweifrontenkrieges enthebt und ihnen erlaubt, alle Anstrengungen auf die eine Ostfront zu konzentrieren. Förster und andere neigen allerdings dazu, umgekehrt eine künftige Verbündung Deutschlands mit Rußland zum Kampf gegen den Westen für wahrscheinlich zu halten. Aber wir fragen uns, was Deutschland – ganz abgesehen von der Sowjetunion – bei einem solchen Kampf gewinnen könnte. Wenig genug im Vergleich zu den berauschenden Möglichkeiten, die sich seinem Imperialismus im Osten eröffnen! Zwischen Westdeutschland und der Sowjetunion liegt ja doch – geographisch wie

psychologisch – Ostdeutschland, das heutige und das frühere, nach dem Zweiten Weltkrieg verlorene. Und es ist nicht abzusehen, wie Westdeutschland dieses ganze Gebiet durch friedliche Verständigung mit der Sowjetunion zurückbekommen sollte. Die Opferung Polens und der Tschechoslowakei, die manche Zyniker der Sowjetunion zumuten, wäre ja nicht nur schwarzer Verrat, sondern müßte sich so handgreiflich verhängnisvoll gegen Rußland selbst auswirken, daß es schwer vorstellbar ist, wie die um- und weitsichtig operierenden Leiter der Sowjetpolitik sich auf ein solches halsbrecherisches Abenteuer einlassen könnten. Zu so etwas wäre ein Hitler fähig, aber nicht ein Molotow und Malenkow. So daß alle realpolitische Wahrscheinlichkeit nach wie vor für eine Front Westdeutschland-Amerika gegen den Sowjetblock spricht, mit dem Ziel einer Auflösung oder Zerschlagung des ganzen kommunistischen Osteuropas. Daraus würde dann ein «mit Blut und Eisen» geeinigtes Neudeutschland hervorgehen, das von der Weichsel bis zum Amur ein ungeheures Kolonisierungs- und Ausbeutungsgebiet vor sich hätte.

Deutschland in Europa Das alles heißt also auch, daß Wiederaufrüstung Westdeutschlands und *friedliche* Einigung Deutschlands einander ausschließen. Sowohl Westdeutschland als die Westmächte lehnen darum Verhandlungen mit Ostdeutschland und dem Sowjetblock über eine friedliche Lösung der deutschen Frage ab, es sei denn, die Sowjetunion kapituliere und räume Ostdeutschland bedingungslos. Denn darauf kommt ja die Forderung nach gesamtdeutschen Wahlen hinaus, die der erste Schritt zur Lösung der deutschen Frage sein müßten; der zweite Schritt wäre dann natürlich ein westmächtlich-antikommunistisch ausgerichtetes deutsches Parlament mit einer ebensolchen Regierung, die den förmlichen Anschluß Gesamtdeutschlands an den Westblock zu vollziehen hätte. Daß es so nicht gehen kann, sollte jedem billig urteilenden Menschen eine Selbstverständlichkeit sein. *Die deutsche Einheit wird nicht auf Kosten der Lebensinteressen der Oststaaten hergestellt werden, sondern nur im Einklang mit ihnen.* Von dieser Grundtatsache muß jeder ernstzunehmende Versuch zur Lösung der deutschen Frage seinen Ausgang nehmen. Das betont sehr klar auch Herbert Mochalski in der westdeutsch-evangelischen «Stimme der Gemeinde» (1. August):

«An der Berliner Konferenz verlangten die Westmächte die Wiedervereinigung Deutschlands durch freie Wahlen. Die Sowjetunion hatte in ihren Noten als Voraussetzung für freie Wahlen die vorher festzulegende Ausklammerung Deutschlands aus jedem Militärbündnis, das gegen einen andern Staat gerichtet ist, verlangt. Die Westmächte verweigerten diese Ausklammerung, weil sie durch freie Wahlen die Einverleibung ganz Deutschlands in ihr Militärbündnis erhofften. Ohne diese Ausklammerung oder Neutralisierung gibt aber die Sowjetunion nicht ihre Zustimmung zur Wiedervereinigung Deutschlands durch freie Wahlen.

An der Genfer Konferenz lagen die Verhältnisse genau umgekehrt. In Genf verlangten die Ostmächte freie Wahlen in ganz Indochina, die ihnen die Westmächte ver-

weigerten, da feststand, daß in freien Wahlen ganz Indochina an Ho Chi-Minh fallen würde. Darum waren es in Genf die Westmächte, die als Voraussetzung für freie Wahlen die Ausklammerung Indochinas aus jedem Militärbündnis verlangten. Erst freie Wahlen *und* Neutralisierung brachten die Lösung für Indochina.

Genf hat bewiesen, daß die Wiedervereinigung eines Landes durch freie Wahlen zu einem festgelegten Termin unter der Voraussetzung der Neutralisierung zu erreichen ist. Auf diese Lösung muß auch für Deutschland zugesteuert werden. Diese Lösung ermöglicht auch die Beteiligung des wiedervereinigten Deutschlands an einem kollektiven Sicherheitssystem *aller* europäischen Staaten, gleich welcher gesellschaftlichen Ordnung.»

Gesamteuropäisches Sicherheitssystem – das würde also heißen, daß die deutsche Frage nicht isoliert gelöst werden kann, sondern nur im Rahmen einer Lösung des europäischen Problems überhaupt. In der Tat wird man den Deutschen Neutralisierung und Abrüstung nicht zumuten können, wenn nicht *ganz* Europa abrüstet und neutralisiert, also aus der Zweiteilung in feindliche Machtblöcke herausgenommen wird. Voraussetzung dazu wäre, daß sich die Teilhaber des Sicherheitssystems ihren gegenwärtigen Besitzstand gegenseitig garantieren und Veränderungen desselben nur auf dem Wege friedlicher Vereinbarungen zulassen sowie daß kein Staat sich in die inneren Verhältnisse des andern einmischt, also allseitig Neutralität gegenüber den verschiedenen politischen und sozialen Systemen der Vertragsstaaten beobachtet wird. Gerade diese Voraussetzungen wollen freilich heute die Westmächte und Westdeutschland *nicht* erfüllen. Ihr ganzes Militär- und Allianzsystem ist ja darauf gerichtet, sei es durch bloßen ultimativen Druck, sei es durch offene Gewaltanwendung, den jetzigen Besitzstand in Europa umzustoßen und so den Kommunismus unschädlich zu machen. Die Überwindung dieser ganzen Machtpolitik und des ihr zugrunde liegenden geistigen und militärischen Antikommunismus bleibt so immer wieder das A und O jeder Anstrengung, Europa und der Welt den Frieden zu sichern.

Zweierlei Pazifismus Wir haben vorhin Försters großen Kampf gegen das deutsche Macht- und Gewaltwesen erwähnt. Dieser Kampf und die damit verbundene Klarlegung entscheidender Antriebskräfte des deutschen Nationalismus und Militarismus bleibt sein unvergänglicher Ruhm, und die ganze Welt hat Grund, ihm dafür dankbar zu sein. *Nicht* folgen können wir indessen Förster, wenn er aus seinen Einsichten in die Dämonie des neudeutschen Geisteszustandes eine *Theorie militärischer Gewaltanwendung* ableitet, die für uns im Widerspruch zu wichtigsten Grundwahrheiten des Evangeliums steht. Wir denken dabei vor allem an seine auch wieder in «Erlebte Weltgeschichte» verfochtene Lehre, daß es «eine gefährlich große Zahl von Menschen gibt, die von der Bergpredigt her in keiner Weise beeinflußbar sind und nur durch die elementaren Erziehungsmittel des Alten Testamentes in Zaum zu halten sind», also durch Ge-

waltdrohung und nötigenfalls durch Krieg. Das Evangelium sei eben kein Idealismus, sondern fasse den wirklichen Menschen ins Auge, wolle uns also keine Ratschläge aufzwingen, die in Widerspruch zu der Wirklichkeit stünden und den Menschen im Kampf mit dieser Wirklichkeit nur schwächen und entwaffnen könnten.

Das scheint uns grundsätzlich ganz irrig. Es gibt gewiß einen oberflächlichen, idealistischen Pazifismus, der die abgrundtiefe Bösartigkeit eines Gegners übersieht und daran natürlich elend scheitert. Von dieser Denkweise war zum Beispiel vor dem Ersten wie dem Zweiten Weltkrieg die Politik der Nachbarn Deutschlands weithin beeinflußt – und das Ergebnis konnte denn auch kein anderes sein als die Katastrophe. Ihr gegenüber hatte der «militärische Realismus» unbedingt das größere Recht auf seiner Seite. Der Zweite Weltkrieg wäre vermieden worden, wenn die Westmächte – wie es die Sowjetunion vergeblich vorschlug – dem neuerwachenden deutschen Nationalismus und Militarismus eine überlegene Kollektivgewalt entgegengesetzt und alle Versuche, Deutschland wieder aufzurüsten, entschlossen unterdrückt hätten. Und heute droht abermals die (gewollte) Blindheit der westlichen Welt gegenüber der westdeutschen Militärdämonie ein Unglück heraufzubeschwören, das noch unvorstellbar grauenhafter wäre als alles, was wir schon bisher erlebt haben. Solcher Haltung gegenüber beweisen die konservativ-nationalistischen Gegner der «Europa-Armee» im westmächtlichen Lager einen viel größeren Wirklichkeitssinn; einem Mendès-France, der, obgleich Jude, sich aufs neue mit dem deutschen Nationalismus einzulassen bereit ist und ihn für die «Verteidigung Europas» nutzbar zu machen sucht, ist hier ein de Gaulle oder General König weit überlegen. Und ähnliches gilt für alle ähnlichen Situationen. Hier hat der Gedanke der militärischen Abwehr der Gefahr einem seichten Friedensgerede und erst recht einem schläfrigen Defaitismus gegenüber sicher ein sehr starkes Recht.

Nur darf er sich – und das ist nun entscheidend – mit seiner Haltung nicht «auf den tiefsten Sinn des Evangeliums selber berufen, ja sogar auf Jesu eigenes Beispiel in seiner Behandlung von Menschen, die dem geistigen Appell verschlossen waren» (Förster). Auch das, was wir militärischen Realismus genannt haben, ist ja völlig außerevangelisch, im besten Fall vorevangelisch; meistens ist es einfach Unwilligkeit, zuweilen freilich auch bloße Unfähigkeit, den evangelischen Weg zu gehen, die Folge eines menschlichen Versagens also, das zu einer mindestens fragwürdigen Notlösung greift, weil nicht rechtzeitig die *wirkliche* Lösung ergriffen wurde. Nicht die Bergpredigt ist es, deren «Ratschläge» gegenüber gewissen Menschentypen versagen; das Versagen liegt vielmehr bei den *Menschen*, die – wenn sie überhaupt an die Bergpredigt denken – in gewissen Fällen das neue Gebot Jesu einfach auf die Seite schieben und seine Forderungen als nicht unbedingt und ausnahmslos

verpflichtend erklären, weil sie dem Menschen vermeintlich *zu* viel zumuten, namentlich im Verkehr mit besonders bösartigen Mitmenschen.

Jesus hat aber nichts davon gesagt, daß seine Forderungen, wie sie in der Bergpredigt überliefert sind, in gewissen Fällen nicht gälten. Er hat seiner Bergpredigt keinen Kommentar angehängt etwa des Inhalts: «Die Gebote, die ich euch hier gegeben habe, sind natürlich nur unverbindliche Ratschläge. Ihr könnt immerhin einen Versuch damit machen; wenn es euch aber zu schwer dünkt, das Kreuz auf euch zu nehmen, wenn eine Lage eintritt, die besondere Schwierigkeiten bietet, in der ihr euch aber gerade bewähren solltet – nun, dann laßt es eben bleiben. Handelt dann, so wie es euch gut dünkt – als realistische Weltmenschen!» Er hat dann auch nicht die Normen des Alten Testaments wieder als anwendbar erklärt, sondern im Gegenteil verkündet, daß er über das Alte Testament hinausführe: «Es ist euch gesagt von den Alten ... Ich aber sage euch!» Und dann stellte er das Gebot der Feindesliebe als eines auf, das gerade im Widerspruch zu der hergebrachten Auffassung unbedingte Gültigkeit habe. Denn wenn vor den Menschen der Unterschied zwischen Guten und Bösen, zwischen Sympathischen und Unsympathischen so maßgebend sei, daß man den einen freundlich, den anderen unfreundlich begegne, so verschwinde dieser Unterschied vor Gott vollständig. «Er läßt seine Sonne über Böse und Gute aufgehen und läßt regnen auf Gerechte und Ungerechte.» Der dahinter stehende Grundsatz, der auch Jesu übrige Lehren beherrscht, ist klar: Das Böse nicht auf dessen eigenem Boden, mit dessen eigenen Waffen bekämpfen – denn dann hat man bereits vor ihm die Waffen gestreckt –, sondern ihm die Macht nehmen, indem man alle Macht und Wirklichkeit dem Guten zuerkennt, auch wenn es zunächst durch scheinbares Nachgeben, durch Mißerfolge und Niederlagen hindurchgeht. Entscheidend für unsere Haltung darf nicht sein, ob wir es mit getauften oder ungetauften Elementen zu tun haben, sondern *ob wir selbst getauft oder ungetauft sind.* (Matth. 5, 56. 47.)

Das ist sicher eine gewaltige Zumutung an den natürlichen Menschen. Ich verstehe es darum sehr wohl, wenn man vom «gesunden Menschenverstand» aus die Bergpredigt ablehnt – aber dann soll man auch offen zu seiner Ausgangsposition stehen. Man mag für militärische Gewaltanwendung Gründe anführen soviel man will – aber dann soll man auch wissen und anerkennen, daß das nicht der evangelische Weg ist, sondern der menschliche, naturhafte, meinetwegen der alttestamentliche. Wer sich auf Jesus beruft, kann diesen Weg nicht gehen; er muß auch in der Frage der Militärgewalt – genauer des militärischen Faustrechts, des eigenmächtigen Rechtschaffens – die Folgerungen ziehen, die dem Grundsinn von Jesu Lehre und Beispiel entsprechen. Er muß die Toten ihre Toten begraben lassen, so pietätlos und – im Falle der Vaterlandsverteidigung – unsolidarisch, ja selbstmörderisch es auch erscheinen mag.

Denn in Wirklichkeit ist es ja dennoch nicht Kapitulation vor dem Bösen; es ist nur eine andere, überlegene Art des Kampfes gegen das Böse – die Überwindung des Bösen durch das Gute. Es ist höchst sittliche Tatkraft; es ist *wirklicher* Pazifismus, wenn es im Verhältnis der Völker zueinander geübt wird, ein Pazifismus, der auch dem militärischen Realismus weit überlegen ist, sofern man sich auf ihn radikal verläßt und ihn konsequent anwendet*.

Vom Friede schaffen Denn das muß nun wieder einmal ganz stark betont werden: die Friedensarbeit darf sich nicht auf die Abschaffung des militärischen Krieges beschränken; sie muß sich gegen *alle* Formen von Vergewaltigung des Menschen durch den Menschen richten. Wir dürfen nicht nur negativ fordern: «Die Waffen nieder!», sondern müssen positiv eine Gemeinschaftsordnung schaffen, die auf sämtlichen Gebieten das Recht, die Würde und die Freiheit des Menschen zur Geltung bringt. Nur dann kann wirklicher Friede auch zwischen den Völkern werden. Wenn ich dabei die Umgestaltung unserer *wirtschaftlichen* und *sozialen* Ordnungen besonders hervorhebe, so nicht darum, weil ich die übrigen Lebensgebiete vernachlässigt wissen wollte, sondern weil gerade das Wirtschaftliche und Soziale in der Friedensarbeit vielfach zu kurz kommt. Die Folge ist, daß man dem Pazifismus oft – und das muß auch Förster gegenüber gesagt werden – Wirklichkeitsferne und praktisches Versagen zum Vorwurf macht, wo es sich in Wahrheit nur um einen *inkonsequenten* Pazifismus handelt, der zu sehr auf die militärische Seite des Friedensschaffens schaut und darob dessen andere Seiten vernachlässigt. Anders ausgedrückt: Krieg und Kriegsdrohung scheinen nur deshalb wirklichkeitsgemäßer als Nichtkrieg und Abrüstung, weil und solange man eine Gemeinschaftsordnung bestehen läßt, die immer wieder den Krieg als einzigen Ausweg zeigt. In Wahrheit ist er das – und auch nur scheinbar – lediglich deshalb, weil man die *Bedingungen nicht will*, die den Frieden dauerhaft zu machen geeignet sind. Vom Evangelium her gesehen: Die Bergpredigt erscheint nur darum als unanwendbar im Völkerleben (mindestens wenn es sich um besonders bösartige Menschentypen handelt), weil man sie nicht auch und sogar zuerst auf die wirtschaft-

* Allein von diesem Boden aus – das kann hier nur nebenbei bemerkt werden – vermögen wir auch dem Gewaltglauben der *Kommunisten* wirksam entgegenzutreten, die ja auch erklären, der eingefleischten Bösartigkeit der kapitalistischen und feudalen Besitzinteressen sei nur revolutionäre Militärgewalt gewachsen, und den «Sozialpazifismus» als verräterische Schwächung der Kampfkraft des Proletariats scharf ablehnen. Gegenüber dem seichten Demokratismus der bürgerlichen und «sozialistischen» Stützen des alten Regimes hat dieser soziale Militarismus unzweifelhaft ein relatives Recht; er hat aber ebenso unzweifelhaft absolut unrecht, wenn er nun ins andere Extrem verfällt und sich von der Brutalität der Gegenrevolution derart faszinieren läßt, daß er seinerseits die Sache der Revolution durch Grausamkeit und Unmenschlichkeit befleckt und schädigt.

lichen und sozialen Beziehungen der Menschen anwendet. Das ist in der Geschichte der letzten Jahrzehnte besonders deutlich mit Händen zu greifen.

Schon der Erste Weltkrieg wäre – trotz deutschem Nationalismus und Militarismus – nicht ausgebrochen, wenn die Welt nicht voller wirtschaftlicher und sozialer Konflikte gewesen wäre, die auf dem Boden des Kapitalismus und Imperialismus nicht friedlich zu lösen waren. Die Aufgabe war daher *nach* dem Krieg, eine neue, gerechtere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu schaffen, wobei die Verantwortung vor allem bei den Siegern lag. Aber nur in Rußland wurde die Aufgabe gesehen und ihre Lösung an die Hand genommen – und gerade da, wie dann auch sonst überall, widersetzten sich die Westmächte, im Bunde mit Japan und mit den gegenrevolutionären Kräften in Rußland selber, mit allen Mitteln der Neuordnung. Die Folgen waren verheerend:

«Man kommt schwer um den Schluß herum, daß der Krieg, wenn sie (die Alliierten) *mit* der Russischen Revolution gearbeitet hätten, statt *gegen* sie, ein halbes oder ganzes Jahr früher zu Ende gegangen wäre, und daß dann das deutsche Volk mit der Ausrottung der Wurzeln der alten Ordnung gründliche Arbeit geleistet hätte. Das italienische Volk wäre seinem Beispiel gefolgt. Europa wäre tatsächlich sozialistisch geworden, es hätte nie einen Hitler oder Mussolini, nie faschistische und reaktionäre Diktaturen in den meisten Ländern Mittel- und Westeuropas gegeben, und wir hätten nie einen Zweiten Weltkrieg bekommen.» (Zilliacus, «Mirror of the Present», p. 117.)

Statt dessen taten die Westmächte, inbegriffen Amerika, nach dem Ersten Weltkrieg alles, um die alte kapitalistische Unordnung wiederherzustellen, besonders auch in Deutschland. Die große Wirtschaftskrise, das daraus folgende Finanzchaos, die Riesenarbeitslosigkeit – all das wirkte aufs stärkste mit, den Faschismus und Nazismus zu erzeugen und den Zweiten Weltkrieg herbeizuführen. Dies um so mehr, als die Westmächte den Faschismus und Nazismus teils planmäßig, teils grob fahrlässig förderten – als sicherste Stütze des Kapitalismus (wie sie meinten) und als zuverlässigstes Werkzeug im Kampf gegen Sozialismus und Kommunismus. Gleichzeitig wurde der Völkerbund durch die kapitalistischen Besitzinteressen mehr und mehr untergraben und ausgehöhlt und die Schaffung eines wirksamen Systems kollektiver Sicherheit gegen die Herrschafts- und Kriegspolitik des Nazismus und Faschismus regelrecht sabotiert. Kurz: die *militärische* Abwehr des Nazismus und Faschismus wurde scheinbar notwendig, weil man die *wirtschaftliche* und *soziale* Abwehr versäumt hatte, weil man sie überhaupt nicht wollte.

Hier liegt der Hauptgrund, daß man damals Förster, den Warner, nicht hörte. Und hier liegt der Grund, daß man ihn und uns andere, die wir vor der neuen deutschen Gefahr warnen, auch heute nicht hört. Denn was sich nach dem Ersten Weltkrieg ereignete, das wiederholt sich jetzt nach dem Zweiten. (Wobei ich freilich fürchte, daß Förster wenig Verständnis für diese Zusammenhänge hat. Er unterschätzt offenbar gewaltig die entscheidende Rolle, welche die kapitalistischen Besitz-

interessen in der heutigen Weltpolitik spielen, vor allem auch bei der Behandlung der deutschen Frage, die nur gelöst werden kann, wenn die Solidarität des von Amerika geführten internationalen Kapitalismus mit demjenigen Westdeutschlands gebrochen wird.) Und wenn dann das Unglück doch kommt, dann heißt es wieder: Weg mit dem weltfremden Pazifismus; jetzt kann man nur mit härtester Gewalt, mit Kanonen, Tanks und Atombomben, die Bösen zur Raison bringen!

Der gleichen Beweisführung bedient man sich schon jetzt gegenüber dem Kommunismus; oder ist es bloßer Zufall, daß wir ihr fast genau mit den selben Worten auch bei unseren Antikommunisten begegnen, die erklären, angesichts der «bolschewistischen Dämonie» gebe es nur noch die Androhung oder notfalls Anwendung kriegerischer Gewalt, und die das ebenfalls ganz bequem mit ihrem Christentum in Einklang zu bringen vermögen?

Da ist mir noch viel sympathischer der militärische Realismus der Sowjetunion und der anderen kommunistischen Staaten, die auch finden, man dürfe ihnen keine Abrüstung zumuten, solange sie es mit Gegnern zu tun hätten, die nur darauf brennten, sie mit Waffengewalt zu unterwerfen. So plausibel das vom weltlichen Standpunkt aus ist, so unhaltbar ist es zwar vom Evangelium her. Aber die Kommunisten berufen sich eben auch gar nicht auf das Evangelium, und darin bekunden sie ein klareres Unterscheidungsvermögen als die Christen, die *ihren* militärischen Realismus religiös begründen. Wobei ich allerdings weiß, daß es auch kommunistische oder dem Kommunismus zuneigende Christen gibt, die das gleichfalls tun.

Kurz, ein jeder, der für sich das Recht zur gewaltsamen Selbsthilfe in Anspruch nimmt, wenn er es mit einem Menschenschlag zu tun hat, bei dem man mit der Bergpredigt nicht weiter komme, der findet ganz sicher einen Feind, auf den dieser Fall nach seiner Meinung zutrifft. Nur daß für den einen der Feind der deutsche Nationalismus und Militarismus ist, für den zweiten der russische Kommunismus, für den dritten der amerikanische Kapitalismus – und für die Kolonialvölker der einheimische Feudalismus und der ausländische Imperialismus. Aber gerade das zeigt, wie unmöglich die ganze These von den «elementaren Erziehungsmitteln des Alten Testaments» auf *christlichem* Boden ist. Wer will denn objektiv entscheiden, wann und wem gegenüber diese Erziehungsmittel angebracht sind? Und wer darf für sich in Anspruch nehmen, daß *seine* Sache die des Guten sei, die Sache des Rechts, der Freiheit, der Menschlichkeit, die zuletzt nur noch mit kriegerischer Gewalt gegenüber dem Bösen, dem internationalen Verbrechertum, dem Menschheitsfeind verteidigt werden könne? Eine solche Abwehr- und Strafaktion ist höchstens in einer ausgebauten, weltumfassenden Völkerrechtsordnung möglich – und auch da stehen noch andere, sehr wirksame Zwangsmittel zur Verfügung, um den Rechtsbrecher zur Ordnung zu

weisen. Auf dem Boden der internationalen Anarchie hingegen ist jede «Polizeiaktion» völliger Willkür ausgeliefert, abhängig allein vom subjektiven Ermessen der Beteiligten, die dann Ankläger, Richter und Strafvollstrecker in einer Person wären – ein Hohn auf jedes wirkliche Rechtsverfahren*. Aus solch unmöglichem Subjektivismus führt – solange wir keine wirkliche Völkerrechtsgemeinschaft haben, deren Autorität allgemein anerkannt ist – allein die großartige Objektivität des evangelischen Gebotes heraus, und das heißt der Verzicht auf *jegliche* gewaltsame Selbsthilfe. Dann erleben wir nicht mehr das beschämende Schauspiel, daß jede Kriegspartei Gott als Zeugen für die Güte und Reinheit ihrer Sache anruft und jede Regierung ihr Volk zum heiligen Verteidigungskrieg gegen den Feind aufbieten darf, der das eine Mal der Faschismus, das andere Mal der Kapitalismus und das dritte Mal der Kommunismus ist.

Einen echten Verteidigungskrieg gibt es – um es zu wiederholen – auf dem Boden des kapitalistischen Imperialismus überhaupt nicht, so wenig wie auf dem Boden des Kommunismus; dafür sind diese Ordnungen alle viel zu sehr mit sozialem Unrecht, mit Klassenherrschaft, Gewalttätigkeit aller Art und krassem nationalem Egoismus belastet. Es gibt da nur als Existenzbedrohung ausgegebene nationale Notlagen, in die man sich schuldhaft selber gebracht hat, weil man sich weigerte, das Leben der Volksgemeinschaft und die Beziehungen zu den anderen Völkern in einem Geiste zu ordnen, der Kriege ausschließt oder – sofern trotzdem ein Angriff erfolgen sollte – die nationale Selbstbehauptung auch ohne militärische Gegenwehr sichert. Der Unterschied zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg ist jedenfalls in einer Staatengesellschaft, die im Innern und nach außen auf Gewalt jeglicher Art beruht, weit geringer, als die herkömmliche, von den Herrschenden so geflissentlich genährte und gar noch religiös gefärbte Anschauung wahr haben will. Sicher ist nur zweierlei:

Mit Krieg löst man keines der Probleme, die man vorher nicht friedlich lösen wollte und deren Ignorierung den Krieg erst herbeigeführt hat; man macht sie nur noch schwerer lösbar.

Und die neue Kriegstechnik schließt vollends die Erreichung irgendeines «gerechten» Kriegszieles radikal aus; Armeen, die sich ihrer bedienen, betreiben nicht Landesverteidigung, sondern Landesvernichtung.

Was bleibt uns da anderes übrig als die Preisgabe der ganzen überkommenen Militärideologie – ob nun weltlich oder geistlich begründet – und die Aufrichtung einer Ordnung kollektiver Friedenswahrung auf

* Das gilt auch von der «Polizeiaktion» in Korea, die in Wirklichkeit eigenmächtig und ohne jede auch nur halbwegs gründliche Untersuchung von den Vereinigten Staaten als Ausdruck ihrer gegenrevolutionären Ostasienpolitik ins Werk gesetzt und erst dann, zum Schein, noch von dem amerikanisch beherrschten Sicherheitsrat der UNO gutgeheißen wurde, unter Ausnützung des Fernbleibens der Sowjetunion und ohne Vertretung der 600 Millionen Chinesen.

dem Boden wirtschaftlicher Solidarität, sozialer Gerechtigkeit und politischer Freiheit? Einer *solchen* Gemeinschaftsordnung müßten auch wir – obschon wir das nicht als den evangelischen Weg ansehen könnten – die Mittel zubilligen, um Friedensbrecher zum Gehorsam zu *zwingen*. Wir sind keine Dogmatiker der Gewaltlosigkeit, so wenig wie es Gandhi oder Ragaz waren*!

Aber gerade darum müssen wir feststellen, daß die Vertreter kriegerischer Selbsthilfe (*in irgendwelcher Form*) ihrerseits einem Dogma huldigen, das die irdische Wirklichkeit, insbesondere die Wirklichkeit der neuen Kriegstechnik, verhängnisvoll ignoriert. Realismus sowohl im höchsten, göttlichen wie in einem relativen, menschlichen Sinn ist heute vor der Kriegsfrage nur noch der unbedingte Verzicht auf militärische Gewaltübung, verbunden mit der Schaffung der sittlichen und materiellen Grundlagen für eine haltbare Friedensordnung, auch und gerade wenn das die Preisgabe tiefverwurzelter Besitz- und Herrschaftsinteressen verlangt. Jeder andere Versuch, Frieden zwischen den Völkern und Klassen zu schaffen, wird sich als katastrophaler Fehlschlag erweisen.

1. September *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

Dr. Hugo Kramer: *Die Große Lüge*. Sonderdruck aus dem «Zeitdienst», Geschäftsstelle: Postfach Zürich 38. 53 Seiten, Preis 60 Rp.

Den meisten Lesern der «Neuen Wege» wird der Inhalt dieser grundlegenden Schrift unseres Rundschauredaktors bereits bekannt sein; wir erachten es aber als notwendig, hier nochmals besonders auf diese hinzuweisen. *Die Große Lüge*, die nun seit Jahrzehnten in der Presse, im Rundfunk und selbst von der Kanzel aus in wohlfeiler und leichtsinniger Art wieder verbreitet und von Mund zu Mund weiter herumgeboten wird, ist als *Die Zwecklüge* im Kalten Krieg gegen den Osten, gegen den Kommunismus, im tieferen Sinne aber gegen die im Gange befindliche Soziale Revolution, zu bezeichnen. Entstanden und zusammengesetzt ist sie aus Einzellügen, eingeübt wird sie im kleinen. In ihr werden geschichtliche Tatsachen übergangen, verschwiegen oder verkehrt, «feierlich» geschlossene Abkommen und internationale Verträge um- und hintergangen, Begriffe, wie Freiheit, Demokratie und Christentum aufs

* Leonhard Ragaz setzte sich immer für eine Völkerrechtsordnung ein, die – nach Erschöpfung anderer, besonders wirtschaftlicher Zwangsmittel – auch zu militärischer Gewaltanwendung greifen müßte, im Sinn einer wirklichen internationalen Polizeiaktion. Ich habe es sogar aus seinem Munde, daß er auch die Schwenkung der schweizerischen Sozialdemokratie zur militärischen Landesverteidigung nicht bekämpft hätte, wenn sie – «wie in der (damaligen) Tschechoslowakei», sagte er – nur der Abwehr des Nazismus in einem demokratisch-sozialistischen Geist gedient hätte. Was er so heftig ablehnte – und wir mit ihm –, das war die «Bekehrung» der Sozialdemokratie zu einem üblen Sozialpatriotismus, entsprechend der allgemeinen Verbürgerlichung und Knochenerweichung ihrer Führerschaft.

ärgste mißbraucht, genau nach dem Rezept Hitlers: «Ich muß groß lügen, wenn ich erfolgreich lügen will.» — Was ist aber der vorläufige Erfolg dieser fortgesetzten Großen Lüge? Durch sie werden Angst, Haß und Mißtrauen verbreitet, damit also gerade diejenigen lebensfeindlichen Kräfte gefördert, die den gegenwärtigen Kalten Krieg ausmachen und weiterführen und in der großen Masse der Völker jenen krankhaften Zustand des menschlichen Geistes herbeiführen, der in der militärischen Katastrophe sein Ende finden wird. Diese Verwirrung und Verirrung ist heute der Triumph der Großen Lüge. Die Menschen fühlen wohl, daß etwas auf falschem Geleise rollt, und sie ahnen dumpf das heraufziehende Unheil, sie fühlen sich aber machtlos als Einzelne, als Verlorene, die sie sind, dem Wirrwarr der ungezählten Meinungen, Ansichten und den Berichten der Presse gegenüber. Sie finden sich nicht mehr zurecht in dieser Welt, ermüden an den immer wieder auftauchenden Widersprüchen und überlassen deren Lösung in ihrer Hoffnungslosigkeit und Not den «andern».

Hier, in unserem Bemühen um die Anliegen des Menschen erweist sich die Schrift von Hugo Kramer als wertvoll und hilfreich. Ihre Gedrängtheit, ihr klarer und umfassender Aufbau, aber auch die bekannte saubere und mutige Haltung ihres Verfassers, die auch in dieser Schrift wieder sichtbar wird, machen ihre Ueberzeugungskraft aus. Schriften dieser Art verdienen redlich weiteste Verbreitung, sie mahnen und ermahnen und veranlassen durch ihre innere Echtheit erst recht zur so selten zu findenden Bereitschaft zum Hinhören und Hinhörenwollen. Gehen wir mit ihr vor allem zu unserer Jugend, sie hat ihr etwas zu sagen, sie wird sie wachrütteln, und viele werden diesem Rufe folgen. *Th. L.*

Die Dämonisierung des Krieges

Bedeutender evangelischer Theologe über die Gestalt des neuzeitlichen Krieges

Etwas allzu leicht, um nicht zu sagen leichtsinnig, gehen viele Christen über die Tatsache hinweg, daß der neuzeitliche Krieg sich in einer Gestalt darbietet, die es dem Christen zumindest fraglich machen muß, ob er hier noch «mitmachen» kann. Man hält an den Kategorien des «gerechten» und des «ungerechten» Krieges fest, vergessend, daß diese Unterscheidung gar nicht mehr realisiert werden kann, weil einerseits formelle Kriegserklärungen überholt sind und die «gerechten» Kriegsgründe von der Propaganda jeder Macht herbeigebracht werden; anderseits eben in der Gestalt des Krieges sich Gerechtigkeit nicht mehr ausdrückt.

Im Bereich der römischen Kirche hat der *Kardinal Ottaviani* bekanntlich schon vor Jahren deshalb in seinem Lehrbuch des Kirchenrechts gefordert, daß «*jeder* Krieg untersagt» werden müsse. Nun hat sich ihm ein berühmter evangelischer Theologe zugesellt, der *Professor W. Künneth* in *Erlangen*, der in seinem soeben herausgekommenen Werk «Politik zwischen Gott und Dämon» (Lutherisches Verlagswerk, Berlin) der Gestalt des neuzeitlichen Krieges ein ausgezeichnetes Kapitel widmet, das er überschreibt: «Die Dämonisierung des Krieges». Künneth sagt in diesem Kapitel:

«Die Dämonisierung, welche die relative Legitimität des Krieges bedroht, ist die notwendige Folgeerscheinung der Eigengesetzlichkeit. In dem Maße, in dem das Kriegsgeschehen sich zur Eigengesetzlichkeit (Autonomie) verabsolutiert, bekommt es dämonische Züge. Damit wird gesagt, daß *der Krieg zu einem Instrument satanischer Vernichtung* wird, wie sie in einem totalen Krieg in Erscheinung tritt. Da in *jedem* Kriegshandeln die Tendenz zur Eigenmächtigkeit steckt, droht *jedem* Krieg die Totalisierung und damit die Dämonisierung.»

Professor *Künneth* sagt dann, daß es *vier Kennzeichen* seien, die für den «totalen» Krieg charakteristisch sind:

1. Die Quantität des räumlichen Umfangs. Der Krieg läßt sich räumlich nicht mehr eindämmen.

2. Die Kriegsdauer. Auch in Hinsicht auf die zeitliche Ausdehnung wird der totale Krieg maßlos.

3. Die Totalität der Einbeziehung der Menschenmassen. Die Erfassung nicht nur der wehrfähigen Mannschaft, sondern der ganzen Völker samt Frauen, Kindern, Greisen zeigt die Anomalie des totalen Krieges.

4. Die Technisierung des Krieges. Die maßlose und totale Verwüstung ist hier kennzeichnend.

Künneth faßt diese Kennzeichen zusammen mit den Worten:

«Die in einem totalen Krieg provozierte Vernichtungstendenz auf der ganzen Linie der kriegerischen Maßnahmen enthüllt eindeutig die dämonischen Züge und damit den apokalyptischen Zeichencharakter.»

Was das «Apokalyptische», das heißt auf die «Endzeit» hinweisende Element des totalen Krieges anbelangt, so sagt der Theologe, daß das innere Wesen des totalen Krieges diesen «apokalyptischen» Zeichencharakter habe. Auch hier gibt er vier Kennzeichen an:

1. Der Krieg verliert als Notmaßnahme seinen Sinn. Der herren- und damit bindungslos gewordene Krieg dient nicht mehr der Erhaltungsordnung Gottes, sondern bedroht diese unter der Fremdherrschaft der dämonischen Gewalt.

2. Der Raubtiercharakter der modernen Staatsmacht offenbart hemmungslose Gier, Brutalität und Grausamkeit. Die innere Gesetzmäßigkeit des modernen Krieges vollzieht sich nach der Regel: je totaler, desto grausamer, je härter, desto zweckentsprechender.

3. Die Entmoralisierung des Krieges. Der Krieg wird ohne Verantwortlichkeit geführt. Damit geschieht die Auslieferung des Schwertamtes der Obrigkeit an die satanische Macht und damit die Verderbung des Dienstes zur Vergewaltigung.

4. Die Zunahme der dämonisierten Kriege. In diesem Kennzeichen sieht Künneth insbesondere das Reifwerden der Menschheit zum Gerichtstag Gottes.

Man sollte meinen, daß die christlichen Aufrüstungspolitiker von solchen Feststellungen ihrer Gottesgelehrten erschüttert werden müßten. Einstweilen gibt es dafür aber noch keine Zeichen; denn die *Angst* überwiegt jede Einsicht. Und solcher Angst erscheint selbst der Teufel als Retter aus der Not. Anders könnte es nicht möglich sein, daß neuerdings sogar die Wasserstoffbombe, die doch sicherlich ein satanisches Werkzeug ersten Ranges ist, theologisch gerechtfertigt werden konnte (durch Pater Dr. *Welty* in der Zeitschrift «Die neue Ordnung»).

Die Christenheit muß endlich davon Kenntnis nehmen, daß unser Zeitalter das der totalen Kriege ist, der Kriege also des *«absoluten Übels und des bösen Wahns»*, wie *Berdiajew* gesagt hat. Hier kann der Christ nicht mehr «mitmachen», ohne christlichen Geist vollends preiszugeben. *Georg Heidingsfelder*

Fritz Wartenweiler. Vinet — Ein Kämpfer für Wahrheit, Liebe und Freiheit des Gewissens. Rotapfel-Verlag, Zürich.

In diesem nahezu hundert Seiten umfassenden Bändchen erfahren wir Wesentliches aus dem Leben unseres welschen Miteidgenossen. Sein Schaffen, Suchen, sein Leiden und Lieben wird uns in sympathischer Weise nahegebracht. Vinet — der entscheidende Umbruchszeiten des vorigen Jahrhunderts miterlebte — erstrebte unter anderem auch eine Trennung von Kirche und Staat. Anstatt sich von der Welt erobern zu lassen, müssen die Christen wieder lernen, eine Minderheit zu sein. Gerade heute, da der Machtgedanke immer mehr — und zwar beileibe nicht nur in den volksdemokratischen Staaten — zur Lebensdominante wird, gewinnen die Bestrebungen unseres welschen Miteidgenossen eine tiefere Bedeutung. Von Vinet stammen die Worte: «Das Gute kommt nicht von selbst; es bedarf der Anstrengung.»

Neben einer Volksausgabe erscheint von dieser Biographie eine hübsch ausgestattete Ausgabe zum Preise von zwei Franken. *Hansruedi Zbinden*

Leonhard Ragaz über den Sozialismus

Der Geist des Sozialismus ist die vollkommene wirtschaftliche Solidarität. Die Wirtschaftsordnung soll nicht mehr dem Gelderwerb dienen, sondern der Überwindung der materiellen Not des Menschen; sie soll nicht mehr anarchisch, sondern organisch sein; der Ertrag nicht mehr dem einzelnen in seiner Isoliertheit, sondern der Gesamtheit zufließen. Damit soll die wichtigste Quelle alles die äußere Existenz des Menschen belastenden Elends abgegraben und das Erdreich für eine neue, schönere Entfaltung des Menschentums zubereitet werden.

Der Mensch ist Gottes Kind. Er wird durch die Verbindung mit dem Vater über Welt und Weltdienst emporgehoben zu königlicher Freiheit. Die stärkste Kette aber, die den Menschen an die Welt bindet, ist der Mammon. Damit stoßen wir, wie jedermann zugeben wird, auf eine der entscheidendsten Bestimmungen des Evangeliums. Der Mammon ist in den Augen Jesu der größte aller Feinde Gottes. Darüber darf man sich eigentlich wundern. Wir würden von uns aus meinen, daß Laster, Unglauben, weltlicher Leichtsinn doch viel gefährlicher seien, und richten unseren Angriff vorwiegend gegen sie. Aber gerade das Nachdenken über dieses scheinbare Rätsel führt uns tiefer in die Gedanken Jesu ein. Warum ist der Mammon der Hauptfeind Gottes? Weil er die Seele knechtet, ja tötet, sie der brutalen Sache, dem, was fremd und äußerlich ist, unterwirft und sie damit von Gott trennt. Die Seele aber gehört zu Gott, ihm soll sie allein dienen und durch diese Gebundenheit frei sein von allen Weltbanden. Erfahrungsgemäß hat keine der Weltgewalten eine so dämonische Gewalt über die Seele, sie zu versklaven, sie für alles höhere Geistesleben stumpf zu machen, sie sich selbst, dem Bruder, Gott zu entfremden, als der Mammon. Darum der Kampf Jesu gegen diesen größten Feind Gottes und des Menschen. Wir verstehen nun auch, welches Verhältnis zwischen diesem Kampf Jesu und der Opposition gegen den Kapitalismus bei Menschen, die von Jesus ergriffen sind, besteht. Wir haben ja gesehen, daß es das Wesen des Kapitalismus ist, die Seele, das Persönliche, Menschliche, zugunsten der Sache zu unterdrücken, sie einer Fremdherrschaft zu unterwerfen. Mögen darum auch manche Kämpfer gegen den Kapitalismus selbst von Mammonsgier keineswegs frei sein, so besteht doch grundsätzlich eine Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Tendenzen*. Sie verteidigen die Seele, den Menschen gegen die Sklaverei der Sache. Das ist die Tat Jesu, daß er die Seele frei gemacht und zur Herrin über die Welt erhoben hat. Sie

* Gemeint ist mit der zweiten, nicht *direkt* von Jesus ausgehenden «Tendenz» der im weltlichen Sozialismus einst mit elementarer Gewalt durchgebrochene Kampf gegen den Kapitalismus.

ist das allein Wertvolle. Über ihr Verlorengehen ist Kummer, über ihr Gerettetsein Freude im Himmel. Das ganze Geisterreich ist am Los jeder einzelnen Seele beteiligt. Die Seele ist der Mensch. Damit hat Jesus den Menschen auf den Schild gehoben, den Menschen als solchen, ganz losgelöst von Stand, Bildung, Besitz, Nationalität und anderem Zubehör, den Menschen als Kind Gottes. Er allein gilt; er soll Gott dienen und dem Bruder, alles andere aber ihm. Das moderne Ideal des Menschentums kommt nicht vom Griechentum, sondern von Jesus her, nur daß das Menschentum Jesu so hoch und frei ist, daß wir bis jetzt kaum einige Strahlen seiner Schönheit gefaßt haben.

Dieser Individualismus des Evangeliums, diese königliche Freiheit und Herrlichkeit des Gotteskindes haben Paulus und Luther am besten verstanden und am großartigsten geschildert.

Aber damit ist unauflöslich verbunden, was wir seinen Sozialismus nennen können. Damit gelangen wir zum andern Pol der Ethik des Evangeliums, der Zusammengehörigkeit der Menschen vor Gott, der Bruderschaft. Ich kann, was ich darüber zu sagen habe, in einem einzigen Satz zusammenfassen: Alles, was der Vater uns geben will, gibt es nur in der Gemeinschaft mit dem Bruder.

Es soll eine neue Ordnung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch kommen, auf Grundlage der Gleichberechtigung, der Achtung der eigenen und fremden Persönlichkeit. Schablonenhafte Gleichmacherei ist damit nicht gemeint. Führende und Geführte wird es immer geben. Die «Gleichheit» mancher Zukunftsbilder ist kein wertvolles oder gar notwendiges Ziel. Aber der Patriarchalismus ist vorbei, die Brüderlichkeit kommt.

Es gibt einen doppelten Trieb im Menschen, der viel stärker ist als aller Erwerbsegoismus, das ist der Ehrtrieb und der Tätigkeitsdrang. Nehmet dem Menschen nur das Joch des Lohngedankens ab, und ihr werdet sehen, wie die edleren Kräfte des Menschentums sich, wenn auch erst allmählich, entwickeln werden. Traut ihm das Bessere zu, und er wird es leisten. Noch nie ist etwas wahrhaft Großes aus Erwerbsinteresse geleistet worden. Solange der Mensch erniedrigt wird, wird er allerdings niedrig sein, aber damit er größer werde, adelt seine Arbeit! Arbeiten soll nach Gottes Willen wahrhaftig mehr sein als Geldverdienen, es soll Nachahmung Gottes, Bewährung seines Ebenbildes sein. Das alles natürlich unter der Voraussetzung, daß in jeder Gesellschaftsordnung der Satz gelte: «Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.» Wir reden nicht der Faulheit das Wort, sondern fordern nur eine Verinnerlichung der Arbeit.

Brot wird unter Umständen zu Geist. Wenn der unsägliche Druck dieses Kampfes ums Brot einmal von der Seele der Menschheit genommen wird, dann kann das Große und Zarte des Menschentums aufgehen wie eine Saat, die lange sich nach der Sonne sehnte. O welch ein Aufatmen, wen der Mammonismus nicht mehr auf uns lastete! Welche Aussichten tun sich uns auf! Es ist eben doch wahr, daß bis jetzt das Verhältnis des Menschen zum Menschen mehr, als wir nur ahnen, durch das Geld bestimmt wird. In allen Poren des Leibes der Gesellschaft ist Goldstaub, alles höhere Menschentum seufzt unter diesem Bann. Kunst, Bildung, Wissenschaft, ja fast möchte man sagen: Religion, sind das Vorrecht der Wenigen. Eine ungeheure Kluft geht durch unser Geistesleben, unsere Kultur ist unsäglich zerrissen, es ist keine Geistesgemeinschaft mehr da. Es wird aber der Tag kommen, wo der Mensch mit dem Menschen verkehrt auf Grund des gemeinsamen Menschentums und wo auf diesem neuen Grund eine bessere Kultur emporwächst, deren Schönheit wir erst ahnen. Und wenn der Mensch wieder Zutrauen zum Geist gewonnen, wenn er seine Seele gefunden hat und den Bruder, findet er auch Gott. Denn der Mensch und Gott gehören zusammen.

Die soziale Bewegung enthüllt sich als der wahre Weg zu Gott für unser Geschlecht.

Die soziale Frage ist auf dem Lande so gut vorhanden wie in der Stadt, nur in andern Formen.

Unsere Hoffnung gilt überhaupt nicht nur einer Klasse ... sie umfaßt die Völkerwelt.

Der Kampf um Gerechtigkeit ist der beste Weg zum Frieden.

Es widerspräche aller geschichtlichen Erfahrung, wenn die gewaltigen Spannungen im Schoße der gegenwärtigen Gesellschaft ohne schwere Krisen und Katastrophen ablaufen sollten. Ich halte auch blutige Zusammenstöße nicht für unwahrscheinlich. Wir müssen vielleicht durch Schrecken und Greuel hindurch. Meine Hoffnung ruht also auf sehr ernstem Untergrund. Wir gehen nach meiner Ansicht Gerichtszeiten entgegen. Aber ich glaube, daß Gott uns durch Gerichte hindurch doch vorwärts und aufwärts führen wird, wie es seine Art immer war. Das geschieht um so gewisser, wenn hoffende, liebende, duldende Gottesmenschen in die Bewegungen hineinstehen und so den unheimlichen Gewalten des Hasses und der Ungerechtigkeit, die sich daraus erheben, entgegenwirken.

Aus L. Ragaz: Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart.

Wider die Götzen der Zeit*

«Ist es für uns noch länger möglich, den lebendigen Gott zu verkünden — und von den wirklichen Götzen unserer Zeit zu schweigen? Wir brauchen nicht auf Israel zurückzugehen, wir haben unseren eigenen Baal und unsere eigene Astarte. Gewiß, wir verehren nicht mehr Standbilder aus Elfenbein und Gold. Unsere Zeitgötzen sind von ‚höherer' Art, so daß uns keine Opfer — selbst Hekatomben von Menschenopfern — zu groß für sie sind! Viele Märtyrer der Urkirche haben ihr Leben geopfert, indem sie sich weigerten, das Bild Cäsars zu verehren. Heute verlangt Cäsar unendlich mehr von uns als bloße Verehrung. Der heidnische Cäsarenkult forderte nicht die Leugnung eines höchsten Wesens; heute aber wissen wir, wie weit die blutbefleckten Götzen von Partei und Staat in ihren Forderungen gehen. Aber das ist das dunkle Geheimnis der Zeit: wir Christen verwerfen zwar die falschen Götter der Mächte hinter dem Eisernen Vorhang, sind aber blind gegenüber den falschen Göttern, denen wir selbst folgen. Der Mensch, und selbst der Christ von heute, besitzt die unheimliche Macht der Vergottung. Haben wir nicht alles zu Gott gemacht, was wir sind und haben, den Menschen, das Geld, ja selbst Wissenschaft und Technik, Partei, Klasse, Nation, Staat und nicht selten selbst Philosophie und Theologie? Am schwersten fällt es uns, zu erkennen, wie sehr uns die falschen Götter der Zeit von dem einen lebendigen Gott trennen.»

Fr. Mauriac

Redaktionelle Bemerkungen

Das vorliegende August/September-Heft konnte noch nicht, wie geplant, als Europa-Heft gestaltet werden, da die Vorbereitungen dazu mehr Zeit beanspruchen. Wir hoffen, das Europa-Heft auf Ende dieses oder auf Anfang nächsten Jahres herauszubringen. Allerdings weisen aber einige Aufsätze dieser Nummer, besonders wo es um das Deutschland-Problem geht (in dieser Beziehung auch die Ausführungen der Weltrundschau), schon stark auf das Europa-Heft hin, und wir bitten unsere Leser, sich mit diesen Beiträgen eingehend zu beschäftigen und sich mit uns und unseren Mitarbeitern auf das Europa-Heft geistig einzustellen.

Wir benutzen in diesem Heft die Gelegenheit, einige schon länger

* Abdruck aus der Zeitschrift «Der Christ in der Welt», Wien.

bei uns liegende Beiträge zu bringen, insbesondere zwei Aufsätze über Israel. Auch für diese wichtige Sache wollen wir immer wacher werden, denn im Grunde hängen heute alle Probleme der Völker miteinander zusammen. Wenn wir diese Probleme aber von Gott her und vor Gott lösen wollen, dann muß unser Herz beim Volke Israel sein, so wie das Herz des Volkes Israel für die Befreiung aller Völker zu Gott hin schlagen möge.

Wir hoffen, daß unsere Abonnenten und Leser gerade mit diesem Heft wieder neue Anstrengungen zur Werbung machen. Probehefte stehen zur Verfügung (Sofie Zoller, Manessestraße 8, Zürich). Wir bitten, nie nachzulassen in der so notwendigen Hilfe, die uns eine wirksame Abonnentenwerbung bedeutet. Unsere Freunde in Deutschland mögen sich überlegen, ob kleine Gruppen sich je ein Abonnement leisten könnten. Wir machen unsere Leser neben der von uns in diesem Heft besprochenen Broschüre «Die große Lüge» von Dr. Hugo Kramer aufmerksam auf eine Broschüre zur Frage der Kriegsdienstverweigerung «Kriegsdienst und Friedensdienst» (Herausgeber: Beratungsstelle des Friedensdienstes, Witten-Bommern, Deutschland 1954). Die Broschüre wird von uns nächstens besprochen werden. Sie ist erhältlich bei der Administration (Sofie Zoller, Manessestraße 8, Zürich, Preis Fr. 1.—).

Wegen Krankheit der Mitarbeiter müssen im letzten Moment leider zwei schon begonnene Beiträge ausfallen und aufs nächste Heft verspart werden. Es betrifft einmal die auf Grund der im Juliheft erschienenen Besprechung vorgesehene Auseinandersetzung mit einem von uns nicht geteilten Standpunkt Friedrich Wilhelm Försters. Es ist gut, daß sich Dr. Kramer in der Weltrundschau dieses Heftes damit beschäftigt, was wir, gerade in dem Zusammenhang, in den er seine Ausführungen stellt, sehr begrüßen. Diese Auseinandersetzung ist um der Sache willen, aber auch um der Persönlichkeit Försters willen entscheidend wichtig.

Der andere Beitrag, der leider ausfallen muß, betrifft die Betrachtung zum Eidgenössischen Bettag 1954. Wir werden auch sie im nächsten Heft bringen, weil wir meinen, daß unser Bettag nachwirken soll und daß in der heutigen Zeit jeder Tag ein Buß- und Bettag sein müßte. Wir wollen unseren Lesern wenigstens den Text mitteilen, aus dem unsere Betrachtung schöpft, und wir wollen uns alle am Bettag durch diesen Text miteinander verbunden wissen:

«Und dem Engel der Gemeinde zu Sardes schreibe: Das sagt der, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne: Ich weiß deine Werke; denn du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot.

Werde wach und stärke das andere, das sterben will; denn ich habe

deine Werke nicht als vollkommen erfunden vor Gott. So gedenke nun, wie du empfangen und gehört hast, und halte es und tue Buße. So du nicht wirst wachen, werde ich über dich kommen wie ein Dieb und wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde.

Aber du hast etliche Namen zu Sardes, die nicht ihre Kleider besudelt haben; und sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern, denn sie sind's wert.

Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.

Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!»

Offenbarung des Johannes, Kap. 3, 1—6

Berichtigung

Irrtümlicherweise wurde das Memoirenbuch «Erlebte Weltgeschichte» von Friedrich Wilhelm Förster von uns als im Europaverlag herausgekommen angezeigt. Es ist aber im *Christiana-Verlag Zürich* erschienen.

D. R.

Die Notwendigkeit einer tiefgehenden Erneuerung in Kirche und Volk

Die Wahlen zu den Kirchengemeinderäten und zum Landeskirchentag, die in Württemberg im Herbst 1953 stattfanden, sind im ganzen Lande sehr ruhig verlaufen. Es gab keine großen Kämpfe und Streitigkeiten, keinerlei Sensationen und keine Aufregung wie so oft bei weltlichen Wahlen. Das ist auf der einen Seite ein Vorzug. Denn es wäre schlimm, wenn auch unter Christen sich jener oft so gehässige und unbrüderliche Geist breitmachen würde, den wir manchmal bei politischen Wahlen erleben. Es ist aber auch ein Nachteil. Denn diese Ruhe kam ja auch davon her, daß es meist gar keine richtigen «Wahlen» waren, in denen die Gegensätze und Unterschiede in der Auffassung dessen zum Austrag kommen, was wahrhaft christlich ist. Und doch gibt es zweifellos sehr verschiedene Auffassungen über das Christentum unter uns. Es gibt ein konservatives und ein fortschrittliches, ein weltoffenes und weltflüchtiges Christentum, es gibt Gegensätze in der Lehrauffassung und in der Lebenshaltung und so fort. Daß diese Gegensätze so wenig zum Austrag kommen, daran ist vor allem unser kirchliches Wahlrecht schuld. Wir haben ja immer noch das Mehrheitswahlrecht, bei dem nur derjenige zum Zuge kommt, der die meisten Stimmen im Bezirk auf sich vereinigt, während die andern leer ausgehen. Damit sind alle Minderheiten einfach ausgeschaltet und mundtot gemacht. Das sollte nicht sein, zweimal nicht in einer Kirche, wo man es mit der Gerechtigkeit genau nehmen sollte, und in der man doch wissen sollte, welche Bedeutung gerade die «kleine Herde» hat. Alle diejenigen, die Pioniere einer neuen Zeit waren, sind zunächst in einer erdrückenden Minderheit gewesen und mußten sich erst durch viel Not und Kampf durchsetzen. So ging es ja auch den ersten Christen innerhalb ihres Volkes wie innerhalb ihrer (jüdischen) Kirche. Es bekommt aber einer Kirche sicher nicht gut, wenn sie solchen vorwärtsdrängenden Minderheiten nicht Entfaltungsfreiheit gewährt. Sie erschwert damit die Möglichkeit einer Erneuerung, die wir doch so nötig brauchen, und drängt damit solche Minderheiten auf den Weg der Sekten oder ganz aus den Kirchen hinaus.

Freilich, das Beispiel von Stuttgart, der einzigen Stadt, wo eine Art Proportionalwahl bestand und wo wir religiösen Sozialisten darum auch unsere Kandidaten aufgestellt haben, zeigte, daß auch unter günstigeren Umständen wenig Erfolge zu erwarten sind. Keiner unserer Kandidaten drang durch, trotz teilweiser erfreulicher Stimmenzahl. Die Kluft sowohl zwischen den Gebildeten und der Kirche als zwischen der Arbeiterschaft und der Kirche ist noch zu groß, als daß sie hätte durch diese Wahlen überwunden werden können. Aber daß diese Kluft besteht, zeigt, daß da etwas faul ist.

Auf die Kluft zwischen den Gebildeten und der Kirche, die vor allem auf einer weltanschaulichen Krise beruht, will ich jetzt nicht näher eingehen, obwohl diese weltanschauliche Krise, die auf dem Konflikt zwischen dem Weltbild vergangener Jahrhunderte, das auch bestimmte religiöse Aussagen der Bibel geformt hat, und dem heutigen Weltbild beruht, auch tief in die Arbeiterschaft hineinreicht. Wichtiger ist uns religiösen Sozialisten das andere: daß die Arbeiter der Kirche so entfremdet wurden. Dies ist um so ernster zu nehmen, als das Christentum zunächst vor allem in den Kreisen der kleinen Leute Wurzel gefaßt hatte, im jüdischen Lande bei den Bauern, Fischern und kleinen Handwerkern, unter den Heiden bei den Sklaven und proletarischen Teilen der großstädtischen Bevölkerung. Ich darf hier nur an das Wort des Apostels Paulus an die Korinther erinnern: «Seht an, liebe Brüder, nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen; sondern was töricht ist vor der Welt und was schwach ist vor der Welt und das Unedle vor der Welt und das verachtet ist, das hat Gott erwählt und das da nichts ist, auf daß er zunichte mache, was etwas ist.» (1. Kor. 1, 26-28.)

Warum sind es nun gerade diese Kreise, die heute vielfach der Kirche so ablehnend gegenüberstehen? Doch wohl deshalb, weil man die soziale Botschaft des Christentums nicht ernst genug genommen hat. Zwar kann man der Kirche nicht vorwerfen, daß sie sich nicht der Armen angenommen hätte. Almosen und Wohltätigkeit haben bei ihr immer eine große Rolle gespielt von den Tagen an, da in den Klöstern die Armen gespeist wurden, bis heute in der Tätigkeit der großen Organisationen des evangelischen Hilfswerkes und der Inneren Mission. Aber damit wurden die Ursachen nicht beseitigt, aus denen die Armut immer neu herauswächst. Und man verkannte, daß das Evangelium mehr erwartet als Wohltätigkeit, nämlich Gerechtigkeit und Bruderschaft. Das aber erwartet auch die Arbeiterschaft, sie wollte nicht nur Almosen, die ja immer etwas Entwürdigendes an sich haben, sie wollte Gerechtigkeit, die solche Almosen unnötig macht, sie wollte ein menschenwürdiges Dasein überhaupt, sie erstrebte die Überwindung einer Wirtschaftsordnung, die die einen zu immer größerem Reichtum führte, während die anderen zur besitzlosen Masse heruntersanken.

Heute ist der Gegensatz bei uns allerdings nicht mehr so schroff, die Arbeiter haben sich inzwischen viele Rechte erkämpft, aber noch sehr schroff ist er in den Kolonien, wo die Ausbeutung immer noch große Triumphe feiert und die großen Handelsgesellschaften Milliardengewinne aus dem Blut und den Tränen der Eingeborenen beziehen – man denke an die Ölgesellschaften in Persien, an die Zustände in Südafrika, Algerien, Indochina usw. Schroff ist aber der Gegensatz auch bei uns noch in der Wohnungsfrage, wo die einen in elenden Bunkern, Baracken und Lagern hausen (wohnen kann man nicht sagen), während daneben es schon wieder große Luxusbauten gibt und Geld genug für Bier- und Filmpaläste, für Kasernen und «repräsentative» Regierungsgebäude hinausgeworfen

wird. Schroff ist auch der Gegensatz in der Rentner- und Invalidenbehandlung.

Dies alles wäre nicht möglich, wenn das soziale Gewissen des Volkes lebendiger wäre. Dann könnte im Erwerbsleben nicht der Profit und Gewinn vorne anstehen, sondern der Mensch und sein Wohl. Und es wäre nicht möglich, wenn man die sozialen Worte des Evangeliums mehr beachten und nicht dauernd abschwächen würde. Ich habe im Sommer 1953 eine Zeitlang die Predigt in der Gemeinde, in der ich wohne, zu übernehmen gehabt. Ich war erstaunt, wie ein Text nach dem andern uns diese soziale Seite des Evangeliums so ernst und eindringlich vor Augen führte. Da kam zuerst die Geschichte vom reichen Jüngling mit seiner ernsten Warnung vor dem Hängen an Geld und Besitz, dann die Worte Jesu: «Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele», die ein einziges Gericht über unsere ganze seelenmordende Kultur mit ihrem Hasten und Jagen nach immer größerem Gewinn bedeutet. Dann kam die Geschichte von Zachäus mit seinem freiwilligen Verzicht auf seinen Reichtum und auf alles, was er sich durch Wucher erworben hatte, dann die Geschichte von der Witwe am Gotteskasten, deren kleine Gabe Jesus über alles hochschätzt, weil sie ein ganzes Opfer bedeutet. Dann kamen die Weherufe über die Reichen und endlich das Gleichnis vom reichen Kornbauer mit seiner ernsten Warnung vor der unersättlichen Jagd nach immer größerem Besitz. Diesen Texten ließen sich noch viele andere hinzufügen, so die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus, das Gleichnis vom Weltgericht, wo nur darnach gefragt wird, wie man sich zu dem «Geringsten unter den Brüdern» gestellt hat, oder die scharfen Worte Jesu gegen den Mammon. Aber wer läßt sich dadurch heute noch erschüttern? Wer hört daraus den Ruf nach einer neuen Gesellschaftsordnung wahrer Brüderlichkeit, wo der Gegensatz von reich und arm, Besitzenden und Besitzlosen überwunden werden soll? Wer erkennt heute überhaupt noch, daß Wucher, das heißt ungerechtfertigte Preiserhöhung, die die Ärmsten so belastet, ein Unrecht ist? Das gehört doch zur Freiheit der Wirtschaft, die keinen gesetzlichen Beschränkungen ausgesetzt werden soll! Wer sieht in den sozialen Erschütterungen der Zeit die naturnotwendigen Auswirkungen dieser Ungerechtigkeit, denen man nicht durch Waffengewalt, sondern nur durch eine radikale Umkehr entgeht? Hier muß eine grundlegende Erneuerung eintreten, daß nicht mehr nebeneinander Überfluß und Mangel, Luxus und Elend, übersättigte Völker und Staaten, die nicht wissen, wie sie ihren Überschuß los werden können, und hungernde und dahinsiechende Völker leben, sondern es muß der Gedanke echter Brüderlichkeit in den gesellschaftlichen Formen ganz neu zum Ausdruck kommen. So allein kann unser Volks- und Staatsleben wieder gesunden und können wir zu einem wahrhaften Frieden gelangen.

Aber noch in einer anderen Hinsicht bedürfen wir einer grundlegenden Erneuerung unseres Christentums. Man muß wieder erkennen, daß

wir Christen nicht Hüter des Bestehenden, sondern Wegbereiter des Kommenden zu sein haben. Als Bannerträger der Zukunft fühlten sich einst die ersten Christen. Sie wußten sich durch eine tiefe Kluft von der «gegenwärtigen argen Welt» getrennt, dieser Welt voll äußeren Glanzes, aber auch voll von Laster, Unreinheit, Haß und Ausbeutung, und sie schauten voll Sehnsucht aus nach einer neuen Welt der Gerechtigkeit, des Friedens und wahrer Freude. Nach diesem Reiche trachteten sie, darum beteten sie: «Dein Reich komme», diese neue Art suchten sie in ihren Gemeinden jetzt schon zu gestalten. Sie sahen darum in Jesus den «Anfänger einer neuen Menschheit». So war ihr Blick durchaus nach vorwärts gerichtet, in großer Hoffnung. Es war bei aller äußeren Unscheinbarkeit eine mächtige, stürmische Bewegung, die die Alte Welt, deren größter Vertreter der Kaiser in Rom war, in ihrer Tiefe erschütterte. So kam es zu dem einzigartigen weltgeschichtlichen Kampf zwischen Christus und dem Cäsar, der in furchtbaren Verfolgungen diese Christen, deren Gefährlichkeit er erkannte, auszurotten suchte. So revolutionär, so unheimlich erschienen ihm diese christlichen Kreise mit ihrer neuen Einstellung zum Staat, zum Besitz, zum Krieg, mit ihrem Glauben an den Einen Gott und den Einen Herrn, dem sie allein mit Leib und Seele gehören wollten. Und es geschah das Wunder, daß diese kleine Schar ohne Waffen, allein durch die Macht ihres Geistes und ihres Leidens den Sieg gewann über die römische Weltmacht mit all ihren Soldaten und all ihrer grausamen Verfolgung.

Aber nun geschah das Tragische. Das Christentum siegte unter Kaiser Konstantin; aber damit wurde es aus einer revolutionären, stürmisch vorwärtsdrängenden, alles umwandelnden Macht zu einer konservativen Kirche, die den Bund mit den Weltmächten einging und sich ihnen anpaßte. Das innere Feuer erlosch. Die Kirche verweltlichte. Durch das Bündnis mit dem Staat wurde sie mehr und mehr Hüterin der bestehenden Ordnung, die sie als heilige Gottesordnung betrachtete. Man fand sich ab mit der Welt, wie sie war, mit Krieg, Ungerechtigkeit, Jammer und Elend. Eine Änderung dieser Verhältnisse wurde als Schwärmerei und Utopie erklärt und der Blick der Menschen einseitig auf das Jenseits verlegt.

Wo aber christliche Gemeinschaften nach einer Erneuerung strebten, wie die Waldenser, Hussiten, Täufer, da wurden sie mit Feuer und Schwert bekämpft und unterdrückt. Erst Luther und den anderen Reformatoren (Calvin, Zwingli) gelang eine Erneuerung, die ganz Europa ergriff. Da aber Luther sein Werk den Fürsten anvertraute und an die Staatsmacht band, siegte auch da bald wieder der konservative Gedanke; die bürgerlichen Ordnungen mit all ihrer Ungerechtigkeit (Feudalherrschaft, Unterdrückung der Bauern, Absolutismus der Fürsten) erschienen wieder als heilige Gottesordnungen, an denen man nicht rütteln durfte. Man betete wohl: «Dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden, wie er im Himmel geschieht», aber man nahm das nicht ernst. Denn wem

es ernstlich darum zu tun ist, der darf doch nicht einfach das Alte verteidigen, sondern der muß nach einer Erneuerung an Haupt und Gliedern trachten.

Erleben wir heute nicht etwas ganz Ähnliches? Man spricht heute viel davon, daß man das «christliche Abendland», die «christliche Kultur» erhalten und retten müsse. Dabei verkennt man völlig, wie dieses Abendland selbst einer tiefen Erneuerung bedarf, wie in ihm die Jagd nach Geld und Genuß obenan steht und wie der Materialismus, ja Nihilismus in ihm weithin herrscht. Dieses Abendland hat zwei Weltkriege mit ihren unsagbaren Greueln hervorgebracht, in ihm ist der Kapitalismus, Imperialismus und Militarismus entstanden, und das Christentum, das in ihm eine gewisse Geltung besitzt, ist weithin nur ein äußerer Firnis. Diese «Kultur» mit ihren Gangster- und Sinnenkitzel-Filmen und ihrer auf Sensation eingestellten Schundliteratur ist weithin faul und morsch. Sie zu erhalten, ist darum sicher nicht im Sinne Jesu. Aber wie wenige wollen das zugeben, und über dem Materialismus des Ostens, den sie nicht schwarz genug an die Wand malen können, übersehen sie ganz den praktischen Materialismus, wie er bei uns herrscht. Auf dem Kirchentag in Stuttgart ist mir besonders aufgefallen, wie so viele «Christen» diesem Irrtum verfallen und glauben, es gelte jetzt, unsere «christliche Kultur» womöglich mit Waffengewalt zu verteidigen. Wer aber in dem gewaltigen Zusammenbruch, den wir erlebt haben, den Ruf Gottes zur Umkehr vernommen hat, der kann nicht so denken, er muß vielmehr mit ganzer Seele nach einer Erneuerung an Haupt und Gliedern streben. Er weiß, daß Gott uns jetzt zur Lösung von dem Vertrauen auf «Rosse und Wagen», auf Besitz und Macht aufruft und will, daß wir uns zu einer ganz neuen Haltung durchringen, so wie sie Christus vor allem in seiner Bergpredigt uns vorgelebt hat. Ja, ich glaube, die ganze Not der heutigen Zeit, die uns neuen sozialen Erschütterungen, ja einem neuen Völkermorden entgegenzutreiben droht, kommt wesentlich davon her, daß die Völker und besonders auch unser deutsches Volk diesen Ruf Gottes zur Buße und Umkehr nicht wirklich ernst genommen haben. Darum regen sich überall wieder die alten Mächte und alten Geister.

Aber dürfen wir dies dem Volke wirklich übelnehmen, wenn wir Christen, wenn die Kirche ihm keinen wirklich neuen Weg weisen können? Sind wir dann noch ein Salz der Erde, das die Welt vor Fäulnis bewahrt, ein Licht der Welt, das einem Geschlecht, das von neuem den Todesweg gehen will, den Weg zum Leben weist? Gewiß, die Kirche hat dies versucht mit dem Stuttgarter Schuldbekenntnis, mit den Aufrufen und Mahnungen auf den Synoden von Berlin-Weißensee oder dem Kirchentag in Essen. Aber wie stille ist es jetzt davon geworden! Es scheint, als ob die Kirche heute nicht mehr zu diesen ihren Worten stehen wollte. (Wird sie jetzt, nach der überstürzten Durchpeitschung des «Wehrergänzungsgesetzes», sich nun, wie sie öffentlich verkündigt hat, der Jugend in ihrer Gewissensnot wirklich annehmen? Wir hoffen es immer noch.) So

gleicht unser Volk heute einer ratlosen Masse, wie Schafe, die keinen Hirten haben und sich dann wieder — ach, wie leicht — irgendeinem Demagogen oder Hetzer zur Beute geben.

Diese konservative Haltung der Christen, die sie zur Hüterin des Bestehenden gemacht hat, ist es ja auch gewesen, die sie in den Gegensatz zum Arbeiterstand gebracht hat. Denn aus dieser Haltung heraus sah man in allen denen, die an den bestehenden Ordnungen rüttelten, gottlose Umstürzler, obwohl unter diesen Ordnungen in der Zeit des Frühkapitalismus das Proletariat leiblich und seelisch zu verkümmern drohte. Wer selbst satt ist, kann eben den Hungernden schwer verstehen, das gilt in leiblichem wie geistigem Sinn. Wer selbst nicht unter den Verhältnissen leidet, hat es schwer, sich in diejenigen hineinzuversetzen, die darunter zerrieben werden und in denen darum ein leidenschaftlicher Wille nach einer neuen Ordnung wahrer Gerechtigkeit erwacht. Aber das war ja nach meiner Überzeugung gerade der gottgewollte Auftrag des Sozialismus, die Christenheit aus dieser ihrer Sattheit und ihrem Kleben an alten Gewohnheiten herauszureißen und aufzurütteln. Es gab wohl ernste Christen, die dies auch versuchten, so ein Naumann, der trotz seiner Befangenheit in nationalistischen Machtgedanken doch ehrlich bestrebt war, Verständnis für die sozialistische Bewegung zu wecken, so Tolstoj, der — selbst aus adeligen Kreisen stammend — seinen Landsleuten durch seine Werke die innere Fäulnis der russischen Aristokratie und ihr Drohnendasein vor Augen führte, so Blumhardt und die Schweizer Kutter und Ragaz, die neben der scharfen Kritik an den ungerechten Zuständen, die zur Katastrophe treiben müssen, auch die Hoffnung auf eine grundlegende Neuordnung aller Dinge zu wecken suchten und das Verständnis dafür, daß in all den Erschütterungen der Gegenwart der lebendige Gott in Gericht und Gnade am Werke ist. Aber es ging diesen Männern, wie es den meisten Propheten ergangen ist, sie gewannen wohl treue Jüngerkreise, aber das Volk als Ganzes ging an ihnen vorbei und ebenso auch die Kirche.

Es ist die Aufgabe gerade von uns religiösen Sozialisten, das Erbe dieser Männer immer neu lebendig zu machen. Es genügt nicht, wenn wir etwa nur versuchen würden, eine Brücke zwischen dem herkömmlichen Christentum und dem Sozialismus herbeizuführen. Dies besorgen die evangelischen Akademien viel besser, weil sie mit viel mehr Geld von seiten der Kirche und auch weiter Kreise der Unternehmerschaft ausgestattet sind und dafür bezahlte und besonders geschulte Kräfte zur Verfügung haben. Aber der eigentliche Auftrag der sozialistischen Bewegung nach Gottes Willen besteht darin, durch ihre Kritik und Opposition die Kirche und die Christenheit aufzurütteln und von Grund auf zu erneuern. Erst von einem solchen erneuerten Christentum können neue Lebenskräfte ins Volk einströmen und auch in die sozialistische Bewegung selbst, die ja heute auch lahm und lau zu werden droht und sich in einer schweren Krise befindet. Sagt doch Blumhardt mit Recht: «Die

Weltleute haben mit ihrem ablehnenden Urteil über unser Christentum ganz recht. Sie spüren es sehr gut: das ist noch nicht das Richtige.» Es ist so matt und satt geworden, ohne große Ziele, ohne wirkliches Leben, ohne Feuer und Kraft.

Die so notwendige Erneuerung denke ich mir nun in dreifacher Hinsicht:

1. In den Mittelpunkt der Verkündigung muß wieder die Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes auf Erden treten, wie das in der Bibel, besonders in der Verkündigung Jesu, der Fall ist. Ich darf da nur an die drei ersten Bitten des Vaterunsers erinnern, ebenso an die vielen Gleichnisse vom Reiche Gottes. In der Christenheit war statt dessen die Frage nach dem Heile des Einzelnen an die erste Stelle getreten, die Frage, wie bekomme ich einen gnädigen Gott, wie werde ich selig oder wie werde ich ein frommer und guter Mensch. Davon zeugen unsere Gesangbuchlieder ebenso wie unser Katechismus. Damit ist aber ein kleiner und selbstsüchtiger Zug ins Christentum hereingekommen. Gottes Sache trat in den Hintergrund. Wo es aber den Menschen vor allem darauf ankommt, daß Gottes Reich zum Siege kommt und die Welt durch seinen Geist erneuert wird, da werden ganz von selbst alle großen Fragen, mit denen die Menschen ringen: Gerechtigkeit, Frieden, Erlösung vom sozialen Elend, neues Menschentum, Brüderlichkeit, Menschenwürde auch Hauptanliegen der Christen. Denn das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, ist Friede, ist Freude im heiligen Geist. Da muß in den Menschen ein heiliges Feuer erwachen, daß diese Gerechtigkeit des Reiches Gottes in den Beziehungen der Menschen und in ihrer gesellschaftlichen Ordnung zum Durchbruch kommt. Da kann der Christ sich nicht mehr abfinden mit den furchtbaren Zuständen in der Welt, mit Krieg, Ausbeutung, Unterdrückung der Schwachen. Er muß darum ringen, daß an die Stelle der Gewalt das Recht, an die Stelle des Krieges der Friede, an die Stelle der Ausbeutung die brüderliche Zusammenarbeit tritt. Darum gehört zu einem rechten Christentum mit Notwendigkeit der Sozialismus in seinem umfassenden Sinne, das heißt der Wille zur Neugestaltung der Welt im Geiste brüderlicher Verbundenheit und ihre Erlösung von den Mächten des Mammons und der Brutalität. Man kann dann auch nicht nur «warten», bis dieses Reich einmal in wunderbarer Weise hereinbricht, und inzwischen sich ganz behaglich in der Welt, wie sie ist, einrichten und sie gar noch «verteidigen» — es heißt ja nicht nur «wartet», sondern «trachtet» nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, das heißt ringet darum, daß es bei euch Eingang finde und Gestalt gewinne. Dann erst wird man freilich das Gebet: «Dein Reich komme» auch erst wirklich ernst nehmen, weil man ja täglich erfährt, mit welch ungeheuren Widerständen man es zu tun hat, die mit menschlichen Kräften allein nicht überwunden werden können.

2. Es muß die im letzten Grunde revolutionäre Art des Christentums

wieder erfaßt werden, revolutionär natürlich nur im geistigen Sinne. Denn wo das Reich Gottes als lebendige Wirklichkeit sich kundtut, da wird diese Welt erschüttert, wie in den Tagen der ersten Christen, da heißt es: «Siehe, ich mache alles neu.» Nicht umsonst sagt der russische Schriftsteller Mereschowsky: «Die Welt, wie sie ist, und die Bibel können nicht in Eintracht bleiben. Entweder die Welt darf nicht mehr sein, wie sie ist, oder dies Buch muß aus ihr verschwinden.» Man hat freilich die großen Worte der Bibel so abgeschwächt, daß sie herrlich in das gewöhnliche bürgerliche Leben paßten, und die Ansicht entstand, wenn man nur ein braver Familienvater und guter Staatsbürger sei, dann sei man auch ein guter Christ. Eben deshalb aber muß es unsere Aufgabe sein, die heroische, unsere ganze Kraft und Hingabe erfordernde Art des christlichen Glaubens wieder ans Tageslicht zu bringen und den Menschen zu zeigen, was wirkliche Nachfolge Jesu ist. Dann werden sie wieder erkennen, daß echtes Christentum nicht «Opium für das Volk» ist, kein Beruhigungspulver, wie es leider oft dargestellt wurde, sondern viel eher Dynamit, das die Welt aufs tiefste aufwühlt. Darum vergleicht es Jesus ja auch mit einem gärenden Most, der die alten Schläuche sprengt. Er verkündigte eine «Umwertung aller Werte», die in ihrer Auswirkung notwendig auch eine Umgestaltung aller Verhältnisse mit sich bringen muß, wenn man seine Worte wirklich ernst nimmt. Was für eine Revolution liegt zum Beispiel in dem Wort: «Ihr wisset, daß die weltlichen Herrscher ihre Völker unterjochen und daß ihre Großen sie vergewaltigen (Übersetzung Menge). Aber so soll es unter euch nicht sein, sondern wer unter euch groß werden möchte, muß euer Diener sein, und wer unter euch der Erste sein möchte, muß euer Knecht sein!» So ist das Evangelium, recht verstanden, die ewige Unruhe der Welt und des Christentums. Darum sagte Erzbischof Söderblom von Upsala einmal mit Recht: «In der geistlichen Entwicklung der Menschheit bedeutet Jesus eine ewige Anklage und eben darum ein ewiges Vorwärts.» Wer von ihm wirklich erfaßt ist, der wird von einem Strom ergriffen, der ihn vorwärts treibt zu einer Neugestaltung der Welt aus dem Geiste Jesu heraus. Und nur diese Neugestaltung kann uns vor fortschreitender Zersetzung oder einer Revolution mit den Mitteln der Gewalt und der Zerstörung bewahren.

3. Erst dann wird das Christentum wieder seine frühere Leuchtkraft gewinnen, die ihm verlorengegangen ist. Es wird uns nicht in eine Scheinwelt mit vielen frommen Worten führen, sondern — und das ist das dritte, was wir erstreben müssen — aus einem Sonntagschristentum zu einer Macht werden, die den Alltag durchdringt und beherrscht. Damit wird der Gegensatz zwischen unseren schönen Worten und unserem Leben aufhören. Wie belastet dieser Gegensatz unser ganzes Leben und droht unser ganzes Christentum zu einer großen Heuchelei zu stempeln! Am Sonntag, da heißt es: «Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe,

die er empfangen hat», und am Werktag, da geht es nach dem Motto: «Verdienet aneinander, soviel ihr könnt.» Am Sonntag, da singt man: «Ich bete an die Macht der Liebe», und in der Wirklichkeit des Lebens, da glaubt man nur an die Macht der Atombomben. Am Sonntag, da hören wir: «Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit», und der Werktag ist ganz beherrscht vom Trachten nach Geld und Gut, nach äußerem Vorwärtskommen für sich und seine Kinder, auch in sehr christlichen Familien. Aber wie soll es anders sein, wenn unser ganzes Wirtschaftsleben vom Profitgedanken und unser Völkerleben vom Machtgedanken beherrscht wird? Dann dient unsere Religion nur dazu, ein von ganz egoistischen Zielen erfülltes Leben mit einem frommen Rahmen, mit schönen Gottesdiensten und Feiern zu erfüllen, und wird dadurch zu einer großen Lüge und der Weihe einer gottlosen Welt. Nicht umsonst haben darum die Propheten so sehr gegen diese Art von Frömmigkeit gekämpft, die meinte, man könne Gott gefallen durch kultische Feiern, statt allein durch Gehorsam gegen die Aufgaben, die er uns vor die Füße legt. «Tut weg von mir das Geplärr eurer Lieder», ruft darum der Prophet Amos aus, «ich mag euer Psalterspiel nicht hören, es soll aber das Recht offenbar werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom.» (Cp. 5, 24.)

Wenn wir das beherzigen, dann wird uns das «stille Kämmerlein» wichtiger sein als prunkvolle Gottesdienste, ein aus der Situation geborenes schlichtes, aber packendes Wort mehr wert als lange Gebete und Andachten. Auch alles Bibelstudium und alle Vertiefung in Gottes Wort, so wichtig dies ist, hat nur dann einen Wert, wenn es im Zusammenhang steht mit dem Ringen um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Sonst wird dies alles zum religiösen Sport. Gott aber will keine Schriftgelehrten aus uns machen, sondern Kämpfer für sein Reich. So allein kommt es zu einer echten Erneuerung.

«Ein Feuer will ich anzünden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon», sagt Jesus. Er hat dieses Feuer angezündet. Darum hat sein Auftreten eine beispiellose Wirkung gehabt. Das Evangelium hat einen Siegeslauf ohnegleichen angetreten und mitten in einer vergehenden Welt die Fundamente einer neuen Welt gelegt. Aber das Feuer ist schwach geworden und die Christenheit matt. Gott aber will uns heute wieder aufwecken durch die Stürme der Zeit. Lernt das Christentum dadurch, sich wieder aus den ewigen Quellen zu erneuern, und bekommt es so wieder Leben und Kraft, dann brauchen wir keine Angst um seinen Bestand zu haben und bedarf es keiner irdischen, staatlichen oder militärischen Sicherung, dann werden selbst die «Pforten der Hölle» es nicht überwältigen, sondern im Gegenteil, dann wird durch seine Kraft auch die Welt umgewandelt werden, und es wird das Wort des erhöhten Christus Wirklichkeit werden: «Siehe, ich mache alles neu!»

Eberhard Lempp

Einige Erinnerungen aus meinem Leben

Meine Freunde haben mich gebeten, zu meinem Geburtstag einige Erinnerungen aus meinem Leben niederzuschreiben. Der Raum ist eng, die Zeit ist kurz, und es ist schwer, aus einem so langen, an geschichtlichen und persönlichen Erfahrungen so reichen Leben auch nur das wenigste wiederzugeben.

So kann ich nur einiges für mich Entscheidendes aus der Überfülle dessen herausgreifen, was durch all dieses Geschehen hindurch mein Leben geformt und zu dem gemacht hat, was es ist. Und ich muß gestehen, daß es nicht leicht ist, sich selbst als eine so alte Frau zu begreifen, wenn noch die Erlebnisse der Jugend so dicht und fühlbar nahe sind, daß sich aus ihnen das ganze fernere Leben in seinen Hauptlinien erschließen läßt.

Ich beginne mit einem frühesten Kindheitserlebnis – ich kann damals kaum drei oder vier Jahre alt gewesen sein. Ich stehe an einem der hohen Fenster unseres Kinderzimmers, an das mir – da ich es bald verlassen mußte – gewiß keine Erinnerung geblieben wäre, wenn nicht dies frühe starke Erlebnis es für immer in mein Bewußtsein eingegraben hätte. Ich sehe die schwarzen Vorhänge mit den roten Blumen, die längliche Form des hohen Zimmers, an dessen einem Fenster ich stand, und ich fühle noch heute das bittere Elend, das damals mein Kinderherz erfüllte. Ich hatte eben vorher in einem Streit meine Schwester mit einer Puppe an den Kopf geschlagen, und nun stand sie im Zimmer hinter mir und weinte, und meine Mutter tröstete sie zärtlich. Ich fühlte mich trostlos und verlassen, und aus diesem schmerzlichen Verlassensein stieg eine Frage in mir auf, die ich – da sie nach dem Wesen einer mir nahen und doch verborgenen Wahrheit fragte – vielleicht die erste philosophische Frage meines Lebens nennen könnte: «Ist das, was in mir ist, wohl Mitleid?» Es war natürlich nicht Mitleid, sondern Reue und das Gefühl des Ausgestoßenseins. Aber das Wort Mitleid, das ich damals noch nicht verstand, mußte mich schon oft aus Gesprächen der Erwachsenen getroffen haben, und dies ist sicher kein Zufall gewesen. Denn auch heute noch erscheint mir dies Wort als eines der schwersten Probleme des Menschenlebens. Denn so sicher das Wort Mitleid zu unserem Leben gehört, ist es doch das Seltenste und Schwerste, weil es nur da ganz wirklich ist, wo ein Mensch ganz in das Leben des andern einkehrt und ihm doch durch sein eigenes Dasein eine natürliche Grenze gesetzt ist. Dies alles wußte ich damals noch nicht; aber durch den frühen Schmerz streifte ich an diese Wurzel des Lebens.

Die zweite Erinnerung stammt aus einer um wenige Jahre späteren Zeit. Sie führt mich in ein anderes Zimmer, das mir auch nur durch die Stärke des Erlebnisses jenes Abends im Gedächtnis geblieben ist. Es war dunkel um uns; nur die große hellgedeckte Platte des Tisches war durch die Lampe über ihr aus dem Dunkel herausgeschnitten. Wir hatten

mit unseren Eltern wie immer nach deutschem Brauch Weihnacht gefeiert, und nun saßen wir mit dem Kinderfräulein – an deren große dunkle Augen ich mich heute noch erinnere; ich weiß auch noch, daß sie Amanda hieß – an diesem Tisch, wo sie uns Geschichten erzählte. In meinem Herzen brannte noch der hohe Christbaum mit seinen vielen hellen Lichtern, die den großen Raum durchstrahlten. Was uns das Mädchen damals erzählte, weiß ich nicht mehr; es muß eine Geschichte von Juden und Christen gewesen sein. Und da mir das Wort Christ soviel schöner erschien als das Wort Jude und mit dem ganzen Glanz dieses Abends verwoben war, rief ich leidenschaftlich aus: «Ich will nicht ein Jude sein, ich will ein Christ sein!» Und niemals habe ich die Antwort vergessen, dir mir das Mädchen entgegenwarf: «Das ist unmöglich. Wir sind Christen, ihr seid Juden.»

Fest, wie gemeißelt, sind diese wenigen Worte in meiner Erinnerung stehen geblieben, ich fühlte, wie an ihnen etwas in meinem Herzen zerbrach. Und ich glaube auch jetzt noch genau zu wissen, was mich in ihnen so furchtbar traf. Es war einmal das jähe Ausgestoßensein aus jener strahlenden Welt des Christbaums, die noch eben die meine gewesen war. Denn es hatte mir damals noch niemand den glänzenden Kern gezeigt, den die dunkle Schale des Wortes «Jude» birgt. Ich kannte es nur aus Kindergeschichten und vor allem aus dem Gedicht von Rückert «Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt», in dem der Jude als ein dunkler, häßlicher, böser Mann mit einem Sack auf dem krummen Rücken durch den Wald läuft und dem Bäumlein die goldenen Blätter stiehlt. Und die ganze Schwere des harten, unbegriffenen Wortes fiel auf mein Kinderdasein herab.

Aber es war damit zugleich auch noch ein anderer Grund, der mich in den Worten des Mädchens verstörte, und vielleicht ist dieser der noch tiefere gewesen. Man hatte mich immer gelehrt, und ich hatte es vielleicht fast zu früh begriffen, daß jedes Verschulden Strafe fordert, und ich hatte mich, wenn es auch nicht immer gelang, bemüht, ein gehorsames, braves Kind zu sein. Nun erfuhr ich plötzlich die schwerste Strafe für eine Schuld, die ich nie begangen hatte. Mein Dasein – die Weltordnung selbst, denn ich hatte ja eine Ordnung der Welt in einer bescheidenen Form schon erfahren – war mit diesem Geschehen auf den Kopf gestellt. Ich sah, daß unser Menschenleben von vornherein festgelegt ist und durch das beste Wollen, das reinste Tun nicht mehr verändert werden kann. Man kann sich die trostlose Einsamkeit kaum denken, die mit dieser Gewißheit in mich einzog – und ich konnte ja den Erwachsenen nicht sagen, daß sie mich eine falsche oder doch unzureichende Ordnung gelehrt hatten.

Das nächste Kindheitserlebnis liegt in einer noch späteren Zeit. Wir waren in meinem zehnten Jahr von Hamburg nach Zürich gezogen, wo ich dann meine ganze Schulzeit verbracht habe. Und wie schön und freudig war diese Zeit. Ich habe in all diesen Jahren niemals einen Lehrer

gehabt, der nicht ein seltener und auch ein gütiger Mensch gewesen wäre. Wie herrlich war das damalige Zürich, in dem man noch ohne Angst vor dem Autoverkehr über die Straßen, auch über die lindenduftende Bahnhofstraße gehen konnte. Wie wunderbar der glänzende See, der damals noch nicht ringsum zugebaut war und an dessen Ufer ich manchmal spielte. Und wie schön war das Elternhaus mit dem wunderbaren Rosengarten, in dem mein Vater die seltensten Sorten zog. Wie schön der Ausblick in den großen Park und auf die rundgebogene Straße, auf der meine Hoffnungen in die Welt flogen. Glücklich war auch das Leben mit den Eltern und der Schwester, mit denen ich tief verbunden war. Lieb waren mir auch viele Freundinnen, die noch lange mein Leben begleitet haben.

Aber oft habe ich damals auch schon an den Tod gedacht, und wenn ich nachts in meinem Bette lag, fühlte ich deutlich das rasche Verrinnen der Zeit und mit ihm die Kürze des Menschenlebens. Und ich sagte mir: Von der Unendlichkeit der Zeit aus gesehen, liegt zwischen meinem Heute und meinem Tode kaum ein Nichts. Eigentlich sterbe ich in diesem Augenblick.

Aber das war nur ein frühes metaphysisches Träumen; denn wie anders war es, als ich zum erstenmal die Wirklichkeit des Todes erlebte, zum erstenmal einen wirklichen Toten sah. Es war ein Kind aus unserer Schule, das in einem offenen Sarg auf dem Friedhof aufgebahrt war. Ich trat fast ahnungslos heran und sah mit Schrecken den jungen Leichnam. Und als plötzlich jemand mit dem Fuß an den Sarg stieß, und das tote, wächserne Gebilde wie ein lebloses Ding zur Seite rollte, faßte mich ein solches Entsetzen, daß ich es nie vergessen habe. Ich hatte überhaupt an den physischen Tod in meinen Träumen nie gedacht; viel eher wäre mir denkbar gewesen, daß nach dem Tode überhaupt nichts vom Körper zurückbliebe. Viel eher hätte ich das zu tragen vermocht.

Ich ging nach Hause, im Tiefsten verstört. Ich war mit dem Tode völlig allein. Denn von diesem furchtbaren Grauen konnte ich ja mit niemandem, auch mit den liebsten und nächsten Menschen nicht, sprechen. Denn sie alle waren ja Wesen, die keinen Ausweg aus diesem Schicksal finden konnten, weil sie alle sterben mußten. Tagelang, wochenlang saß ich im Zimmer, im Garten allein und suchte vergeblich eine Heilung für das zu finden, für das es keine Heilung gibt. Der wahre, der letzte, der wirkliche Heiler war mir zu jener Zeit noch nicht lebendig geworden. Ich kannte wohl den Namen Gott, ich hatte auch immer zu Gott gebetet. Aber es war nicht ein ganz vom Irdischen losgelöstes Beten gewesen. Wie ich in meiner früheren Kindheit abends mit meiner Mutter, wenn ich den Schluß des Kindergebetes gesprochen hatte: «Vater, laß die Augen dein, über meinem Bettchen sein» – immer die sanften, gütigen Augen meines Vaters vor mir gesehen hatte, so mischten sich auch in mein späteres Beten oft noch halbirdische Vorstellungen, Vorstellungen von Boten und Engeln ein.

Aber der Vater sollte mir diesmal wirklich zum Helfer werden. Denn als er in jener schweren Zeit, als ich mit dem frühen Erlebnis des Todes rang, an einem hellen Morgen unerwartet in mein Zimmer trat, löste sich plötzlich die Verzweiflung: ich sah sein teures, vertrautes Gesicht; ich schlang die Arme um seinen Hals, und ich wußte: wir dürfen, wir müssen, solange wir leben, einander lieben. Auch wenn die Liebe den Tod nicht bannen kann: im Leben ist sie die Erlösung vom Tod.

So war mein Vater in jenem Augenblick zum Boten dessen geworden, von dem er mir nie gesprochen hatte. Denn ich war nicht eigentlich religiös erzogen. Ich nahm zwar in Zürich am christlichen Religionsunterricht teil, und wenn er auch nur für Kinder war, so ist doch sicher – zumal durch die Weise, in der er gegeben wurde – damals schon manches in mich eingedrungen, was mir später zur wirklichen Erschließung wurde.

Meinem Vater, einem glühenden Nachkommen der Achtundvierziger, lag das Soziale und Politische näher als das Religiöse. Aber ich glaube, er hat in mir früh schon eine andere Richtung bemerkt. In meinen frühesten Kindergedichten ist sie auch schon deutlich erkennbar. Mit vier Jahren habe ich mein erstes kleines Gedicht gemacht. Es war an meine Mutter gerichtet. Aber schon in einem wenig späteren Gedicht war mein ganzes künftiges Wesen in einer kindlichen Weise vorgezeichnet, wie ich es noch jetzt zu erkennen glaube. Und zugleich war es mit der Gesinnung meines Vaters verbunden. Er sprach uns Kindern selten von seiner Überzeugung. Doch habe ich manche Äußerung erlauscht, in denen sein Bekenntnis sich deutlich aussprach. Und zu uns sagte er mehr als einmal, als ein leidenschaftlicher Gegner des Krieges: Kriege könne es in Zukunft nicht mehr geben, weil seit dem siebziger Krieg die Menschen so furchtbare Waffen geschmiedet hätten, daß sie sie nicht mehr gegeneinander wenden könnten.

Und deutlich erinnere ich mich, daß er bei seinem ersten Spaziergang mit mir in Zürich sagte: «Dies Land mußt du immer besonders achten; denn es hat von je alle politischen Flüchtlinge aufgenommen.» Ich habe diese Worte damals noch nicht ganz verstanden; es lag eine lange Zeit dazwischen, bis ihr Sinn lebendig in mein Leben eingegriffen hat.

Der plötzliche, frühe Tod meines Vaters war der erste große, schneidende Schmerz meines Lebens. Ich konnte nicht fassen, daß er nicht mehr da war. Und doch hat er mich zum zweitenmal – nun als Toter – von dem Grauen vor dem Tode erlöst. Ich trat voll Angst in das Zimmer, in dem er lag, aber nie habe ich in meinem Leben auf dem Antlitz eines Toten so leuchtend die Majestät des Todes gesehen.

Mein Vater war bei all seiner Klugheit und Güte im Leben eher ein einfacher Mensch gewesen. Ein großes Wort hörte man selten von ihm. Nun, als Toter, erschien er mir als der Abgesandte einer höheren Welt. Nicht leblos, wie jener kindliche Leichnam, sondern über das Leben er-

hoben. Und nie habe ich diesen Anblick vergessen. Der Schmerz blieb noch lange in meinem Leben bestehen; aber er war wie von etwas Heiligem umwoben.

Auch unser äußeres Leben wurde durch seinen Tod sehr verändert. Er ließ uns mit einer zwar auch sehr geliebten, aber schwerkranken Mutter zurück. Diese Krankheit hat einen Schatten auf meine ganze spätere Jugend geworfen. Durch sie war auch mein Wunsch, zu studieren, noch für längere Zeit nicht ausführbar.

Später habe ich dann – fortwährend durch notwendige Heimkehr unterbrochen – erst in Düsseldorf und Paris Malerei, dann in München und Berlin endlich Philosophie studiert.

Schließlich muß ich wohl auch erwähnen, daß ich mit achtzehn Jahren – an einem schönen Sechseläutentag – meinen ersten Heiratsantrag bekommen habe, mich aber – wohl auch durch die Krankheit meiner Mutter, und auch durch andere Schicksalsschläge – erst ziemlich spät zur Heirat entschlossen habe.

Es ist sicher in diesen kurzen Erinnerungen, die ich nach langer, schwerer, noch nicht ganz überwundener Krankheit und mit versagenden Augen in wenigen Tagen aufgezeichnet habe, kaum etwas von meinem wirklichen Schicksal zu erkennen. Eine solche Aufgabe ist schwerer durchzuführen, als ich mir im Anfang dachte, und ich muß meine Leser um Verzeihung bitten. Dies ist weniger eine Wiedergabe meiner Jugend als ein Gruß an meine Freunde. Ich hoffe aber, im nächsten Heft diese bescheidene Arbeit fortzuführen. *Margarete Susman*

Zum Memoirenbuch von Fr. W. Foerster

Wir haben in einer Vorbemerkung zu der Besprechung der *Memoiren von Fr. W. Foerster* durch unseren Mitarbeiter G. S. H. gesagt, daß wir uns sowohl zu gewissen Bemerkungen dieser Besprechung wie zu Fr. W. Foersters Stellung zum Problem des Krieges und des Pazifismus noch äußern würden. (Langjährige Leser der «Neuen Wege» seien dazu an Leonhard Ragaz' Auseinandersetzungen mit Fr. W. Foerster zu derselben Frage erinnert. Vergleiche «Neue Wege», 1931 und 1932.)

Beides scheint uns deswegen nötig, weil es dabei nicht nur um die Kämpfe der letzten Jahrzehnte geht, sondern vor allem um die *heutige Lage der Völkerwelt* und um die *heutigen Entscheidungen* in dieser Lage [1].

[1] Es sei hier nachdrücklich auf die trefflichen Äußerungen über Foersters Buch von Dr. Hugo Kramer in der Weltrundschau der August-/September-Nummer verwiesen.

Foersters Buch fordert darum so eindeutig zur *Stellungnahme* auf, weil es von einem ergreifenden Ringen um eine *gültige Antwort* auf die entscheidenden Fragen des Völkerlebens durchzogen ist. Wie für das deutsche Volk, so wird für die Völkerwelt der *Weg zum Frieden* gesucht und um ihn gekämpft. Solcher Kampf ist immer *Wahrheitskampf*. Fr. W. Foerster hat ihn vor allem in der Auseinandersetzung mit den herrschenden Mächten seines eigenen Vaterlandes geführt und ist in diesem Kampf zum Warner und zum unbequemen und gehaßten Beurteiler und Verurteiler des deutschen Nationalismus, Gewaltglaubens und Weltherrschafts-Wahnsinns geworden. Darin hat Foerster sein großes Recht. Wenn er diese Gefahr im heutigen Deutschland erneut heraufziehen sieht, hat er wiederum recht. Nur diejenige Art Demokratismus, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg gerade diese Kräfte gefördert oder toleriert hat (auch damals um des Antikommunismus willen!), kann auch heute diese Gefahr übersehen oder gar meinen, man könne sie dadurch bannen, daß man Deutschland samt seiner Wiederaufrüstung in das westliche «Verteidigungssystem» einbaue. Vom Kreuzzugcharakter dieses Systems, dessen Hauptträger heute Amerika im Bunde mit dem politischen Katholizismus und dem kapitalistischen Bürgertum ist, abgesehen, enthält es schon an sich alle Dämonen, die den Zweiten Weltkrieg heraufgeführt haben. Foerster selbst aber übersieht, was Deutschland anbetrifft, die schlimme Rolle des politischen Katholizismus eines Adenauer und der sogenannten christlichen Demokratie im Westen überhaupt. Das Haus der Völkerwelt ist durch diese Mächte mit Dämonen bevölkert, die sich den Völkern nicht als Schutzmächte zum Leben, sondern als Verführungsmächte zum Tode erweisen werden. Denn diese Mächte sind weder die echten Garanten von Freiheit und Demokratie, als die sie sich propagandistisch ausgeben, noch Träger echter Lösungen in den großen Weltproblemen des sozialen und politischen Lebens der Völker.

Foersters Buch kann um des Wahrheitsdienstes willen, der darin geübt wird, nicht genug empfohlen werden. Ich denke dabei auch an wichtige Einzelheiten, wie etwa die Wiedergabe des Gespräches mit Jan Masaryk (S. 255/256) einige Monate vor dessen Tod, das zur West-Ost-Auseinandersetzung im allgemeinen und zur tschechischen Frage im besonderen so wichtige Aufschlüsse gibt. Das Buch fordert aber auch zur Stellungnahme im Sinne einer *Auseinandersetzung* heraus. Es stellten sich dafür eine ganze Reihe wesentlicher Fragen, so Foersters Stellung zum sozialen Problem, zu Kapitalismus und Sozialismus, zum religiösen Problem im engeren Sinne, vor allem zu dem der katholischen Kirche, und anderes mehr. So entscheidend wichtig diese Fragen an ihrem Orte sind, uns geht es hier vor allem um Foersters *Positionen im Kampf um den Frieden*.

Es ist die Frage, ob, was Fr. W. Foerster auf den letzten Seiten seines Buches über «Die atomische Drohung und die christliche Verheißung» sagt, die gültige Antwort für den wirklichen Weg zum Frieden ist oder

das, was er in seiner Auseinandersetzung mit dem «Pazifismus» an zahlreichen Stellen des Buches vorbringt. (Vergleiche dazu auch die Bemerkung in «Neue Wege», 1954, Heft 7, S. 296.)

Foerster sieht, daß die atomische Drohung und der mit ihr verbundene totale Krieg, die dem Krieg ein Ende setzen müssen, wenn nicht eine «unerhörte Zerstörung» über die Welt hereinbrechen soll, die Völker vor eine endgültige Entscheidung stellen. Das aber war und ist eine der Hauptthesen des «Pazifismus» in der Beurteilung der modernen Völkerkriege, die notwendig zu «Weltkriegen» und nun zum «totalen Krieg» werden mußten. Er sieht, «daß hier eine totale *Umwandlung* und nicht eine bloße Umstellung erfolgen muß», was «die in der Kriegstradition aufgewachsene Majorität» noch nicht entfernt begriffen habe. Wiederum eine Hauptthese alles ernsthaften Pazifismus! Er sieht, «daß die ungeheure Macht der interkontinentalen Feindschaft nur vom *Evangelium* (von uns unterstrichen) zu brechen ist, und daß sie also geistige und nicht bloß politische oder wirtschaftliche Bedingungen stellt». «Bringe dich selber zuerst in den Zustand des Friedens, bevor du andere zum Frieden bekehren kannst», sagt Thomas a Kempis. «Es kann keinen Frieden geben ohne jene geheiligte Selbstbegrenzung, durch die wir allein zur Verständigung kommen können; nur unser eigenes Opfer kann fremde Selbstsucht beschämen, und die christliche Taufe unseres ungereinigten Selbstgefühls verleiht uns die hohe Sprachkunst, durch die wir uns Gehör in fremden Welten zu dem Wunsch nach Verwirklichung einer höheren Stufe des Menschenverkehrs zu schaffen vermögen.» Er sieht, daß es um «das Geheimnis der politischen Anwendung des Evangeliums» geht, um die «realpolitische Auswertung des Christentums und der jüdischen Propheten, deren Verheißungen nicht nur für eine andere Welt bestimmt sind, sondern für jenen Wendepunkt der menschlichen Geschichte, wo der Mensch endlich beginnt zu entdecken, daß er vom bloßen Naturzustand aus nicht fähig ist, das moralische Problem des Weltfriedens zu lösen, und wo er endlich versteht, daß nicht die ‚Realpolitiker', sondern nur die Propheten das realpolitische Geheimnis der Völkerverständigung enthüllt haben».

Sicher ist das die Erkenntnis, die einer wirklichen Orientierung an der biblischen Botschaft entspricht. Wenn es aber auf die «totale Umwandlung» in diesem Sinne ankommt (Jesus und die Propheten bezeichnen sie im Zusammenhang mit der Verkündigung und Verheißung des Reiches Gottes als *Umkehr auch für die Völker!*), darf man diese den Glaubensgehorsam (bei den «Christen», den «Seinen», wie sie Fr. W. Foerster nennt) und die Gewissensentscheidung (bei den übrigen «Menschen») fordernde Willenskundgebung Gottes auch nur einen Augenblick und gerade gegenüber der Kriegsrüstung in unserer Zeit aufgeben? Das hieße doch die Wahrheit Gottes gegen die Lügen der Menschen vertauschen!

Wie mir scheint, sieht Fr. W. Foerster nicht, daß ganz konkret und

unabdingbar in der prophetisch-messianischen Friedensbotschaft des Alten und Neuen Bundes der *Weg* und die *Entscheidung* für die Völker auch in dem Sinne gegeben sind, *daß die einzig wirksame Überwindung des wirklichen Bösen in der Welt in Jesus* liegt, *von ihm* ausgeht und *in seiner Nachfolge* entschieden wird. So lautet das Gebot und die Entscheidung auch für die Völker, und die Propheten und Jesus haben schon Israel davor gestellt. Die Gemeinde Christi aber wußte, solange sie vom heiligen Geiste geleitet wurde, daß dieses die Botschaft ihres Herrn an die Völker sei zu ihrer Bereitung für die Herrschaft Christi und Gottes . . . Durch den «Sündenfall des Christentums» (G. J. Heering) wurden aber das Reich Christi und die Herrschaft Gottes preisgegeben an die Mächte und Gewalten dieser Welt und damit die Bejahung von Gewalt und Krieg als Mittel gegen Gewalt und Krieg vollzogen. Es ist eine der gelungenen Lügen Satans, mit der er den Menschenmord und die Weltvernichtung von Anbeginn betreibt und worin ihm die Völker bis heute so willig Gefolgschaft leisten. Foerster weiß es selbst: «Ich sage nicht, daß dieser Glaube (!), man könne den Gewaltgeist durch die Erfahrung einer ebenbürtigen Gewaltleistung austreiben, schon die letzte Lösung bedeutet . . .» Nein, das ist überhaupt keine Lösung. Hier liegt der tiefgreifende Unterschied zwischen Foersters Haltung und der unsrigen. Der Scheinrealismus dieses «Glaubens» widerspricht nicht nur allen Aussagen des Evangeliums, er ist vielmehr eines der Haupthindernisse für die wirkliche Umkehr. Er entspricht genau der Annahme des Barrabas durch Israel und die Völker und der Verwerfung Jesu. Daß sich Foerster für die «ebenbürtige Gewaltleistung gegen den Gewaltgeist» nicht auf die Austreibung des Viehs und der Händler aus dem Tempel berufen kann, haben wir schon kürzlich in den «Neuen Wegen» gezeigt. Die «Politik der Stärke», wie sich dieser «Glaube» heute ebenso hochtrabend wie frevelhaft nennt, ist mit dem Ausgang des Zweiten Weltkrieges und dem Beginn des totalen und atomischen Krieges zu einem ebenso sträflichen Optimismus und Illusionismus geworden wie ein abstrakter Pazifismus, der die Dämonen nicht sehen wollte oder eine falsche «Versöhnung» und eine falsche «Verständigung» vertrat. Solchen «Pazifismus» haben aber die «Neuen Wege» nie vertreten, sondern gegenüber der großen Macht und der vielen List der im Banne der Gewalt- und Kriegspolitik lebenden Völker- und Menschenwelt auf den Sieg und die Macht Christi hingewiesen, der auch diesen Dämon zu überwinden vermag und ihn schon überwunden hat. Dieser wirkliche Glaube wäre die Rettung der Völker, ein Durchbruch durch die Welt des Krieges und der Gewalt, jener andere «Glaube» ist ein Wahn. Es ist kein «evangelischer Optimismus und Idealismus», wie G. S. H. meint, wenn wir den Glauben an die Überwindung des Gewaltgeistes durch «die ebenbürtige Gewaltleistung» oder (an anderer Stelle in Fr. W. Foersters Buch) durch «die Drohungen der schweren Artillerie», die die Gewaltmächte allein verstehen und respektieren sollen (!), auch nicht als vorletzte Lösung für den Friedenskampf an-

nehmen können. Gerade dieser «Glaube» trägt den Kreislauf und die Logik der Rüstung und des Krieges, also des Bösen ebenso in sich wie der Gewaltgeist selbst und ist dem Gewaltgeist immer nur der Ansporn zur Überholung (der scheinbaren oder der wirklichen!) der «ebenbürtigen Gewaltleistung» und zur äußersten Anspannung aller Kräfte geworden, wie es die jetzige Lage wieder so deutlich zeigt. Foerster, der so viel Wert auf die geschichtliche und empirische Erfahrung legt, sollte gerade an diesem Punkte sehen, daß die Geschichte uns kein einziges Beispiel dafür bietet, daß dieser «Glaube» wirklich zur Sicherung von Friede und Recht führt. Der Teufel ist nicht durch Beelzebub auszutreiben. Er weicht nur dem «Finger Gottes», dem der Heilige Gottes dient.

Das *Evangelium* (und nicht nur die Bergpredigt!), aber auch das Alte Testament im Zeugnis von der Führung Israels durch Gott, die in der Messias- und Friedensverheißung der Propheten gipfelt, stellen hier einen anderen Glauben heraus, der sich in der Botschaft von der *Umkehr* und vom *Reiche Gottes* zusammenfaßt. Wo sein Ruf nicht gehört und befolgt wird, treten Gericht und Katastrophe ein. Sie wiederholen und steigern sich, solange die Wendung nicht geschieht. Wenn Machthaber, Staaten, Politiker und Völker diesen Ruf nicht hören (wesentlich durch die Schuld der «christlichen» Kirchen und Theologien, die Jesus und seine Sache immer wieder verleugnen und verraten, wenn es gilt, «die Seinen» zu sein, und statt dessen dem Brudermord dienen), und solange sie ihn nicht hören, wird «Krieg und Kriegsgeschrei» zu hören sein. Die Völker müssen aber nach «Zion» aufbrechen (vergleiche Jes. 2 und Micha 4) und Jesus hören und gehorchen lernen — das ist der Weg zum Frieden. Vor diese Wahl sind die Völker vor der Katastrophe des totalen atomischen Krieges gestellt. Die Dämonen der Vernichtung stehen vor der Tür!

Darum können wir Foersters Glauben, «man könne den Gewaltgeist durch die Erfahrung einer ebenbürtigen Gewaltleistung austreiben», nicht teilen.

Und jenen andern, die auf die Drohung des Kommunismus mit demselben «Glauben» antworten wollen, gilt dieselbe Antwort. Der Kommunismus ist ja gar nichts anderes als der Erbe und Genosse dieses «Glaubens». Wenn ihr im Angesicht der Drohung des Kommunismus nicht die Umkehr vollzieht, die ihn und euch wirklich von den Dämonen zu erlösen vermag, werdet ihr mit ihm umkommen. — Wir schließen mit Foersters eigenen Worten: «Ohne solche inwendige Bekehrung ist das westöstliche Problem nicht zu lösen. Und ohne dessen Lösung bleibt alles im Kriegszustande. Es gibt keine lokalen (und wir fügen hinzu: keine vorletzten) Lösungen und Sicherungen mehr — alles hängt mit allem zusammen, nur der totale Frieden kann den totalen Krieg verhindern, und die zur Explosion bereiten Atom-Gewalten in den Dienst der menschlichen Kultur zwingen.» *Albert Böhler*

Gibt es einen Militarismus?

Die remilitaristische Propaganda arbeitet auf zwei Geleisen. Auf dem einen sagt sie: Der Militarismus ist nichts als ein Schlagwort (der Feinde Deutschlands); es hat ihn nie gegeben. Auf dem andern macht sie uns weis: Der Militarismus ist längst tot, er wird nie wiederkehren; was jetzt kommt, ist die «demokratische Bürgerarmee» mit ihrer «Freiheit in Uniform» (so der Titel einer Broschüre!).

Diesen Propagandalügen muß die Wahrheit entgegengestellt werden: daß es den Militarismus gibt und daß er nun in Deutschland wiederkehrt.

Was ist das, der Militarismus?

Auf diese Frage muß zunächst die allgemeine Antwort gegeben werden: Der Militarismus ist die *Entartung* des Militärischen; er ist die *Krebskrankheit* des Soldatentums.

Das militärische Element soll nicht in Bausch und Bogen verdammt werden; es hat seinen Ort im politischen Machtraum. Aber es kann entarten, und es ist entartet, indem es über seine Grenzen auswucherte und den zivilen Geist der Politik nach und nach völlig verschlungen hat. Dieser verderbliche Vorgang einer Entartung des Soldatentums zum totalistischen Militarismus hat sich in drei Stufen vollzogen:

1. *Die preußische Entartung.* Der Geist des preußischen Staates war von Anfang an militaristisch. Graf Mirabeau hatte ganz richtig erkannt: «La Prusse n'est pas un pays qui a une armée, c'est une armée qui a un pays.» («Dieses Preußen ist nicht ein Land, das eine Armee hat, es ist vielmehr eine Armee, die ein Land hat.») In einer kleinen Schrift (im Dobbeck-Verlag zu Speyer, Preis 50 Pfennig) legt Generalstabsoberst a. D. Josef Weber sehr gut dar, wie der Militarismus in Preußen die Herrschaft führte: Der zivile Geist wurde gänzlich vom militärischen verschlungen, und der kriegerische Gewaltgeist triumphierte über alle Friedensliebe. Das große Ordnungsbild der menschlichen Gesellschaft, das Bild des *Vaters*, wurde vom allgültigen Bild des *Kriegers* (der Vater in Uniform) verschlungen.

2. *Die französische Krankheit.* Mit dem Jahre 1793 erfolgte der zweite große Schub zur militaristischen Entartung des Soldatischen: Nun wurde der allgemeine Wehrzwang eingeführt; alle Bürger hatten Soldaten zu werden. Der französische Schriftsteller Georges Bernanos sagt von dieser militaristischen Maßnahme: «Der herbste Schlag, der je gegen die Freiheit geführt wurde, ist die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, in der sich die totalitäre Idee so absolut und uneingeschränkt ausdrückt, daß man von ihr das ganze System ableiten könnte wie von den Lehrsätzen des Euklid die Geometrie. Diese Einführung bedeutete einen ungeheuren Rückschritt in der Kultur.» Diese Stufe des Militarismus bedeutete den Tod der Ritterlichkeit, denn die Masse ist niemals ritterlich.

Der allgemeine Wehrzwang brachte es mit sich, daß die obersten Leitbilder der Gesellschaft (der Arzt, der Priester, der Gelehrte) militarisiert wurden: es gab nun «Stabsärzte», «Divisionspfarrer» und «Wehrwissenschafter».

3. *Die militaristische Weltpest.* In der totalen Militarisierung der Menschheit drückt sich heute das letzte Krebsstadium der Entartung aus. Jetzt müssen *alle* dem Moloch Militarismus fronen; es gibt kein Menschenbild mehr, es sei denn den militarisierten Menschen. Dies ist die dämonische Vollendung der Entartung, wie sie Professor Künneth in seinem Werk «Politik zwischen Gott und Dämon» beschrieben hat: «Der Raubtiercharakter der modernen Staatsmacht offenbart seine hemmungslose Gier und Brutalität. Es geschieht die Auslieferung des Schwertamtes der Obrigkeit an die satanische Macht.»

Die Gemeinsamkeit aller drei Stufen des Militarismus ist einmal darin gegeben, daß sie in der letzten (dritten) Stufe alle anwesend sind: Der «preußische Geist» ist ebenso am Endkrebs beteiligt wie der französische Wehrzwang. Zum andern ist die Gemeinsamkeit zu erblicken in der stufenweisen *Entwicklung zum gewissenlosen Gewaltglauben*, der schließlich als der «Geist der Politik» schlechthin erscheint. Auf der ersten Stufe sagt etwa der «Soldatenkönig»: «Die ewige Seligkeit ist vor Gott, alles andere muß vor Mir sein.» Hier beansprucht der Cäsar schon den gesamten staatlichen Bereich für sich. Auf der zweiten Stufe tritt das «Staatsgewissen» an die Stelle des persönlichen Gewissens. Und dies «Staatsgewissen» wird allein von der (militaristischen) Macht informiert. Auf der dritten Stufe sagt Hitler (zu Rauschning): «Das Gewissen ist eine Chimäre!» Es ist völlig abgeschafft von der militaristischen Gewalt, die nur noch den gewissenlosen Befehlsausführer (Roboter) gebrauchen kann.

Wir stehen seit dem Ersten Weltkrieg auf der dritten Stufe der militaristischen Entartung. Der ABC-Krieg, der damals einsetzte, war das satanische Zeichen dieser Entartung. Wenn auch in solchem Krieg immer noch «Divisionspfarrer» mitmarschieren, so kann ihn das so wenig heiligen, wie des Feldbischofs Rarkowski Begeisterung fürs Hakenkreuz den Hitlerkrieg sanktionieren konnte. Es ist alles dämonischer Lug und Trug.

G. H.

Wie sieht uns Asien?

In Evanston (Illinois) fand im August dieses Jahres die zweite Weltkirchenkonferenz statt. Sie stand unter dem fast sensationellen Generalthema: «Christus – die Hoffnung der Welt.» Kennt das Christentum, weist die christliche Kirche einen Weg aus der tragischen Verwicklung unserer Zeit? Hat sie auf Grund ihrer Geschichte den nichtchristlichen

Völkern eine Hoffnung zu bieten? Berichte aus Evanston konstatierten mit einigem Staunen eine ganz unerwartete Haltung bei Vertretern eben jener Völker, die die Kirche seit Menschenaltern sich bemüht hatte für das Christentum zu gewinnen. «Sie treten heute anders auf, haben eigene Sprecher, feurige Verteidiger neu errungener Stellungen in ihren fernen Ländern, ehemalige Missionsschüler, die nun mit frischer Unbekümmertheit den westlichen Kirchen die Pistole auf die Brust setzen, indem sie mit der anderen Hand auf die Gefahr des Kommunismus und der Wiederbelebung der alten Religionen hinweisen. Dieselbe Einstellung nehmen die asiatischen Christen an.» («NZZ», Nr. 2179.)

In diesem Zusammenhang ist es vielleicht nicht unangebracht, unsere kirchlichen Kreise auf ein Buch hinzuweisen, das geeignet ist, christliche Gewissensforschung zu erleichtern und sie aus den theologischen Gefilden in die Welt unverbrämter historischer Tatsachen hinüberzuleiten. Wir meinen das 1953 erschienene Werk *K. M. Panikkars: «Asien und die Herrschaft des Westens.»* Der Verfasser, heute indischer Botschafter in Ägypten, vertrat sein Land in gleicher Eigenschaft in Peking, und zwar unter Tschiang Kai-schek wie bei der jetzigen Regierung. Erfreulich ist, daß sein epochemachendes Werk bald deutsch erscheinen wird (Oktober 1954 im Steinberg-Verlag, Zürich).

Welcher Art waren nach Panikkar die Beziehungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Asien und dem Westen anbahnten? Wenn wir von der vorchristlichen Ära absehen, von den Feldzügen Alexanders des Großen etwa, so sehen wir mit Überraschung, daß Einflüsse kultureller Art sich schon im frühen Mittelalter feststellen lassen, daß zum Beispiel vom 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an nestorianische Christengemeinden in China existierten. Belegt sind ferner Missionsreisen italienischer Mönche des 13. und 14. Jahrhunderts ins Reich der Mongolen (Kublai Khan † 1294), deren Einfälle in den Westen die Christenheit stark beunruhigten. Dank der Toleranz des Hofes, der die buddhistische Lehre begünstigte, vermochte einer dieser Missionare, Monte Corvino, wenn auch mit recht anfechtbaren Mitteln, sogar eine christliche Gemeinde aufzubauen, die vom Papst zum Erzbistum Peking erhoben wurde, nach etwa dreißig Jahren aber spurlos unterging.

Nachhaltiger setzten anfangs des 16. Jahrhunderts die Portugiesen, damals noch eine bedeutende Seemacht, mit ihren Eroberungsfahrten ein. Panikkar nennt ihre Unternehmung den achten Kreuzzug, der den Fernen Osten der christlichen Religion unterwerfen sollte. In Wirklichkeit war es der Beginn jener imperialistischen Epoche, die sich bis in unsere Tage erstreckt und unzählige Kriege gekostet hat. *Goa*, die kleine portugiesische Siedelung an der Westküste Indiens, die neuerdings so viel von sich reden macht, wurde zum Ausgangspunkt für die Christianisierung des Fernen Ostens. Um es gleich vorwegzunehmen, Erfolg war den Bemühungen der katholischen Missionare nicht beschieden. Weder der Fanatismus der Jesuiten mit ihrer Inquisition (1560) noch Versuche ande-

rer Missionare, den Indern das Christentum im Kleide der indischen Philosophie näherzubringen, machten den gewünschten Eindruck. Glaubensgespräche am Hofe des Mogul, zu denen die Vertreter der verschiedensten Religionen eingeladen wurden, scheiterten an der Haltung der westlichen Eiferer, die den Anspruch machten, allein die göttliche Wahrheit zu besitzen. Fälle von Zwangsbekehrungen in Bengalen führten zu einem Massaker der Portugiesen und zur Unterbindung missionarischer Tätigkeit im Reiche des Mogul, etwa um 1660. Inzwischen war Portugal machtpolitisch bedeutungslos geworden, was dazu beitrug, ihre Art der Glaubensverbreitung lahmzulegen.

Die Nationen, die als «Erschließer» Indiens folgten, waren an der Missionstätigkeit der Portugiesen gar nicht interessiert. Die Holländer bauten einzig ihre Handelsstationen aus, und auch die Briten, die Ende des 18. Jahrhunderts an ihre Stelle traten, waren als Protestanten nicht geneigt, der Ausbreitung des katholischen Glaubens ihre Unterstützung zu leihen. Protestantische Missionstätigkeit begann erst geraume Zeit später, so daß die erste Christianisierungswelle in Indien mit dem ausgehenden 17. Jahrhundert füglich als abgeschlossen gelten kann.

Der relative Mißerfolg der katholischen Missionsarbeit in Indien war mit ein Grund für die Kirche, ihre Glaubensboten in neue Gebiete zu entsenden, nach Japan und China. Der größte unter ihnen war Franz Xavier, ein fanatischer Jesuit, was die Lehre anbetraf, darüber hinaus aber eine Persönlichkeit, die man schon mit Franz von Assisi verglichen hat. Er erhielt in seinem Missionsfeld an der Malabarküste Berichte, nach denen die japanischen Fischer und Bauern bereit wären, die christliche Heilsbotschaft zu empfangen. Voll Optimismus machte er sich auf nach Japan und wurde dort auch zunächst freundlich aufgenommen. Er sah sich aber bald zum Glaubensstreit gegen die Buddhisten gezwungen, den er mit solchem Fanatismus führte, daß er sich nicht halten konnte. Auf der Fahrt nach seinem neuen Wirkungsfeld, China, erreichte ihn 1552 der Tod. Xaviers Mitstreiter und Nachfolger in Japan verfolgten in den folgenden Jahrzehnten eine andere Strategie. In Verbindung mit frondierenden japanischen Fürsten und den spanischen Machthabern auf den Philippinen suchten sie eine um die andere der japanischen Inseln unter ihre Herrschaft zu bringen, ja die Spanier auf den Philippinen sprachen offen davon, mit ihrer Flotte in Japan einzufallen. Die westlichen Missionare bildeten offenbar eine Art Fünfte Kolonne in Japan. Die Reaktion blieb nicht aus. 1638 wurden alle Spanier aus Japan vertrieben und die japanischen Christen aufs schärfste verfolgt. Von 1638 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, als Japan gezwungen wurde, dem Westen die Tore zu öffnen, war dort jede christliche Aktivität unmöglich.

Wieder andere Wege gingen die katholischen Missionen in China. Während sie in Indien, an der Malabarküste und in Japan versucht hatten, die Festung des Unglaubens im Sturm zu nehmen, lag den Jesuiten in China daran, das Terrain dadurch vorzubereiten, daß sie zunächst das

Wohlwollen der obersten Beamten durch Geschenke und Dienste aller Art zu erkaufen suchten. Ihr Ziel waren jedoch Peking und der kaiserliche Hof. So sehen wir denn 1595 von der portugiesischen Handelsstation Macao aus einen Pater, Matteo Ricci, auf seinem hindernisreichen Weg nach Peking, wo er mit seinen Gefährten und schwerem Gepäck im Jahre 1598 eintraf. Die religiösen Schriften, die er mit sich führte, wogen nicht schwer. Astronomische Instrumente, mechanische Spielzeuge, Uhren mit Schlagwerk und andere Raritäten, daneben auch ein solides mathematisches Wissen sollten ihm Eingang in die höchsten Kreise verschaffen. Es ging ihm der Ruf voraus, über alchemistische Geheimnisse zu verfügen, jedenfalls zog er das Interesse der Gelehrten auf sich und durfte schließlich seine reichsten Geschenke vor dem Kaiserthron niederlegen. Es wurde ihm gestattet, sich in Peking niederzulassen. Er wagte aber noch kaum, die christliche Lehre zu verbreiten. Im Laufe seines Studiums war ihm dagegen der Konflikt zwischen der Lehre des Konfuzius und dem von Indien sich ausbreitenden Buddhismus deutlich geworden und die Möglichkeiten, die damit geboten wurden, dem Christentum Eingang zu schaffen. Durch scharfe Angriffe auf den Buddhismus suchte er sich das Wohlwollen der chinesischen Anhänger des Konfucius zu verschaffen und zugleich zu zeigen, daß dessen Lehren mit der Botschaft Christi nicht im Widerspruch ständen. Als Ricci 1610 auf dem Sterbebett lag, glaubte er seinen Nachfolgern sagen zu dürfen: «Ich lasse euch vor einer offenen Türe zurück.» Die Türe war allerdings offen, wie Panikkar ironisch bemerkt, aber nur für Geschenke, wie er sie gebracht, für westliches technisches Können, aber keineswegs für das Christentum, wie Ricci geglaubt hatte.

Es würde zu weit führen, die weitere Entwicklung der Jesuitenmission in China im einzelnen zu verfolgen. Es mag genügen, wenn wir feststellen, daß die Nachfolger Riccis ihre Stellung am Hof über hundert Jahre durch Dienste fragwürdigster Art zu erhalten wußten. Sie waren der Reihe nach Hofastrologen, Kalendermacher, Kanonengießer, Vorsteher der heidnischen kaiserlichen Opferzeremonien (!), Diplomaten, Prinzenerzieher. Der Abschluß eines Grenzvertrages mit Rußland im Jahre 1689, der mit ihrer Hilfe zustande kam, war ein Glanzstück jesuitischer Diplomatie und führte dazu, daß 1692 ein Toleranzedikt erlassen wurde. Bezeichnenderweise war damals im Bericht an den Kaiser von den Diensten die Rede, die die Missionare dem Reich erwiesen hätten. Von ihrer Glaubenslehre hieß es herablassend, «sie sei nicht schlecht und werde auch nicht zu Ruhestörungen führen». Der Bau einer Kathedrale in Peking (1705) stellte den Höhepunkt jesuitischer Tätigkeit in China dar. In Wirklichkeit war er das Vorspiel zum bitteren Ende.

Angriffe auf die Jesuitenmissionare waren schon früher erfolgt, und zwar von chinesischen Gelehrten wie von anderen christlichen Orden. Der Konflikt verschärfte sich, als die Dominikaner die Ritenfrage zum Zentrum ihrer Anklage gegen die Jesuiten machten. Wie oben erwähnt,

waren Jesuiten zu Vorstehern der kaiserlichen Opferzeremonien ernannt worden. Die Frage war, ob diese Stellung und noch gravierendere Fälle jesuitischen Diensteifers (das Segnen von Kanonen zum Beispiel und deren Taufe auf den Namen katholischer Heiliger) nicht einer Profanierung oder sogar Prostituierung der christlichen Religion gleichkämen. Die Jesuiten gerieten auf den kuriosen Einfall, an den Kaiser selbst zu appellieren und von ihm den Entscheid zu erbitten, der ihren Zwecken dienlich war. Damit riefen sie die römische Kurie auf den Plan, die in Glaubenssachen in letzter Instanz zu entscheiden hat. Die jahrelange verbissene Fehde der katholischen Orden, das Zögern der römischen Kurie, durch einen provokativen Entscheid den Verlust eines gewaltigen Wirkungsfeldes zu riskieren, muß für die Gebildeten Chinas ein amüsantes Schauspiel gewesen sein. Das Ende war vorauszusehen. Dem vielseitigen Druck konnte der Papst nicht widerstehen, er mußte die Praktiken der Jesuiten verdammen, wodurch von selbst auch die geistliche Autorität des chinesischen Kaisers angefochten wurde. Der letzte Schlag erfolgte 1724, als die europäischen Missionare beordert wurden, das Land zu verlassen.

Panikkar bezeichnet die jesuitische Missionstätigkeit in China, wie sie sich in den etwa 130 Jahren bis 1724 abspielte, als eine «schmutzige Intrige». «Ihr Versuch der Eroberung Chinas», fährt er fort, «war von Anfang an zum Mißerfolg verurteilt, nicht nur weil sich die chinesischen Kaiser als klarblickende Männer erwiesen ... sondern ebensosehr, weil die Gebildeten im Lande mit ihrer eigenen Philosophie zu gut vertraut waren, als daß sie sich von den Lehren einiger Ausländer hätten imponieren lassen, das heißt von Leuten, deren moralische und geistige Minderwertigkeit bei den Chinesen ohnehin feststand und deren Lebensführung das negative Urteil bestätigte.»

Im 18. Jahrhundert war jede Missionstätigkeit in China unterbunden. Die Lage änderte sich von Grund auf, als sich mit der Industrialisierung Englands die Britische Ostindische Kompanie an verschiedenen Häfen, den Eingangstoren Chinas, festsetzte. Durch die Verträge von Nanking 1942 ging Hongkong in den Besitz der Engländer über, und der Friedensvertrag von Tientsin 1860 gab ihnen, aber auch anderen europäischen Nationen, vollends die Möglichkeit, in China zu schalten und zu walten, wie ihnen beliebte. Kein Europäer konnte fortan vor ein chinesisches Gericht gezogen werden; die schwache chinesische Regierung mußte Freizügigkeit für christliche Missionen und weitgehende Vorteile für den europäischen Handel zugestehen. Die christlichen Kirchen, in unbegreiflicher Verblendung, sahen in diesen China aufgezwungenen Zugeständnissen die große Chance für die Ausbreitung des Christentums in China. Nach der Unterdrückung der Taiping-Rebellion (1865) kamen denn auch Missionare aller Bekenntnisse zu Tausenden nach China. Sie erhielten nicht unbedeutende Mittel aus den China abgenommenen enormen Entschädigungen; sie erwarben Land und bauten Kirchen und waren in ihrem Auftreten den hilflosen Chinesen gegenüber

alles andere als zurückhaltend. Die europäischen oder amerikanischen Konsulate, die sie in Streitfällen schützten, trugen dazu bei, ihren Einfluß geltend zu machen. Gerichtshändel, in die chinesische Christen verwikkelt waren, konnten in vielen Fällen als Glaubensverfolgung dargestellt und zu Recht oder zu Unrecht zugunsten des «Christen» entschieden werden. Die Protektion europäischer Konsulate war ein Lockmittel, mit dessen Hilfe viele Chinesen sogar erst bewogen wurden, zum Christentum überzutreten, wodurch sie sich der Jurisdiktion ihrer eigenen Behörden entzogen. Nach den Erfahrungen von Kennern der Verhältnisse maßten sich Missionare, gleich welchen Bekenntnisses, in ihrem Bezirk direkt Regierungsautorität über ihre Gläubigen an. Die Aktivität, die die verschiedenen Missionen entwickelten, war erstaunlich. Spitäler, Waisenhäuser erstanden in den entlegendsten Provinzen. Es wurden Schulen, vor allem Mittelschulen, gegründet und eine Menge Literatur produziert, die die jungen Chinesen nicht nur für Wahrheit und Bildung gewinnen, sondern ihnen daneben auch die Überlegenheit, ja Einzigartigkeit des Christentums und die Größe der westlichen Völker darlegten.

Nun waren sicher viel echte religiöse Überzeugung und humanitärer Eifer in diesen Bemühungen, und die Chinesen selbst anerkennen, daß auf dem Gebiete der ärztlichen Mission zum Beispiel Großes geleistet wurde. Nur geschah leider alles unter falschem Vorzeichen. Man mag es als Treppenweisheit bezeichnen, wenn man heute erkennt, daß die Bedingungen, unter denen die Missionstätigkeit im 19. Jahrhundert ihren Anfang nahm, ihren Mißerfolg zum voraus besiegelten. «Daß man glauben konnte, eine Religion, die unter dem Schutz fremder Mächte aufwuchs, nachdem diese selben Mächte dem Land entwürdigende Bedingungen auferlegt hatten, würde geduldet, wenn einmal die Nation sich selbst wieder fand, verrät größte Kurzsichtigkeit», meint Panikkar. Die christliche Kirche war zum Partner des westlichen Imperialismus geworden. Als dieser Imperialismus unter Anklage gestellt und schließlich überwunden wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß die Kirche das Schicksal ihres Schutzherrn und Verbündeten teilte. Der Widerstand des chinesischen Volkes und noch viel mehr der chinesischen Gebildeten gegen die westliche Missionstätigkeit war übrigens schon immer vorhanden. Obwohl meist passiv, äußerte er sich doch hin und wieder in elementaren Ausbrüchen, vom Opiumkrieg des Jahres 1839 bis zum Boxeraufstand zu Beginn unseres Jahrhunderts. Panikkar geht so weit, zu erklären: «Es gab keine Provinz während dieser ganzen Zeit, selbst als die Chinesen politisch ratlos und verängstigt waren, da der Mann auf der Straße wie der Gebildete dem Missionar nicht zu verstehen gab, er sei ein unwillkommener Eindringling.» Wenn eine wütende Volksmenge einem flüchtenden Missionar nachrief: «Ihr habt unseren Palast zerstört (Sommerpalast, Peking, 1860) und unseren Kaiser umgebracht, ihr verkauft unserem Volke Gift (Opium), und dann kommt ihr und wollt uns Tugend lehren», so kam darin der tiefe Groll des Volkes zum Ausdruck.

Es fehlte nicht an Ratschlägen auf höherer Ebene. Prinz Kung, ein gescheiter, weitblickender Chinese, äußerte sich gegenüber dem britischen Botschafter in den Worten: «Zwingt uns kein Opium auf und keine Missionare, und ihr seid willkommen.» Die Missionsberichte selbst geben auf ihre Art ein Bild des dauernden nationalen Protestes gegen die Beleidigung chinesischer Zivilisation und Kultur, die in der Haltung der Missionare lag. «Eine ohnmächtige chinesische Regierung war außerstande, die chinesische Kultur zu schützen oder die nationale Würde aufrechtzuerhalten, aber das Volk war nicht so leicht einzuschüchtern.» Nun sind dies die Worte eines Asiaten, der, selbst eine alte Kultur verkörpernd, die dem asiatischen Brudervolk angetane Beleidigung nachhaltig empfindet. Aber seine Worte werden durch die Tatsache erhärtet, daß die Missionen trotz allen Bemühungen vom chinesischen Volk abgelehnt wurden und durch die Ereignisse der Nachkriegszeit sozusagen weggefegt wurden.

Ein interessantes Gegenstück zu China ist das Japan des 19. und 20. Jahrhunderts. Mit der gewaltsamen Öffnung Japans durch Commodore Perry im Jahre 1854 hätte sich leicht eine ähnliche Auflösung des Reiches anbahnen können, wie sie China zur Beute europäischen Machtstrebens machte. Die japanischen Regenten, die das Land vorsichtig und widerwillig westlichen Ideen zugänglich machten, hielten zunächst das Verbot «der üblen Sekte der Christen» aufrecht. Auf die Proteste der Westmächte gaben sie als gewiegte Diplomaten zu verstehen, der Widerstand der Bevölkerung gegen das Christentum sei so groß, daß eine Politik der Toleranz erst nach Jahren gewagt werden könne. Nachdem gewisse Reformen des Shintoismus durchgeführt, vor allem aber die Unvereinbarkeit der christlichen Religion mit loyalem und patriotischem Verhalten dem Bewußtsein des japanischen Bürgers eingeflößt worden war, verkündete die Regierung 1873 den Grundsatz religiöser Toleranz. Die Duldung freier Religionsausübung, das heißt missionarischer Tätigkeit, war für die Westmächte Vorbedingung einer Vertragsrevision, anders gesagt, der Abschaffung der Exterritorialität (Konsulargerichtsbarkeit), die sich, wie geschildert wurde, für das chinesische Volk so verhängnisvoll ausgewirkt hatte. Mit der Abschaffung der Konsulargerichtsbarkeit war für die Japaner das große Ziel erreicht. Aber über das Christentum dachten sie damit noch nicht anders als vorher. An Stelle der Diffamierung des Christentums als «einer üblen Sekte» trat eine allgemein zur Schau getragene Geringschätzung der Lehre. Dazu kam, daß das Erziehungswesen in Japan in den Händen des Staates lag. Diese Unterbindung der Erziehungs- und Schulungstätigkeit der christlichen Mission wie das Wiederaufleben des Buddhismus waren die Hauptgründe, die das Christentum auch im 19. Jahrhundert nicht Fuß fassen ließen. Der Sieg Japans über China 1894 ließ das Selbstbewußtsein der Nation so erstarken, daß eine Christianisierung Japans ein beinahe aussichtsloses Unternehmen wurde.

Nicht weniger trübe Aussichten bestehen nach Panikkar für die christliche Mission in anderen Gebieten des Fernen Ostens. Im französischen Kolonialreich, in Südostasien, wo die französischen Missions étrangères über große Besitzungen und Vorrechte verfügten, gelang es nicht, den Asiaten für ein Christentum zu gewinnen, das in seinen Augen so unheilvoll kompromittiert war. In Burma und in Siam fanden die Patres der Missions étrangères die buddhistische Staatsreligion in unangreifbarer Stellung vor, so daß ihre Missionstätigkeit zu keiner Zeit größeren Umfang erreichte. In Indonesien bestand zur Zeit der portugiesischen Missionsversuche, besonders unter Franz Xaviers Einfluß, eine gewisse Rivalität zwischen christlichem Glauben und dem Islam. Der Rückgang der portugiesischen Macht brachte im 17. und 18. Jahrhundert den Sieg des Islam.

Welchen Weg ging Indien? Es würde zu weit führen, die einzelnen Phasen der Entwicklung im 19. Jahrhundert aufzuweisen. Das wichtigste Moment hier ist eine erstaunliche Wiedererweckung des Hinduismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist, daß die nationalistischen Führer, die die Befreiung Indiens vorbereiteten, selbst fanatische Kämpfer für den Hinduismus waren. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges begannen die christlichen Führer Indiens einzusehen, daß eine zu enge Verbindung mit der Kolonialmacht sich zu ihren Ungunsten auswirkte. Eine Reihe von Veröffentlichungen unter dem Titel «Das Erbe Indiens», die vom Rat der christlichen Kirchen Indiens herausgegeben wurde, zeigte ihr erwachendes Interesse für indische Kultur und eine Befreiung von der Vormundschaft des Westens. Der Einfluß Mahatma Gandhis, der um diese Zeit das indische Volk für seine Unabhängigkeitsbewegung gewann, bewirkte seinerseits eine Festigung des religiösen Einflusses. Nicht in engem Geist, Gandhi arbeitete zeit seines Lebens mit Christen zusammen und zählte viele von ihnen zu seinen engsten Freunden. Überhaupt war zur Zeit des Kampfes gegen die englische Herrschaft keinerlei Animosität gegen das Christentum zu spüren. Doch nicht aus Gründen, die für die christliche Mission erfreulich waren. «So seltsam es klingen mag», schreibt Panikkar, «die indischen Führer des 20. Jahrhunderts waren von der Überlegenheit und allumfassenden Kraft (catholicity) ihres Glaubens zutiefst überzeugt und fühlten nur ein tolerantes und leicht herablassendes Interesse für die christliche Lehre.» Sie trauten ihrem Glauben auch die Fähigkeit zu, von sich aus offenbare Mängel zu beheben. So führten sie unter Gandhi einen Kampf um die «Unberührbaren», der eine Zeitlang den Christen vorbehalten zu sein schien, und trugen den Sieg davon.

Angesichts dieser Sachlage sehen sich die europäischen und amerikanischen Förderer der Mission zur Einsicht genötigt, daß auch Indien nicht für den christlichen Glauben, mindestens nicht für das westliche Kirchenchristentum, gewonnen werden kann. Die indische Verfassung gewährt

aber doch volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Ist dies nicht eine Einladung zu neuem Anfang?

Es ist sicher eine Aufforderung an die Christen des Westens, ihr Gewissen zu erforschen, wie wir eingangs sagten. Ausgangspunkt für eine solche Prüfung ist das Geständnis, daß der Versuch, Asien für die westliche Lebensauffassung und Religion zu gewinnen, fehlgeschlagen hat. Er war ein Mißerfolg besonders in China, wo die Bedingungen für den Westen besonders günstig zu sein schienen. Er hat fehlgeschlagen in Indien, wo außer in Schulen und in ärztlicher Eigenschaft der Missionar aus dem Westen kaum mehr zu wirken vermag. In Japan, Siam und Burma hatte er zu keiner Zeit große Aussichten. Ob sie nach Hiroshima und Nagasaki, nach den Napalmbomben in Korea größer geworden sind?

Panikkar ist der Auffassung, die Erfolge der Mission hätten nicht so unbedeutend zu sein brauchen. Gewiß konnte niemand erwarten, daß der Buddhismus oder der Hinduismus das Feld räumen würden. Daß die christliche Lehre aber eine so klägliche Niederlage erlitten hat, dafür, meint Panikkar, trage der Westen selbst die Schuld.

Wir können ihm, wie uns scheint, darin nur zustimmen. Es ist zunächst einmal der geistige und rassische Hochmut des Abendländers, dem auch der Missionar nicht entging, sein manchmal arrogant zur Schau getragenes Vertrauen auf seine kulturelle Überlegenheit, die den östlichen Menschen abstoßen. Panikkar macht dazu folgende Glosse. «Eigentümlich ist, daß selbst in den Zeiten unangefochtener europäischer Vormacht kein Asiate je den europäischen Anspruch kultureller Überlegenheit anerkannt hat.» Der schlimmste Ausdruck dieses Hochmutes aus dem Westen, mit dem, ob wir es wollen oder nicht, die christlichen Völker identifiziert werden, waren wohl der Abwurf der Atombombe über asiatischen Städten und die fortdauernden Experimente über Inseln und Meeresgebieten Asiens. Asiaten als Versuchskaninchen!

Ein weiteres Moment, das uns den Menschen des Fernen Ostens entfremdet, ist die Intoleranz unserer Dogmen. Um Panikkar noch einmal zu zitieren:

«Die Doktrin eines Monopols auf Wahrheit und Offenbarung ist dem asiatischen Geist vollständig fremd. Für den Hindu, der glaubt, daß alle rechten Wege zu Gott führen, und den Buddhisten, den man gelehrt hat, daß ‚Übung im edlen achtfachen Weg' ihn zur Vollkommenheit führe, ist die Behauptung irgendeiner Sekte, daß sie allein die Wahrheit besitze, während alle Nichtgläubigen verdammt seien, unvernünftig und absurd. Jeder gebildete Asiate, vom Kaiser Kang Hsi bis zu Gandhi, der ernstlich und gewissenhaft diesen Standpunkt des Missionars zu begreifen versucht hat, wird dies mit allem Nachdruck bestätigen.»

Wenn man sich zudem erinnert, welche Unzahl von Kirchen und Sekten, von der katholischen Kirche bis zu den Adventisten, ihre Auffassung als die allein seligmachende verkünden und nicht müde werden, die Irrtümer und abergläubischen Praktiken aller anderen zu denun-

zieren, wird man verstehen, daß solche Mannigfaltigkeit nicht eben überzeugend wirken konnte.

Was dem Missionar des 19. Jahrhunderts als Glücksfall erschien, das Bewußtsein nämlich, daß er als Angehöriger einer Macht auftreten konnte, die seine und seiner Kirche Interessen wenn nötig mit Waffengewalt zu schützen verstand, hat, wie wir gesehen haben, nicht wenig zum Mißerfolg westlicher Missionstätigkeit beigetragen. Wenn solche Tätigkeit je wieder aufgenommen werden sollte, so könnte es nur auf dem Fuße der Gleichberechtigung und aus dem Geiste freundschaftlicher Zusammenarbeit geschehen. Wie ein Kenner des heutigen China es ausgedrückt hat: «China ist bereit, Missionare aus westlichen Ländern aufzunehmen, vorausgesetzt, daß die gleiche Zahl chinesischer Missionare in den westlichen Ländern arbeiten darf.» Dieser Ausspruch deutet ungefähr an, wie uns Asien sieht. *Paul Furrer*

Bericht über das Sonntagstreffen

vom 26. September 1954 im Kinderfreundehaus «Mösli»

Eine richtige Überraschung bedeutete die große Teilnehmerzahl dieses Sonntagstreffens. Auch persönlich noch unbekannte Freunde und Leser der «Neuen Wege» trafen ein, sogar aus dem Ausland, und so wurde es ein reicher und gesegneter Tag. Das «Mösli» und sein Hausvater, Herr Werner Egli, bereiteten uns mit einigen jugendlichen Hilfskräften einen gemütlichen, überaus freundlichen Empfang, für den wir ihm herzlich dankbar bleiben. Was uns unser Freund aus Israel, Dr. *Erich Bloch*, in seinem Referat «Jesus und Israel» und in der nachfolgenden Diskussion schenkte, werden unsere Leser in seiner eigenen Zusammenfassung im nächsten Heft lesen. Die Art seines Vortrages war eine aus dem Herzen kommende, in schönstem Sinne eruptiv hervorbrechende Schau Jesu, wie sie uns als Bekenntnis eines echten, weitblickenden, freien Juden besonders bewegte. Dr. Blochs reiches Wissen, seine Erkenntnis, seine Mitteilungen forderten zum Fragen und zur Besinnung auf. Etwas sehr Lebendiges strahlte unter uns in diesen Stunden, und der Geist von Leonhard Ragaz, dem die Frage «Jesus und Israel» eine Kernfrage bedeutet hatte, war uns nahe. Wir bedauerten sehr, daß unsere Freundin, Margarete Susman, der diese Frage auch zum Lebensthema wurde, nicht mit dabei sein konnte. Wir sagen Dr. Bloch und seiner Frau herzlichen Dank für ihr Kommen.

Eine besondere Freude und wiederum eine Überraschung war uns die Anwesenheit eines schwarzen Bruders aus Afrika, der uns in englischer Sprache von seiner Heimat und dem Ringen seines Volkes um Gerechtigkeit und um wahre christliche Liebe erschütternd berichtete. Wir bringen im folgenden eine etwas gekürzte deutsche Zusammenfassung seiner Ansprache.

Ein freundliches Wetter begleitete dieses Treffen, das unsere Zusammengehörigkeit erneut gestärkt und bestätigt hat. *C. W.-St.*

Ein Neger spricht

(Zum Freiheitstag der Kolonialvölker)

Die am 26. September 1954 im «Mösli» versammelten Mitglieder der religiös-sozialen Vereinigung hörten im Anschluß an das Hauptreferat, das von Jesus und Israel und von der inneren Entwicklung Israels handelte, bedeutsame Worte eines schwarzen Bruders, Mr. Naboth Mokgatle aus Südafrika. Er war auf dem Wege nach England, wo er mehr für die Befreiung der Schwarzen tun zu können hofft, als dies in Südafrika derzeit möglich ist. Hier seine Ansprache:

«Das jüdische Volk hat zwei große Leidenszeiten durchgemacht – unter Pharao in Ägypten und in der Zerstreuung. Nahezu zweitausend Jahre war es auf der Suche nach einer nationalen Heimstätte. Wir freuen uns darum, daß heute der Staat Israel besteht. Wir Schwarzen in ganz Afrika haben kein Heim mehr, seit im 17. Jahrhundert die Weißen ins Land kamen. Sie sagten: ‚Wir bringen euch das Wort Gottes, eine Botschaft des guten Willens und der Brüderlichkeit.' Die Schwarzen, in gutem Glauben, vertrauten ihren Worten. Doch vergingen nur Stunden, bis der Führer der Weißen, Ian von Rybeck, seine Worte widerrief und erklärte: ‚Nicht ihr, nur der weiße Mann ist von Gott geschaffen, nur er ist Gottes Ebenbild.' Und er schuf zwei Kirchen, eine für die Weißen und eine für die Schwarzen. Und nicht ein Diener am Wort griff diese falsche Botschaft an, nicht einer wagte zu sagen, daß alle Menschen gleichen Ranges sind. Auch die später kamen, die katholische Kirche, die Lutheraner, sogar die Schweizer Kirche, hielten an der Trennung fest. Ian von Rybeck ermahnte die Weißen seinerzeit, sich nie mit den Schwarzen anzufreunden oder sie zu besuchen. So wurde es auch gehalten – dreihundert Jahre lang –, bis *Michael Scott* nach dem Zweiten Weltkrieg den Kampf aufnahm, und nicht in Worten, sondern durch die Tat. Dem Luxus, der ihm zur Verfügung stand, kehrte er den Rücken, er ging in die elenden Hütten der Schwarzen, um mit ihnen zu leben. Das war sein Protest gegen das Herrentum der weißen Rasse. Es ist aber auch eine Herausforderung an die Christenheit, den Kampf aufzunehmen gegen das, was hier im Namen Christi den Schwarzen angetan wird.

Bis zum Burenkrieg bestanden in Südafrika vier Zonen, jede mit einer eigenen Regierung und eigenen Unterdrückungsmaßnahmen. In den Jahren nach dem Burenkrieg beschlossen Engländer und Buren, die vier Provinzen zu vereinen. Aber nie wurde die schwarze Bevölkerung über die Verhandlungen informiert und noch weniger um ihre Meinung gefragt. Man behandelte sie wie das Vieh, das dahin getrieben wird, wo es dem Herrn paßt. Das erste Gesetz, das 1910 von Botha, dem Präsidenten der neuen Unionsregierung, erlassen wurde, war die Paßvorschrift für Schwarze und Gefängnisstrafen für jeden, der seine Ausweise nicht auf sich trägt. 1913 untersagte ein neues Gesetz, daß Schwarze Land besitzen

dürften, auch wenn sie die Mittel dazu hätten. 1912 versammelte ein schwarzer Intellektueller, Dr. Serma, die Häuptlinge der Schwarzen und sagte ihnen: ‚Brüder, die Weißen haben sich in einer Union zusammengetan, um uns zu unterdrücken. Wir müssen unsere eigene Union gründen.' Dies war der Anfang des ‚African Congreß'. Wir wurden damals wie Tiere behandelt, wir reisten in Viehwagen, wir durften das Trottoir nicht benützen – es hieß, wir seien eine stinkende Rasse, wir hätten Läuse, und wir könnten die Weißen anstecken. – Und wenn ein Schwarzer überfahren wurde, gab es kaum eine Untersuchung. (Keine Volkszählung der Schwarzen. Der Übersetzer.) 1948 brachte die Regierung Dr. Malan an die Macht. Sie erließ schon 1950 das sogenannte ‚Gesetz zur Unterdrückung des Kommunismus'. Dieses Gesetz war in Wirklichkeit nicht gegen die Kommunisten, sondern gegen jeden Menschen gerichtet, der die Unterdrückung der Schwarzen bekämpfte. Es sah Gefängnisstrafen bis zu zehn Jahren für solchen Widerstand vor und verbreitete unter der schwarzen Bevölkerung große Angst und Hoffnungslosigkeit. Um über diese Stimmung hinwegzukommen, unternahmen wir es, 1951 jede Woche mitten in Pretoria Versammlungen abzuhalten. Erst Monate später wurden wir verhaftet und nach sieben Wochen Gefängnis vor Gericht gestellt. Wir wollten keinen Anwalt, es lag uns nicht daran, möglichst leicht wegzukommen. Wir nahmen es auf uns, zehn Jahre ins Gefängnis zu gehen, um so für unser Volk zu demonstrieren. Aber wir gingen nicht ins Gefängnis. Der Richter anerkannte, wir sprächen die Wahrheit. Weitere Delegiertenversammlungen in Bloemfontein und andernorts forderten Taten, Widerstand, kein bloßes Reden. 1952, am 26. Juni, kam es zur ersten Herausforderung. Gesetzen, die ohne die Mitwirkung von vier Fünfteln der Bevölkerung erlassen worden waren, mußte der Gehorsam verweigert werden. Mit uns waren die sogenannten Farbigen, das heißt die Mischlinge, die Inder und fortschrittliche Weiße. Unter ihnen befand sich Patrick Duncan, der Sohn eines früheren Gouverneurs, der Sohn Gandhis, die Schriftstellerin Freda Troup. Diese Demonstration des Widerstandes stärkte unser Zusammengehörigkeitsgefühl ungemein. Alles wollte dabei sein: Schüler, Studenten, Frauen mit kleinen Kindern verlangten ins Gefängnis zu gehen. Über siebentausend Personen wurden verhaftet, und die Regierung Malan war in großer Bedrängnis. Aber nicht ratlos. Sie machte sich an einige unserer Führer heran; diese wurden unsicher und ängstlich und waren schließlich bereit, die Kampagne einzustellen, ohne vorher unser Volk ins Vertrauen zu ziehen. Das konnte aber nicht das Ende unseres Widerstandes sein. Meine Freunde und ich verfaßten eine Petition an den Internationalen Gerichtshof im Haag, in der wir gegen die Regierung Malan Klage führten. Wir erklärten die von einer Minderheit uns auferlegte Verfassung als undemokratisch und ungültig und verlangten unter Darlegung unserer mißlichen Lage die Ausarbeitung einer neuen und demokratischen Verfassung. Ein Londoner Anwalt klärte uns aber darüber auf, daß der Haager Gerichts-

hof sich nur mit Streitigkeiten zwischen Regierungen befasse, und riet uns, die erwähnte Petition an die Vereinten Nationen zu richten. Wir ließen darauf unsere Anklageschrift in achtzig Exemplaren an die UNO abgehen, wo sie in der Septemberversammlung 1952 zur Behandlung kam. Das Resultat war, daß die UNO eine Kommission von drei Mitgliedern ernannte (je ein Mitglied aus Frankreich, Haiti und Chile) und die Malan-Regierung ersuchte, dieser Kommission behilflich zu sein, an Ort und Stelle die Verhältnisse zu untersuchen. Die Regierung der Union verweigerte nicht nur jede Zusammenarbeit mit der Kommission, sie verbot ihr auch die Einreise in die Südafrikanische Union. Die drei Mitglieder der UNO-Kommission verlegten darum ihre Tätigkeit nach Genf und sammelten dort Informationen, die sich auf die Verhältnisse in Südafrika beziehen. Im Bericht, den die Kommission seither der UNO eingereicht hat, finden sich alle unsere Anklagen erhärtet, ja er wird zu einer furchtbaren Anklage gegen die Regierung Malan.

Auf unser Verlangen hat die UNO seither die südafrikanische Regierung aufgefordert, einen Kongreß von Vertretern der ganzen Bevölkerung einzuberufen, mit dem Ziel, eine neue Verfassung ohne Farbenschranke auszuarbeiten. Natürlich ohne Erfolg. Heute sind wir nun soweit, diesen Plan selbst durchzuführen. Wir, die Schwarzen Afrikas, die Inder und Mischlinge und die fortschrittlichen Weißen werden im Juli 1955 in Johannesburg eine Versammlung von Vertretern des ganzen Volkes veranstalten. Auch die Regierung Malan, die verschiedenen Parteien sollen eingeladen werden, ihre Vertreter nach Johannesburg zu schicken, um über eine neue Verfassung zu beraten. Die Regierung ihrerseits sucht uns daran zu hindern, indem sie den Führern der Schwarzen verbietet, in den nächsten zwei Jahren an irgendeiner Versammlung teilzunehmen. Auf diese Art sind bereits über hundert führende Vertreter des ‚African Congreß' und seiner Verbündeten ausgeschaltet worden. Doch der Widerstandsgeist der schwarzen Bevölkerung wächst, und neue Führer treten an unsere Stelle.

Welches Geistes die Regierung ist und mit welch schäbigen Mitteln sie die Schwarzen niederzuhalten sucht, zeigt ihr neues Schulgesetz, das im Januar 1955 in Kraft treten soll. Was die Schwarzen bisher an Schulung erhielten, hatten sie den Missionsschulen zu verdanken. Diese Schulen, sagt die Regierung, hätten den Schwarzen eine falsche Erziehung vermittelt. So sollen sie jetzt vom Staat übernommen werden, wobei die Missionsschulgebäude dem Staat vermietet werden. Der Staat stellt die neuen Lehrer, die den Kindern der Schwarzen die sogenannte ‚Bantu-Erziehung' geben sollen. Die Kinder dürfen nicht über die untersten zwei Schulstufen hinausgelangen, sie sollen weder von Geographie noch von Geschichte zu hören bekommen und alles in allem nur dazu abgerichtet werden, die niedrigsten Dienste zu leisten. Leider finden sich die Missionare mit dieser Neuerung ab, solange sie den Kindern Religionsunterricht erteilen dürfen.

Dieses Vorgehen der Faschistenregierung Malans ist eine Herausforderung der menschlichen Gesellschaft.

Ich danke den Schweizern für ihr menschliches Verhalten und für ihre Gastfreundlichkeit mir gegenüber. Es wird mir schwerfallen, meine Landsleute zu überzeugen, daß nicht alle Europäer gleich sind, ja daß wir überall in der Welt Freunde haben.»

Fügen wir dieser Darstellung noch bei, daß die calvinistische Kirche Südafrikas (Dutch Reformed Church), auf deren Kanzeln Malan einst predigte, in engster Verbindung mit der Regierung arbeitet, ja daß die Resolutionen ihrer Synode in den Regierungsverlautbarungen Malans regelmäßig ihren Niederschlag finden.

Erinnern wir uns schließlich, daß die Weltkirchenkonferenz von Evanston, an der die calvinistische Kirche Südafrikas natürlich auch vertreten war, sich über die Rassenfrage wie folgt ausspricht:

«Die zweite Vollversammlung des ökumenischen Rates der Kirche erklärt ihre Überzeugung, daß die Rassentrennung in allen ihren Formen im Gegensatz zum Evangelium steht und daß sie unvereinbar ist mit der christlichen Lehre vom Menschen und mit der Kirche Christi. Die Vollversammlung legt es den Kirchen nahe, innerhalb ihrer Mitgliedschaft alle Formen von Rassentrennung und -diskriminierung zurückzuweisen und auf deren Beseitigung innerhalb ihres eigenen Lebens und in der menschlichen Gesellschaft hinzuarbeiten.»

WELTRUNDSCHAU

Der Gegenstoß Die amerikanische Diplomatie hat nicht lange gewartet, um – soweit das überhaupt noch möglich ist – den Zusammenbruch ihrer Weltpolitik aufzuhalten, der sich (wir haben es in unserer letzten Rundschau nachgezeichnet) immer deutlicher offenbart. Insbesondere Staatssekretär Dulles entfaltet eine fieberhafte Tätigkeit, um zu retten, was noch zu retten ist, und naive Propagandisten spenden ihm bereits hohes Lob für die Erfolge, die er dabei errungen haben soll. «Der Staatssekretär», so berichtet zum Beispiel der Washingtoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (in Nr. 2433),

«hat heute schon den Ruf eines Außenministers, der ‚etwas zustande bringt'. Seit er im Amte ist, sind Fragen wie Korea, Indochina, Iran, Guatemala geregelt worden. Die Frage der europäischen Verteidigung, das heißt die deutsche Frage, ist auf dem Wege zur ‚Lösung', und bald wird auch das Problem von Triest bereinigt sein.»

Schauen wir zu, *wie* die genannten Fragen geregelt, bereinigt und gelöst worden sind. Von Guatemala wollen wir schweigen; die Schande

Amerikas ist *zu* weltoffenbar. Die Festsetzung der USA in Iran an Stelle von Großbritannien *ist* ein amerikanischer Erfolg; aber wie lange wird er dem persischen Unabhängigkeitsstreben standhalten können? Auch mit der Herbeiführung der Einigung über *Triest* zwischen Italien und Jugoslawien haben die Vereinigten Staaten und die Westmächte überhaupt einen Erfolg gehabt; die beiden Adriastaaten dürften nun wieder einigermaßen zuverlässige Stützen des westlichen Militärsystems im Mittelmeer sein. Ob aber Triest, das als einstiger großer Ausfuhrhafen des Donauraumes sein Hinterland fast ganz verloren hat, und ob das nun endgültig jugoslawische übrige Istrien, das von seinem natürlichen Absatzmarkt Triest abgeschnitten ist, einer gedeihlichen wirtschaftlichen Zukunft entgegengehen, das ist doch mehr als zweifelhaft. Und im übrigen ist das ohnehin wankende klerikal-reaktionäre Regime in Italien auch durch die Skandalaffäre Montesi, die eine unglaubliche Korruption der Justiz und Verwaltung enthüllt hat, arg bloßgestellt und erschüttert.

Was *Ostasien* anbelangt, so ist an der Niederlage der amerikanischen Politik in Indochina nichts zu ändern. Frankreich allerdings ist froh, mit Anstand aus Nord-Vietnam abgezogen zu sein, und die Regierung Ho Chi-Minh tut sichtlich das ihre, um ein freundschaftliches Verhältnis zu Frankreich für die Zukunft zu ermöglichen. Der Wunsch, von China und Rußland unabhängiger zu werden, dürfte dabei nicht der schwächste Beweggrund der Regierung von Hanoi sein. Die Vereinigten Staaten aber haben mit ihrem Plan, die Länder Südostasiens mit den Westmächten zu einem großen «antikommunistischen Verteidigungspakt» (SEATO) zusammenzufassen, klaren Schiffbruch erlitten. Nur Formosa, die Philippinen, Südkorea, Siam und Pakistan, also lauter ausgesprochene Satelliten der USA, sind von den asiatischen Ländern dem Pakt von Manila beigetreten, der damit von vornherein der ursprünglich gewollten Wirkungskraft beraubt ist. Nehru hört nicht auf, als Sprecher Indiens die Nutzlosigkeit, ja Gefährlichkeit einer amerikanischen «Schutzherrschaft» über Ost- und Südasien anzuprangern und betont enge Beziehungen mit China zu pflegen, dem er freilich auch den wohlgemeinten Rat gibt, die Millionen von Chinesen in den südostasiatischen Ländern zur Loyalität gegenüber ihren Wirtsvölkern anzuhalten.

Amerikas Ostasienpolitik hat auch durch den Abschluß des neuen russisch-chinesischen Abkommens, das die Rückgabe Port Arthurs an China und die Verstärkung der sowjetisch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen und Verkehrsverbindungen zum Inhalt hat, einen ernsten Rückschlag erlitten. Die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 2545) stellt bedauernd fest, «die Spekulation, daß es zwischen Sowjetrußland und dem China Mao Tse-tungs schon (!) in kurzer Zeit zu einem Bruch kommen müsse», sei auf lange hinaus verfehlt.

London und die Folgen Aber nun die «Lösung» der *deutschen Frage*, die auf dem Weg sei? Die amerikanische Regierung hat alles in Bewegung gesetzt, um nach dem Scheitern der «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» (EVG) Frankreichs Zustimmung zu einer neuen Formel für die Wiederbewaffnung Westdeutschlands zu gewinnen. Und die britische Diplomatie mit Eden als wendigem Leiter hat sie dabei mit voller Kraft unterstützt. Das Ergebnis ist der *Londoner Neunmächtevertrag*, den die französische Regierung nach hartem Markten schließlich angenommen hat – vorbehältlich der Genehmigung durch das Parlament. Sein Kern ist die Aufnahme Westdeutschlands in die Brüsseler Vertragsgemeinschaft und die (noch formell zu beschließende) Eingliederung der Bonner Republik in die NATO (Nordatlantikpakt-Organisation). Rechtlich ist die Abmachung von London unvereinbar mit der UNO-Verfassung, die alle Regionalabkommen zur Förderung kollektiver Sicherheit von der Zustimmung des Sicherheitsrates abhängig macht, also auch von derjenigen der Sowjetunion, die natürlich nicht zu haben ist. Zudem war die Brüsseler Vertragsgemeinschaft ursprünglich gegen eine Wiederkehr der deutschen Gefahr gerichtet; es ist also eigentlich widersinnig, sie jetzt für die Wiederaufrüstung Westdeutschlands zu benützen, die (damals) gerade verhindert werden sollte. Aber was kümmert man sich heute noch um Völkerrecht und Friedenssicherung! Entscheidend ist jetzt für Amerika und England, daß Westdeutschlands schlummernde Militärkraft in den Kampf gegen den Sowjetblock eingesetzt werden kann, und dafür ist in London nun der Weg freigemacht worden*.

Die Einigung erfolgte großenteils auf Kosten Englands, das in fast sensationeller Umkehr seiner überlieferten Europapolitik eingewilligt hat, bis zum Ende des Jahrhunderts Truppen (vier Divisionen) auf dem Festland zu belassen; außer der Unmöglichkeit, die Dauer des Militärdienstes (zwei Jahre) in absehbarer Zeit herabzusetzen, hat England darum künftig auch die Kosten für die Aufrechterhaltung seiner Streitkräfte in Westdeutschland zu tragen, die bisher in der Höhe von fast zweieinhalb Milliarden Mark von den Westdeutschen selber übernommen werden mußten. Damit war eine Hauptforderung Frankreichs erfüllt; dazu kam der Verzicht der übrigen Staaten auf den unkontrollierbaren Apparat einer übernationalen europäischen Militärbehörde, der (papierene) Verzicht Westdeutschlands auf die Herstellung moderner Massenzerstörungswaffen und auf die gewaltsame Zurückholung der verlorenen deutschen Ostprovinzen sowie die Einrichtung eines verwikkelten Systems der Rüstungsbeaufsichtigung – lauter Zugeständnisse, die es den französischen Vertretern erleichterten, die Londoner Schlußakte zu unterschreiben.

* Der Londoner Vertrag ist inzwischen in Paris durch eine ganze Reihe von diplomatischen Abmachungen erfüllt und ergänzt worden. Nur in der Saarfrage gab es zuerst Schwierigkeiten; sonst ging alles programmgemäß (23. Oktober).

Ob diese diplomatischen Erfolge ausreichen werden, um Volk und Parlament Frankreichs über die deutsche Gefahr zu täuschen, steht dahin; das Vertrauensvotum, das Mendès-France von der Nationalversammlung bekommen hat, macht es immerhin wahrscheinlich, daß wenigstens im Parlament die Ratifizierung des Londoner Abkommens durchgedrückt werden kann, besonders seit die sogenannten Sozialisten umgefallen sind, nachdem ihnen Mendès-France die Wiederbeteiligung an der Regierung angeboten hatte. Charakterhelden! Daß die tiefe Spaltung im französischen Volke in der Frage der deutschen Wiederaufrüstung nach wie vor bestehen bleibt, weiß Mendès-France selbst gewiß am besten. Aber er ist eben – das zeigt sich, in Bestätigung unserer Würdigung seiner Politik in der August/September-Rundschau, neuerdings ganz deutlich – grundsätzlich durchaus ein Mann der Rechten, der sozialen und politischen Konservation, der an die Bedrohung des Westens durch die sowjetische Militärmacht glaubt.

Das schließt natürlich nicht aus, daß Mendès-France unter starkem Druck stand. Man weiß tatsächlich (und zwar nicht zuletzt aus unverdächtigter amerikanischer Quelle selbst, so aus den Berichten des westdeutschen Korrespondenten der «New York Times»), daß man in Washington und Bonn allen Ernstes mit dem Plan umging, die Regierung Mendès-France stürzen zu lassen und sie, womöglich unter Ausschaltung der Kommunisten aus dem Parlament, durch eine gefügigere Regierung zu ersetzen, falls sie nicht von selber auf die amerikanisch-westdeutsche Linie einschwenke. Mendès-France scheint diesem Manöver zuvorgekommen zu sein, indem er – nach Aushandlung einer Anzahl von Zugeständnissen – der *neuen*, in London gefundenen Form der westdeutschen Aufrüstung zustimmte und die parlamentarische Basis seines Kabinetts durch Einbeziehung der Sozialisten zu verbreitern beschloß. Aber das ändert nichts daran, daß Mendès-France aus Überzeugung für die Wiederbewaffnung Westdeutschlands einsteht – sofern man nicht eine doch unwahrscheinliche Doppelzüngigkeit dieses freilich recht undurchsichtigen Taktikers annehmen will.

Auf alle Fälle triumphiert man jetzt in Bonn, wo man sich schon fast am Ziele seiner Wünsche glaubt. Das «westdeutsche Verteidigungsamt» gab ja in aller Form bekannt, daß Westdeutschland nach der Ratifikation der Londoner Beschlüsse «die am stärksten motorisierte Armee Westeuropas, im Rücken gestärkt durch die größte Reserve von ehemaligen Kriegsteilnehmern» (vier bis fünf Millionen Mann), besitzen werde. Die *neue westdeutsche Wehrmacht* soll zunächst einmal 500 000 Mann und 22 000 Offiziere, darunter 50 (hitlersche) Generäle, umfassen. Aber natürlich denkt im Bonner Kriegsministerium kein Mensch daran, daß es dabei bleiben werde; wer will Westdeutschland auch verhindern, seine Wehrmacht auf den überhaupt erreichbaren Höchststand zu bringen, wenn man ihm einmal die ersten zwölf Divisionen zugesprochen hat? Und daß diese Armee und ihre Luftflotte nur zu Verteidigungszwecken

eingesetzt würde, das widerspricht so sehr aller Wahrscheinlichkeit und aller preussisch-deutschen Überlieferung und Praxis, daß daran erst recht kein ernstzunehmender Mensch glaubt. Man braucht nicht einmal an Herrn Adenauers Geständnis vom Dezember 1951 in Hannover zu erinnern: «Unser Hauptgrund, weshalb wir in die Europaarmee hineinwollen, ist, daß wir imstande sein müssen, unsere Ostgebiete zurückzugewinnen», um zu wissen, was es mit der «Befreiung» Ostdeutschlands und der verlorenen Provinzen «durch rein friedliche Mittel» auf sich hat. Im Vollbesitz seiner militärischen und außenpolitischen Souveränität wird Westdeutschland tatsächlich zur beherrschenden Macht Mittel- und Westeuropas werden und nicht nur in aller Ruhe die Kader für einen bewaffneten Aufstand in Ostdeutschland organisieren, sondern auch – in Gemeinschaft mit den Vereinigten Staaten – die bekannte Druck- und Drohpolitik gegen die Sowjetunion soweit steigern, bis Moskau entweder kapituliert oder zum «ruchlosen Angriff» auf den Westen gezwungen wird.

Inzwischen wird jeder Versuch, Deutschland auf gütlichem Wege zu einigen, hinfällig werden. Die Sowjetunion wird ihre Stellung in Ostdeutschland nicht räumen, sondern verstärken, und daraus wird der westdeutsche Nationalismus und Militarismus nur immer neue Nahrung ziehen. Die Rechte wird in der Bundesrepublik gestärkt und die Linke geschwächt werden – das ist als Ergebnis einer westdeutschen Wiederbewaffnung mit Sicherheit vorauszusehen. Soweit hat die westdeutsche Sozialdemokratie durchaus recht, und darum ist es mehr als verständlich, wenn der jüngste Kongreß des westdeutschen Gewerkschaftsbundes einen «Wehrbeitrag» der Bonner Republik solange verweigert wissen will, als nicht neue Verhandlungen mit der Sowjetunion stattgefunden hätten und Deutschland wiedervereinigt sei. (Ein noch schärferer Antrag, der sich grundsätzlich gegen jede Form der Wiederaufrüstung wandte, wurde nur mit knappem Mehr abgelehnt.) Aufgabe der internationalen Sozialdemokratie und der ihr nahestehenden Gewerkschaften wäre es, die westdeutsche Arbeiterschaft in diesem ihrem Kampfe mit allen Kräften zu unterstützen – und nicht die Neubewaffnung Westdeutschlands zu begünstigen und alle Bemühungen der Sowjetunion, diese wirkliche und größte Gefahr Europas zu bannen, als hinterlistige «Störversuche» gegenüber der sich bildenden «westlichen Verteidigungsgemeinschaft» zu denunzieren, wie es auch in bezug auf Molotows neuen Vorschlag, den Frieden durch *kollektive Bestandesgarantie* zu sichern, wieder geschehen ist. Aber die Verblendung durch die Kommunistenpsychose ist eben so groß, daß man auch auf sozialdemokratischer Seite von Verhandlungen mit der Sowjetunion auf einer für diese annehmbaren Grundlage einfach nichts wissen will. Man klagt immer nur die Russen an, daß sie Ostdeutschland nicht herausgeben und keine gesamtdeutschen Wahlen zugestehen wollten. Kommen die Russen aber mit einem Vorschlag, der auf die Räumung Ostdeutschlands abzielt unter der Bedingung, daß auch

Westdeutschland geräumt und neutralisiert werde, dann ist das einfach ein Versuch, Deutschland zu bolschewisieren und «einer kommunistischen Minderheit allmählich die Herrschaft über das ganze Land zu sichern», wie sich Eden am Parteitag der britischen Konservativen in Blackpool ausdrückte. Was den Westmächten und ihren Mitläufern allein genehm ist, das ist die *bedingungslose* Räumung Ostdeutschlands als Folge gesamtdeutscher Wahlen und sein Anschluß an den (kapitalistischen!) Westen, insbesondere auch an das westmächtliche Militärsystem. Und darüber hinaus soll dann natürlich die ganze staatliche Ordnung und Machtverteilung in Osteuropa umgestürzt werden, mit dem Ziel, den Geltungsbereich der «freien Welt» bis an den Ural und nach Sibirien hinein auszudehnen. Daß die Westmächte unter diesen Umständen keine Garantierung der heutigen Ländergrenzen durch ein System kollektiver Sicherheit wünschen können, liegt auf der Hand. Nur sollte man so ehrlich sein und es auch zugeben und nicht mit fadenscheinigen Begründungen alle Verhandlungen ablehnen, die ein friedliches Nebeneinander von Ost und West *trotz* dem Gegensatz der Wirtschafts- und Staatssysteme zum Ziele haben.

Nichts Neues in den USA Es muß schon ein völliger Gesinnungs- und Kurswechsel sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Westdeutschland – den beiden weltpolitisch entscheidenden Ländern – eintreten, wenn dieses Nebeneinander – die berühmte «Koexistenz» – möglich werden soll. Wir geben die Hoffnung darauf keinen Augenblick preis, vermögen aber noch immer keine ernsthaften Anzeichen zu erkennen, die auf ihre Erfüllung hindeuten würden. Vor allem nicht in den *Vereinigten Staaten*. Die amerikanische Außenpolitik bleibt, was sie seit Roosevelts Tod immer mehr geworden ist: draufgängerisch, machtberauscht, zur nötigenfalls gewalttätigen Abrechnung mit dem Weltkommunismus entschlossen. «Ihr langfristiges Ziel», so schreibt die Neuyorker «Monthly Review» (Oktober),

«besteht darin, die bestehenden sozialistischen Regimes in Osteuropa und China zu beseitigen, die Sowjetunion zu isolieren und eine Lage zu schaffen, in der Amerika tatsächlich die Weltherrschaft ausüben würde. Dieses Programm hat aber natürlich nur dann einen Sinn, wenn hinter ihm eine unbedingt überlegene Militärmacht steht, und eine solche besitzen genau so natürlich die Vereinigten Staaten nicht. Daraus folgt, daß die amerikanische Außenpolitik von dem unablässigen Streben beherrscht ist und, solange das langfristige Ziel unverändert bleibt, beherrscht sein *muß*, ihre Militärkraft schneller zu entwickeln, als das der sozialistische Block kann. Und das wiederum bedeutet, daß in absehbarer Zukunft die rascheste Wiederaufrüstung Westdeutschlands und Japans den unbedingten Vorrang in allen politischen Berechnungen der Vereinigten Staaten haben muß.»

Das Verhängnisvolle dabei ist, daß diese Berechnungen immer wieder gründlich fehlschlagen müssen – wie die Entwicklungen namentlich des laufenden Jahres so deutlich gezeigt haben –, weil der *Antikommu-*

nismus und *Antisozialismus* alles andere als ein zuverlässiger Leitfaden durch das Gewirr der Weltpolitik ist. Um eine andere amerikanische Zeitschrift anzuführen, die «Nation» (11. September):

«Seit Jahren hat nun eine antikommunistische Hysterie, die das Weiße Haus, die Bundesversammlung, das Staatsdepartement, das Radio und die Presse gleicherweise erfaßt hat, unsere Bewegungs- und Entschlußfreiheit in den Weltangelegenheiten zunichte gemacht. Für eine amtliche Persönlichkeit in Washington ist es so gut wie unmöglich geworden, einen unabhängigen Gedanken über die Außenpolitik zu haben, ohne sich verdächtig zu machen. Wenn unser Außenminister nach Genf geht – wie es Dulles tat –, in tödlicher Angst, er könnte mit Tschu En-lai auf das gleiche Bild kommen, weil das in der Bundesversammlung einen Aufruhr entfesseln könnte – wer hätte da billigerweise von ihm erwarten mögen, daß er gute Arbeit als Unterhändler leisten werde? Unsere Außenpolitik hat sich in einem Netz dummer Verleumdungen und Verdächtigungen verfangen, das durch die antikommunistische Propaganda gewoben worden ist.»

Aber weit entfernt, dieses Netz aufzulösen, bemüht man sich in Amerika, es noch immer dichter zu weben. Die von Senat und Abgeordnetenhaus fast einstimmig beschlossene gesetzliche Ächtung der Kommunistischen Partei (mit ihren vielleicht 25 000 Mitgliedern in einem Volk von 160 Millionen) ist eine neue Bekundung dieses Strebens. Natürlich wird auch die Ungesetzlichkeit der KP, die Androhung der Ausbürgerung ihrer aktiven Mitglieder, die Rechtlosmachung aller «kommunistisch durchsetzten» Gewerkschaften und was sonst noch an ähnlichen Maßnahmen beschlossen wurde, den Kommunismus in den Vereinigten Staaten keineswegs zerstören, im Gegenteil ihn erst recht beleben und stärken; zerstört wird allmählich in Amerika nur die politische Freiheit und Demokratie, die mit diesem ganzen Antikommunismus gerettet werden soll.

Man muß sich immerhin daran erinnern, daß im November wieder *Wahlen* in den Vereinigten Staaten fällig sind: die Gesamterneuerung des Abgeordnetenhauses und die Drittelserneuerung des Senats. Und da beide große Parteien um die Meisterschaft im Antikommunismus ringen, so sind sie natürlich zu jeglicher, wirklich zu jeglicher Torheit fähig, um nur ja nicht in den Verdacht zu kommen, die angeblichen Lebensinteressen der «freien Welt» zu vernachlässigen. Was für Aussichten sie im Kampf um die Seele des Wählers haben (um den üblichen pathetischen Ausdruck zu gebrauchen), ist schwer zu sagen; wenn es nach den jüngsten Wahlen im Staate Maine geht, die von jeher als parteipolitisches Barometer galten, dann müßte ein starker Erdrutsch zugunsten der Demokraten, also der gegenwärtigen Oppositionspartei, erfolgen. Ähnliche Anzeichen wurden im Staate Wisconsin festgestellt, wie überhaupt die Stimmung wichtiger Wählergruppen (Bauern, Arbeiter usw.) den Republikanern ungünstig zu sein scheint. Aber es kommt ja auch gar nicht so sehr darauf an, was für eine Partei in Washington regiert, namentlich nicht, was den Kurs der Außenpolitik betrifft. Gewiß bestehen Unterschiede, zum Teil sogar recht beträchtliche, zwischen den politischen Kräften und Gruppen, die um die Macht kämpfen, aber der Kampf spielt sich im

wesentlichen eben doch *innerhalb der herrschenden Klasse selbst* ab, deren Untergruppen in Taktik, Temperament und Sonderinteressen auseinandergehen, aber in Grundauffassung und Fernziel, besonders auch in ihrem gegenrevolutionären Willen, außen- wie innenpolitisch einig sind. Und darin ist fürs erste keinerlei wesentliche Änderung zu erwarten. Amerikas Einstellung zum Kernproblem der internationalen Politik – Verhandeln oder Schießen – bleibt die gleiche, die sie seit Beginn des Kalten Krieges immer war.

Wie steht es aber mit Amerikas Hauptpartner, mit der Deutschen Bundesrepublik, und der dort vorherrschenden politischen Denkweise und Gefühlslage?

Blick nach Deutschland Der Schreibende nahm Gelegenheit, auf dem Wege nach England, das er wieder einmal besuchen wollte, anfangs September eine Woche in Süddeutschland zu verbringen. Der äußere Eindruck ist immer wieder bestechend; man ist erstaunt, wie schnell und wie vollständig sich die westdeutsche Wirtschaft von den Kriegswirkungen erholt hat und wie weit der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete fortgeschritten ist, nicht zuletzt auch auf dem Lande. Neben der massiven Dollarhilfe hat dazu am meisten die berühmte «deutsche Tüchtigkeit» und verbissene Arbeitsamkeit beigetragen, die freilich durchaus nicht nur eine Tugend ist, namentlich wenn sie sich als rücksichtslose Konkurrenz und Herrschsucht gegen das Ausland kehrt. Anderseits hört man auch düstere Prophezeiungen, daß die gegenwärtige Wirtschaftsblüte früher oder später ein rauhes Ende nehmen müsse, habe doch die westdeutsche Industrie keine solide Kapitalgrundlage (wie etwa die schweizerische Wirtschaft) und beruhe sie allzu sehr auf Pump und Spekulation. Von der kommenden Rüstungskonjunktur erwartet man darum – oh, ihr Kurzsichtigen! – stärkste festigende und sichernde Wirkungen.

Was die politische Atmosphäre betrifft, so habe ich fast überall einen ausgesprochenen Widerwillen gegen neuen Militärdienst und erst recht gegen neue Kriegsabenteuer bemerkt. Der Zusammenbruch der «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» wurde besonders von der jüngeren Generation geradezu mit Erleichterung begrüßt, verbunden freilich mit der bangen Frage, ob der «deutsche Wehrbeitrag» nicht einfach in anderer Form kommen werde.

Diese antimilitaristische Stimmung wäre soweit ja sehr erfreulich – wenn sie nur genügend tief ginge. Aber da fehlt es eben sehr. Einerseits vermißt man vielfach das Streben nach einem *positiven* Ziel der westdeutschen Politik. «Auf Verträge über kollektive Sicherheit, Neutralisierung und Entmilitarisierung geben wir nichts; es wird ja doch wieder einmal zum Krieg kommen; keine Partei oder Bewegung verdient bei uns irgendwelches Vertrauen» – solche und ähnliche Aussprüche kann man gar nicht selten vernehmen. Anderseits fällt einem – im geraden Gegen-

satz zu diesem Skeptizismus – das schlechthin naive Zutrauen zu der Friedfertigkeit und Gutartigkeit der regierenden Kreise auf, das weithin im Volke herrscht. Gegenüber dem so rapid wiederaufschießenden kapitalistischen Imperialismus und nationalistischen Militarismus in der alten Führungsschicht ist man oft verhängnisvoll blind – gewollt und ungewollt. Darum hat es diese Schicht auch so leicht, die Zustimmung breiter Volkskreise für sich zu gewinnen und die öffentliche Meinung so zu lenken und zu formen, wie es ihren Zielen dient. Dies um so mehr, als der Durchschnittsdeutsche sozusagen automatisch auf die antikommunistische und nationalistische Propaganda anspricht, mit der die Herrschenden für ihre vor allem gegen den Osten gerichtete Ausdehnungs- und Herrschaftspolitik werben. Was namentlich in der Sowjetunion geschieht oder von dorther kommt, wird auf die dümmste und gehässigste Weise heruntergemacht, wobei die gläubig aufgenommenen Erzählungen der ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen in Rußland eine besonders üble Rolle spielen*.

Und wenn gar die Rede auf die deutsche Kriegsschuld und die deutschen Kriegsverbrechen kommt, dann stößt man auf die härteste nationale Selbstgerechtigkeit und auf jene erschütternde Unbelehrbarkeit und Reuelosigkeit, die ein neues und diesmal vielleicht endgültiges Strafgericht auf Deutschland herabzuziehen droht. «Ich habe nichts verbrochen, und was andere etwa getan haben, das geht mich nichts an. Ich bin überhaupt nicht dabei gewesen und weiß nichts darüber auszusagen.» Oder: «Ich war selbst im Kriege, habe aber nie etwas von den Verbrechen gesehen, die man uns jetzt andichtet. Das ist alles nur Feindpropaganda.» Derlei Aussprüche kann man in jeder Unterhaltung über die nazistische Kriegspolitik und Kriegführung hören, oft gewürzt durch den borniertesten Antisemitismus. «Hier in X.», so sagte zu mir eine Frau, «gab es vor dem Krieg ein paar tausend Juden. Die sind keineswegs von uns ausgerottet worden; fast alle leben sie noch irgendwo draußen in der Welt und hetzen jetzt gegen Deutschland. Wir haben das durch Nachfragen festgestellt.» Was soll man mit einem solchen Geisteszustand anfangen? Muß man nicht fast daran verzweifeln, daß das Licht der Wahrheit einmal auch in dieses grausige Dunkel einbrechen werde?

England 1954 Welche Entspannung und Erfrischung demgegenüber, wenn man in das geistige Klima Großbritanniens eintaucht! Ich habe bestätigt gefunden, was Scott Nearing, aus Amerika kommend, in seinen «World Events» (September 1954) auf den briti-

* Nicht einmal die sportlichen Leistungen der Russen und Russinnen können die Deutschen vorurteilslos würdigen. In einer süddeutschen Zeitung las ich zum Beispiel, wie eine im Fünfkampf auf den dritten Platz verwiesene deutsche Sportlerin die sowjetische Siegerin zu diskreditieren versuchte, indem sie einfach ihr Geschlecht anzweifelte und bemerkte, daß hier «nur die rohe Kraft» gesiegt habe! Die Zeitung, die das druckte, ließ es ohne ein Wort des Widerspruches passieren.

schen Inseln angetroffen hat: «Ein Volk, das trotz schweren Verlusten und ernsthaft drohenden Gefahren sein Gleichgewicht bewahrt, seinen Frohmut behalten und seine altbewährte, musterhafte Duldsamkeit und Freiheit in der Ordnung nicht preisgegeben hat. Ein Amerikaner, der jetzt England besucht, ist von der Abwesenheit von Furcht oder Hysterie beeindruckt. Die Briten sind weder angespannt noch übererregt. Sie gehen mit üblicher Sachlichkeit ihren Geschäften nach. Sie haben sicher keine Angst voreinander. Spionenpanik gibt es nicht. Jawohl, es gibt natürlich Kommunisten in der Industrie, in den Gewerkschaften und im Staatsdienst. Aber kein Mensch glaubt, daß den 50 Millionen Briten, die im Jahre 1940 ganz allein die Nazi abgewehrt haben, von ein paar tausend Kommunisten Gefahr drohe.»

Auch wirtschaftlich bietet Großbritannien ein mindestens an der Oberfläche erfreuliches Bild. Als ich vor sieben Jahren das letztemal in England weilte, lasteten Kriegsnot und Kriegsentbehrung noch schwer auf dem Volk. Heute ist das Normale ein bis weit in die «unteren» sozialen Schichten hinabreichender Wohlstand, ein Gefühl der Lebenssicherheit, ein zukunftsfreudiger Optimismus. Die Industrie ist vollbeschäftigt, die Arbeitslosigkeit beinahe verschwunden, das Lohnniveau verhältnismäßig hoch; die Lebenskosten steigen nur langsam, die Knappheit und Rationierung der ersten Nachkriegsjahre haben einer ungewohnten Güterfülle Platz gemacht, und von den Wohlfahrtseinrichtungen der Labourzeit ist das Wesentliche auch unter der konservativen Regierung erhalten geblieben*. Freilich, die Altersrentner und Verdienstunfähigen sind bös dran (man sieht in London wieder oder immer noch allzu viele Bettelmusikanten auf den Straßen), der Verbrauch pro Kopf ist im Jahr 1953 kaum höher gewesen als 1937, und die Kapitalinvestierungen in Industrie und Handel sind erheblich geringer als in Deutschland und Amerika, während die industrielle Produktion jetzt rund 50 Prozent und die Ausfuhrmenge gar 70 Prozent über dem Vorkriegsniveau steht. Schwer drückt auch die Kriegsrüstung auf die Wirtschaft, der sie fast eine Mil-

* Ein wohl typisches Beispiel: Das Grubenrevier um Durham herum, das ich einigermaßen kenne, gehörte in den dreißiger Jahren und auch noch in den ersten Nachkriegsjahren zu den ausgesprochenen Notlagegebieten (depressed areas), in denen wirklich schwarze Armut, soziale Zerrüttung und fast Hoffnungslosigkeit herrschten. Heute bietet die ganze Gegend ein Bild von Gedeihen, Aufschwung und bescheidenem Wohlstand. Die Bergarbeiter (und die Angehörigen verwandter Berufe) zählen zu den bestbezahlten Arbeitskräften; sie genießen die Fünftagewoche und alle Vorteile der sozialen Dienste, die – neben der Nationalisierung der Bergwerke – von der Labourregierung der Jahre 1945 bis 1950 geschaffen worden sind. Ein Freund von mir, Maschinist in einer Kokerei, vermochte sich sogar einen Fernsehapparat zuzulegen, der ihn an die tausend Franken (nach unserem Geld) kostete, nicht zuletzt dank der Vollbeschäftigung auch seiner zwei Söhne. Der Gemeinderat seines Wohnortes (eines schmucken Städtchens von etwa 14 000 Einwohnern), dem er selber angehört, weist jetzt eine erdrückende Labourmehrheit auf, während früher die Konservativen und Liberalen überwogen.

lion der kräftigsten Arbeitskräfte entzieht bei gleichzeitiger Beanspruchung von zwölf Prozent des Volkseinkommens.

Und natürlich sind nicht nur die gräßlichen Industriestädte und -dörfer, besonders Mittelenglands, mit ihren grauen oder backsteinroten, eintönigen, aber soweit sauberen Reihenhäusern geblieben, sondern auch die eigentlichen Slums, die Armut- und Elendsquartiere mit ihren jammervollen Wohnungsverhältnissen. Mit unserem Freund, Pfarrer Jack Boggis, der inmitten des Londoner Eastend mit seinen Kollegen und Gesinnungsgenossen eine so bewundernswerte, wenn auch oft undankbar scheinende Arbeit tut, bin ich an einem Vormittag durch solch eine Slumgegend im Bezirk Stepney gewandert. Die Zerbombung durch deutsche Flugzeuge und Ferngeschoße hat zwar Gelegenheit gegeben, ein Stück Neuaufbau von Ost-London durchzuführen, mit modernen Wohnblökken, Grünanlagen, Plantschbecken usw. Aber noch immer gibt es ganze Straßenzüge und Viertel, in denen ein unglaubliches Völker- und Rassengemisch – Juden in besonders großer Zahl, Iren, Balkanier, Inder, Araber, Neger, Mongolen usw. – in trostlosen Wohnhöhlen haust. Man begreift fast nicht, wie menschliche Wesen ihr ganzes Leben lang, jahraus, jahrein, hier existieren können, ohne völlig stumpf und degradiert zu werden. Und ohne rebellische Kommunisten zu werden, möchte man beifügen. Aber gerade die abstumpfende Lebensweise, dazu die zersplitternde Wirkung des Völkerchaos, der Einfluß der römisch-katholischen Kirche (Iren!), auch ein gewisser Antisemitismus, der sich hier als Reaktion auf den «jüdischen Kommunismus» breitmacht, wirken einer politischen Radikalisierung und organisierten Aufstandsbewegung entgegen. Stepney ist jedenfalls seit 1931 brav labourparteilich verwaltet, mit gelegentlichem Aufflammen eines unklaren, aber bösartigen Faschismus*. Wie ungeheuer viel noch geschehen muß, damit in Großbritannien menschenwürdige Wohnverhältnisse für *alles* Volk geschaffen werden, wird einem beim Anblick solch typischer Slumquartiere besonders deutlich bewußt. Nur – woher soll das Geld dafür kommen, wenn Milliarden um Milliarden für eine angeblich notwendige *militärische* Verteidigung gegen die kommunistische Drohung verschleudert werden?

Kein Wunder aber, daß dennoch alles nach internationaler Entspannung und friedlicher «Koexistenz» mit dem kommunistisch regierten Drittel der Menschheit seufzt! Gewiß, man fordert – außer auf der äußersten Linken und bei den radikalen Pazifisten – nirgends im Ernst einen Bruch der Allianz mit Amerika, dieser Grundlage aller britischen Außenpolitik seit anderthalb Jahrzehnten. Aber daß die Stimmung gegenüber den Vereinigten Staaten alles andere eher als freundlich ist, kann man anhand der Presse und des Radios, aber besonders auch in der

* Im vergangenen Frühjahr schmierten Rassenhetzer an eine Hauswand die Losung: «Keep Stepney white!» («Erhaltet Stepney weiß!») Vier Pfarrer zogen daraufhin mit Farbe und Pinsel aus und ersetzten das «weiß» durch «brüderlich» (brotherly).

privaten Unterhaltung leicht feststellen. Die Überzeugung, daß ein neuer Weltkrieg, in den England durch sein Bündnis mit Amerika hineingerissen würde, die Vernichtung der britischen Inseln durch russische A- und H-Bomben bringen müßte, ist ziemlich allgemein. Und die Revolte der britischen Regierung gegen die amerikanischen Interventionsabsichten im Schlußabschnitt des Indochinakrieges, gefolgt von der Lösung der indochinesischen Krise ohne und gegen Amerika, war nur der natürliche Ausdruck einer Gefühlslage, die in England durchaus vorherrschend geworden ist.

Dazu kommt die offenkundige Rivalität zwischen dem britischen und dem amerikanischen Imperialismus, die sich in den letzten Jahren an allen neuralgischen Stellen der Welt entwickelt hat, in Persien und Ägypten wie in Korea und Formosa, in der spanischen wie in der deutschen Frage, im Kampf um Südamerika wie in der Stellung zu Indien und Pakistan. Natürlich geht diese Rivalität nicht soweit, daß sie die britisch-amerikanische Solidarität gegenüber der aufstrebenden Welt des Ostens ernsthaft gefährden würde; die herrschende Klasse Englands bleibt solid antikommunistisch und würde, wenn es doch zum Kriege käme, ohne jedes Zögern an der Seite Amerikas in den Entscheidungskampf mit dem «roten Menschheitsfeind» treten. Aber was sie im Rahmen ihrer Klassenpolitik tun kann, um ein solches selbstmörderisches Unternehmen zu vermeiden, das wird sie gewiß tun. Churchill und Eden gelten nicht zu Unrecht als «die intelligentesten Mitglieder der intelligentesten kapitalistischen Herrenklasse in der Welt».

Vom Labourparteitag Wo steht nun aber in dieser großen Auseinandersetzung die britische *Labourpartei*? Denn nicht wahr, ihr fällt ja heute auf der Weltbühne eine besonders bedeutsame und verantwortungsschwere Rolle zu, sowohl als der stärksten organisierten Kraft des sogenannten demokratischen Sozialismus wie auch als der Partei, die früher oder später wieder die Regierung des britischen Imperiums zu stellen hat. Einen guten Einblick in das Getriebe der Labourpolitik und die verschiedenen Strömungen, die um deren Gestaltung ringen, bot dem Schreibenden der Ende September in *Scarborough*, der großen Seebadestadt, abgehaltene *Parteitag*, dem er während fünf Tagen als Beobachter beiwohnen konnte. Es darf davon wohl auch hier etwas ausführlicher die Rede sein.

Das wichtigste Geschäft, das der Labourkongreß zu behandeln hatte und dessen Erledigung im ganzen Lande mit Spannung erwartet wurde, war die Stellungnahme zur Wiederaufrüstung Westdeutschlands. Bis zum Sommer 1950 war die Labourbewegung durchaus einig in der Ablehnung jeglicher Neubewaffnung Deutschlands. Ernest Bevin, der damalige Außenminister, sprach sich noch im März jenes Jahres mit aller Schärfe gegen einen deutschen «Wehrbeitrag» aus, wie er von Churchill gefordert wurde. Da kam der Koreakrieg und die von Amerika entfes-

selte Kommunistenpanik. Ihr verdanken wir nicht nur unser unerhörtes schweizerisches Rüstungsprogramm; auch die Labourregierung ließ sich vom Parlament weitreichende Aufrüstungsmaßnahmen bewilligen, und Bevin, der mit seinem französischen Kollegen Schuman nach Washington berufen worden war, bekehrte sich dort unter stärkstem amerikanischem Druck zur Befürwortung der westdeutschen Aufrüstung. Angesichts der wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten, in die sich Großbritannien begeben hatte, glaubte die Londoner Regierung eben, keinerlei offenen Konflikt mit Amerika wagen zu dürfen, und zog die Kapitulation vor Achesons Ultimatum vor. Im Februar 1951 stellte dann Attlee freilich eine Anzahl Bedingungen auf, die erfüllt sein müßten, wenn Westdeutschland endgültig seine Wehrmacht wiederbekommen solle. Aber ein Teil der Labourführer nahm diese Vorbehalte niemals ernst, und der neue Außenminister, Herbert Morrison, legte sich denn auch – bezeichnenderweise wieder anläßlich einer «Wallfahrt» nach Washington – in aller Form auf die Zustimmung zur «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» fest, in deren Rahmen die Bonner Republik wiederaufgerüstet werden sollte. Am vorjährigen Labourparteitag in Margate wurde der Grundsatz der westdeutschen Aufrüstung zwar mehrheitlich gutgeheißen, aber (gemäß einer Erklärung des Parteisekretärs Morgan Phillips) nur unter der Bedingung, daß zuerst eine Verständigung mit der Sowjetunion über die Schaffung eines geeinten, abgerüsteten Deutschlands unter einer freigewählten Gesamtregierung erstrebt und abgelehnt sein müsse. Die Parteileitung erachtete diese Bedingung als durch das Scheitern der Berliner Konferenz erfüllt, obwohl die Westmächte der Sowjetunion niemals den Vorschlag gemacht haben, sie würden Westdeutschland räumen und ein geeintes Deutschland entmilitarisieren, wenn Rußland in gesamtdeutsche Wahlen einwillige. Sie muteten vielmehr – wie man weiß – der Sowjetunion die *bedingungslose* Freigabe Ostdeutschlands zu (als Folge gesamtdeutscher Wahlen) und beharrten darauf, daß ein wiedervereinigtes Deutschland dem militärischen «Verteidigungssystem» des Atlantikblockes angeschlossen werden dürfe und solle – ein Vorschlag, den Rußland natürlich verwerfen *mußte*.

Und nun wurde also die deutsche Frage erneut vor den Parteitag gebracht. Alles, was ich in Scarborough (und sonst) hörte, läßt es mir als sicher erscheinen, daß die große Mehrheit des Labourparteivolkes *gegen* eine Wiederbewaffnung Westdeutschlands ist. Insbesondere die eigentlichen Parteisektionen, die in Wahlkreisverbänden zusammengefaßt sind, haben sich ganz überwiegend für die dauernde Entwaffnung Deutschlands ausgesprochen; aber auch in den Gewerkschaften, die der Labourpartei gesamthaft angeschlossen sind, besteht eine starke Strömung gegen die deutsche Aufrüstung, kam doch am jüngsten Kongreß des Britischen Gewerkschaftsbundes nur eine schwache Mehrheit *dafür* zustande. Die Wahrscheinlichkeit war darum groß, daß am Parteitag die Opposition durchdringen werde, wenn auch hüben und drüben nur mit einem ge-

ringen Stimmenunterschied für die eine oder die andere Auffassung gerechnet wurde. Die Parteileitung sah darum ihre Aufgabe darin, erstens die *Regie* des Kongresses so zu führen, daß mindestens ein Teil der Delegierten der Sektionen und Wahlkreisverbände stimmungsmäßig umfallen müsse, und zweitens einige nicht ganz sichere Vorstände von Gewerkschaften derart unter Druck zu setzen, daß sie den Instruktionen ihrer Verbandstage zuwider die Losung für Deutschlands Aufrüstung ausgäben.

Die Absicht ist beide Male gelungen. Und die Opposition trug selbst noch dazu bei, daß sie gelang. Die Einheitsresolution gegen die deutsche Aufrüstung, zu der die zahlreichen Anträge der Orts- und Wahlkreisorganisationen verschmolzen worden waren, war nämlich so ungeschickt formuliert und zeigte so wenig klar einen Weg zur wirklichen Lösung der deutschen Frage, daß sich ihr gegenüber die Resolution des Parteivorstandes mit ihrer gewollten Zweideutigkeit und ihren scheinbaren Zugeständnissen an die Opposition nicht wenigen Delegierten von vornherein empfahl. Der gegnerische Antrag durfte zudem nach Reglement nicht von den im Parteivorstand sitzenden Oppositionsführern, wie Bevan, Driberg, Barbara Castle oder Croßman, begründet werden; sein Hauptbefürworter war ein in weitesten Kreisen unbekannter, wenn auch nicht unberedter Vertreter der Gießereiarbeiter namens Casasola (Morrison ließ es sich nicht entgehen, ihn als den «neuen Casanova» lächerlich zu machen). Demgegenüber konnte die Parteileitung ihre «größten Kanonen» ins Feld schicken, vor allem Attlee, der die offizielle Resolution begründete, und Morrison, der das Schlußwort hatte. Beide sprachen fast eine halbe Stunde, während Casasola nur zehn Minuten Redezeit hatte und die anderen Votanten nur fünf Minuten. Die Spieße waren also von vornherein sehr ungleich lang. Dazu kam, daß namentlich Attlee beim Parteivolk immer noch ein gewaltiges persönliches Ansehen hat, das er denn auch mit seinem ganzen Gewicht in die Waagschale warf, und mit Erfolg – wennschon sehr mit Unrecht – die Politik der Aufrüstung Deutschlands gegen die kommunistische Drohung als Gebot kühler staatsmännischer Vernunft ausgab, die Haltung der Opposition aber als Ausdruck eines verwerflichen «Emotionalismus» (Gefühlsüberschwangs) abtat. Morrison seinerseits malte die Folgen einer Niederlage der Parteiführung in düsteren Farben aus und arbeitete auch sonst mit recht zweifelhaften, aber stimmungsmäßig wirksamen Überzeugungsmitteln. Kurz, der Appell an die Gefolgstreue gegenüber den «bewährten» alten Führern mit ihrer Erfahrung und Autorität verfehlte seine Wirkung auf die nichtgebundenen Delegierten nicht, so wie auch sonst im Verlaufe des Parteitages zu beobachten war, daß sachlich noch so gut begründete Oppositionsanträge, die den spontanen Beifall der Kongreßmehrheit gefunden hatten, unter den Tisch fielen, sobald ein Vertreter des Parteivorstandes gesprochen hatte. Bezeichnend ist jedenfalls das Wort jenes

Parlamentsabgeordneten, der nach dem «Daily Mirror» (29. September) erklärte, «sein einziger Wunsch in der Zukunft wie in der Vergangenheit sei, der Partei als ganzer seine vollständige Loyalität zu schenken. Er werde darum jetzt *gegen* die deutsche Wiederaufrüstung sprechen und *für* sie stimmen». «Ein grimmiger Scherz, wahrlich», so fügt das Labourblatt hinzu, «aber voller Bedeutsamkeit für die Parlamentsfraktion der Labourpartei.»

Sozialistische Demokratie! Zyniker mögen all dieses Manövrieren und Manipulieren des «Stimmviehs» als unvermeidliche Begleiterscheinung des Betriebes einer Massenpartei erklären. Wie sie aber die Beherrschung der Labourpartei durch eine dünne Schicht von Gewerkschaftsbürokraten rechtfertigen wollen, würde mich doch interessieren. In Scarborough waren vertreten

70	Gewerkschaftsverbände	mit	5 063 000 Stimmen
607	Wahlkreissektionen der Labourpartei	mit	1 276 000 Stimmen
19	Föderationen	mit	10 000 Stimmen
4	sozialistische Gesellschaften (Fabier usw.)	mit	9 000 Stimmen
	die Genossenschaftspartei	mit	28 000 Stimmen
			6 395 000 Stimmen

Delegierte waren es 1269.

Das gewaltige Übergewicht der Gewerkschaften innerhalb der Labourpartei springt in die Augen. Das wäre an sich noch kein Unglück. Wie kommt dieses Gewicht nun aber zur Geltung? So:

1. Die Gewerkschaftsdelegierten stimmen *nach Instruktion*. Das führt zu vielen Gewissenskonflikten, besonders wenn die Aussprache am Parteitag eine andere Stimmabgabe nahelegt als die von der Gewerkschaftsinstanz festgelegte. Aber auch in anderen Fällen wird die persönliche Überzeugung der Delegierten mißachtet. So erklärten 15 von den 25 Delegierten der Maschinenbauergewerkschaft, ihr Verbandsvorstand habe ihnen nicht erlaubt, bei der Wahl des Parteischatzmeisters nach ihrem freien Ermessen, das heißt also für Bevan und gegen den offiziellen Kandidaten Gaitskell, zu stimmen.

2. Die ganze Stimmkraft der Gewerkschaftsverbände wird *einheitlich* in die Waagschale geworfen. Die Minderheiten werden nicht berücksichtigt, so groß sie auch sein mögen (bloc vote). Die Textilarbeiter zum Beispiel waren am Kongreß des Gewerkschaftsbundes zur Hälfte für und zur anderen Hälfte gegen die deutsche Aufrüstung. Am Labourparteitag – so beschloß der Verbandsvorstand mit 12 gegen 10 Stimmen – mußte geschlossen *für* die deutsche Aufrüstung gestimmt werden. Auch bei den Bergarbeitern ist eine starke Minderheit gegen Westdeutschlands Wiederbewaffnung (ihr Zentralsekretär, Arthur Horner, ist sogar Kommu-

nist), aber die Verbandsbehörden sind eben mehrheitlich dafür und instruierten die Delegierten entsprechend *.

3. Die großen, stimmenmäßig entscheidenden Gewerkschaftsverbände sind ausgesprochen *konservativ* und von einer Führerschaft beherrscht, die eng mit der rechtsstehenden Parteileitung verbunden ist. Das gilt neben den Bergarbeitern besonders von den Transportarbeitern und den Gemeindearbeitern. Die Stimmkraft der Gewerkschaften wirkt also am Parteitag von vornherein sehr stark zugunsten des «reformistischen», nur sehr lau sozialistischen Flügels der Labourpartei **.

Trotzdem war die Gefahr groß, daß eine Mehrheit auch der Gewerkschaftsstimmen zu denjenigen der Wahlkreisorganisationen stoßen und die Opposition gegen die westdeutsche Aufrüstung zum Siege führen würde. Schon am Kongreß des Gewerkschaftsbundes war die aufrüstungsfreundliche Resolution nur mit rund vier Millionen gegen 3 622 000 Stimmen knapp angenommen worden. So setzten denn von seiten der Rechten die stärksten Bemühungen ein, um den einen oder anderen oppositionellen Gewerkschaftsverband zum Umfallen zu bringen. Noch am ersten Tag des Parteikongresses hofften die Anhänger der westdeutschen Aufrüstung, mindestens zwei Gewerkschaftsverbände zu sich herüberziehen zu können: die Maschinenbauer und die Holzarbeiter. Es gelang indes nur bei den Holzarbeitern, deren Präsident zugleich Mitglied des Parteivorstandes ist, und deren engerer Verbandsvorstand mehrheitlich, in offenem Widerspruch zum Beschluß des Verbandstages, im letzten Augenblick Stimmabgabe *für* die deutsche Aufrüstung anordnete. Da die Holzarbeitergewerkschaft über rund 130 000 Stimmen verfügt, so reichte es gerade, um mit 3 270 000 gegen 3 022 000 Stimmen die Annahme der aufrüstungsfreundlichen Resolution zu sichern, die sonst mit rund 10 000 Stimmen in Minderheit geblieben wäre (3 140 000 *für* die Aufrüstung, 3 152 000 *dagegen*).

Das also war der «große Sieg» der Rechten! Daß das ganze Verfah-

---

* In den «Peace News» (8. Okt.) schreibt der Labourabgeordnete Emrys Hughes: «Ich vertrete (im Unterhaus) einen der größten Bergwerkswahlkreise, in dem sämtliche Bergarbeitersektionen geschlossen gegen die Politik des Parteivorstandes sind. Weder die schottischen noch die walisischen Bergarbeiter sind für die deutsche Wiederaufrüstung, und in bezug auf die anderen Grubenbezirke habe ich ebenfalls meine Zweifel. Aber die Stimmen aller Bergarbeiter in Großbritannien wurden zugunsten einer Politik abgegeben, die in einer Urabstimmung unter den Mitgliedern nicht durchgedrungen wäre.»

** Wie selbstherrlich in den großen Gewerkschaftsverbänden regiert wird, geht aus der Zuschrift eines Mitgliedes des Gemeindearbeiterverbandes an den «New Statesman» (9. Oktober) hervor. «Nicht ein einziges Mal», so heißt es darin, «in achtzehn Jahren hat die Sektion Southampton des Verbandes die Möglichkeit gehabt, einen Delegierten zum Parteitag zu ernennen oder zu sagen, wie unsere Stimmen bei der Wahl der Gewerkschaftsvertreter im Parteivorstand abgegeben werden sollen. Meine Sektion mit ihren rund 5000 Mitgliedern hatte keine Möglichkeit, ihre gewerkschaftliche Auffassung an den Parteitagen auszudrücken ... Woher meine Gewerkschaftsdelegierten an den Parteitagen ihr Mandat bekommen, ist ein Geheimnis.»

ren – Parteitagsregie und bloc vote zusammen – ein Hohn auf alle Demokratie ist, versteht sich von selbst. Eine freie, ohne Druck von oben vorgenommene Urabstimmung in den Gewerkschaften und den Parteiorganisationen hätte ohne jeden Zweifel eine kräftige Mehrheit gegen jede deutsche – ost- wie westdeutsche – Aufrüstung ergeben. Und eigentlich muß man sich nur wundern, daß trotz allem die Opposition auch am Parteitag so stark war. Das wird denn auch für die Zukunft maßgebend sein. In der englischen Presse (zum Beispiel im «Manchester Guardian», der sozusagen das inoffizielle Organ der Labour-Rechten geworden ist), hieß es zwar, der «Bevanismus» sei am Sterben und zersetze sich bereits. Aber man brauchte nicht einmal die Massenversammlung der Linken und die Rede Bevans am Tag nach der Deutschlandabstimmung in Scarborough miterlebt zu haben, um zu wissen, daß hier wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedankens war. Gewiß, die Parteiführung wird ihren Erfolg nach besten Kräften auszunützen suchen. Die Labourfraktion im Unterhaus wird das Londoner Neunmächteabkommen billigen, und die nächste Labourregierung wird die westdeutsche Aufrüstung fördern, so gut sie kann. Allein hinter Bevan steht – trotz der ärgerlichen Unbeherrschtheit, die so oft sein Auftreten kennzeichnet und auch in seiner Rede in der Floral Hall zu Scarborough wieder durchbrach – *eine sehr solide und wahrscheinlich weiter wachsende Linksopposition.* Und in der Parteileitung sitzt weiterhin eine Reihe ausgezeichneter, maßvoll auftretender und intellektuell erstklassiger «Linker», die von innen her die Labourpolitik umzugestalten sucht, während Bevan und andere, ungehemmt durch Parteireglemente, ihre mächtige Agitationskraft für einen wirklichen, zugleich demokratischen und radikalen Sozialismus draußen im Land einsetzen können. Denn was die Labourführung *jetzt* vertritt, das ist ja weder demokratisch noch sozialistisch. Und wenn diese Linie noch ein paar Jahre weiterverfolgt wird, dann mag es zwar noch zu einem Wahlerfolg langen, aber sicher wird daraus nicht jene Erneuerung der Labourbewegung aus dem Geiste des Sozialismus kommen, die den fälligen Umschwung in der Politik Großbritanniens – der äußeren wie der inneren – durchzusetzen die Kraft hat und von der aus allein auch die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus wirksam geführt werden kann.

Der Kampf um den künftigen Kurs der Labourpartei ist also in Scarborough mitnichten entschieden worden; er wird jetzt erst recht in Gang kommen. Und am Parteitag hat man die Kräfte, die ihn führen werden, bereits deutlich spüren können, nicht zuletzt in einer noch kurz vor Tagungsschluß improvisierten Debatte über die Preis- und Gewinnkontrolle, bei der die spontan aufgebrochene Opposition trotz dem Eingreifen des Parteivorstandes eine Abstimmung erzwang und über zwei Millionen Stimmen auf ihren Antrag vereinigte. Vor allem aber in den Debatten über die Außen- und die Kolonialpolitik. Trotz der Ablehnung der Anträge der Opposition zur deutschen Frage, zum Südpazifikpakt (SEATO),

zur Politik gegenüber Britisch-Guyana usw. war der Wille einer Großzahl von Delegierten unverkennbar, daß mit dem alten Imperialismus und Kolonialismus endlich gebrochen werden müsse. Und Attlee selbst hat mit seinen recht vernünftigen Bemerkungen über China und Formosa diesem Willen auch offiziellen Ausdruck gegeben, desgleichen James Griffiths, der ehemalige Kolonialminister, mit einem Votum, das trotz allen «staatsmännischen» Vorbehalten doch eine ernste Verpflichtung zum Handeln war. Ein ermutigendes Zeichen ist auch die Tatsache, daß vor fünf Monaten aus der Labourbewegung heraus eine Liga für Koloniale Freiheit gegründet wurde, die – wie in einer ausgezeichnet besuchten Sonderveranstaltung unter dem Vorsitz von Fenner Brockway mitgeteilt wurde – heute bereits 300 Sektionen und viele Kollektivmitglieder zählt. Auch die Labour Peace Fellowship, die Organisation der sozialistischen Pazifisten, die gleichfalls eine eindrucksvolle Versammlung am Rande des Parteitages abhielt, marschiert tüchtig vorwärts – trotz oder gerade dank ihrem ausgesprochenen Antimilitarismus.

In der inneren Politik wird die Linke zunächst einen schwereren Stand haben; in einer Zeit kapitalistischer Hochkonjunktur findet die Predigt des Sozialismus wenig Anklang, und die Partei- wie die Gewerkschaftsführung nützt diese Lage natürlich weidlich zugunsten ihres mattherzigen Reformismus aus, der sich von einem «aufgeklärten» Konservatismus kaum unterscheidet. Aber diese Konjunktur wird auch einmal ihr Ende finden, und vielleicht kommt es im Zusammenhang mit außenpolitischen Entwicklungen sogar früher zu einer Krise, als man heute voraussehen kann. Für eine solche Lage gerüstet zu sein, ist jetzt eine Hauptaufgabe der Labourlinken, und wenn ich nicht falsch sehe, wird sie sich ihrer Verantwortung auch in zunehmendem Maße bewußt. Heute ist die Labourpartei, mit ihrem sozialistischen Programm, in ihrer Außenpolitik an das hochkapitalistische Amerika gebunden und verficht tatsächlich dessen Sache. Darum ist sie auch in der inneren Politik unfähig, die Sache des Sozialismus mit derjenigen Klarheit und Ganzheit zu vertreten, ohne die ihr kein Sieg beschieden sein wird. Lösung von den Machtzielen des amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus ist und bleibt so eine unerläßliche Bedingung für jede Bewegung, die ernstlich dem Sozialismus zustrebt, der Grundlage auch aller politischen Freiheit und Demokratie – in Großbritannien wie in der ganzen Welt.

16. Oktober *Hugo Kramer*

Pierre Debray: *«Ein Katholik erlebt die Sowjetunion.»* Köhler und Amelang, Leipzig 1952.

Die Buchproduktion der ostdeutschen DDR scheint sich in materieller wie in geistiger Hinsicht über die schweren Anlaufschwierigkeiten erhoben zu haben; der Rezensent hat sich selber anläßlich eines kürzlichen Besuches in der DDR und der alten Buch- und Kunststadt Leipzig von der Reichhaltigkeit des Sortiments, der literarischen Qualität und der Sorgfältigkeit der Herausgabe überzeugen können, wenn auch die Zensur immer noch zu verspüren ist; gerade auf kirchlichem und theologischem Gebiet scheinen die Beschränkungen aber beinahe aufgehoben zu sein. So zeugt schon das vorliegende Buch, obschon vor zwei Jahren erschienen und durch sein Papier noch an die damalige Mangelwirtschaft erinnernd, von der Freiheit der Auseinandersetzung, der sich die DDR öffnen muß, will sie sich nicht selbst aufgeben.

Bedeutsam scheint vor allem das Vorwort von Abbé *Boulier*, eine schwungvolle Aufforderung an den Katholizismus und die christlichen Kirchen zur Parteinahme für den Kommunismus und seine neue Welt, von der er gewiß ist, daß sie die unsere endgültig ablösen wird; interessant ist die Begründung dieser Parteinahme und vor allem die Bedingungen, die der Katholizismus dazu stellen *muß*; Bedingungen, die, wie Boulier deutlich sagt, das Ende des Kalten Krieges zur Voraussetzung haben, bevor sie der kommunistische Staat annehmen kann: «Der orthodoxe Gottesdienst kann sich damit zufrieden geben, daß er vor allem eine Liturgie ist... Niemals wird die lateinische Kirche zugeben, daß der Staat ihre ganze Tätigkeit einzig und allein in die Pflege der Liturgie eingrenzt... es handelt sich hier um ihre Existenz als solche.» (S. 18 f.) Und daraus folgt nun: «Der Staat muß anerkennen, daß der katholische Glaube keine individualistische religiöse Anschauung ist, sondern eine auf Gemeinschaft gegründete Religion, deren Glauben sich kundtut unter der Autorität der Bischöfe und verbreitet durch die Vermittlung religiöser Gesellschaften verschiedenen Umfanges, deren Gesamtheit die Kirche bildet» (S. 20); was in der Sache, abgesehen von der Betonung des Hierarchischen und Institutionellen, auch für den evangelischen Glauben gilt. Als zweite Bedingung setzt Boulier: «Die Kirche soll Politik treiben können» (S. 24); «die Kirche äußert den Anspruch, über die politische Tätigkeit der Menschen zu urteilen, ebenso wie über ihre wirtschaftliche, ihre intellektuelle oder künstlerische Tätigkeit» (S. 27) — unter Verzicht auf kirchliche oder moralistische Tendenz dieser Aussage — dies muß betont werden! — gilt auch dies nicht nur für den Katholizismus, ebenso die dritte Bedingung, «die Freiheit der wechselseitigen Verbindung» (S. 33), die ökumenische Gemeinschaft (Boulier erwähnt als Katholik die Verbindung mit dem Vatikan!). Aber bei Erfüllung dieser Bedingungen — sie sind es heute noch nicht, können es vielleicht zum Teil noch nicht sein! — gilt: «Es ist noch nicht das Ende *der* Welt, es ist das Ende *einer* Welt — der kapitalistischen. Und die Kirche muß es überleben und die neue Welt, die aus den Ruinen erstehen wird, dem lebendigen Gotte weihen.» (S. 35.) Die Schlußfolgerung können wir ganz zu unserer eigenen machen, auch wenn wir sonst noch so viele Fragen gegenüber der Haltung Bouliers haben, vor allem was seine Betonung des Katholisch-Kirchlichen wie seine Setzung des Marxismus in seiner bolschewistischen Form als «die neue Welt» betrifft, die Aussage, die auch ganz im Einklang mit Leonhard Ragaz steht: «Dem Marxismus eine Seele geben, das ist des Christentums Problem und Programm für die Zukunft!» (S. 36.)

Demgegenüber bringt der Bericht *Debrays* nicht viel Neues; unter viel Polemik setzt er sich — nicht immer überzeugend — mit der Kritik an Sowjetrußland auseinander, vor allem mit den Vorwürfen der Friedensfeindlichkeit, des tiefen Lebensstandards, der Bildung einer neuen Managerklasse und der Unfreiheit der Kirche; *Distelbarth* bringt in seinem Buch wesentlich mehr Material, dafür wesentlich weniger Polemik. Debrays Absicht ist denn auch eindeutig: er will «die Vereinigung aller guten

Bürger» (S. 167) seines Landes, die «Volksfront» mit den Kommunisten gegen Kapitalismus und Kriegspolitik, deren Begründung aber recht fragwürdig erscheint; so wird das Verhältnis Christentum-Politik bald als «relative Eigengesetzlichkeit», bald als «Verchristlichung der diesseitigen Welt» (S. 171) bezeichnet; besonders schlecht machen sich die Ausfälle gegen den Neutralismus eines Emmanuel Mounier und des «Esprit». Dennoch sind wir dankbar für dieses begeisterte, lebendige Zeugnis eines jungen französischen Katholiken. Auch *es kann* eine Hilfe sein zu besserer Auseinandersetzung.

J. L.

Die Philosophie des Friedens (The Philosophy of Peace), von Dr. *John Somerville*. Zweite, erweiterte Auflage, Liberty Preß, Inc. Neuyork 1954 *.

Das vorliegende Buch ist nicht deshalb besonders bemerkenswert, weil es für den Weltfrieden spricht. Glücklicherweise erscheinen in Ost und West, in Süd und Nord jährlich zahlreiche Friedensbücher. Die Besonderheit dieses Buches ist, daß aus ihm die reine Stimme des «andern Amerikas» spricht, des Amerikas, zu dem einst die Verfolgten der Alten Welt ihre Zuflucht nahmen, jenes Amerikas, zu dessen Küste ideale deutsche Jünglinge strebten, um dem verhaßten «preußischen Kommis» zu entgehen, des Amerikas der Freiheitsstatue im Hafen Neuyorks, deren Fackel den Einwanderern die Straße zu neuem Leben wies.

Das Buch des Philosophieprofessors John Somerville spricht in erster Linie zu seinen Landsleuten und will ihnen helfen, sich von der Furcht- und Haßpsychose, in die sie sich treiben ließen, zu befreien. Das klare Licht der Tatsachen, das ihnen vorenthalten wurde oder das sie zurückstießen, ist der Befreier. Als Gelehrter, der seine Buchweisheit durch Studien in Ländern Europas (in Hitler-Deutschland, in Frankreich, in Rußland als beauftragter Forscher für die Columbia-Universität in Neuyork) erhärtete und belebte, spricht er nicht in akademischem Ton zu seinen Lesern, sondern in der schlichten Sprache, die alle verstehen können, alle Friede-Suchenden der ganzen Welt.

Er geht aus von den Todes-Drohungen und den Lebens-Verheißungen des Atomzeitalters, in das wir gerieten, von der Tatsache, daß alle Völker heute vor der Entscheidung stehen, ein Leben der Fülle oder den Welt-Selbstmord zu wählen.

Tatsache ist, daß wir aus dem Grauen vor dem deutschen Nazismus und dem italienischen Faschismus nach deren Niederringung in ein anderes Grauen hineinglitten, in die Angst vor unserem bisher «glorreichen Verbündeten», Sowjetrußland. Viele Seiten des Buches sind der Frage gewidmet: Ist diese Angst gerechtfertigt, sind Nazi-Faschismus und Sowjet-Kommunismus gleich unerträglich für eine friedliche Völkergemeinschaft? Er muß da aus eigenem Studium und eigener Anschauung mit einem entschiedenen Nein antworten.

Dieses Nein geht an die ganze westliche Welt. Weshalb wurde Francos Spanien 1945 nicht in die Weltgemeinschaft der «Vereinten Nationen» aufgenommen? Weil Franco die Grundlehre des Faschismus vertritt, die den Krieg als den Erzieher zu menschlicher Vervollkommnung erklärt. Wir erinnern uns wohl noch des Wortes Hitlers, daß Völker erstarken durch ewigen Kampf, aber durch ewigen Frieden zugrundegehen, und des Ausspruches Mussolinis, daß allein der Krieg alle menschlichen Energien zu höchster Blüte treibt und das Siegel des Adels einem Volke aufdrückt. Wie hätten diese Länder in die «Vereinten Nationen» aufgenommen werden können, deren Wesen und Sinn, ja «raison d'être» es ist, die Menschheit zur Absage an den Krieg und zum Dauerfrieden zu bringen?

Ist nun das gleiche vom Marxismus zu sagen, der das Sowjetregime bestimmt? Ein glattes Nein ist die Antwort. Marx beschuldigte das kapitalistische Wirtschaftssystem, daß es notwendigerweise Wirtschaftskrisen und Krieg hervorbringen muß, um

* Die erste, vergriffene Ausgabe kam Ende 1949 heraus. Die vorliegende Auflage ist außer anderem durch Betrachtung der Korea- und Indochina-Kriege erweitert.

sich zu erhalten. Die Abschaffung dieser beiden Übel war von Anbeginn eines der treibenden Motive der russischen Revolutionäre. Also arbeitet ihre Lehre nicht gegen den Frieden.

Wenn die Mehrheit der Menschheit diese Tatsache einsieht, ist Großes für ein friedliches Nebeneinander der Ideologien des Westens und des Ostens und somit für den Weltfrieden geschehen. Die Grundlage ist da, auf dem sich mit gutem Willen weiter bauen läßt.

Zum guten Willen gehört vor allem, daß die Völker der doppelten Moral im Verkehr miteinander absagen, daß sie nicht mehr ihre Handlungen und die der andern mit ungleichem Maßstab messen. Das ist nämlich ein zweites großes Hindernis des Friedens.

Der Autor spricht hier besonders zu Amerikanern, wenn er sagt: «Wenn wir als Nation unsere Machtstellung erweitern, so ist das nicht böse, sondern vielmehr gut und bedroht niemanden. Wenn wir Rußland durch militärische Stützpunkte einkreisen, so ist das nichts Schlechtes. Aber wenn Rußland seine Machtstellung erweitert oder gar uns durch militärische Stützpunkte einkreisen sollte, so wäre das untragbar ... Wir betrachten das Interesse Englands am Mittleren und Fernen Osten als ganz natürlich. Wenn aber Rußland Osteuropa als seine Interessensphäre beansprucht, so ist das ungehörig ... Wir nennen unsere Gefolgsstaaten ‚Gute Nachbarn', aber die russischen Gefolgsstaaten ‚versklavte Satelliten'.»

So fährt er fort, seinen Landsleuten das Sündenregister des doppelten Moralmessers vorzuhalten, wie es auch auf andere Völker zutrifft.

Der Weltfrieden ist auch solange unmöglich, als der Westen dem Osten Treu und Glauben versagt und ohne Ausnahme den Handlungen des Ostens, mögen sie noch so friedlich sein, böse Beweggründe unterlegt. Ob die andere Seite es ebenso macht, und wer das böse Spiel begann, läßt sich feststellen, ist hier aber von untergeordneter Bedeutung. Für den Frieden hat jeder bei sich anzufangen, den Balken im eigenen Auge zu sehen, ehe er auf den Splitter im Auge des Nächsten weist.

Ein dritter gewaltiger Faktor des Friedensschaffens ist die Einsicht, daß die Welt im Fluß ist. Amerika, früher das fortschrittlichste, beweglichste Land der modernen Welt, ist zum fast konservativsten geworden, zum hartnäckigen Bewahrer des «status quo» eingefroren. Das hat schon der Dichter und Philosoph Walt Whitman gesehen (1819–1892), den der Verfasser als «den überragenden Genius, der dem amerikanischen Ideal (als dem Menschheitsideal) unübertrefflichen Ausdruck verlieh», ansieht. Dieses Beharren im gewohnten Alten, das gleichzeitig zur Todesangst vor allem grundsätzlich Neuen geworden ist, haftet den Wohlsituierten des ganzen Westens (und zum Teil auch des Ostens) an. Es ist wohl menschlich verständlich, aber heute absolut unannehmbar, weil zum Kriege treibend.

Dr. Somerville sieht in den Visionen Walt Whitmans den Weiser in die Zukunft Amerikas. Sie bedeuten: Wachstum. Stillstand ist Tod, Tod besonders der Demokratie. Eine Demokratie verkommt, wenn sie nicht wächst durch sozialen Fortschritt, durch Erhöhung der Gemeinschaftsmoral, des Wissens und Könnens der einzelnen, durch die Kraft, die die Gewißheit der Lebenssicherheit durch soziale Gerechtigkeit und Frieden verschafft. Eine lebendige Demokratie kann es sich nicht erlauben, sich engherzig und verächtlich gegen andere Regierungssysteme zu verschließen. Sie soll zu verstehen suchen durch Kenntnis und guten Willen. Das führt von selbst die für echten Frieden so notwendige Bescheidenheit und das Bewußtsein herbei, daß «wir allesamt Sünder sind», unvollkommen als einzelne und als Völker und kein Recht haben, den Stein auf andere zu werfen, die durch eine ganz andere Entwicklung und Geschichte gegangen und daher zu anderen Formen gelangt sind als wir.

Es ist heute in den USA nicht leicht und nicht ungefährlich für Ruf und Existenz, so offen und unverbogen zu seinen Mitbürgern zu sprechen, wie es der Verfasser dieses Buches tut. Dasselbe ist daher eine Quelle der Erhebung und der Ermutigung für die Menschen des Friedens und des guten Willens.

Eine Übersetzung ins Deutsche ist in Vorbereitung. *Alice Herz*

Raymond Chasles, *Israel und die Weltvölker* (Israel et les Nations). Aus dem Französischen übersetzt von August Raske, 4. Auflage, 1954, Patmos-Verlag, Stuttgart, 178 Seiten.

Das Tausendjährige Reich, das im ganzen zwölf Jahre gedauert hat, ist zum Witzwort geworden; es werden kaum alle, die es anwenden, sich dessen bewußt sein, daß das Wort urbiblischem Gedankengut entspringt und sich in dieser Form im einzigen prophetischen Buch des Neuen Bundes, der Geheimen Offenbarung, findet. Im Kapitel 12 lesen wir von dem fürchterlichen Kampf zwischen dem Erzengel Michael und dem Drachen, in dessen Verlauf dieser überwältigt und auf die Erde herabgeworfen wurde. Nun ist Satan der «Fürst dieser Welt». Darum «wehe der Erde und dem Meere! Denn der Teufel ist zu euch herabgestiegen; er hat großen Zorn; denn er weiß, er hat nur wenig Zeit» (Offenb. 12, 12).

Es kommt aber die Zeit, in der seine Herrschaft zu Ende geht. In Kapitel 20 sieht Johannes in großartiger Zukunftsvision einen Engel vom Himmel niedersteigen; er bemächtigt sich Satans und wirft ihn für tausend Jahre in den Abgrund, so daß er die Völker nicht mehr verführen kann.

Diese Prophezeiung einer langen Periode der Ruhe und des Friedens auf Erden steht keineswegs isoliert in der Heiligen Schrift; die alttestamentlichen parallelen Hinweise auf ein messianisches Zeitalter sind insbesondere bei den Schriftpropheten — von Jesaja bis Maleachi — zahlreich (siehe auch die siebzig Jahreswochen bei Daniel). Sie können ebensowenig vom armseligen Aufbau des neuen Tempels nach dem babylonischen Exil verstanden wie in «vergeistigtem Sinne» auf die Kirche angewendet werden, wogegen man die Drohungen und Unheilsverkündigung einzig und allein den Juden in die Schuhe schiebt.

Es ist ein namhaftes Verdienst des gelehrten Pariser Archäologen, der ein Menschenleben der Erforschung und Popularisierung der Heiligen Schrift im katholischen Frankreich gewidmet hat, all die Fragen (und es sind nicht wenige) in gedrängter und faßlicher Form gleichsam in einem Handbuch zusammengefaßt zu haben (französische Ausgabe 1945), von dem nun eine treffliche Übersetzung ins Deutsche vorliegt. Vor allem aber hat er die naheliegenden, vielleicht sogar handgreiflichen Zusammenhänge mit der nun erfolgten Wiederaufrichtung des Staates Israel und der intensivierten Heimkehr von Juden aus allen Weltteilen — bei den Propheten ein Auftakt zum messianischen Reich — gründlich beleuchtet.

Was aber dieses Buch dem Bibelgläubigen zum besonderen Erlebnis macht, ist nachfolgender Gedankengang: Das Reich Gottes ist den Jüngern von Jesus als unmittelbar bevorstehend gepredigt und von diesen ebenso auch erwartet und ersehnt worden. Es ist Chasles und den Bibelgelehrten, die ihm als Gewährsleute dienen, eindeutig und klar, daß dieser Anbruch des Reiches Gottes damals auch wirklich bevorstand und nur durch die Ablehnung seiner Heilspredigt durch die Führer Israels als des Erstberufenen eine Hinausschiebung auf einen längeren und unbestimmten Zeitraum erfahren hat (so siehe auch Röm. 11, 25). So und nur so kann Jesu feierliche Verheißung: «Wahrlich, ich sage euch: Einige von denen, die hier stehen, werden den Tod nicht kosten, bis sie das Reich Gottes sehen» (so übereinstimmend bei den drei Synoptikern Matth. 16, 28, Mk. 1, 1, Luk. 9, 27) einen Sinn gehabt haben. Der Beweis ist in der Ablehnung der Predigt Pauli und Berufung der Heiden in der Apostelgeschichte glücklich weitergeführt.

Der Chiliasmus, auch Millenarismus, hat in der Kirchengeschichte vielfach Ablehnung gefunden, ohne aber in seiner gemäßigten Form als Häresie empfunden zu werden. Heute aber gilt es, die Zeichen der Zeit zu begreifen und einerseits in den grauenvollen Umwälzungen unseres Jahrhunderts, andererseits in der Sammlung Israels in seiner ihm von Jahve seit je und je zugedachten Heimat einen Hinweis zu sehen, daß wir vor einem gewaltigen Wendepunkt stehen. Die Welt lag und liegt freilich im argen; es war aber, wie der Paradiesbericht der Bibel zeigt, nicht von allem Anfang so und wird es auch nicht am Ende der Zeiten sein. Dabei mag es einen geringeren Unterschied machen, ob wir mit dem Verfasser das Reich Gottes auf Erden

als friedlichen Abschluß endzeitlicher Natur ansehen oder in ihm mit Leonhard Ragaz und seinen Anhängern, mit denen uns so vieles Gemeinsame verbindet, einer trostvolleren und glorreichen Zukunft in sozialem Frieden und kulturellem Fortschritt entgegensehen *.

Herbert H. Lichtenstern

«*Die Lage der Protestanten in katholischen Ländern.*» Evangelischer Verlag, Zollikon 1953.

Die Ost-West-Neurose, von der wir heute alle mehr oder weniger befangen sind, hindert immer wieder an der Lösung so wichtiger Sachfragen an anderen Fronten; ihre Überwindung ist ein wesentlicher Beitrag zur politischen Entspannung. Hinweise auf eine andere Front, wie der vorliegende Dokumentarbericht und das im selben Verlag früher erschienene «Der Katholizismus im Angriff», können hier einen wichtigen Dienst leisten.

Das Buch hält sich kommentarlos an die Tatsachen, wie sie in bezug auf Italien von Pfr. *Hardmeier* (Zurzach), selber einige Zeit im Dienste der dortigen evangelischen Kirche, über die evangelische Kirche in Spanien von dem ebenfalls lange dort wirkenden Pfr. *Brütsch* (Bern) geschildert werden; über die Verhältnisse in Südamerika berichten Pfr. *Pradervand*, der Generalsekretär des Reformierten Weltbundes, sowie eine Dokumentation des *Evangelischen Kirchenbundes in Kolumbien*.

Evangelische Botschaft — und sie ist nicht an den Protestantismus und seine verschiedenen Denominationen gebunden! — steht immer und überall wesentlich in Anfechtung, die sich wieder und wieder auch äußerlich, in Konflikten mit Staaten, Kirchen und anderen Mächten manifestieren wird. Zum Aufsehen mahnend ist die Lage vor allem in katholisch-konservativen Staaten, wie Kolumbien, Spanien, Portugal und Italien.

In *Kolumbien*, wo seit 1949 im Rahmen einer allgemeinen Reaktionstendenz in Mittelamerika (vergleiche die erstaunlichen Vorgänge der letzten Monate in Guatemala!) eine Diktatur besteht, ist die Situation besonders schlimm; Fälle von offener Verfolgung, von Plünderung und Raub, Mord und Totschlag stehen nicht vereinzelt da und sind wohl dokumentiert; Hetze und Boykott, «unablässiger Druck und ständige Ungewißheit» (S. 153) charakterisieren die Lage; andererseits aber «hat sich das Gebetsleben der Kirche mächtig entfaltet, zahlreiche evangelische Christen leben Tag für Tag aus der Kraft ihres Herrn»; die Verfolgungen «bewirkten den Zusammenschluß aller protestantischen Kräfte, und das sich kräftig erwiesene Zeugnis hat überall neue Türen geöffnet» (S. 151). In *Spanien* besteht eine gewisse gesetzliche Sicherung, indem nach der Verfassung von 1945 Freiheit der «religiösen Überzeugung» wie der «privaten Ausübung des Gottesdienstes» besteht, was sachlich etwa mit Verfassungen kommunistischer Staaten übereinstimmt; jegliche Evangelisation, Liebestätigkeit, kirchliche Presse, evangelische Schulen sind verboten, zivile Trauung und Beerdigung erschwert, Eröffnung von Gottesdiensträumen kontrolliert und lokaler Polizeiwillkür überlassen; der allgemeine gesellschaftliche Druck ist groß, wenn sich auch manches infolge außenpolitischer Rücksichten in letzter Zeit gebessert hat. Über *Italien* gibt das Buch beson-

---

* Da diese Auffassung über den Chiliasmus bei Leonhard Ragaz etwas mißverständlich ist, setzen wir hier noch ein Zitat von Ragaz aus der Schrift «Das Reich Gottes in der Bibel» (Zürich 1948) über das Tausendjährige Reich: «Es gibt im Kommen des Reiches nicht nur Zusammenbruch, sondern auch Aufbau, nicht nur Nein, sondern auch Ja, nicht nur Gericht, sondern auch Gnade. So im kleinen wie im großen. Es kann ganz lange Perioden geben, wo eine neue Wahrheit Gottes die Menschen nährt, bis ein neuer Durchbruch nötig ist. Diese Durchbrüche stützen einander, setzen einander voraus, weisen aufeinander hin und weisen alle auf die *Vollendung* des Reiches Gottes hin. ... *Der* Durchbruch ist Christus, er *ist* geschehen und *wird* geschehen. Christus ist das A und O.»

ders ausführlich und dokumentiert Auskunft; nach Hinweisen auf die Zeit des Risorgimento bis 1929 und auf die des Faschismus wird das «evangelische Erwachen nach dem Kriege» (S. 28) geschildert, das die Bemühungen um rechtliche Sicherungen begleiten. Nach der Verfassung von 1948 bestehen weitgehend Glaubens- und Zeugnisfreiheit, wie auch die bürgerlichen Freiheiten der liberalen Demokratie; doch sind diese durch die Bestätigung des Lateranvertrages, die noch bestehenden Ausführungsgesetze aus der faschistischen Zeit und das faschistische Strafgesetzbuch von 1930 außerordentlich eingeengt; der Sieg der Democrazia Cristiana von 1948 und die allgemeine Rekatholisierung der westeuropäischen Politik tun das ihre, um den Druck aufrechtzuerhalten und zu verstärken.

Ob es gelingen wird, hier den evangelischen Minderheiten, und damit jeder Minderheit, und damit dem Einzelnen und seinem Gewissen, Recht zu schaffen, Raum für ihren Dienst an der Gesamtheit? Für *Gottes Wort* Raum zu schaffen liegt auch dann noch nicht in menschlichem Vermögen! *J. L.*

Zu Margarete Susman's Geburtstag

Unsere Freundin Margarete Susman hat unseren Wunsch, sie möge anläßlich ihres Geburtstages etwas aus ihren Erinnerungen für uns aufschreiben, trotz starker gesundheitlicher Behinderung erfüllen können und damit erneut ihre starke und treue Verbundenheit mit uns bekundet. Wir danken ihr für diese kostbare Gabe herzlich und wünschen ihr neue Blüte in ihrer Arbeit und gleichzeitig reiche Frucht ihres Lebenswerkes, so wie ja im heiligen Lande die Orangenbäume Blüte und Frucht gleichzeitig hervorbringen. *D. R.*

Laotse — Taoteking

Achtundsiebzigster Spruch

Nichts auf Erden ist so weich und nachgiebig wie das Wasser,
und doch ist nichts zwingender für das Harte und Starre.

Weichend, behauptet es sich selbst:
so ist es nicht zwingbar.

So weiß jedermann:
Weiches zwingt das Harte,
Nachgiebiges zwingt das Starre;
doch niemand handelt danach.

Darum sagt der Vollendete:
«Wer der anderen Unrecht auf sich nimmt,
ist in Wahrheit der Führer;
Wer der anderen Last auf sich nimmt,
ist in Wahrheit der Herrscher.»
Wahre Rede widerstrebt dem Vorteil.

In der Übertragung von Carl Dallago

Zum Bettag 1954*

«Und dem Engel der Gemeinde zur Sardes schreibe: Das sagt der, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne: Ich weiß deine Werke; denn du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot.
Werde wach und stärke das andere, das sterben will; denn ich habe deine Werke nicht als vollkommen erfunden vor Gott. So gedenke nun, wie du empfangen und gehört hast, und halte es und tue Buße. So du nicht wirst wachen, werde ich über dich kommen wie ein Dieb und wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde.
Aber du hast etliche Namen zu Sardes, die nicht ihre Kleider besudelt haben; und sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern, denn sie sind's wert.
Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.
Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!»

Offenbarung des Johannes, Kap. 3, 1–6

Auch wir, das Schweizervolk in seiner Gesamtheit, sind eine Gemeinde. Eine Gemeinde, der eine ganz besondere Aufgabe zugewiesen

* Diese Bettagsbetrachtung sowie die nachfolgende Predigt vom Erntedankfest sind zeitlich etwas verspätet, aber nicht grundsätzlich. *D. R.*

wurde, eine Gemeinde, die auf ihre besondere Art versagt hat, eine Gemeinde, zu der Jesus Christus, der kommen will, klar und absolut sein Wort spricht.

Alle Gemeinden müssen sich auf das Kommen Jesu rüsten, und wenn der Anstoß und die offensichtlich gottgegebene Möglichkeit zur Umkehr jedem Volke in anderer Weise zuteil wurde, so wird auch unser Vaterland «in Frage gestellt» und zur Rechenschaft gezogen, denn es hat den Namen, daß es lebe und ist tot, und seine Werke sind als nicht vollkommen erfunden vor Gott, der dem einzelnen Menschen, wie dem Volke als Ganzem, ins Herz schaut und nicht auf äußeren Prunk und Schein. Er schaut auch jedem von uns getanen Werk ins Herz, besonders aber den Wohltätigkeitswerken.

Vor allem aber frägt er: «Was lebt und was ist tot, was wurde an Schöpferischem getan, und was wurde nicht getan? Schläft ihr oder wacht ihr? Wie habt ihr das Pfund verwaltet, das ich euch gegeben habe? Habt ihr den Sinn eines besonderen Auftrages erfaßt, habt ihr diesen Auftrag erfüllt, seid ihr überhaupt auf dem Wege dazu? Seid ihr wach für die Größe eurer Aufgabe? Stärkt ihr das andere, das sterben will: den Mut, die Hingabe, die Klarheit und Lauterkeit, die Gewissenhaftigkeit, die echte Bodenständigkeit, die Weite des Herzens? Seid ihr bereit, wenn ich komme? Habt ihr Trägheit, Sattheit, Eitelkeit, Ängstlichkeit, Unlauterkeit und alles, was euch von mir entfernt und was euern Namen auslöscht, überwunden? Seid ihr wert der weißen Kleider und des ewigen Namenszuges im Buche des Lebens?»

Wer sein Vaterland liebt, stellt sich diese Fragen. Und er versucht, sie ehrlich zu beantworten. Aber das genügt nicht. Wir müssen von diesen Fragen aufgerüttelt werden bis auf den Grund unseres Herzens. Denn dort ist wohl noch das Wissen um den wahren Glanz, die wahre Fülle und die wahre Schönheit unseres Vaterlandes verankert. Und dort pocht das Wissen um unsere besondere Mission ans Gewissen.

Es ist von Bedeutung, daß für unser Volk, für unser Dasein, für unsere Aufgabe die vielfältige *Natur* unseres Landes um den einen festen Kern: die Berge, ein *Symbol* ist, das dem Geist, in welchem wir unsere Heimat lieben und vor Gott bringen wollen, die Richtung gibt.

Wir haben die Berge. Sie sind das Symbol der stillen Kraft und der Unverrückbarkeit. Wo und wann aber gibt es bei uns noch wirkliche Stille und wirkliche Kraft? Sind wir unverrückbar im Gehorsam gegenüber Gott?

Auf den Bergen weht Höhenluft und ein kräftiger, reiner Wind. Wer atmet solche Höhenluft noch ein, und wo weht in dem, was bei uns geschieht, ein kräftiger, reiner Wind?

Die Berge sind das Symbol der Höhen, zu denen man aufschaut, und der Gipfel, die man um einer weiten Aussicht willen erringt, und an denen man seine Kräfte mißt. Wohin aber schauen wir? In die Höhen, wo wir Gott finden? Und wie erringen wir heute die Gipfel? Bedeutet

uns ein Ringen um Echtes, um Schweres und Tapferes noch etwas? An was messen wir heute unsere Kräfte?

Aus den Bergen kommen die lauteren Quellen, und gewaltige, lebenbringende, völkerverbindende Ströme entspringen dort. Aus welchen Quellen aber schöpfen wir? Und wo bleiben die Ströme des Lebens, die aus unseren Herzen, aus dem Herzen unseres Vaterlandes brechen und in die Welt fließen sollten?

In den Bergen lebt der strenge, nüchterne Geist, der unbeirrbar Gut und Böse scheidet. Aber welchem Geist dienen wir?

Ein Berg ist auch Zion. Zion ist der Berg der Völker. Dort sollen und werden sich alle Menschen und alle Völker finden. Aber dasjenige Volk im Herzen Europas, an dem das Grauen des Krieges sich – bis heute – nicht ausließ und das seinen Bund mit Gott und vor Gott im Angesicht der Berge gegründet hat, bekam die besondere Aufgabe, die Völker zu Jesus Christus, zum Berge Zion zusammenzuführen. Warum konnte aber der alte Völkerbund auf schweizerischem Boden nicht gedeihen? Und was tun wir Entscheidendes für den neuen? Wo sind heute die Winkelriede, die durch die furchtbare Wand des Kriegs- und Gewaltdämons durchbrechen und dem Frieden den Weg schaffen?

Unser Beten möge auf den Grund gehen und sehr demütig sein. «Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.»

C. W.-St.

Predigt zum Erntedankfest 1954

Text: Psalm 106, 1, 2, 6, 24, 25.

Halleluja! Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.
Wer kann die großen Taten des Herrn ausreden und alle seine löblichen Werke preisen?
Wir haben gesündigt samt unsern Vätern; wir haben mißgehandelt und sind gottlos gewesen.
Und sie verachteten das liebe Land, sie glaubten seinem Wort nicht und murrten in ihren Hütten; sie gehorchten der Stimme des Herrn nicht.

«Seine Güte währet ewiglich.»

Ist das wahr, im Blick auf diesen verregneten Sommer, können wir in dieses Lob miteinstimmen?

Eine Tageszeitung von gestern meldet unter der Überschrift «Erntedankfest 1954 mit ernstem Hintergrund», der Gemeinderat einer Bodenseegemeinde habe beschlossen, das herkömmliche Erntedankfest in diesem Jahr nicht zu feiern. Ein großer Teil der Ernte war dem Unwetter zum Opfer gefallen.

Soweit sind wir? Und nicht nur in der ungenannten Bodenseege-

meinde sind wir soweit, nein, das ist die Grundstimmung bei vielen Menschen in Deutschland.

«Seine Güte währet ewiglich?» Ist das wahr, im Blick auf diesen verregneten Sommer; es soll der regenreichste Sommer seit hundert Jahren gewesen sein. – Ja, es ist wahr: «Seine Güte währet ewiglich!» Das gilt für gute und schlechte Jahre und gilt auch dann, wenn überhaupt nichts wachsen sollte. Seit wann haben wir Gott Vorschriften zu machen, sein Tun zu verbessern? Es kommt darauf an, daß wir Gott bedingungslos anerkennen, statt mit Ihm hadern und rechten zu wollen.

Zum Verständnis dieses unsinnigen Beschlusses kann nur angeführt werden, daß sich auch bei uns die amerikanische Auffassung breit zu machen beginnt, der Acker sei eine Produktionsstätte unserer Nahrung, wie die Fabrik eine solche der Maschinen ist. Ein amerikanischer Farmer äußerte sich in dieser Frage: «Wir betrachten unsere Kühe in erster Linie als Maschinen. Wir stecken Rohmaterial in Form von Nahrung in die ‚Maschine' hinein und bekommen dafür Milch.» (Jungk: «Die Zukunft hat schon begonnen.») Man düngt den Boden mit Mengen Kunstdünger, vernichtet das Unkraut chemisch und erntet, wie man es sich vor Jahrzehnten noch nicht geträumt hätte. In den USA, Australien und Südafrika «macht» man auch den Regen, indem man Wolken auf chemischem Wege zur Auflösung bringt. Oder bewässert Millionen Hektar Wüste durch ein gut funktionierendes Bewässerungssystem, so vor allem in der Sowjetunion. Maschinen pflügen ferngesteuert die riesigen Anbauflächen, Maschinen säen, Maschinen ernten, Maschinen verarbeiten das Getreide, die Frucht der Felder. Wozu dann Erntedank, Dank an Gott oder die Natur? Dann haben die Sowjets doch recht, wenn sie das Erntedankfest als einen Dank an den menschlichen Geist, die Ingenieure, Agronomen, Biologen, Chemiker und Physiker feiern.

Nun, diese Menschen befinden sich in einem großen Irrtum. Nach wie vor gilt das Wort des Psalmisten, des Mannes, der vor zweieinhalbtausend Jahren gelebt hat. «Wer kann die großen Taten des Herrn ausreden und alle seine löblichen Werke preisen?» Wir sind zu sehr von den Errungenschaften der Technik, den dienstbaren Geistern, die wir uns geschaffen, gefangengenommen. Wir meinen die Wunder in den großen Taten der Technik suchen zu müssen. Dabei übersehen wir die «großen Taten» des Herrn; daß der Herr es ist, der uns geschaffen hat und mit uns die Technik, das Auto, das Flugzeug und den Fernsehapparat. Daß es Leben überhaupt gibt, haben wir nicht der Technik zu danken, sondern dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, oder können wir, die wohl Wolkenkratzer und Schlachtschiffe bauen, auch nur einen Grashalm wachsen lassen? Die Schöpfung des Lebens, das ständige Wachsen in der Natur ist ein Wunder, ein unergründliches Wunder, nur haben wir uns daran so gewöhnt, daß wir es als selbstverständlich hinnehmen.

Dann aber ist es höchste Zeit, dieses Versäumte nachzuholen.

Wir Christen sehen den Zusammenhang zwischen Gott und der

«Natur», der Schöpfung, darum feiern wir das Erntedankfest, ob es eine gute oder schlechte Ernte war, weil wir um die «Güte des Herrn» wissen. Wir wissen, woher Wachstum und Gedeihen kommen, Regen und Sonnenschein, und wir wissen, daß das Unwetter in diesem Sommer nicht nur eine finanzielle Seite hat, sondern ein Mahnruf Gottes an uns ist.

Die Meteorologen, Physiker und Chemiker sind in Japan und Indien zu einem Teil der Ansicht, aber auch in Europa haben sie Anhänger gefunden, das Unwetter in Asien und in Europa habe seine Ursache in den vielen Atom- und Wasserstoffbombenversuchen. Das wird natürlich heftig bestritten von einem anderen großen Teil der Wissenschafter; aber wir wissen um die höllische Gefahr dieser Versuche, und daß es wohl einen Zusammenhang zwischen unserem Unwetter und der H-Bombe geben kann oder noch geben wird. Wenn im Psalm 106 steht: «Wir haben gesündigt samt unseren Vätern; wir haben mißgehandelt und sind gottlos gewesen», so denkt der Psalmist an das Verhalten des israelischen Volkes. Aber kann man diese Worte nicht auch auf unsere Tage so beziehen, daß man dabei an die schrecklichen Auswirkungen der A- und H-Bombe denkt?

Jetzt wird manch einer von euch mich im stillen fragen: was habe ich denn gesündigt, daß es Unwetter und Unfrieden und diese höllische Bombe in der Welt gibt? Und was hat das mit meinen Vätern zu tun? Das hat sehr viel mit deinem Verhalten und auch einiges mit dem deiner Väter zu tun! Unsere Väter haben gesündigt, indem sie, statt Völkerverständigung zu treiben, Kriege, Weltkriege führten. Unsere Väter haben gesündigt, als sie statt Land in Afrika, Asien, Amerika und Australien urbar zu machen, viele hundert Milliarden Mark für die Rüstung ausgaben, Kriege führten und die Erde mit Panzerketten und Bombenkratern in zwei Weltkriegen zerfurchten und verwüsteten. Es ist unsere Sünde, wir haben «mißgehandelt», daß wir unsere Stimmen nicht ernst und entschlossen genug gegen die Aufrüstung in der Welt und die Atomrüstung, dem Schreckgespenst jeder Mutter, erhoben und noch erheben. Wohl hat im kirchlichen Rahmen die Synode der Brandenburgisch-Berliner Landeskirche unter Bischof Dibelius sich für das Verbot der Wasserstoffbombe eingesetzt, ihr schloß sich die rheinisch-westfälische Kirche an, wohl hat Papst Pius vor dieser Bombe gewarnt und hat die Weltkirchenkonferenz in Evanston die Völker zur Abrüstung und Verständigung aufgefordert und das Verbot der H-Bombe gefordert, aber diese Stimmen werden untergehen, die Aufrufe und Resolutionen wieder verklingen in unserer raschlebigen Zeit, wenn wir die Gefahr der H-Bombe und des Krieges den Menschen nicht immer wieder vor Augen führen.

Worin besteht denn diese Gefahr?

Ein japanischer Film «Kinder der Atombombe», der Originalaufnahmen von der Bombardierung Hiroshimas zeigt, machte Japan und darüber hinaus auch andere Länder mit dieser Gefahr bekannt. Weite Teile

des Pazifischen Ozeans sind radioaktiv verseucht, was das heißt, lehrt uns das Schicksal der japanischen Fischer, die etwa 110 Kilometer außerhalb des Sperrgebietes in einen radioaktiven Regen gerieten und dann schwer erkrankten. Einer der Fischer ist inzwischen gestorben, seine inneren Organe waren nach Zeitungsmeldungen verbrannt, verfault. Auch andere japanische Fischer, die in der Umgebung des Versuchsfeldes auf Bikini auf Fang waren, brachten lebensgefährliche Verbrennungen und Tausende von Tonnen radioaktiv verseuchter Fische mit, die dann weggeworfen werden mußten, sollte nicht ein größerer Kreis von Menschen sich lebensgefährlich, ja tödlich vergiften.

150 000 Menschen verloren durch die zwei ersten auf Menschen geworfenen Atombomben ihr Leben, Zehntausende erlitten Verletzungen, an denen heute noch immer Menschen sterben müssen.

Durch Atomabfälle, aus den großen Werken am Savanah-Fluß in den USA und anderen Atombombenwerken zur Herstellung von Plutonium und Uran, wird die Erde für Jahrmillionen, mindestens aber für Hunderttausende von Jahren vergiftet, d. h. daß noch nach einigen hunderttausend Jahren es lebensgefährlich ist, auf dem Boden zu wohnen und zu arbeiten, in den hinein in gewaltige Betonblöcke die radioaktiven Abfälle eingemauert wurden. Das sind gefährliche Friedhöfe. Wehe den Menschen, die dieses Gelände der Atomfriedhöfe im Laufe der nächsten Jahrzehntausende aus Unkenntnis betreten sollten! Es droht das Grundwasser, vorläufig nur in der Umgebung dieser Friedhöfe, radioaktiv und damit giftig zu werden usw. usf.

Vor Jahren waren es japanische Kinder, die in der Glut von Hiroshima verbrannten, vielleicht sind es morgen schon deine Kinder oder deine Frau oder du selber, der vergiftet oder verbrannt wird. Atomkanonen fahren in unserem Land, ja in der Kreisstadt herum. Und es erhebt sich kein Sturm dagegen, die Menschen sind verblendet oder ausgebrannt, daß sie nicht protestieren. Propst Grüber aus Berlin schreibt in einer Flugschrift «Der Christ und die Wasserstoffbombe», nachdem er genug verankert und begründet hat, unter anderem folgenden Satz: «Ist es darum übertrieben, wenn wir sagen: In der Entscheidung für die Wasserstoffbombe liegt eine Entscheidung gegen Christus?»

Gegen die immer höher wachsende Zahl von Kampfflugzeugen und Panzern, Bomben und Atombomben wenden sich Albert Einstein, Albert Schweitzer, Oppenheimer in den USA und viele andere ernsthafte, verantwortungsvolle Menschen in aller Welt. Und wir? Wollen wir weiter schweigen?

Heute, am Erntedankfest, haben die Kinder wie in früheren Jahren ihre Erntegaben zum Altar gebracht. Wenn es zu einem Atomkrieg kommt, und zu einem solchen kommt es gewiß, wenn die Völker nicht endlich ernsthaft und herzhaft daran gehen, sich bald zu verständigen, dann werden unsere Früchte nicht mehr zum Altar Gottes gebracht werden können, weil das Brot, der Blumenstrauß, der Waldstrauß, die Erd-

früchte, das Gemüse und das Obst radioaktiv vergiftet sein werden. Daran sollten wir gerade heute denken und daraus die Folgerung ziehen, daß wir alles tun müssen, um die Völkerfeindschaft zu durchstoßen und die Völkerverständigung zu suchen, daß wir jede Bewegung unterstützen, die eine Beseitigung der Spannungen unter den Staaten der Welt will. Seien wir immer des Psalmwortes eingedenk:

«Wir haben gesündigt samt unseren Vätern; wir haben mißgehandelt und sind gottlos gewesen.»

«Und sie verachteten das liebe Land, sie glaubten seinem Wort nicht und murrten in ihren Hütten; sie gehorchten der Stimme des Herrn nicht.» Das sind wir, wir alle, die hier angesprochen werden. Uns wird gesagt, wie wir es nicht machen sollen, uns wird ein Spiegel vorgehalten. Wir haben umzukehren von unserem verderblichen Weg, dem Weg des Unglaubens. Was sollen wir tun? *Den Frieden lieben und die Völkerverständigung suchen!* Der Verheißung Gottes Glauben schenken. «Selig sind, die Frieden schaffen, denn sie werden Gottes Söhne heißen.» «Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.»

Unser Erntedankfest ist ein Mahnruf Gottes an uns.

Wir wollen Gott nicht zürnen, daß unsere Ernte Schaden genommen hat, nein, wir wollen heute lernen, daß wir es sind, die «mißgehandelt» haben, «das liebe Land verachtet» haben und «Seinem Wort nicht geglaubt» haben.

Wir wollen Gott nun erst recht danken, daß Er soviel Geduld mit uns hat, und wollen mit dem Psalmisten fröhlich in das Lied einstimmen: «Danket dem Herrn; denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.» Gottes Güte besteht nicht allein in dem Gedeihenlassen der täglichen Nahrung, sondern auch darin, daß Er uns mit Christus das himmlische Erntedankfest feiern lassen will.

In diesem Sinne wollen wir das Erntedankfest bewußt feiern, als die Glieder an dem einen Leib, Christus. *Amen.*

Hans Holzträger

Der Todeszirkel der Christenheit

Die Verfälschung des Evangeliums im Dienste der Kriegstheologie

> Wir fragen: Wo sind denn Kirche und Theologie geblieben, wenn es sich um die Sache des Friedens handelte? Die Antwort ist einfach und grob, von göttlicher Einfachheit und Grobheit: weil sie in dieser Sache *Christus verraten haben und es heute von neuem tun.* Das ist die nackte Wahrheit. *Leonhard Ragaz*

I.

In England ist vor kurzem ein katholischer Geistlicher namens *Drinkwater* aufgetreten und hat in der Zeitschrift «People and Freedom» gelehrt:

«Unser Herr hätte wohl, wie Sokrates, bereitwillig zur Verteidigung von Freiheit und Gerechtigkeit unter den Menschen gefochten. Schließlich wissen wir wenig vom täglichen Leben unseres Herrn, außer in den letzten wenigen Monaten; das gibt uns kein Recht, zu entscheiden, was der Zimmermann von Nazareth getan hätte, wenn zum Beispiel sein Dorf von Räubern überfallen worden wäre.»

Es ist nicht bekannt, ob dem Pater Drinkwater diese Erleuchtung beim Wassertrinken gekommen ist; soviel ist indessen sicher: vom *Heiligen* Geist kann er sie auch nicht haben; denn es ist eine unheilige Erkenntnis; es ist *eine Gotteslästerung*, wie sie in der unbußfertigen Christenheit Europas sich schon ein«gebürgert» hat. Sie, diese Christenheit, trinkt solche Blasphemien wie Wasser in sich hinein seit jenen schrecklichen Tagen des August 1914, da der Wahnsinn ausgebrochen ist. Sie bleibt in diesem *Todeszirkel* auch noch im Jahre 1954, denn sie kann keinen Ausweg mehr finden, es sei denn, sie bahne ihn sich mit Hilfe von Atombomben. *«Im Kreise wandern die Gottlosen»* hat der heilige *Augustinus* gesagt. Wann wäre dieses Wort zu traurigerer Anschaulichkeit gelangt als in dem infernalischen Zirkel der Jahrzehnte von 1914 bis 1954?!

Pater *Drinkwater* beruft sich auf Sokrates, der unzweifelhaft der christusähnlichste Heide war. Hat er aber das Abendland durch seinen Einsatz beim griechischen Barras * gerettet und nicht vielmehr durch seine Selbstaufopferung im Gefängnis? Vielleicht ist es ihm bei Potidäa, wo er einen ganzen Tag lang unbeweglich aufrecht stand, aufgeleuchtet: daß Völker nicht durch siegreiche Schlachten gerettet werden, sondern durch die Selbstaufopferung ihrer Besten? Das wäre eine christliche Erkenntnis *vor* Christus gewesen! Und *der* Herr, vor dem die kriegerische Rotte umfiel, als er sie ein wenig ins göttliche Kraftfeld gezogen hatte (Joh. 18, 6), er sollte in seinen stillen Jahren zu Nazareth der schädelspaltenden Zimmermannsaxt das Wort geredet haben? Ach! dann hätte er ein anderes Ansehen in diesem Nest gehabt als das, worüber berichtet wird (Luc. 4, 23ff.). Dann wäre er gewiß schon in jungen Jahren Hauptmann der Bürgerwehr gewesen. Vielleicht meint Pater *Drinkwater* mit seinen Andeutungen, daß uns eben dies von den Heiligen Schriften verschwiegen wird? Ja, die «bürgerliche Existenz» Jesu Christi ist wahrlich dunkel. Man weiß noch nicht einmal, ob er seine Gesellenprüfung als Zimmermann gemacht hat. Und weil «man» das alles nicht weiß, deshalb eben ist den Mutmaßungen und Kombinationen Tür und Tor geöffnet: Jesus, der Antibrigantentruppführer, sagt Pater *Drinkwater*; er hält offenbar die *letzten* Jahre Christi, insbesondere aber seine letzte *Woche*, für eine von Christen *nicht* nachzuahmende Zeit seines Lebens; er meint, daß es für den Christen besser wäre, zu fallen mit dem blutigen Beil in der Faust oder hinterm MG, wie es die europäischen Christen seit 1914 tun. *Das* ist nun das letzte Verständnis des Erlösers Jesus Christus, das die abendländische Christenheit von ihm hat. Man schaudert.

* «Barras» ist Soldatenjargon für Militär.

II.

Als der Wahnsinn ausbrach, schrieb Professor *Curtius,* einer der zahllosen christlichen Kriegsdichter des «Heiligen Krieges» (so der Titel einer bei Diederichs in Jena erschienenen Gedichtsammlung des *Ersten* Weltkrieges) in seiner «Begeisterung» (1914) den Vers:

«Und nun drauf los als Christ und Infantrist!»

Der mörderische Wahn hatte alle christliche Nüchternheit völlig hinweggespült, und der Bajonettkämpfer galt jetzt als das Bild des Christen schlechthin. «Immer feste druff!» hatte der christliche Kronprinz des deutschen Reiches als Losung ausgegeben, und siehe da, er begeisterte mit ihr unter anderem mehr als dreißig evangelische Superintendenten, vom Kaiser die Befreiung vom Gottesdienst und die Zulassung zum Bajonettdienst zu erbitten. Der Kaiser, nüchterner als seine schwerttrunkenen Schlagtote im geistlichen Gewand, verweigerte den Stellungswechsel, so daß den Superintendenten nichts anderes übrig blieb, als sich in «Kriegspredigten» auszutoben. Das geschah dann freilich in furchtbarer Weise. Gott, der Schöpfer und Vater *aller* Menschen, ward zum *Nationalgott* umgefälscht; und sein Sohn Jesus Christus wurde vom Dienst an der Nation suspendiert; Er durfte nur noch dem einzelnen sterbenden Krieger nahe sein. «Gott mit uns!» stand auf allen Koppelschlössern der christlichen Streiter, wie es schon immer in ihren Geschäftsbüchern gestanden hatte, die den kapitalistischen Profit verzeichneten. Die geheiligten Glocken hatten zu den Siegen zu dröhnen, bis sie selbst zu Kanonen gemacht wurden. Und die Heimat trat jede Woche auf dem Marktplatz «zum Beten vor Gott den Gerechten»; und dies Gebet wurde mit zündenden Märschen der Feuerwehrkapelle eingerahmt: Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen und so. Es waren «überkonfessionelle Kundgebungen der siegreich vereinten katholisch-protestantischen Christenheit». Jedoch: es waren *streng nationalistische Gottesdienste:* die Christen auf der «andern Seite» des Grabens waren gar keine Christen, sondern heuchlerische Engländer, die Gottes Strafe reichlich verdienten, oder verkommene Franzmänner, die ja immer schon die Hurerei als Nationallaster betrieben (während bei den Deutschen die Monogamie streng geübt wurde). So brachte sich die abendländische Christenheit von 1914 bis 1918 systematisch-nationalistisch um und holte zu diesem ehrlosen Massaker die Heiden aus allen Erdteilen herbei: Senegalneger und indische Gurkhas fochten in den Reihen der «christlichen Nationen», importiert von ihren Kolonialherren ins Abendland, die Wiege der Kultur. Wenn sie die Sprachen des Kontinents verstanden hätten, der sie «einsetzte» für seine mörderischen Metzeleien, dann hätten die Senegalesen und die Gurkhas vernehmen können, wie etwa der allerchristlichste *Bischof von London* über den Kanal herüberschrie: «Dieser Krieg ist die christlichste Tat seit tausend Jahren. Es ist der größte Kampf, der je für die christliche Religion geführt worden ist. Es ist ein Kampf zwischen der

durchbohrten Hand und der gepanzerten Faust. Es ist ein wahrer Gotteskampf.»

Und die heidnischen Hilfstruppen hätten dann auch die Antwort hören können, die der deutsche *Erzbischof Faulhaber* zurückschallen ließ: «Wenn die Toten dieses Krieges daheimgeblieben wären, etwa aus Verachtung gegen den Militarismus, so ständen wir nicht vor dem Triumph der sittlichen Weltordnung, sondern vor dem Triumph der Moral des Teufels. Dann hätten der Fürstenmord aus Serbien, die Raubgier und Hinterlist aus Rußland und England, die gottesfeindliche Staatsidee aus Frankreich ungestraft durch die Welt fortwuchern können. So aber kämpfen und sterben unsere Soldaten als Hüter und Rächer der göttlichen Weltordnung.»

Das war der Geist des «christlichen Abendlandes» von 1914 bis 1918, der sich hier ausdrückte; in Wahrheit war es *der Geist des höllischen Abgrundes*, der längst Europa beherrschte und nun zum wahnsinnigen Ausbruch gekommen war. Genährt hatten diesen Geist jahrzehntelang die beiden bürgerlichen Laster: die *Habgier* und der *Stolz*. Nun tobten sie sich in unerhörten Freveltaten aus.

III.

Der nächste Schritt war das Bündnis der Christen in Deutschland mit dem *Antichristen Hitler*, das sie 1933 schlossen. In der Garnisonkirche zu Potsdam rollte der Festakt ab, am 21. März 1933, der nicht nur den Oberhofprediger und Prinzenerzieher *Johannes Keßler* in heller Begeisterung fand, der von sich unter anderem sagte, daß er «im Kriege und durch den Krieg eigentlich gesundete»! Das ist freilich kein Wunder bei einem Christenmenschen, der vom Artilleristen, der er war, behauptet, daß «er sein Geschütz liebt wie eine Mutter ihr Kind»! Auch katholische Bischöfe und Professoren waren von der «Machtergreifung» durch den hergelaufenen Sohn der Gosse entzückt; sie wähnten, daß er das «*heilige Reich*» wieder aufrichte und riefen daher die Christenheit auf, «auf keinen Fall grollend beiseite zu stehen» (so die katholischen Bischöfe) bei diesem großen Aufbruch des Christenvolkes.

Selbst wenn man einräumt, daß diese führenden Männer 1933 *verführt* worden sein konnten (freilich ein schlechtes Zeugnis für geistliche Führer!), so hätten sie in den folgenden Jahren Gelegenheit genug gehabt, zu erkennen, wohin der «Führer» sie führte. Und sie hätten dann von ihm abrücken, das Christenvolk warnen müssen. Aber sie marschierten sogar mit in den Raubkrieg hinein, den der Verbrecher 1939 vom Zaune brach. *Heinrich Böll* sagt mit Recht:

«Es ist erschreckend, daran zu denken, daß Millionen christlich getaufter Soldaten einem so heidnischen Feldzeichen wie dem Hakenkreuz gefolgt sind, begleitet von Priestern, auf deren Uniform dieses krumme Kreuz aufgenäht war, nicht weit von der Stelle entfernt, wo das wahre

Kreuz Christi hing, als offizielles Zeichen ihres Ranges und Standes.» («Frankfurter Hefte» vom September 1953.)

Der Wehrmacht des Führers marschierte unter anderem ein katholischer *Feldbischof* voran, der zu Ostern 1942 in seinem Hirtenbriefe schrieb: «Es ist Osterzeit, und du mußt daran denken, dich mit dem Frieden eines guten Gewissens beschenken zu lassen. Ihr werdet im stolzen Vertrauen auf den Führer und obersten Befehlshaber als seine erprobten Soldaten auf der Straße weitermarschieren, die er euch gewiesen hat und die zum Endsieg führt!» Die evangelischen Oberkirchenräte waren natürlich auch «wieder mit von der Partie» und bliesen die gleiche Trompete wie ihre römischen Konfratres. Der *böse Geist* hatte die Führung der Deutschen an sich gerissen, und sie überrannten in seiner Gefolgschaft ganz Europa, raubten es aus, hausten barbarisch in allen Ländern, schändeten den deutschen Namen in der ganzen Welt und machten dem Gemetzel nicht eher ein Ende, bis alles in Trümmer gesunken war und der «Führer» sich selbstmörderisch davongemacht hatte.

«Die Christenheit und das Dritte Reich» – das ist das bisher dunkelste Kapitel in der Geschichte des christlichen Abendlandes. Mit ihm wurde unwidersprechlich bewiesen, daß das «Herzvolk» des Erdteils sich mit *dem Antichristen verbündet* hatte und *seinen* Krieg führte. Nach dem Zusammenbruch hatte der Papst (Pius XII.) von dem «satanischen Gespenst des Nationalsozialismus» gesprochen – aber *vorher* marschierten die Christen Schulter an Schulter mit diesem Gespenst, schlugen *seine* Schlachten und errangen *seine* Siege. Es hat nur einen *einzigen* katholischen Geistlichen gegeben, der den Fahneneid verweigerte und dafür enthauptet wurde, und der war ein Österreicher! Diesem Pater *Franz Reinisch* verweigerte der zuständige Wehrmachtpfarrer in der Todeszelle die heilige Wegzehrung, die er begehrt hatte, «um ihn dadurch auf die Pflicht zur Leistung des Fahneneides aufmerksam zu machen» (Mitteilung des Oberpfarrers Kreutzberg in dem Buch: «Franz Reinisch, ein Märtyrer unserer Zeit», Lahn-Verlag, Limburg 1952). Da vermögen wir wieder einen Blick zu tun in die höllische Tiefe, die der *Verrat der Christenheit* geöffnet hatte, der sich am 21. März 1933 festlich sanktionierte.

Gewiß, es hat Christen gegeben, die vom Verbrecher in die Konzentrationslager geworfen wurden, in denen nicht wenige umkamen. Aber gerade die Tatsache, daß einerseits Christen gemordet wurden, während andere dies System mit ihrem Leben verteidigten und in seinem Namen in den ungerechtesten Krieg zogen, offenbart ja die unheilvolle *Spaltung eines Wahnsinns* sondergleichen, der nach der ersten Katastrophe nicht geheilt worden war. Die Christenheit war nach der ersten Niederlage 1918 nur darauf bedacht, «wieder hoch- und davonzukommen», wie *Rilke* gesagt hat, und sie verschmähte dabei die Hilfe der *Lüge vom Dolchstoß* nicht, die ihr vom Erzmilitaristen *Ludendorff* unter die Füße geschoben worden war. Auf *diesem* Fundament, nicht auf dem der *Buße* und der *Umkehr*, baute sie mit am «Dritten Reich» und ermöglichte es,

daß die Fahne mit dem krummen Kreuz, dem teuflischen Hakenkreuz, über ganz Europa wehen konnte – im deutschen Namen!

IV.

Es sind gewiß weit mehr Menschen in Deutschland, die sich am 6. September 1953 *selbst betrogen* haben als solche, die bewußt den Weg einer *Re-Militarisierung* wählen wollten. Aber das ändert nichts an dem Verhängnis, daß auch sie denen die Macht gegeben haben, die den neuen Weg des Unheils zu gehen seit Jahren entschlossen sind. Es sind die, deren erstes Schlagwort «Politik der Stärke» hieß und deren letztes «Verteidigung des christlichen Abendlandes» heißt. Nun ist Politik der Stärke in Wahrheit und Wirklichkeit nichts anderes als die *«Wiederkehr des Militarismus»*. Und die «Verteidigung des christlichen Abendlandes» ist nichts als *die Fortsetzung des Kurses des Todeszirkels*, der die Bürgerchristen seit 1914 umtreibt.

Dies muß nun ganz klar gesehen werden, daß das Schlagwort von der «Verteidigung des christlichen Abendlandes» keine geringere Phrase ist als etwa die Verkündigung des «positiven Christentums» durch Hitler war.

Von welcher inneren Beschaffenheit dies christliche Abendland ist, das haben die beiden hinter uns liegenden Kriege demonstriert. Christen, die solche Kriege führen, sind nichts weniger als Christen; sie sind vielmehr dem bösen Geist verfallen.

Aber nun, wo die *«christliche Politik»* die Macht ergriffen hat? Bekommt da nicht alles ein anderes Gesicht? Können da die «Christen» nicht guten Gewissens «mitmachen» und «mitmarschieren», wenn es notwendig sein sollte?

Auf alle diese Fragen gibt es nur *ein entschiedenes Nein*. Denn *jede* Wiederkehr von Militär ist verderblich, jede *Restauration hier und heute ist dazu verdammt, die Geschichte zu wiederholen*. Christlich-biblisch gesehen befindet sich die europäische Christenheit, insbesondere die deutsche, im Zustande der *«Verstockung»*, der wegen Unbußfertigkeit über sie verhängt ist; sie *kann* nur den Weg des Unheils gehen, solange sie sich nicht *«bekehrt»*. Die Deutschen haben *das Kreuz*, das ihnen 1945 als das Heilszeichen zum letzten Male angeboten war, abermals *verworfen* und setzen wieder auf die Gewalttat mit Hilfe der Krieger. Noch 1947, in seiner Silvesteransprache, hatte der katholische Primas von Deutschland, *Kardinal Frings von Köln*, gewarnt:

«Die Deutschen vergessen, daß wir an uns das Wort des Herrn erfahren haben: Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen.»

Aber mittlerweile hat er und haben seine christlichen Politiker die Drehung um 180 Grad wieder vollzogen: hinweg vom Kreuze, hin zu Barabbas! Sie setzen wieder auf Hitlers Parole: den *«Antibolschewismus»*,

lenken in den alten Todeszirkel ein und schreien aus: dies sei ein wahrer *«Kreuzzug»!*

Der «Antibolschewismus» ist die *christliche Geisteskrankheit hier und heute*, die bereits in der Gestalt des Christen (Katholiken) *McCarthy* erkennen läßt, wohin sie führt: in den «christlichen Faschismus», welcher der *Triumph der Hölle* ist. Der Bolschewismus ist in erster Linie, wie *Bischof Sheen* von Neuyork klar erkannt hat, Gewissenserforschung des Westens, die keinesfalls durch Drohung mit Gewalt abgewiesen werden kann:

«Der Zweite Weltkrieg brach herein», sagt der Bischof, «weil keine Erneuerung in den Herzen und Seelen der Menschen stattgefunden hatte. *Das* ist das Entscheidende, *hierin* liegt die Gefahr des dritten Weltkrieges, nicht eigentlich in der Kommunistischen Internationale. Es ist die besondere Verantwortung des Christen zu erkennen, daß zwei Weltkriege innerhalb von 21 Jahren das Urteil Gottes über das Leben, das *wir* führen, bedeuten ... Das sogenannte Problem Rußland ist das Problem der Christen; durch *Gebet, Buße* und *Sühne* und nicht durch *Schmähung, Angriff* und *Krieg* wird Rußland für die Gesellschaft der freiheitliebenden Nationen gewonnen.»

Die Worte und Taten der «christlichen» Politik des Westens, insbesondere des «Abendlandes», weisen in eine andere Richtung; sie wollen nichts wissen vom Weg der Buße und Sühne, sondern meinen auf den alten Pfaden militärischer Gewalt Rußland überwältigen zu sollen. «Wir wollen nicht mehr von Wiedervereinigung reden, sondern lieber von *Befreiung*» – dies Wort entschlüpfte dem westdeutschen Bundeskanzler schon am Tag nach jenem verhängnisvollen 6. September 1953 und offenbarte seine innersten Gedanken. Es wird entscheidend sein, ob das Volk die Wahl jenes Tages zu korrigieren vermag oder ob nun alles unaufhaltsam abrollen wird – in den Abgrund.

V.

Die *jungen* Christen in Deutschland haben, nachdem die alten so katastrophal versagt haben, *eine letzte Wahl* in ihrer Hand: die Wahl zwischen dem Ja zur Remilitarisierung und dem Nein zu ihr, aus Gründen des *Gewissens*. Es ist gar kein Zweifel, daß die Bereitschaft der jungen «wehrpflichtigen» (richtiger: dem Wehrzwang unterworfenen) Deutschen, wieder Soldat zu werden, sehr gering ist. Selbst der Beauftragte der Remilitarisierung, Gewerkschaftssekretär a. D. *Theodor Blank*, muß zugeben, daß «sich die *tiefe Skepsis* nicht übersehen läßt, daß die soldatische Wirklichkeit anders aussehen werde» (als sie in der Propaganda ausgemalt wird). So zu lesen im «Tätigkeitsbericht der Bundesregierung von 1953», Seite 49! Die jungen Deutschen sind mit Recht mißtrauisch gegenüber dem «Barras». Und die jungen *Christen* sollten es in ganz besonderer Weise sein, denn hier und heute soll ein *«Kreuzzug»* in Gang gebracht werden, der sich nur als *ungeheurer höllischer*

Trug erweisen kann. Es geht denen, die da den Kampf um die Weltmacht mit Wasserstoffbomben zu führen gedenken, ganz zuletzt um das Kreuz Christi; dieser geplante Krieg ist wahrlich, wie der Papst schon 1938 gesagt hatt, *«die Frucht kalter Berechnung von Politikern und Finanzleuten ohne Gewissen»*. (Pius XI.)

Junge Christen heute sollten sich in Deutschland der Erkenntnis stellen, der *Jean-Pierre Nivelles* jüngst in einem Aufsatz der «Routes de la Paix» Ausdruck gegeben hat:

«Mit größtem Bedauern müssen wir feststellen, daß alle mörderischen Kriege der Neuzeit ausschließlich von den sogenannten christlichen Völkern entfesselt worden sind. Gerade jene Nationen, die sich rühmen, die christlichsten zu sein, besitzen die kriegerischste Tradition und haben die schlimmsten Greueltaten in allen Teilen der Welt begangen. Werden diese christlichen Völker je den Geist der Gewalt aufgeben? Wollen wir Christen des 20. Jahrhunderts passiv bleiben gegenüber den schwersten Anschuldigungen, die die Heiden mit Recht gegen uns erheben? Wollen wir Christen des Westens die Idee der Gewaltlosigkeit, die der Urkirche heilig war, auch weiterhin als eine aussichtslose Schwärmerei abtun? Wollen wir die Auslegung, welche die jeweilige *Staatsmacht* der Botschaft Jesu gibt, gedankenlos als allgültiges Evangelium hinnehmen? Wollen wir die Apostel und die Heiligen auch künftig für die Armeen der beiden Machtblocks mobilisieren und dem entblößten Christus sozusagen die Uniform des kämpfenden Soldaten anziehen? Oder wollen wir zu unserer überzeitlichen Sendung zurückkehren, zum Geiste der Liebe und der Gewaltlosigkeit, der allein die Götzen der Staatsomnipotenz und des Krieges zu zerbrechen vermag? Wollen wir endlich aufhören, den mystischen Leib Christi zu zerreißen und in einer radikalen Herzenswende ausrufen mit Pius XII.: Krieg dem Krieg – mit den Waffen des Geistes!»

Fürwahr, *das* sind die *entscheidenden* Fragen, die nun jedem jungen (deutschen) *Christen* zur Entscheidung vorgelegt sind.

Nur durch eine klare Antwort auf diese Fragen kann der Weg aus dem Todeszirkel, in dem sich die Christenheit bewegt, gebahnt werden.

Gebe kein Bürger sich der Illusion hin, daß er sich nicht zu entscheiden brauche; er werde schon, so oder so, «durchkommen». Wer sich gegenüber *Atombomben* neutral verhält, den werden die Atombomben belehren, daß es kein Entrinnen mehr gibt. Nur das entschiedene *Nein* kann hier noch retten; die radikale Absage an diese satanischen Kriegsmittel, mit denen eine verkommene Christenheit die Gerechtigkeit herzustellen hofft! Welch eine Hoffnung!

Es ist die letzte Stunde der Umkehr für Deutschland, für Europa und die Christenheit *jetzt*. Wird das Evangelium vom Kreuze weiterhin als Theologie des Krieges mißbraucht, so wird es die Fälscher mit dem Untergang bestrafen müssen, der allen Lügnern und Menschenmördern verheißen ist.

Georg Heidingsfelder

Der Katholizismus

Der Katholizismus ist *eine Ideologie* wie jeder «Ismus». In ihm ist der christliche Glaube verfälscht, weil als Mittel zum Zweck degradiert. Der Zweck ist die Behauptung (Verteidigung) bestimmter (politischer, gesellschaftlicher, konfessioneller und religiöser) «Bastionen», das heißt: *Interessenfestungen*.

*

Im Mittelpunkt des Katholizismus steht nicht das *Kreuz*, sondern die *Macht*.

*

Je kleiner der Glaube, desto machtvoller der Katholizismus.

*

Der Katholizismus wird, wie alle Ideologie, bei *«Massenkundgebungen»* demonstriert (verkündet und repräsentiert). Die Instruktionsstunden des Katholizismus sind die *«Schulungen»* der katholischen Verbände.

*

Der katholische Glaube ist als Katholizismus unwirksam, weder Sauerteig noch Licht; denn der Katholizismus ist «von dieser Welt». Die demonstrative Messe (auf Marktplätzen) kann den Katholizismus nicht heiligen; sie ist ja nur in die Ideologie «eingebaut», also entweiht (obschon als Opus selbst heilig).

*

Für den Katholizismus ist das *Gewissen* der große Stein des Anstoßes, weil er auf Vereinheitlichung gerichtet ist; die Einheit der Katholiken rangiert im Katholizismus vor dem Gewissen.

*

Der Katholizismus ist völlig unfähig, den Kommunismus zu überwinden; denn er hat mit ihm ja die Hauptwurzel gemeinsam: die ideologische Verfälschung der Wahrheit. Der Katholizismus steht «auf der gleichen Ebene» wie der Kommunismus; darum kann er nur den *«Kreuzzug»* predigen, eine irrig-kurzschlüssige Veranstaltung im Mittelalter, in unserer Zeit aber ein Verbrechen.

*

Der Katholizismus ist wesentlich auf *Totalismus* gerichtet, auch wo er sich «demokratisch» gibt. Er ist hauptverantwortlich für den säkularen Totalismus unserer Tage, und zwar sowohl ontologisch (aus seinem ganzen Wesen heraus) als auch psychologisch (indem er die totalistische Seelenhaltung erstrebt).

*

Im Katholizismus steckt der Wille zum *«christlichen Faschismus»*, der äußersten Entartung der Sozialwelt, der eigentlichen Karikatur des «Reiches Gottes». In Spanien wird diese Entartung experimentiert.

Der sogenannte «*politische Katholizismus*» ist nur eine Abart des Genus Katholizismus. Der politische Katholizismus verfälscht den möglichen Einsatz des katholischen Christen im politischen Bereich zur «christlichen Politik».

*

Der Katholizismus ist das Prinzip der «Anpassung an alles, was Macht hat» (E. K. Winter). Er wird so zum Prinzip des «taktischen Christentums», vor dem der verstorbene Kardinal Suhard von Paris so eindringlich gewarnt hatte. Dieses Prinzip ist auf das Ziel eines «*Kondominiums mit dem Cäsar*» gerichtet.

*

Der Katholizismus ist völlig unfähig zu einem politischen Neubau Europas; er ist ja einer der Hauptschuldigen am Ruin Europas! Demgemäß muß die katholizistische Adenauer-Politik mit innerer Notwendigkeit scheitern.

*

Der katholische Glaube ist *universal*, der Katholizismus *totalistisch*.

*

Der «*Klerikalismus*», richtiger: *Kleriko-Katholizismus*, ist innerkirchlich die Paralysierung der Brüderlichkeit; er verhindert wahre Gemeindebildung. Im Weltbereich ist er so etwas wie vulgarisierter Papocäsarismus: jeder Vikar ein (unfehlbares) Päpstlein.

*

Die *Gewissensfreiheit* wurde von Papst Gregor XVI. enzyklisch im Jahre 1832 «eine absurde und irrige Lehre, vielmehr ein Wahnwitz» genannt. Das ist kein katholischer Glaubenssatz, vielmehr ein Diktum des religiösen Katholizismus, und zwar ein zentrales und darum tief erschreckendes.

*

Obwohl der Katholizismus totalistische Tendenz hat, vermag er auch, wo dies seinen Zwecken frommt, *separatistisch* zu werden. Dies ist kein Widerspruch: kann er die Welt (noch) nicht beherrschen, so (vielleicht) einstweilen Klein-Europa.

*

Wo der Katholizismus von anderen Ismen überspielt wird, verfällt er in die schimpfende Verketzerung: er verbrennt moralistisch die konkurrierenden Ismen, mit Vorliebe Sozialismus und Liberalismus.

*

Der Katholizismus hat Jesus Christus aus dem Auge verloren; er handelt weltanschaulich-gesetzestreu, wie ehedem die Pharisäer. Aber er kreuzigt Jesum nicht; er schickt ihn (nur) fort (wie Dostojewskijs Großinquisitor).

*

Der Katholizismus ist die trügerische *Fassade*, die den Ernst des christlichen Lebens verdeckt. So entschlagen sich die Katholiken der Vor-

bereitung auf den Einbruch des Feindes und werden leicht von ihm besiegt.

Der Katholizismus ist wesentlich *«Anpassungschristentum»*. In der Demokratie rafft er soviel Macht an sich als immer möglich; kommt die Diktatur, so kapituliert er vor ihr. So ist die «Säule und Grundfeste der Wahrheit» zum schwankenden Rohr geworden.

*

Der Katholizismus bekämpft seine Gegner *selbstgerecht und unbußfertig* «apologetisch». Ihm ist weder aufgegangen, was der Gegner für den Christen bedeutet, noch ist er zum Zeugnis der Wahrheit bereit.

*

Der Katholizismus nimmt nicht davon Kenntnis, daß der Christ nichts mit *List* oder *Gewalt* zu erreichen strebt.

*

Der Katholik ist niemals *Fuchs* (obschon er klug ist wie die Schlange); dieses Tiersymbol ist vielmehr das Wappentier des Katholizismus.

*

Der Katholik ist daran vom Katholizisten (dem Parteigänger des Katholizismus) zu unterscheiden, daß er frei ist von jeder Möglichkeit des *Fanatismus* (Zorn ist etwas anderes als Fanatismus).

*

Der «Heilige Vater» ist auch *«Heiliger Bruder»*; das wird vom Katholizismus, der nur die patriarchalische Struktur gelten lassen will, gänzlich verdeckt.

*

Im Katholizismus wird der Christ niemals mündig; der Katholizismus ist der Status des ewigen *Puerilismus*: «zwischen» Kindschaft und Gewissensverantwortung.

*

Der Katholizismus wird untergehen, damit Glaube und Kirche leben.

Georg Heidingsfelder

Kein Rheinstau bei Rheinau

Die Juristen haben gesprochen. Das Parlament hat gesprochen, und jetzt hat ein Elektroingenieur etwas auf dem Herzen, das entweder vergessen oder verschwiegen wurde.

Warum muß das angefangene Kraftwerk Rheinau abgebrochen werden?

Weil wir Schweizer in einem Lande wohnen dürfen, das *Gott*, der Schöpfer alles Geschaffenen, mit so erstaunlich reichen Wasserkräften

ausgestattet hat, daß wir es überhaupt nie nötig haben werden, eine solch einmalig schöne Stromlandschaft, wie *Rheinfall–Rheinau* es ist, zur Erzeugung von hydroelektrischer Energie heranzuziehen. Schon von Natur aus ist diese herrliche Stromlandschaft nie und nimmer für diesen elektrotechnischen Zweck bestimmt, sondern dafür, daß sich unsere Augen daran freuen und unser Herz dankbar ist, daß es so etwas Schönes, Erhebendes überhaupt gibt.

Kilowattstunden erhalten wir anderswo in Hülle und Fülle, wo nichts Wertvolles verloren geht:

Zusammenfassung der schweizerischen hydroelektrischen Produktionsmöglichkeiten in Milliarden kWh/Jahr:

	Graubünden	*Wallis*	*Ganze Schweiz*
Im Betrieb bis 1950	1,2	2,5	12,7
Noch ausbauwürdig	etwa 6,5	2,5	15,3
Total	etwa 7,7	5,0	28,0

(Der Schweizer Anteil des Kraftwerkes Rheinau würde nur 4,55 Promille der Produktionsmöglichkeit ausmachen.)

Gar nie könnten wir vor unseren Nachkommen diesen Rheinstau bei Rheinau verantworten, denn am Rheinfall würde sich das Wasser nicht mehr in einen lebendigen Strom ergießen, sondern in einen großen Tümpel gestauten, schmutzigen Wassers, und das darf und braucht nicht zu sein.

Schon ein Albert Heim, ja schon ein einstiger Bundesrat haben die denkwürdige ethische Forderung gestellt:

«Wenn jemals in der Schweiz auf die Ausnützung einer Wasserkraft sowie auf den Reingewinn daraus *verzichtet* werden soll, dann bei Rheinau!»

Selbst das oft gehörte Argument der dringlichen Energiebeschaffung verblaßt gegenüber dem ethischen Imperativ, den Rhein zwischen Rheinfall und Rheinau für alle Zeiten frei strömen zu lassen. Denn, wenn die schweizerische Rüstungsindustrie über die Landesgrenzen der humanitär sich ausgebenden Schweiz schamlos Blutgeschäfte für Waffen- und Munitionslieferungen tätigen konnte,

im	Jahre	1950	von 22	Millionen	Franken
»	»	1951	» 77	»	»
»	»	1952	» 128	»	»
»	»	1953	» 191	»	»

dann ging diesen Exporten zunächst eine Verprassung von hydroelektrischer Energie voraus. Dieser für die Schweiz beschämende Verlust ist noch schlimmer, als wenn wir Stauseen auffüllen wollten, ohne vorher die Risse und Spalten der Stauseewände sorgfältig abzudichten . . . von

dem noch schwerer wiegenden Verlust an Vertrauen durch den Bruch unseres vor aller Welt heilig zu haltenden Kriegsächtungsversprechens gar nicht zu reden.

Bloß Kraftwerke bauen, ohne sich Rechenschaft zu geben, was nachher mit der erzeugten Energie geschieht, das kann nicht Elektrowirtschaft (Wertebeschaffung) genannt werden.

Warum muß das angefangene Kraftwerk Rheinau abgebrochen werden?

Weil es nicht angeht, daß ein Bundesrat als Vorsteher des Post- und Eisenbahndepartementes im Jahre 1944 quasi in aller Stille eine Konzessionsurkunde für das Rheinaukraftwerk in krasser Verletzung des Artikels 22 des Wasserrechtsgesetzes unterzeichnet, *ohne* dem Volke davon sofort offiziell Mitteilung zu machen. Vier lange Jahre versäumte er die amtliche Publikationspflicht. Wenn in den Jahren 1944 bis 1948 einige schweizerischen Tageszeitungen Mitteilungen machten, so zählt das eben nicht, denn nur eine amtliche Publikation hat irgend welches Gewicht. Erst am 1. Februar 1948, als die Konzession in Kraft gesetzt wurde, erfuhr der schweizerische Zeitungsleser durch ein offizielles Pressecommuniqué die Neuigkeit, daß die Konzession für das Kraftwerk schon am 22. Dezember 1944 erteilt worden war.

In der Konzessionsurkunde aber steht geschrieben, daß der Baubeginn des Kraftwerkes erst stattfinden dürfe, nachdem sämtliche erhobenen Einsprachen gegen dasselbe ordnungsgemäß erledigt seien. Es waren ihrer 46 an der Zahl!

Diese 46 Einsprachen aus dem Jahre 1931 sind heute noch nicht erledigt. Wider alles Recht, das Rechtsempfinden des Bürgers verletzend, bewilligte der schweizerische Bundesrat trotzdem den Baubeginn und provozierte so die Lancierung der beiden Rheinau-Initiativen. Um das Unrecht voll zu machen, empfiehlt er dem Volke die Ablehnung derselben und stellt die Kraftwerkgegner vor fertige Tatsachen.

Entgegen den Bestimmungen der Konzession wird obendrein durch eine Überzahl von Fremdarbeitern der Fortgang der Bauarbeiten noch beschleunigt, in der Hoffnung, die Stimmbürger so für die Ablehnung der beiden Initiativen zu gewinnen.

Gegen eine solche Kettenreaktion von Rechtsverletzung unserer obersten Behörden kann der Stimmbürger mit dem Herzen auf dem rechten Fleck nicht anders reagieren als mit zwei energischen *Ja* zu den beiden Initiativen. Der Bundesrat muß wieder wissen, daß er nur ein Rat ist, der dem Volke Empfehlungen unterbreitet, aber nichts zu entscheiden hat, und daß Demokratie auf deutsch Volksherrschaft heißt. Aber selbst der Souverän untersteht noch dem Gewissen als oberster Instanz im Volke. Wie sehr richtig sagt doch ein Pascal:

«La Consciene est le meilleur livre de morale que nous avons, c'est celui que nous devons consulter le plus.»

Mit dem Abbruch des leider schon weit fortgeschrittenen Rheinaukraftwerkes wäre es nicht das erstemal, daß in der Schweiz *an geweihter Stätte* Angefangenes *abgebrochen* werden mußte. Ich erinnere hier an jenen unverschämten Hotelbaubeginn auf dem Rütli, «dem stillen Gelände am See», im Jahre 1948. Dank dem energischen Eingreifen der *Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft* – ihr sei an dieser Stelle ewiger Dank – konnte unter dem Druck der öffentlichen Meinung die Entwürdigung eines nationalen Kleinods in letzter Stunde noch verhindert und *der Abbruch* der «bereits mannshoch bis ins Erdgeschoß aufgestiegenen Steinbauten» erzwungen werden.

Man lese über die denkwürdige Erwerbung des Rütlis in der Geschichte der genannten Gesellschaft (Seite 227 bis 231), verfaßt von dem verdienten Dr. O. Hunziger und veröffentlicht im Jahre 1897.

Zugegeben, daß beim Abbruch des widerrechtlich angefangenen Kraftwerkes Rheinau ungleich höhere Geldbeträge verloren gehen. Aber selbst diese viele Millionen Franken durchgezwängter Geldausgaben sind eine Bagatelle gegenüber dem ideellen Verlust, der bei der endgültigen Erstellung des Kraftwerkes zu erwarten ist. Die Schweiz hat Milliarden Franken an Deutschland verloren, ohne deswegen bankerott zu gehen. Die Geldverluste müssen übrigens ganz von den Kraftwerkkonzessionären getragen werden, weil sie den Bau entgegen dem Wortlaut der Urkunde begonnen und sich um die darin enthaltenen Grundbestimmungen und Verpflichtungen nicht gekümmert haben.

Warum muß das angefangene Kraftwerk Rheinau abgebrochen werden?

Weil durch die Stauung des Rheins eine *Verschmutzung* des Grundwassers, notabene *Trinkwassers* erfolgt, mit welchem die Stadt Winterthur in naher Zukunft versorgt werden soll. Nicht umsonst hat sie durch Volksabstimmung die Teilnahme am Kraftwerk Rheinau mit deutlichem Mehr abgelehnt.

Das ist doch jedem Laien klar, daß gestautes Wasser verschmutzt, verschlammt und krank wird und in diesem gesundheitsgefährdenden Zustand in das Grundwasserbecken hinabsickert und das darin befindliche Trinkwasser infiziert. Krankes Wasser kann aber mit bester Filtrierung nicht mehr gesund gemacht werden.

Der Weiterbau am Kraftwerk Rheinau muß daher als eine direkte und krasse Verhöhnung des unlängst vom Volk mit Wucht angenommenen Gewässerschutzgesetzes angesprochen und verurteilt werden.

Die absolut notwendige Trinkwasserquelle für die Stadt Winterthur, das heißt das Grundwasserbecken unter der Rheinschleife, von Schmutzstoffen durch einen

strömenden Rhein

rein zu erhalten, ist ein gewichtiges Argument für den Abbruch des an-

gefangenen Kraftwerkes, so daß jedes Gegenargument im Vergleich dazu kein Gewicht hat.

Der Stimmbürger möge aus folgenden, gewichtigen Zahlen ersehen, daß durch seine zwei überzeugten *Ja* zu den beiden Rheinau-Initiativen etwas Unersetzliches in letzter Stunde gerade noch gerettet werden *muß* und gerettet werden *kann*.

Unter der einmalig schönen Stromlandschaft liegt eine einmalig, reichlich fließende Trinkwasserquelle (Grundwasserbecken) mit der erstaunlichen Ergiebigkeit von 60 000 Litern pro Minute oder 31,5 Millionen Litern besten Trinkwassers pro Jahr mit einem Handelswert von 500 bis 1000 Franken pro Liter und Minute, das heißt also 30 bis 60 Millionen Franken, wie ich von kompetenter Seite erfahren habe: ein volkswirtschaftlicher Wert, für den es aber bei der Vernichtung durch den Rheinstau keinen Ersatz gibt. Wer je schon in den Tropen und Subtropen war, wie der Schreibende, dem kommt eine solch bewußte Vernichtung eines Volksgutes wie ein sündhaftes Verbrechen gegen die Allgemeinheit vor. Kein aufrechter Schweizer Bürger wird schon aus diesem Grunde den beiden Initiativen am 5. Dezember das *Ja* versagen.

Und wie schlimm und gesundheitsgefährlich würde es vollends, wenn die Hochrheinschiffahrt erzwungen würde und mit Kohle und Öl betriebene Lastschiffe ihre giftigen Abgase ins Rheinwasser versinken ließen! Wie viele Badeanstalten unterhalb Basel mußten deswegen schon geschlossen werden!

Warum muß das angefangene Kraftwerk Rheinau abgebrochen werden?

Weil Artikel 22 des schweizerischen Wasserrechtsgesetzes, der die *ungeschmälerte* Erhaltung der Naturschönheiten gesetzlich vorschreibt, vollauf respektiert werden muß. Dieses Schutzgesetz ist doch gerade im Hinblick auf die Erhaltung der einzigartigen Stromlandschaft Rheinfall–Rheinau in unser Wasserrechtsgesetz eingebaut worden. Es ist für diese Stromlandschaft nur dann erfüllt, wenn der Strom mit der *gleichen Geschwindigkeit* fließt wie vorher, das heißt *vor* dem Stau. Das ist aber eine physikalische Unmöglichkeit, und darum muß der

Rheinstau bei Rheinau wieder verschwinden.

Die von den Konzessionären aufgewendeten 10 bis 15 Millionen Franken für vermeintliche Rücksichtnahme auf die Naturschönheiten können die Verwüstung nicht verbergen und sind darum vergeudetes Geld.

Hier beim Fall Rheinau-Kraftwerk kann die Schweiz einmal zeigen, ob es bei ihr mit rechten Dingen zugeht oder nicht. Hier muß das Volk durch eine wuchtige Ja-Mehrheit bei der kommenden Abstimmung durchgreifen und zeigen, daß *es* und nicht der Bundesrat und nicht die Bundesversammlung und nicht die Kraftwerk-Zwingherren oberste Meister in der Schweiz sind, daß *es* befiehlt, und daß in ernster Stunde das *Recht* obsiegt und nicht das Geld und sein gewissenloser Standpunkt, daß

wir Schweizer nicht bloß zur Zierde Naturschutzartikel in unsere Verfassung einbauen.

Warum muß das angefangene Kraftwerk Rheinau abgebrochen werden?

Weil es denn doch gar zu grotesk und töricht wäre, all die oben angeführten unersetzlichen Werte preiszugeben wegen des Gewinnes von ganzen 127 Millionen kWh Schweizer Anteil. Seit Jahrzehnten werden leichthin jährlich mindestens 400 bis 500 Millionen kWh *Zuviel*-Verluste infolge nach Spannung und Querschnitt *unter*dimensionierter Freileitungen und Kabel geschluckt. Das reimt sich nicht zusammen. Solches Leichtnehmen von *vermeidbaren* Riesenmengen von kWh Landesenergieverlust bei gleichzeitigem Geltendmachen des Argumentes: Energiemanko!

Diese *Zuviel*-Verluste in großer Zahl kommen daher, weil man in der Schweiz in vielen Gemeinden die Elektrizitätswerke als fiskalische Milchkühe betrachtet, ihre Reingewinne für die öffentlichen Kassen im Betrage von 50 bis 80 Millionen Franken (in der ganzen Schweiz zusammen) abschöpft. Also werden indirekte, ungerechte Steuern aus einem Volksgut erhoben und werkfremd verwendet statt werkverwandt, das heißt für die massive Verminderung der Netzverluste in Kabeln und Freileitungen. Die Reingewinne der Elektrizitätswerke sollen nach erfolgter Modernisierung der Anlagen zur Verbilligung der Energieabgabe verwendet werden, um unserer Landesenergie die Konkurrenz mit den ausländischen Energieträgern (Kohle und Öl) zu erleichtern.

Die Erhöhung der Kosten für stärkere Kabel und höhere Spannung ist im Verhältnis zum höheren Nutzen *minim*. Zuerst muß ein Kabel überdimensioniert verlegt werden, damit es bei der zunehmenden Beanspruchung richtig dimensioniert ist. Denkt man an das große Durchschlagsrisiko eines überbelasteten Kabels, so sieht man die ganze Unsinnigkeit der fiskalischen Ausbeutung der Elektrizitätswerke erst recht ein. Zur Torheit solcher Elektropolitik kommt noch der materielle und Zeitverlustschaden dazu (Energieausfall durch die Elektrizitätssperren und Störungen). Jeder Stimmbürger denke darüber nach, daß alles ineinandergreift.

Es könnte also allein durch Verlustverminderung aus unserem schweizerischen Elektrizitätsnetz das rund Vierfache an Leistung herausgeholt werden von dem, was der Schweizer Anteil des Rheinau-Kraftwerkes je würde bringen können.

Das Nachbarland Württemberg-Baden kann uns niemals mit Recht eines *Wortbruchs* schuldig erklären, wenn die Konzession wieder aufgehoben und das begonnene Kraftwerk abgebrochen wird, denn es gibt weder einen Vertrag noch eine rechtsgültige Abmachung zwischen der Schweiz und ihm.

Ein solcher Vertrag, der uns zwingen würde, das Kraftwerk zu bauen, hätte mindestens vor die Bundesversammlung in Bern kommen müssen. In keiner Session in Bern lag ein solcher zur Diskussion vor.

Also ist alles Gerede von Wortbrüchigkeit der Schweiz für den Fall der Konzessionsaufhebung Irreführung.

Aus all dem ergibt sich für den Stimmbürger die bürgerliche Pflicht, in unserem Vaterlande mit dem Stimmzettel zum Rechten zu sehen und durch ein kräftiges *Ja* zur Rheinau-Kraftwerk-Konzessionsannullierung und ein ebenso energisches *Ja* zum Mitspracherecht des Volkes in Wasserrechtsfragen den Bundesrat deutlich wissen zu lassen, daß der Wille des Volkes und seine Seele gewürdigt werden sollen, und daß eine derart ins Mark des Vaterlandes eingreifende Handlung, wie sie die Konzession zur Erstellung eines Rheinau-Kraftwerkes bedeutet, dem Volke und damit dem Vaterlande gegenüber im Geiste und in der Rechtshandhabung von Anfang an verantwortungsvoller vor sich gehen möge.

Ernst Schönholzer

Nachwort der Redaktion: Es geht in dieser ganzen Angelegeneiht grundsätzlich noch um eine andere Sphäre als die des Rechtes, auf das hier beide «Parteien» sich berufen und um dessen Auslegung man sich streitet. Es geht darum, wie der *Geist* beschaffen ist, der unser Vaterland regiert und erfüllt. Der Rheinfall und die Stromlandschaft um Rheinau werden Symbol und Zeichen, die jedem einzelnen Schweizer Bürger nicht mehr und nicht weniger als ans Herz greifen sollten. Ist dieses Herz auf dem rechten Fleck, so wird er auch das Rechte tun und damit das Recht tun. Die Initiative, wenn sie bejaht wird, kann ein reinigendes Gewitter bedeuten. Möge dann nicht nur der Rheinfall wieder in seiner ganzen Fülle strömen, sondern auch die unverfälschte Liebe zur Schöpfung, für die man wohl Opfer bringen darf, und zum eindeutigen Recht des Volkes, das gehört, verstanden und für voll genommen werden will. Für Volk und Regierung aber ist Gott auch in dieser Frage die letzte Instanz.

„Dritter Weg“ und internationale freiwillige Arbeitsdienste

W. R. I. Conference, Paris, July 29th–August 3rd, 1954

A. Was ist der «dritte Weg»?

Um vergleichen zu können, müssen wir zuerst nochmals kurz die Vision des «dritten Weges» zu umschreiben versuchen und ihr dann die Methode, das Hilfsmittel der internationalen freiwilligen Arbeitsdienste gegenüberstellen und prüfen, ob das Mittel einige Elemente zur Verwirklichung der Vision enthalte. Dabei stütze ich mich auf die Ausführungen von A. J. Muste in der Frühlingsnummer des Kriegsdienstgegner-Bulletins.

1. Der Vision liegt in erster Linie ein echter Friedens*wille* (nicht nur Friedenswunsch) zugrunde. Das ist: der Glaube an die Möglichkeit, die natürlichen Unterschiede und Gegensätze zwischen den Menschen, zwischen Gruppen und Völkern durch andere als gewaltmäßig kriegerische Auseinandersetzung zu lösen.

2. Es ist unerläßlich, sich persönlich einzusetzen – unbeschadet der Folgen für sich selbst – für die grundlegenden Freiheiten, für soziale Gerechtigkeit und menschliche Würde, dort wo sie von Machthabern, gleich welcher Prägung, mit Füßen getreten werden. Fremdherrschaft, soziale, politische und wirtschaftliche Ausbeutung in irgendwelcher Form werden als Unrecht angesehen.

3. Die Vision enthält das Bekenntnis zum Dienst an der Gemeinschaft, zum Dienst an den andern. Sie enthält auch die Erkenntnis, daß Ausleben unserer Ichsucht, unseres Machtwillens, des Stolzes sowie auch die Wünsche nach Geld und Gut und nach sogenannter materieller Sicherheit in erster Linie in uns selbst bekämpft und überwunden werden müssen.

4. In der Vision des «dritten Weges» liegt die Überzeugung, daß der Zweck schlechte Mittel zu seiner Erreichung nicht heiligt. Daraus folgt, daß nur gewaltlos-tätige Mittel zum Aufbau grundlegend neuer sozialer Verhältnisse zulässig sind.

5. Nicht-Zusammenarbeit, als einzelne, mit den Militärorganisationen und Nicht-Beteiligung an irgendwelchen Vorbereitungen des Krieges sind ein weiterer Teil unserer Vision. Aber das «Nein» gegenüber dem alten Gewaltdienst soll begleitet werden von einem kräftigen «Ja» zu einem neuen, aufbauenden und Werte schaffenden Dienst am Nächsten.

6. Es gibt in unserer Vision keinen Platz für Vorurteile und für entwertende Unterschiedlichkeiten gegenüber Rassen- und Staatenzugehörigkeit, des Geschlechtes oder des religiösen Bekenntnisses.

Der «dritte Weg» ist demnach kein schwächliches Beiseitestehen, sondern ein schweres Ringen um eine bessere Welt. Es braucht starke Menschen für dieses Ringen.

B. Wie kann die Vision des «dritten Weges» verwirklicht werden?

Visionen sind Richtunggeber, Hoffnungsspender; sie sind Ansporn und Herausforderung. Sie sind jedoch auch der leichte Anfang, dem die schwierige Fortsetzung folgt, sobald es sich für uns Menschen darum handelt, unsere Schau in Taten umzusetzen. Nämlich in jene Taten, die in der rauhen Wirklichkeit der visionslosen Massen-Gesellschaft auch wirklich unserer Schau entsprechen.

Und da muß ich nun gestehen, daß sich mein Glaube an die Verwirklichung unserer Vision nicht auf Verhältnisse, Methoden als solche oder

auf Organisation stützt – obwohl dies alles gewiß seine Wichtigkeit hat –, sondern vor allem auf die Möglichkeit der Entwicklung des einzelnen. Auf die Selbst-Entwicklung des einzelnen, der durch sein persönliches Verhalten und Wirken mithilft, die Gesellschaft umzugestalten. Nur die gewachsene Umgestaltung verbürgt einen sinnvollen Bestand des Neuen. Nur mühevolles Ringen um Erkenntnis und Einsicht, Kleinarbeit und zähes Durchhalten, Geduld, viel Geduld schaffen Dauerhaftes.

Das ist mein Glaube: in dem Maße wie es einzelnen gelingt, sich im täglichen Ringen und Erleben, nicht etwa abgesondert, sondern mitten in der Gesellschaft, zu einer ausgeglicheneren Schau der Dinge, zu einem harmonischeren Verhalten, zu einem Leben im Dienste des Nächsten zu erziehen, selbst-zu-erziehen – – – in dem Maße wird sich die Gesellschaft in der Richtung unserer Schau entwickeln.

Vision muß zum persönlichen Erleben und Leben werden. Sonst bleibt sie ein «Muster ohne Wert». Sie muß aus dem Kopf ins Herz verpflanzt werden.

Das ist die große, schwierige, schmerzreiche, unserem bequemen, lieben, eigensüchtigen Ich so unsympathische und widrige Aufgabe!

C. Was sind internationale freiwillige Arbeitsdienste?

Es ist gut zu wissen, daß es ebenso viele Möglichkeiten wie Menschen gibt, um für den Frieden zu arbeiten, besser: den Frieden zu leben, also unsere Vision zu verwirklichen zu versuchen. Freiwillige Arbeitsdienste können *eines* der Hilfsmittel sein.

Der Grundgedanke ist einfach: Menschen beiderlei Geschlechts, jung und alt, gleich welcher Rasse, gleich welcher religiöser Bekenntnisse, gleich welcher Weltanschauung oder politischer Ansichten, ohne Ansehen ihrer Staatszugehörigkeit, ihres Berufes oder ihrer Fähigkeiten, also: *alle* Menschen werden aufgerufen, für kürzere oder längere Zeit ihren guten Willen, ihre Arbeitskraft und unter gewissen Umständen auch ihr besonderes Wissen und Können unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, um notleidenden Dritten zu helfen. Die Freiwilligen erhalten einfaches Essen und einfache Unterkunft und sind gegen Arbeitsunfälle versichert. Die ausgeführten Arbeiten sind meistens einfacher Art: Aufräumen und Wiederinstandsetzungsarbeiten nach Naturkatastrophen; Bau von Straßen und einfachen Wasserleitungen; Mithilfe beim Häuserbau in Gemeinschaftssiedelungen oder von Schulen und Krankenstationen; Ausbesserungen von gemeinnützigen Heimen, Jugendherbergen; Erntehilfe, Aufforstung und ähnliches mehr, unter gewissen Umständen auch sogenannte Sozial-, das heißt Fürsorgearbeit.

Der sehr weit gefaßte Grundgedanke läßt Raum für viele Spielarten. Es gibt heute mehr als fünfzig Vereinigungen, die innerhalb der vorgenommenen Umschreibung Arbeitslager durchführen. Ihr Gemeinsames ist, daß sie eine gewisse Methode benützen, um Gemeinschaftsarbeiten

einer bestimmten Art vorzunehmen. Internationale freiwillige Arbeitslager sind *vor allem* ein Mittel. Es kann für verschiedene Ziele verwendet werden. Aber sie sind *nicht nur* ein Mittel, sie sind mehr als nur ein Mittel.

Diese Feststellung ist wichtig im Hinblick auf unsere Gegenüberstellung von «drittem Weg» und «internationalen freiwilligen Arbeitsdiensten». Sie ist auch wichtig, um ein falsches Bild zu vermeiden, denn ich kann nur vom Standpunkt einer einzigen Vereinigung sprechen. Wir müssen uns also darauf beschränken, eine *bestimmte* Art Arbeitsdienste im Zusammenhang mit dem «dritten Weg» zu sehen. Ich glaube zwar, daß das Wesentliche in allen guten Arbeitsdiensten übereinstimmt, und daß es nur die Verschiedenheit des «Mehr» oder «Minder» gibt. Denn Mittel, die nicht nur Werkzeuge sind, sondern ihr «Eigenleben» haben, können nicht vom Ziel wesensverschieden sein. Die starke Wechselwirkung von Ziel auf Mittel und von Mittel auf Ziel sorgt für entscheidende gegenseitige Beeinflussung.

Die Dienste, von denen wir vor allem sprechen, sind jene, denen die bewußte Absicht zugrunde liegt, durch das Mittel der unentgeltlichen Arbeit für einen notleidenden Dritten nicht nur eine selbstverständliche Menschenpflicht zu erfüllen, sondern zugleich auch das Verständnis zwischen einzelnen Freiwilligen und zwischen Gruppen von Menschen, Helfern und Geholfenen, zu fördern und zu vertiefen. Diese Dienste haben also eine tiefere Begründung. Sie sind ein Aufruf über Landes-, Glaubens- und Weltanschauungsgrenzen hinweg an eine *bestimmte Gesinnung*, die unserer Meinung nach, wenn auch oft verschüttet oder verdrängt, in jedem Menschen lebt, nämlich: die Überzeugung vom Guten im Menschen. Das hat nichts zu tun mit blindem Übersehen oder süßlichem Alles-Verstehen-und-Verzeihen unserer Schwächen.

Es wird in diesen Diensten materiell geholfen – ein Werk vollbracht. Aber zugleich soll die Tat der Hilfe zu einem Erlebnis führen, vielleicht zu einem *entscheidenden* Erlebnis. Entscheidende Erlebnisse sind Nahrung für die Seele. Es ist klar, daß Erleben nicht organisiert werden kann. Aber wir können eine dem Erleben günstige Atmosphäre schaffen. Es geht also nicht nur um das Ergebnis der Arbeitsleistung. Die Arbeit ist jedoch auch nicht einfach nur ein Vorwand für etwas anderes. Es geht um die richtige «Mischung» – und die wird nur von einem bestimmt: von dem, was die Teilnehmer aus *ihrem* Dienst machen.

Noch ein Punkt muß betont werden: die Dienste, von denen ich sprechen kann, sind allen Menschen guten Willens und guter Gesundheit offen. Wir fordern nur den ehrlichen Willen zu einer rechten Arbeitsleistung und zur Einfügung in die Lagergemeinschaft. Jeder einzelne Freiwillige wird jedoch als Mitverantwortlicher am Geschehen des Dienstes angesehen. Er kann, ja er soll an das Gestalten der Gemeinschaft seinen Teil leisten. Selbstverständlich werden auch anständiges Betragen und die Befolgung der anerkannten sittlichen Gesetze erwartet und ge-

fordert. In den Diensten ist das Verhältnis von Frauen und Männern dasjenige von Schwestern und Brüdern.

Zu unserer Gegenüberstellung dienen die *möglichen* Wirkungen eines durchschnittlichen Arbeitslagers. Es ist klar, daß es auch internationale freiwillige Arbeitsdienste geben kann und leider oft gibt, die keine oder fast keine Wirkung weder auf die Freiwilligen noch auf die Bevölkerung ausüben. Das sind die sogenannten «netten Lager»: oberflächlich, in jeder Beziehung ereignis- und problemlos und daher auch problemlösungslos, in denen wohl eine gewisse materielle Arbeit gegen geringe Kosten verrichtet wird, aber weiter nichts geschieht. Sie tragen keine Umgestaltungsfrüchte, und demnach sind sie für die Verwirklichung unserer Vision ohne Werte.

Es ist wichtig, daß die Arbeit nicht nur nötig, nützlich und dringlich ist, sondern daß sie aus tieferen Beweggründen geleistet wird.

D. Was internationale freiwillige Arbeitsdienste zum Aufbau des «dritten Weges» beitragen können

1. Sind die Beweggründe der Freiwilligen zur Dienstleistung durch ihren Friedenswillen hervorgebracht? Es mag für einige Freiwillige zutreffen, besonders für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen und für Menschen, die schon mit den Fragen von Krieg und Frieden gerungen haben. Aber die meisten Freiwilligen kommen aus ganz anderen Beweggründen, die zumeist sogar überwiegend selbstischen Charakters sind. Der eine möchte billige Ferien haben, der andere Sprachen lernen oder auch nur in abwechslungsreicher Gesellschaft sein. Andere kommen vom gefühlsbetonten Wunsch getrieben, mit geringen Schwierigkeiten an einem «guten Werk» teilzuhaben. Viele kommen aus Neugierde oder gar, um vor besonderen Umständen und Schwierigkeiten zu flüchten. Andere Beweggründe mögen sein die Abenteuerlust, die Freude am schöpferischen Gestalten einer neuen Entwicklung im Lebenslauf; der Wunsch, andere Menschen und fremde Verhältnisse kennenzulernen und vor allem der Wunsch zu helfen, obwohl dieser Wunsch meistens nur sehr schwammig ist und ohne die Einsicht, was Hilfe für andere eigentlich bedeutet und alles in sich schließt. Wieder andere Freiwillige suchen Kameradschaft, Wegbegleitung auf dem schwierigen Pfad des Lebens oder sind ganz einfach von einer inneren Unruhe getrieben.

Wir müssen uns nun fragen: Was haben diese eigensüchtigen Beweggründe mit dem Friedenswillen zu tun? Wie bringen wir die beiden zusammen? Das ist gerade das Geheimnis, die geheime Kraft, die verstandesmäßig schwer erklärbare Strahlung eines *guten* internationalen freiwilligen Arbeitsdienstes, das was aus ihm mehr als nur eine Methode macht.

Teilweise kann sie erklärt werden. Der Menschengeist möchte ja alles erklären können.

In stärkerem oder schwächerem Maße ist in jedem Freiwilligen der Wunsch vorhanden, zu helfen. Dieser Wunsch ist zum mindesten ein Mit-Beweggrund. Das ist schon viel; besonders wenn wir berücksichtigen, daß viele Menschen nicht einmal das aufbringen, oft gegen ihre eigene geheime, bessere Einsicht. Es handelt sich ja nicht nur um die Abtretung eines Geldwertes, der durch gewohnte Arbeit verdient wird. Es handelt sich um einen *persönlichen Einsatz* unter nicht sehr leicht voraussehbaren Verhältnissen. Es ist eine gute Ausgangslage.

Dazu kommt die Lust am Unbekannten. Sie ist ein großer Auftrieb, sobald der *Mut* zum Unbekannten die Bedenken der Gewohnheitsträgheit in uns selbst überwunden hat.

Kameradschaft ist ein wichtiger Bestandteil unserer echten sozialen Bedürfnisse. Ihre Erfüllung ist eine wertvolle Hilfe. Sie darf aber nicht überschwenglich werden und nicht den Platz tieferer Gefühle des Verbundenseins einnehmen, sonst gleitet sie ins Krankhafte ab.

Wir wollen den Versuch einer Zergliederung der Beweggründe und ihrer Werte nicht weiterführen. Es sei jedoch durch ein persönliches Erlebnis noch auf eine andere Sicht hingewiesen. Der bewußte Beweggrund meines ersten Dienstes war ohne Zweifel die Abenteuerlust. Es wurden Freiwillige mit gewissen Fähigkeiten für Hilfsarbeit zugunsten der Zivilbevölkerung während des spanischen Bürgerkrieges gesucht. Es war in der Zeit meines inneren Ringens um die sittliche Berechtigung des Tötens anderer Menschen. Die neue Dienstart, an der ich teilhaben durfte, brachte mir so etwas wie eine Erleuchtung in der Form einer möglichen Lösung meiner Gewissensschwierigkeiten. Es war der aufbauende, Werte schaffende Dienst, zu dem ich «ja» sagen konnte. Damit war der Weg zum späteren radikalen «Nein» zum Militär- und Gewaltwehrdienst gefunden. Es war allerdings noch viel Zeit nötig bis zur Ausreifung der Entwicklung; aber der entscheidende Kreuzpunkt war nun überschritten.

Was kann die Wirkung der freiwillig geleisteten, unentgeltlichen Arbeit auf die Bevölkerung sein? Eine Tat des guten Willens ist nicht meßbar und soll nicht meßbar sein. Es ist deshalb richtig, wenn die Freiwilligen sich nicht in starkem Maße um die Frage bekümmern und «keinen Dank erwarten». Es ist jedoch wichtig, daß eine Wirkung ausgeübt werde. Sie ergibt sich dort in positivem Sinne, wo gute Arbeit geleistet wird und die Freiwilligen sich gut betragen. Die Hilfe ist dann sehr willkommen. Ein guter Dienst, als Ausdruck der menschlichen Solidarität, hat jedoch noch größere Strahlung. Er *kann* zu einem wirklichen Friedensstifter werden.

Anstelle einer Aufzählung von Gründen und Möglichkeiten sei ein gelebtes Beispiel erwähnt.

Wir halfen in einer riesigen Flüchtlingssiedelung in der Nähe von Karachi (Pakistan) den mittellosen Familien kleine, einstöckige, zwei- bis dreiräumige Häuschen bauen aus Zementblocks oder auch nur aus luftgetrockneten Lehmziegeln. Vier nackte Wände, einige Löcher für Türe

und Fenster, ein paar Holzbalken und Eisenblech oder Asbestscheiben darüber. Für die Menschen, die schon jahrelang nur in Bastmattenverschlägen hausten, waren diese Häuschen ein prächtiges Heim, ein Zufluchtsort, eine Ruhestätte. Ein alter Straßenbarbier lebte mit einer großen Familie in besonders mißlichen Verhältnissen. Er schien ein bißchen sonderbar und vor allem ein Fremdenhasser zu sein. Er hatte angefangen, selber eine Lehmhütte zu bauen. Aber während Wochen, ja Monaten kam das Häuschen nie über die ersten Maueransätze hinaus. Da uns der Barbier auswich, fragten wir einen seiner Nachbarn, ob wir dem Alten und seiner Familie helfen könnten. Er sagte: «Nein, der Barbier wird nie eure Hilfe annehmen dürfen. Als ihr ankamt, hat er sehr schlecht über euch gesprochen und die Leute aufgefordert, nichts mit euch zu tun zu haben. Wohl hat er vermutlich inzwischen eingesehen, daß ihr es recht meint, aber er muß nun doch denken, daß ihr seine Feinde seid und ihm nicht verzeihen könnt.» Es dauerte sehr lange, bis der Barbier wirklich begriff, daß seine Redereien unserer Hilfsbereitschaft keineswegs im Wege standen. Wir bauten sein Lehmhäuschen fertig und konnten ihm auch ein kostenloses Dach vermitteln. Später saß er oft lange in der Nähe oder bei uns in den Zelten und lächelte uns an oder begleitete uns auf unseren Gängen. Wir waren durch die gemeinsame Arbeit an seinem Häuschen gute Freunde geworden. Er wollte mit seinen Besuchen nichts weiter als uns seine Freundschaft bezeugen. Er half uns dann auch gelegentlich bei Arbeiten für andere.

Die Beweggründe zur Teilnahme an einem internationalen freiwilligen Arbeitsdienst sind sehr zahlreich, und bei den wenigsten Freiwilligen ist der Friedenswille der entscheidende Grund. Was aber auch die Herkunft der Gefühle sein mag, *sie werden in den Dienst einer gemeinnützigen Tat gestellt* und werden damit, wie mir scheint, *friedenswirkend.* Denn gerade das Erlebnis der gemeinnützigen Tat hilft entscheidend mit, andere Menschen und ihre Schicksale mitzuerleben und damit verstehen und lieben zu lernen. Das ergibt eine Vertiefung der menschenfreundlichen Gefühle, veredelt die Beweggründe zur nächsten Dienstleistung und vermehrt das Verständnis für vertiefte Lebensfragen. Dem materiell Hilfeleistenden kann seinerseits geholfen werden, *über sich selbst und seine kleinen, aber, ach, für ihn selbst so wichtigen, allzu wichtigen Probleme hinauszuwachsen.* Das hilft mit, freie, starke Menschen zu schaffen. Ich sage: *kann,* denn nach den ewigen Gesetzen wird nur dem gegeben, der nichts verlangt oder erwartet, sondern in erster Linie selber gibt oder geben will.

Wir dürfen daher vielleicht zum ersten Punkt sagen: Nur bei ganz wenigen der Freiwilligen ist der erwartete Friedenswille vorhanden, aber das Dienstleisten in der Form eines internationalen freiwilligen Arbeitsdienstes schafft die Möglichkeit, diesen Willen zu erzeugen.

2. Arbeitsdienste sind kein *bewußtes* Bestreben, die Gesellschaftsordnung durch gewisse wirtschaftliche und politische Änderungen umzuge-

stalten. Wir wissen aus dem Beispiel der totalitären Staaten, wohin es führen kann, wenn das Mittel der Arbeitsdienste in den Dienst eines *Staates*, dazu noch eines ausgeprägten Macht-Staates, gestellt wird. Es führt geradewegs zur Sklaverei, wie sie in diesem aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten werden sollte. Es ist außergewöhnlich, wie sich Extreme manchmal berühren. Die Eigenschaft *freiwillig* ändert gerade in unserem Beispiel grundlegend eine bestimmte Form des menschlichen Wirkens dadurch, daß sie diesem Wirken einen entgegengesetzten Inhalt gibt.

Wenn wir von der Umgestaltung der sozialen Verhältnisse im Sinne eines Ausgleichs der Güter oder der Verhütung des Mißbrauches des Besitzes sprechen, müssen wir, glaube ich, anerkennen, daß das freiwillige, unentgeltliche Arbeiten für den Notleidenden unter uns und die Unterstützung dieser Arbeit eines der edelsten und überzeugendsten Mittel zu einer Umgestaltung ist. In diesem Sinne lebt der Arbeitsdienstfreiwillige unsere Vision. Aber wir müssen sofort Einschränkungen machen.

Obwohl der Freiwillige während einer gewissen, vorübergehenden Zeit *in der Tat* der Vision lebt, teilt er diese Vision – als Weltanschauung und erstrebenswertes Ziel – in den meisten Fällen nicht. Vielleicht würde er sie sogar ablehnen, wenn er sie kennen würde oder wenn wir von ihm ein Bekenntnis dazu erwarten oder voraussetzen würden. Er faßt seinen Dienst auch keineswegs als einen Kampf für Freiheit, soziale Gerechtigkeit und menschliche Würde auf. Aber bei näherem Hinsehen dürfen wir feststellen, daß seine Arbeit, sein Tun und Verhalten gerade auch in diesem Sinne wirken. Warum? Weil sie einem sittlichen Gesetz entsprechen. Wenn unsere Freiwilligen in einem Kolonialland arbeiten, bricht bei fast allen die Empörung gegen die Ungerechtigkeit ins Bewußtsein durch. Der Versuch der Gleichsetzung mit den Entrechteten weckt das Gewissen.

Es gibt jedoch noch andere wichtige Einschränkungen. Der Grundsatz der Freiwilligkeit erlaubt *heute noch* nur sehr beschränkte Wirkungen und praktische Ergebnisse. Was bedeutet die Arbeit von einigen tausend Freiwilligen während jährlich einiger Wochen gegenüber dem, was umgestaltet werden sollte? Bei dieser Fragestellung kann die Antwort nur sein: Nichts. Oder beinahe nichts. Und doch, ist es wirklich nur das?

Unsere Methode arbeitet langsam, weil sie im wesentlichen Selbsterziehung des einzelnen ist. Aber die Zeit drängt in vielen Lagen und an vielen Orten. Zur *unmittelbaren* Umgestaltung der Gesellschaftsverhältnisse kann heute unsere Methode noch nichts beitragen.

Die beiden letzterwähnten Einschränkungen, ja in einem gewissen Sinne Unzulänglichkeiten, führen einige von uns dazu, unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen eine mögliche, alle Bürger verpflichtende Dienstleistung zu bejahen und zu befürworten. Vor allem dort, wo es sich darum handelt, Dienstmöglichkeiten außerhalb der Militärorganisationen zu schaffen für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen.

Man kann sich auch noch andere, für den einzelnen wie für die Gesellschaft vorteilhafte, vorgeschriebene Dienstleistungen vorstellen. Es gibt auch den sicher zu bejahenden Schulzwang. Eine kurzfristige gemeinschaftliche handwerkliche Arbeitsleistung in der Zeit nach der Schulentlassung könnte unter gewissen Verhältnissen der Jugend nur von Nutzen sein. In sogenannten wirtschaftlich benachteiligten Ländern würde ein solcher unfreiwilliger Arbeitsdienst, unter anständigen Bedingungen durchgeführt, von bedeutendem volkswirtschaftlichem Nutzen sein, ganz abgesehen von den erzieherischen Werten des Zusammenarbeitens besonders in Gebieten, wo die Menschen noch in weit auseinanderliegenden Klassen- und Kastenabstufungen befangen sind.

Solche Vorschläge enthalten ihre Gefahren. Wir verzichten jedoch auch nicht auf den Schutz der Wärme im Winter, weil es gefährlich ist, mit dem Feuer umzugehen. Von einem Staat, der zum Beispiel das Recht auf Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen anerkennt, darf erwartet werden, daß er anständige und menschenwürdige Bedingungen in solchen Pflicht-Arbeitslagern schaffen würde. Selbstverständlich könnten sie nie die internationalen freiwilligen Arbeitsdienste ersetzen. Diese sind von höherem sittlichem Wert getragen. Sie sind eine *sittliche* Verpflichtung, die sich nicht aus Treue gegenüber dem Staat oder der Volksgemeinschaft ergibt, sondern aus Einsicht oder aus dem Gefühl der Wünschbarkeit einer besser entwickelten Nächstenliebe.

3. Wir sagten, daß unsere Vision das Bekenntnis zum Dienst an der Gemeinschaft enthalte. Gerade unter den Trägern der internationalen freiwilligen Arbeitsdienstbewegung finden sich viele, die sich bemühen, diesem Teil unserer Vision zu leben. Sie finden, daß die Übung der Selbstzucht zugunsten einer allgemeinen Dienstleistung gut ist. Der Dienst für die Allgemeinheit soll sogar zu unserem Lebensinhalt oder wenigstens ein Teil unseres Lebensinhaltes werden. Aber wir müssen Ursprünge, Formen und Charakter bestimmter Dienstleistungen unterscheiden. Wir müssen sie auf ihren inneren Wert prüfen. Die meisten Arbeitsvorhaben der freiwilligen internationalen Arbeitsdienste auf der Grundlage der Hilfe an notleidende Dritte halten wohl dieser Prüfung stand.

Wir haben gesagt, daß ein wichtiger Inhalt unserer Vision auch die Erkenntnis sei, daß hemmungsloses Ausleben der Eigensucht, des Machtstrebens und der Gier nach Geld und Gut vor allem in uns selbst zu bekämpfen seien. Ein Dienst, der vom Menschen Selbstüberwindung und Selbstdisziplin verlangt und zugleich nützlich und aufbauend, Werte schaffend ist, scheint in hohem Maße unserer Schau einer besseren Gesellschaft zu entsprechen. Er entspricht zugleich der natürlichen Aufopferungsbereitschaft und dem Bedürfnis schöpferischer Abenteuerlust, vor allem der jungen Menschen, und ist grundsätzlich eine gute Lehre für die Disziplin der Zusammenarbeit. Er erlaubt den Einsatz des ganzen Menschen und läßt Raum für Wagemut. Sich selber zu beweisen, daß man zu

einer gemeinnützigen, selbstlosen Tat fähig ist, führt, wenigstens teilweise, zur Einheit von Vorstellung und Wirklichkeit unseres Bildes von uns selbst. Das mildert ein wenig den Gegensatz und den daraus sich bildenden Zwiespalt in unserem Inneren, diese ausgeprägte Zweiheit, die das Wesen des modernen Menschen zu kennzeichnen scheint und eine seiner Hauptkrankheiten ist.

Der Dienst schafft auch starke Bindungen, die dem einzelnen helfen, seine Schwächen zu überwinden. Ich erinnere mich eines guten Beispieles: Ein junger Freiwilliger, sehr unabhängig und immer etwas im Widerspruch mit der allgemeinen Linie, aber aus gutem Holz, hatte die Gewohnheit, abends an der Gruppentätigkeit nicht teilzunehmen, sondern in die Wirtschaften zu gehen, wo er hie und da auch eins über den gewöhnlichen Durst trank. Seinen zweiten Dienst machte er in einem Bergdorf, dessen Bewohner fast alle Gewohnheitstrinker waren. Die Gruppe beschloß, dem Alkoholgenuß vollständig zu entsagen. Unser junger Freund wehrte sich gegen diesen Beschluß so gut er konnte. Nach einer längeren Aussprache wurde der Beschluß mit allen gegen eine Stimme allgemeinverbindlich erklärt. Alle hielten sich daran. Einige Zeit nach dem Dienst traf unser junger Freund den Dienstleiter wieder und sagte zu ihm: «Weißt du, dieser Dienst in E. war eine verteufelt harte Zeit für mich.» – «Warum?» – «Nun, wegen dieses dummen Alkoholverbotes. Immerhin, ich habe mich beherrscht und die Abmachung eingehalten.» – Der Leiter: «Da es dich so große Mühe kostete und du doch immerhin ein freier Mann bist, möchte ich gerne wissen, warum du die Abmachung, mit der du ja nicht einverstanden warst, eingehalten hast?» – Er überlegte eine Weile und sagte dann, etwas verlegen: «Ja, wenn ich es mir so recht überlege, so war es wohl darum, weil ich fühlte, daß dir daran sehr gelegen sei, und weil ich dich achte.»

Um auf unseren Vergleich zurückzukommen, dürfen wir vielleicht sagen, daß die Methode der internationalen freiwilligen Arbeitsdienste unserer Vision entspricht, wo es um das Bekenntnis des Dienstes an der Gemeinschaft geht.

4. Und nun zur bekannten Frage des Zweckes, der die Mittel eben gerade nicht heiligt! Ich habe im Zusammenhang damit eine unauslöschbare Erinnerung: Einige Wochen nach dem Kriegsende half ich mit, eine Hilfsaktion in Frankreich durchzuführen, die in ihren ersten Phasen den Charakter eines Arbeitsdienstes hatte. Eine große Menge Material mußte von der Bahn durch ganz Frankreich gefahren werden. Die Bahnen waren noch nicht wieder richtig im Betrieb, und es war vorauszusehen, daß unsere Güterwagen an verschiedenen Orten – als nicht sonderlich dringlich in amtlicher Schau – auf tote Geleise geschoben würden. Es war zu erwarten, daß sie wochenlang nicht am Bestimmungsort eintreffen würden. Immerhin dachten wir, daß es kaum so schlimm sei, um einen von uns mitfahren zu lassen. Die Bahnwagen fuhren ab. Nach zwei Wochen hatten wir noch keine Nachricht ihres Eintreffens. Wir wußten jedoch,

daß sie nahe am Ziel angekommen waren. Ich wurde beauftragt, für die Weitersendung zu sorgen – so oder so. Ein älterer Freund, guter Geschäftsmann, gab mir den Rat, den Bahnbeamten, der für das Weiterrollen der Wagen verantwortlich war, möglicherweise mit einigen Banknoten «günstig zu stimmen». Wir sprachen daraufhin über den Grundsatz der Anwendung eines solchen Mittels. Es sträubte sich etwas in mir, selbst für eine gute Sache ein unredliches Mittel anzuwenden. Und doch mußten die Wagen ja unbedingt weiter! Was tun, wenn der Beamte Ausflüchte machte? Es schien mir ein schwieriges Problem zu sein. Ein anderer älterer Freund half. Ich traf ihn in Paris, und er begleitete mich. «Gar kein Problem», sagte er. Und in der Tat: er erklärte dem Beamten, daß es sich nicht um uns und unseren Vorteil handle. Er tat dies mit der überzeugenden Frische und Aufrichtigkeit eines Menschen, der *anderen selbstlos dienen will*. Es war die Ausstrahlung des beglückenden sittlichen Wissens, an einem rechten Werk teilzunehmen. Es griff auf den Beamten über und ermutigte ihn, dazu *seinen* Beitrag zu leisten. Der Beamte war bald für unsere Sache eingenommen, und wenig fehlte, daß er uns seinen Dank dafür aussprach, unserer Sache einen Dienst leisten zu dürfen. Es gab gar keinen Raum für den möglichen Gedanken einer unredlichen «Belohnung für die Gefälligkeit».

Das Problem stellt sich ja allerdings in den wenigsten Fällen so einfach und läßt sich so leicht lösen. Das ändert nichts am Grundsatz. Wir erhalten die Aufgaben, für die wir – saubere Gesinnung und guter Wille vorausgesetzt – vorbereitet und fähig sind.

Das Leisten eines internationalen freiwilligen Arbeitsdienstes ist grundsätzlich ein Sichschenken. Diese Tat erzeugt aus sich selbst sittliche Kraft. Derjenige, der überwiegend aus bewußter Berechnung – aus einem Mißverstehen heraus – zu uns kommt, gibt schnell auf. Er wird sehr bald einsehen, daß die Ernte, wie er sie sich vorgestellt hat, gering ist. Er wird umdenken oder weggehen. Mit anderen Worten: das Mittel der freiwilligen unentgeltlichen Arbeitsleistung für eine notleidende Dorf- oder Stadtgemeinschaft oder irgendeine Gruppe ist kaum für unsaubere Zwecke zu mißbrauchen. Und umgekehrt zwingt der Zweck die Ausführenden zur Anwendung sauberer Mittel, da ein Mißbrauch jedem normalen Menschen allzu schnell und deutlich offenbar würde. Unsaubere Mittel sind außerdem für diesen Zweck gar nicht notwendig. Im freiwilligen Arbeitsdienst sind Freiwillige und Nutznießer beide zugleich Nehmende und Gebende. Denn ein sittliches Gesetz will es, daß ein Gebender, der mit seiner Person bezahlt, «sich selbst schenkt», zum Beschenkten wird – gerade weil er dies nicht will und nicht sucht.

Wer diese Behauptung nicht recht glauben mag, was das gute Recht eines jeden ist, den bitte ich, sich selbst das Erlebnis eines internationalen freiwilligen Arbeitsdienstes zu ermöglichen!

5. Oberflächlich gesehen, gibt es nichts in der Methode der freiwilligen Arbeitsdienste, das unserer Forderung des radikalen Pazifismus

entspricht. *Jeder* Freiwillige, der guten Willens ist, sich bei der Arbeit anzustrengen und in rechtem Sinne in der Gemeinschaft zu leben, ist als vollkommen Gleichberechtigter willkommen. Also auch jene Menschen, die heute noch glauben, zwischenstaatliche, ja sogar zwischenmenschliche Ordnung ließe sich *nur* durch Gewaltdrohung und Gewaltanwendung auf die Dauer aufrechterhalten, die ihre politischen Ansichten demnach vor allem vom Glauben an das Wehrwesen und die Kriegführung und ihre Nützlichkeit formen lassen. Aber laßt uns fragen: Glaubt heute wirklich noch jemand ausschließlich an Gewalt? Glauben nicht fast alle Gewaltgläubigen noch an die Gewalt vor allem aus Hilflosigkeit und Ungenügen an Vorstellungskraft? Weil sie sich einfach noch keine andere Methode *vorstellen* können? Bezeugen jedoch nicht gerade die Freiwilligen der internationalen Arbeitsdienste, auch wenn sie sich dessen gar nicht bewußt sind, daß es andere Methoden des internationalen Lebens geben kann? Selbstverständlich bringen Arbeitsdienste nicht die Lösungen für die politischen und wirtschaftlichen Weltprobleme, aber sie können mithelfen, eine für Lösungen günstige Atmosphäre zu schaffen. So wie die Dinge heute stehen, kann dies nur in einem ganz engen Rahmen geschehen, aber doch als ein kleiner Beitrag an das größere Ganze.

Gute internationale freiwillige Arbeitsdienste *können* mithelfen, «jenen Geist brüderlicher Nächstenliebe zu schaffen, der es zur *moralischen* Unmöglichkeit macht, mit bewaffneter Hand andere Menschen zu überfallen» (zitiert aus den von Pierre Ceresole aufgestellten Satzungen des Internationalen Zivildienstes).

Ist nicht gerade die Zusammenarbeit zugunsten notleidender Dritter, von Gewaltgläubigen *und* Pazifisten gleicherweise geleistet, eine «Ja»-Ergänzung zum «Nein» der Nicht-Zusammenarbeit bei der gewaltmäßigen, unfruchtbaren Regelung menschlicher Gegensätzlichkeiten und Streite?

6. Beim letzten Punkt, der Befreiung von Vorurteilen irgendwelcher Art, entspricht das Mittel der internationalen freiwilligen Arbeitsdienste am besten unserer Vision. Das aufrichtige Willkommenheißen jedes Freiwilligen, ganz gleich, was er denke, fühle oder sein möge, wie er aussehe oder welchen Staates Bürger er sei, ist erster Grundsatz, ja die Essenz dieser Dienste. Der Grundsatz ist auch leicht zu leben, da durch die Kraft des allgemeinen guten Willens jeder neu Dazukommende sofort in das Kraftfeld miteinbezogen wird.

E. Zusammenfassung

Internationale freiwillige Arbeitsdienste sind kein *bewußtes* Arbeiten am Aufbau eines «dritten Weges». Aber sie enthalten einige Elemente, die es den Teilnehmern erleichtern, die Vision einer besseren Welt teilweise zu leben und zu erleben. In einer der Vision günstigen Atmosphäre beweisen die Freiwilligen sich selbst und den anderen, daß sie trotz ihrer menschlichen Schwächen einer selbstlosen Dienstleistung aus eigener Ein-

sicht in der Tat fähig sind. Die Teilnahme an einem Dienst kann zu einem Erlebnis werden, das uns der Einheit von Leben und Sinn etwas näher bringt.

Internationale freiwillige Arbeitsdienste leisten etwas Nützliches, weil sie Menschen helfen, die eine helfende Hand nötig haben. Sie sind aber auch ein gutes Mittel der Selbsterziehung. Wie gut ist es für die heute so spezialisierten Menschen der wirtschaftlich überentwickelten Gebiete, für eine gewisse Zeit einfache Handarbeit zu leisten!

Einfache, freiwillig und unentgeltlich geleistete Handarbeit fördert nicht nur Verständnis, sondern auch die Fähigkeit, nach der Berufsausbildung noch Neues zu lernen. Sie wirkt der Erstarrung entgegen. Sie fördert das Verständnis für die anderen durch das gemeinsame, gleichgerichtete, aber individuell empfundene Erlebnis. Sie ist die denkbar beste Grundlage zum Verständnis des Lebens und der Schwierigkeiten der weniger Bevorzugten. Sie ist, vor allem für diejenigen von uns Europäern und anderen Bevorzugten, die in den wirtschaftlich benachteiligten Gebieten arbeiten dürfen, ein fruchtbringendes Erwecken des Gewissens und des Gefühles der Mitverantwortung. Sie ist zugleich ein prächtiges Mittel zur echten Begegnung von Mensch zu Mensch und damit zum Aufbau eines besseren Verständnisses, ja eines ganz neuen Verhältnisses und neuer Beziehungen.

Ein guter internationaler freiwilliger Arbeitsdienst ist zugleich Mahner und Mittler. Mahner im Sinne einer Einladung an alle, mehr Anstrengungen zum Aufbau einer freundlicheren Welt zu machen. Mittler, indem er einen praktischen Weg dazu aufzeigt.

Diese Dienste können mithelfen, erkenntnismäßig den ersten Schritt zu einem kleinen, aber echten Teil Verwirklichung unserer Vision einer besseren Welt zu machen. Die weiteren Schritte sind anderswo zu tun. Aber das Problem ist ja viel weniger, denjenigen, die bereits den ersten Schritt getan haben, weiter zu helfen, als vielmehr jenen, die in dumpfer Ungewißheit, Sinnlosigkeit oder in innerer Ausweglosigkeit leben, den ersten Schritt zu ermöglichen, sich der tieferen Lebensprobleme bewußt zu werden und den Glauben an das Gute in den Menschen nicht zu verlieren oder wieder zu gewinnen.

Da nebst der materiellen Leistung die Mitarbeit an einem Arbeitsdienst eine selbsterzieherische Aufgabe ist, ist ihre Wirkung langsam und erfordert Geduld. Es wäre falsch, daraus zu schließen, daß sie damit den Kampf um den Frieden nur als sogenanntes Fernziel führe. Es handelt sich im Gegenteil um einen vollen Gegenwartseinsatz. Die Zeit ist günstig für den Aufbruch und die grundlegende Umgestaltung. Sie werden von gewandelten einzelnen vollbracht werden. Heißes Bemühen in der rechten Gesinnung mit rechten Mitteln, aber nicht gebunden an die Früchte unserer Taten – – – das ist eine große Aufgabe! Und eine große Verheißung!

Juni/Juli 1954 *Ralph Hegnauer*

Der Teufel lacht dazu Die europäische Szene wird in diesen Wochen von den Bemühungen beherrscht, die Pariser Verträge über die Schaffung einer *«Westeuropäischen Union»* (von denen wir in unserer letzten Rundschau nur noch kurz Kenntnis nehmen konnten) von den Parlamenten der beteiligten Länder gutheißen («ratifizieren») zu lassen und dadurch Westdeutschland zum vollberechtigten Teilhaber des westmächtlichen Militärsystems zu machen. Der amerikanische Außenminister Dulles hat das Gelingen des Pariser (und Londoner) Werkes als «fast ein Wunder» bezeichnet – begreiflich genug nach dem Zusammenbruch der sogenannten Europäischen Verteidigungsgemeinschaft nur wenige Wochen zuvor. Aber es ist ein Wunder des Teufels. Und das heißt zugleich: es ist nur Schein und Trug. Gewiß, die Diplomaten – und allen voran der gerissene Mendès-France – haben etwas fertig gebracht, an das sie kaum mehr selber zu glauben vermochten. Allein wir können getrost darauf bauen, daß ihr Werk keinen Bestand haben wird. Nicht daß wir die Ratifikation der Pariser Verträge für unmöglich hielten. In Frankreich wird es diesmal bestimmt nicht wieder so gehen wie bei der EVG; Mendès-France wird das ganze Gewicht seiner ungeheuren Volkstümlichkeit in die Waagschale werfen und verhindern, daß es über der westdeutschen Wiederaufrüstung zum Bruch mit Amerika kommt. Auch die Zustimmung des britischen Parlamentes (wie der Volksvertretungen der übrigen Länder) ist gesichert, zumal da die Labourpartei keine Schwierigkeiten mehr machen wird. Und was den westdeutschen Bundestag betrifft, so wird die Opposition eines Teiles der Regierungsparteien gegen die «Opferung» der Saar (die ja höchstens vorläufig sein wird) schon noch rechtzeitig beschwichtigt werden, ebenso wie der ernster zu nehmende Widerstand der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften gegen die Wiederaufrüstung, die in der Tat die Einigung Deutschlands vorerst verunmöglicht, auf irgendeine Art wirkungslos gemacht werden dürfte. Den besten Helfer wird Herr Adenauer dabei in Mendès-France haben, der mit seinem Einschwenken auf die amerikanisch-britisch-westdeutsche Linie auch in der Bonner Republik (wie in England) der Opposition von vornherein den Wind aus den Segeln genommen hat. Im übrigen ist der sozialdemokratische Standpunkt «Keine Aufrüstung, bevor ein letzter Versuch, die Russen zur Räumung Ostdeutschlands zu bewegen, gescheitert ist», ohnehin nicht haltbar. Den Russen müßte die *dauernde* Abrüstung Deutschlands angeboten werden, damit sie abziehen, und das wollen ja die Westmächte auf keinen Fall. Würden also die westdeutschen Sozialdemokraten der Aufrüstung zustimmen, wenn eine neue Konferenz mit der Sowjetunion an der Sturheit der Westmächte und Adenauers scheiterte? *Warten* die

Sozialdemokraten vielleicht nur darauf, um der Wiederaufrüstung doch zustimmen zu können?

Die Ratifizierung der Pariser Abkommen ist also wahrscheinlich. Aber ebenso wahrscheinlich, ja völlig sicher ist ihr schließliches Scheitern an den politischen und moralischen Wirklichkeiten. Die dahinterstehende Politik beruht ja auf einer in dieser Größe und Wirksamkeit unerhörten Unwahrheit – der Behauptung nämlich, daß das «freie», «christliche» Abendland mit Waffengewalt gegen den geplanten Angriff des kommunistischen Ostens geschützt werden müsse und könne. In Wirklichkeit sind es die Westmächte, unter Führung Amerikas, die unter dem Vorwand der Verteidigung eine draufgängerische, mit Krieg rechnende Politik gegenüber dem Osten betreiben, wohl wissend, daß die «freie» Welt den kürzeren ziehen würde, wenn sie mit den kommunistischen Ländern – schon heute ein gutes Drittel des Erdballs – friedlich konkurrieren und koexistieren müßte. Amerikas Verbündete, vor allem Frankreich und England, schrecken zwar vor den letzten Folgerungen dieser Politik noch zurück und suchen den großen Partner jenseits des Meeres zu zügeln und zu bremsen. Aber sie haben den bewaffneten Antikommunismus so lange selbst mitgemacht (Churchill hat ihn in seiner Fultoner Rede vom 4. März 1946 sogar zum erstenmal öffentlich formuliert) und haben sich die «Befreiungs»-Ideologie so lange selbst suggeriert, daß sie nun einfach die Gefangenen Amerikas geworden sind, das vor keinen Konsequenzen zurückweichen will. Es verdient übrigens festgehalten zu werden, was Fr. W. Foerster in seinen Lebenserinnerungen (Seite 650) erzählt, daß nämlich J. F. Dulles schon in den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges aus seinem Antikommunismus heraus die nachmalige Politik Amerikas gegenüber Deutschland fertig im Kopf hatte. An einem protestantischen Friedenskongreß in Delaware, im November 1941, den Dulles leitete, wurde die Schuld am Krieg weithin – ganz nach deutscher Behauptung – dem Versailler Friedensvertrag aufgebürdet, Hitler und Deutschland also entlastet und die Schonung Deutschlands gepredigt im Blick auf seine künftige Verwendung im Kampf gegen den Osten. «Ich sah», schreibt Foerster,

«mit tiefstem Bedauern, wie hier ein schwerer und folgenreicher Irrtum einem großen und einflußreichen Publikum sehr autoritativ eingehämmert und mit christlichen Argumenten gestützt wurde... Die in Delaware vorgetragene These hat, wie ich immer mehr sehen mußte, die ganze amerikanische Politik gegenüber Deutschland entscheidend bestimmt, und sie wird sie auch weiter bestimmen.»

Die Pariser Beschlüsse über Westdeutschlands Wiederaufrüstung sind die vorläufig letzte Konsequenz dieser Haltung. Und Dulles, nun der maßgebende Macher der amerikanischen Weltpolitik, reibt sich die Hände angesichts des «Wunders», das hier geschehen ...

Zu spät! Aber in Wahrheit hat er und haben all die anderen Urheber der Westeuropa-Union wenig Grund, sich ihres Werkes zu freuen. Die Weltlage ist heute anders als zur Zeit, da der Kreuzzug gegen den Kommunismus beschlossen und verkündet wurde – nach Churchill durch Truman (in seiner Botschaft über Griechenland im März 1947), durch George Kennan, den seinerzeitigen Leiter der Planungsabteilung im Staatsdepartement und Propheten der «Eindämmungspolitik», und die Schöpfer des Nordatlantikbundes. Zunächst wurde es bald klar, daß die Hauptvoraussetzung des militärischen Antikommunismus – das amerikanische Atombomben-Monopol – dahingefallen war, seit auch die Russen die Atombombe hatten. Mit der Wasserstoffbombe ging es genau so. Sodann setzte sich auch im Westen mehr und mehr die Auffassung durch, daß gegen ein Riesenreich wie die Sowjetunion zuletzt nur eine ebenso riesige Landarmee entscheidende Erfolge sichern könne – und deren Aufstellung geht über die Kräfte des Westblockes. Die Angliederung Westdeutschlands soll nun zwar diese Unterlegenheit ausgleichen; allein bis die Bonner Republik ihre neuen «Streitkräfte» (so heißt die Wehrmacht des Vierten Reiches jetzt amtlich) auch nur im Rahmen der Pariser Verträge aufgestellt haben wird, dürfte die Sowjetunion samt ihren Gefolgsstaaten, Ostdeutschland eingeschlossen, ihre eigene Rüstung so verstärkt haben, daß sich das militärische Kräfteverhältnis zum mindesten nicht zuungunsten des Ostens verschoben haben wird. Von der Verstärkung der *wirtschaftlichen* Grundlagen des Ostblockes gilt ähnliches.

Zum dritten aber – und das ist vollends ausschlaggebend – steht heute die Sowjetunion nicht mehr allein. An ihre Seite ist die junge *Chinesische Volksrepublik* getreten, die trotz aller amerikanischen Hilfe für Tschiang Kai-schek und trotz des Ausbleibens jeglicher russischer Unterstützung aus eigener Kraft die gewaltigste Revolution der bisherigen Menschengeschichte vollbracht hat und sich anschickt, die erste Großmacht Asiens zu werden. Und was kaum minder folgenreich sein dürfte: das neue *Indien* ist mit China und allen anderen Ländern Asiens im Kampf gegen den westlichen Imperialismus und Kolonialismus solidarisch. Die jüngste Reise Nehrus ist in dieser Sicht wirklich, wie der indische Ministerpräsident nach seiner Rückkehr meinte, «ein geschichtliches Ereignis». Kein Wunder, daß die demonstrative Annäherung der beiden asiatischen Staaten, die zusammen fast die Hälfte der Erdbevölkerung in sich schließen, im westmächtlichen Lager mit Unruhe beobachtet und – recht törichterweise – nach Möglichkeit in ihrer Bedeutung herabgemindert wird.

Wie brüchig die Machtstellung Amerikas und Westeuropas in Ostasien geworden ist, lehrt der unentschiedene Ausgang des Koreakrieges und die gegen den Willen der Vereinigten Staaten erfolgte Befreiung *Indochinas*. Denn heute schon zeigt sich – entgegen unseren eigenen Erwartungen –, daß nicht nur Nordvietnam, der Herd der Vietminh-Revolution,

seine Unabhängigkeit gewonnen hat, sondern auch (wir zitieren den Asien-Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung», in Nr. 2700) «Südvietnam langsam, aber unaufhaltsam dem Kommunismus entgegentreibt, wenn in allernächster Zeit nicht gewaltige Anstrengungen gemacht werden, um diesen Teil von Indochina vor dem Zugriff Ho Chi-Minhs zu schützen». Und daß solche Anstrengungen von dem korrupten Bao-Dai-Regime überhaupt gemacht würden, geschweige denn Erfolg haben könnten, das kommt nach allem, was man vernimmt, gar nicht mehr in Frage. Wie will Amerika unter diesen Umständen irgendwie hoffen, den Weltkommunismus von Ostasien her militärisch zerschlagen zu können, wie das die Radford, MacArthur und die ganze «asiatische Schule» des kriegerischen Antikommunismus immer noch als nötig erklären?

Das Gegebene wäre, die Vereinigten Staaten schrieben mindestens Ostasien ganz ab und ließen ihre Schützlinge Tschiang Kai-schek, Syngman Rhee und die anderen reaktionären Potentaten – in Siam, auf den Philippinen usw. – endgültig fallen. Solange sie ihre Hand über sie halten, wird es keinen Frieden in Ostasien geben, wird Korea seine Einheit und Unabhängigkeit nicht finden und wird namentlich Formosa der Gefahrenherd bleiben, der es schon seit Jahren ist. Der bloße Weiterbestand des sogenannten nationalchinesischen – lies: gegenrevolutionären – Regimes auf Formosa verhindert den Eintritt des wirklichen Chinas in die UNO, diese unerläßliche Bedingung jeder Befriedung Ostasiens, und die fortgesetzten Drohungen Tschiang Kai-scheks und seiner Leute mit dem Angriff auf das chinesische Festland reizen Peking nur dazu, diese Gefährdung seiner Sicherheit mit Gewalt aus der Welt zu schaffen. Und in Amerika lauert man doch nur darauf, einen Anlaß zum Eingreifen à la Korea zu bekommen! Wobei Chinesen und Russen mit ihren unsinnigen Abschüssen amerikanischer und britischer Flugzeuge, die sich ihrem «Luftraum» nähern, ja noch besonders mithelfen, die Angelsachsen zu einem solchen Eingreifen zu reizen . . .

Was jetzt in Ost- und Südostasien *wirklich* nottäte, das hat der japanische Ministerpräsident Yoshida angedeutet, als er bei seinem kürzlichen Besuch in Washington «ein neues und weitgehendes Hilfsprogramm des Westens» forderte, damit der Kommunismus zurückgedrängt werden könne. Wenn der wirtschaftliche FortschrittChinas, so meinte er, größer werde als derjenige seiner Nachbarn, dann werde der (militärische) Widerstand gegen den Kommunismus nicht genügen, und Südostasien werde kampflos dem Kommunismus anheimfallen. Solle der Lebensstandard der Völker Südostasiens gehoben werden, so müßten nach Yoshida mindestens vier Milliarden Dollar (über 16 Milliarden Schweizer Franken) dort angelegt werden. Andere Schätzungen gehen sogar noch bedeutend höher.

Aber in den Vereinigten Staaten – die ja in erster Linie als Geldgeber in Betracht kämen – besteht natürlich nicht die geringste Neigung,

sich auf solch ein großzügiges Hilfs- und Reformprogramm einzulassen, das, um wirksam zu sein, die ganze feudale Struktur Südostasiens umgestalten und seine weitere kapitalistische Ausbeutung ausschalten müßte. Man steckt sein Geld lieber in die militärische und wirtschaftliche Stützung der reaktionären Feudaldespotien, von denen man Hilfe im Kampf gegen den Kommunismus – das heißt gegen die soziale und nationale Revolution der unterentwickelten Völker – erwartet. Neuestens ist besonders *Pakistan* an der Reihe, dieser Hauptpfeiler der amerikanischen Politik in Mittel- und Südasien, mit seiner völlig korrupten, feudalen Oberschicht, die den fortschrittlicheren, von Westpakistan aber ganz getrennten Ostteil des Landes (Bengalen) als richtige Kolonie behandelt und mißbraucht. Die daraus entstandenen Unruhen sind – unter ausdrücklicher Zustimmung des amerikanischen Botschafters Horace Hilreth – zwar blutig unterdrückt worden, aber die Staatskrise, die inzwischen auch in Westpakistan offen ausgebrochen ist, wird auf dem Boden des geltenden Regimes überhaupt nicht zu lösen sein. Auch Pakistan kommt auf die Länge um eine radikale Neuordnung seiner Wirtschafts- und Staatsform nicht herum, und der Radikalismus der Fortschrittsbewegung wird um so schärfer sein, je gewalttätiger sie von der alten Herrenklasse und ihren ausländischen Helfern niedergeschlagen werden will. Aber was sind das doch für Siege, die die «freie Welt» und ihre amerikanischen Verkämpfer hier erringen! Und da reden sie noch von der Überwältigung des Kommunismus durch dauernde Verstärkung ihrer gröbsten Machtmittel! Nein, für einen Sieg mit *diesen* Methoden ist es längst zu spät – auch wenn nun die klassische Weltmacht des angriffigen Militarismus – Deutschland – in den Dienst des Westblockes gestellt werden soll.

Reueloses Deutschland Das Unglück ist nur, daß diese Einsicht noch weit entfernt ist, in den *Vereinigten Staaten* durchzudringen. Auch die Novemberwahlen haben daran nichts geändert. Es ist dabei nicht zu dem großen Erdrutsch nach der parteidemokratischen Seite hin gekommen, der vielfach prophezeit wurde; die Mehrheit, die die Demokraten im Abgeordnetenhaus erlangt haben, ist nicht überwältigend (weniger als 30 Sitze) und im Senat nur ganz knapp, während immerhin bei den Gouverneurswahlen in den Einzelstaaten eine erhebliche Verschiebung zugunsten der «Opposition» erfolgt ist. Aber das alles ist ja, wie wir schon in der letzten Weltrundschau betont haben, im Grunde unwesentlich, vor allem im Hinblick auf die Außenpolitik, deren Richtung durch die Wahlen nicht verändert werden wird. *Wenn* man überhaupt von einem Gegensatz innerhalb der amerikanischen Führungsschicht reden will, so ist es derjenige, den die «Monthly Review», die Neuyorker sozialistische Zeitschrift, skizziert: Auf der einen Seite die «Kriegspartei», nämlich der Hauptteil der Rechtsrepublikaner, die Luftwaffe, ein großer Teil der Flotte, die McCarthy-Gruppe mit ihrem Anhang von «patriotischen» Organisationen und klerikalen Scharfmachern,

sowie diejenigen Kapitalisten, die an der Rüstungsindustrie interessiert sind. Auf der andern die «Vorsichtspartei», die alle übrigen Gruppen umfaßt, einschließlich die alte Geldaristokratie, die Armee, das einflußreichere Regierungspersonal (mit Ausnahmen) und die liberaleren Demokraten. Die Massenorganisationen der Arbeiter, Farmer usw. entfalten keine eigene Initiative, außer daß sie – besonders die ausgesprochen hetzerische Führung des alten Amerikanischen Gewerkschaftsbundes – die Außenpolitik der Regierung «loyal» unterstützen.

Und diese Außenpolitik spielt nun also die *westdeutsche Karte* als ihren Haupttrumpf im internationalen Machtspiel aus. Amerika rechnet bewußt mit der fortschreitenden Wiederentfesselung des deutschen Nationalismus und militärischen Imperialismus in der Bonner Republik. Und fördert diese Entwicklung, vorsichtig zwar, aber doch entschlossen. Wir haben an dieser Stelle das Neuerstehen des alten deutschen Ungeistes fortlaufend gekennzeichnet, so daß es fürs erste keiner Anführung weiterer Belege bedarf; jeder Tag bringt sie ja ohnehin der Welt zur Kenntnis, so kürzlich die Sympathiekundgebungen anläßlich der (aus Menschlichkeitsgründen mit Recht bewilligten) Freilassung eines der übelsten Missetäter des Hitlerregimes, des Barons von Neurath, der nicht nur unter Glockengeläut in seine Heimat zurückgekehrt ist, sondern auch die herzlichen Glückwünsche von Bundeskanzler Adenauer und Bundespräsident Heuß zur Beendigung seines «langjährigen Martyriums» entgegennehmen durfte. Neurath, Hitlers Außenminister und Mitschuldiger, ein Märtyrer – es ist wirklich der Gipfel der Perversion! Aber warum soll man sich eigentlich wundern? Foerster hat vollkommen recht (in seinen Memoiren):

«Die (in Nürnberg) abgeurteilten Verbrechen ... führten zu keinerlei ernsthaften Auseinandersetzungen in der deutschen Presse ... Deutsche Männer und Frauen reservierten ihren Abscheu und ihre moralische Entrüstung ausschließlich für das, was Deutschland von den Opfern und Leidtragenden des deutschen Angriffes zugefügt worden war. So war es schon nach dem Ersten Weltkrieg – die Regie hatte nichts zu tun als das erste Spiel zu wiederholen. Das Ausland bekam den Eindruck, das deutsche Volk fühle das gute Recht, ungeheure Verbrechen zu begehen oder in seinem Namen begehen zu lassen und dann die Verantwortung dafür auf seine Führer abzuwälzen.

... Man sah nur die ausgebombten deutschen Städte; aber fortgewirbelt aus dem Gedächtnis war alles, was die Ursache der deutschen Ruinen und die Antwort auf die von Deutschland außerhalb seiner Grenzen verursachten Riesenzerstörungen war. Ganz Deutschland hallte wider von wütender Klage über das Elend der Ostflüchtlinge, das sicher des größten Mitleides würdig war, aber wo blieb das fromme Gedenken an fünf Jahre erbarmungsloser Ausraubung und Mißhandlung der Bevölkerungen, die nach dieser Leidenszeit einstimmig beschlossen, sich des deutschen Elementes, das mit den Einbrechern freudig mitgearbeitet hatte, für immer zu entledigen?»

Ja, wo blieb es? Und wo blieb die Entschlossenheit des *Auslandes*, den Deutschen ihre ungeheure Schuld klar zu machen und die Folgerungen für die Zukunft daraus zu ziehen? Für eine kurze Anstandsfrist mimten die Westmächte ihren «festen Willen», den deutschen Militär-

apparat ein- für allemal abzumontieren. Dann brach aber wieder der alte Antikommunismus durch – und verdrängte die *wirkliche* Gefahr ins Unterbewußtsein. Es ging auch hier wieder wie nach dem Ersten Weltkrieg: man half und hilft mit, die alten Unheilsmächte aufs neue in den Sattel zu setzen und loszulassen – nur diesmal viel offener und zynischer als in den zwanziger und dreißiger Jahren. Ja, ja, man tröstet sich auch jetzt wieder (oder sucht die Unwissenden und Naiven zu täuschen), indem man papierene «Sicherheiten» gegen ein Überborden des deutschen Machtwillens aufrichtet. Aber es wird auch jetzt wieder so herauskommen wie damals. Deutschland bekam im Versailler Vertrag eine Reichswehr von 100 000 Mann mit begrenzten Rüstungsmöglichkeiten bewilligt. Aber schon am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages begann die geheime Sabotierung der Rüstungsbeschränkung. Der Generalstab wurde wiederhergestellt. Eine «Schwarze Reichswehr» und eine über 200 000 Mann starke «Polizeitruppe» wuchsen heran. Auf holländischen, finnischen, spanischen Werften wurden Unterseeboote gebaut. Russische Fabriken lieferten Kriegsmaterial. Im In- und Ausland wurde eine neue deutsche Luftwaffe geschmiedet. Den Rest kennt man. Hitler zerriß, als er auf keinen ernsten Widerstand der Westmächte stieß, die papierenen Ketten des Friedensvertrages vollends ganz, begann offen seine Ausdehnungs- und Eroberungspolitik und schloß in München seinen Frieden mit dem Westen – zum Kampf gegen den Osten. Und als man auch im Westen zur Erkenntnis der Todesgefahr aufwachte, in die man sich begeben hatte, da war es schon zu spät. Das Unheil nahm seinen Lauf.

Meint man, daß es jetzt anders gehen werde, wenn man *von vornherein* den Westdeutschen eine halbe Million Soldaten und eine hochmoderne Luftwaffe bewilligt? Bildet man sich wirklich ein, die «Garantien», die man in die Pariser Verträge eingebaut hat, würden haltbarer sein als die im Versailler Vertrag vorgesehenen? Glaubt überhaupt jemand, daß es den Amerikanern ernst sei mit diesen «Garantien»? Liegt ihnen nicht vielmehr alles daran, daß die neue westdeutsche Wehrmacht so stark und schlagkräftig werde wie nur irgend möglich? Meint man, sie würden irgend welche Schwierigkeiten machen, wenn den mageren zwölf Divisionen, die der Bonner Generalstab jetzt rekrutieren darf, zuerst massive Reserven und dann weitere Dutzende von Liniendivisionen beigefügt und Luftwaffe wie Kriegsmarine voll ausgebaut werden? Oder hofft man etwa gar auf wirksamen Widerstand der Linken? An den konnte schon zwischen den beiden Weltkriegen niemand glauben, der den «Patriotismus» der Sozialdemokraten kannte. Als ich am Internationalen Sozialistenkongreß zu Wien im Sommer 1931 Otto Bauer, den österreichischen Führer, unter tosendem Beifall voraussagen hörte, im Falle einer deutschen Kriegsdrohung werde der alte proletarische Kampf- und Widerstandsgeist in der deutschen Sozialdemokratie unwiderstehlich losbrechen, da traute ich meinen Ohren kaum ob der völligen psychologischen Einsichtslosigkeit dieses berühmten Theoretikers und drückte in

meinen Berichten an die sozialdemokratische Presse der Schweiz meinen Unglauben gegenüber solchen Erwartungen auch deutlich genug aus. Man widersprach mir heftig und kanzelte mich ab. Die Ereignisse waren dann aber noch viel niederschmetternder, als ich angenommen hatte. Wird wenigstens *jetzt*, nach allem, was sie erlebt hat, die organisierte westdeutsche Arbeiterschaft – Sozialdemokratie und Gewerkschaften – das fertig bringen, was bisher in Deutschland nie geschah: eine durchschlagende Erhebung gegen den offiziellen und so dämonisch volkstümlichen Patriotismus und Militarismus, der immer nur eine Verkleidung reaktionärer Klasseninteressen war und heute im Gewande des Kampfes gegen kommunistische Diktatur erst recht gegenrevolutionär und friedensfeindlich ist? Wir wagen es kaum zu hoffen.

Wir haben noch die Wahl Was aber muß, sachlich genommen, geschehen, damit die Entwicklung zum neuen Krieg hin entscheidend umgebogen wird? Zunächst: Was *wird* geschehen, wenn die Pariser Verträge ratifiziert sein werden? Im westlichen Lager erwartet man, die Leiter der Sowjetpolitik würden dann von der wachsenden Militärmacht des Westblockes und von der Aussicht auf das Wiederauftreten einer deutschen Wehrmacht dermaßen beeindruckt sein, daß sie «freien Wahlen» in ganz Deutschland zustimmen, also Ostdeutschland im Gefolge dieser Wahlen einfach räumen würden, worauf es dann mit der Berennung der Oder-Neiße-Grenze und mit dem Rückzug der Sowjetunion auf ihre innerrussischen Stammgebiete weitergehen würde. Demgegenüber kann nur gesagt werden, daß alle derartigen Vorstellungen lediglich Wunschträume sind, die sich nicht erfüllen werden. Die Sowjetunion wird vor einem zunehmenden Druck des Westens nicht zurückweichen; ihr Widerstand wird sich nur versteifen, und die Regierung der USSR wird dabei ihre Völker geschlossen hinter sich haben, desgleichen die Völker ihrer Satellitenstaaten, ja vielleicht sogar das titoistische Jugoslawien, das sich in der letzten Zeit auffällig stark wieder an die Sowjetunion angenähert hat. Das Wettrüsten geht also weiter, und auch wenn der Westen es nicht auf eine endgültige Kraftprobe ankommen läßt, so kann doch irgendein unvorsichtiger Schritt der einen oder anderen Seite, ein Zwischenfall, eine als Herausforderung empfundene Gebärde den Krieg entfesseln, den niemand gewollt hat.

Die Sowjetunion hat zwar jetzt eben zu einer allgemeinen Konferenz eingeladen, die noch vor den parlamentarischen Beratungen über die Ratifizeirung der Pariser Verträge zusammentreten und den Plan eines Systems kollektiver Friedenssicherung für Europa behandeln solle. Aber ganz automatisch hat der Westen diese Einladung nur wieder verächtlich als neuen Moskauer Störversuch abgetan und auf der schleunigen Ratifizierung des Neunmächteabkommens beharrt. Die Folge dürfte sein, daß die Staaten des Ostblockes noch enger zusammenrücken und ihrerseits

weiterrüsten – als Antwort auf die «Politik der Stärke», mit der die Sowjetunion kapitulationsreif gemacht werden soll.

Mit anderen Worten: Es hat keinen Sinn, mit der Sowjetunion zu verhandeln, wenn die Wiederaufrüstung Westdeutschlands nicht mehr in Frage gestellt werden darf oder wenn gar, wie das zum Beispiel der außenpolitische Ausschuß der Labourpartei verlangt, die Sowjetunion zuvor ihre Bereitschaft erklärt haben muß, gesamtdeutsche Wahlen anzunehmen. Worüber soll denn in diesem zweiten Fall noch «verhandelt» werden? Die Sowjetunion hätte dann ja alles zugestanden, was die Westmächte von ihr in bezug auf Deutschland haben wollen; die deutsche Frage wäre im Grunde bereits gelöst (denn aus gesamtdeutschen Wahlen müßte alles Weitere von selbst folgen) – aber eben ganz auf Kosten der Sowjetunion und des Ostblockes. Aber auch wenn «nur» die nicht mehr rückgängig zu machende Wiederaufrüstung Westdeutschlands als Voraussetzung einer neuen Verhandlung mit der Sowjetunion erklärt wird, verliert die Konferenz ihren Sinn. Die Westmächte haben dann dem Ostblock nichts «Interessantes» mehr anzubieten; sie können keine eigene Leistung vorschlagen, um vom andern eine Gegenleistung zu erlangen, wie das bei jeder echten Verhandlung nötig ist. Die Konferenz hätte dann nur wieder den Zweck, Moskau vor eine Forderung zu stellen, die es nicht annehmen *kann*, und so aufs neue die «russische Unnachgiebigkeit» und den «bösen Willen Moskaus» zu beweisen.

So kommt man wirklich nicht weiter. Wir fürchten, daß auch alle noch so gutgemeinten und an sich richtigen Vorschläge zur Behebung des Mißtrauens zwischen beiden Lagern nicht weiterführen werden, solange die Westmächte grundsätzlich an ihrer Idee festhalten, den Ostblock durch Gewaltdrohung oder Gewaltanwendung zu zerschlagen und so «die vom Kommunismus vergewaltigten Völker zu befreien». Voraussetzung für alles Weitere ist die klare und endgültige Abkehr von diesem Weg, die Bereitschaft zur Anerkennung der kommunistischen Welt als einer geschichtlichen Tatsache, die für unsere Generation nicht mehr auszulöschen ist, der Wille zur friedlichen Konkurrenz und Koexistenz der verschiedenen Gesellschaftssysteme und die gemeinsame Bekämpfung der Not der unterentwickelten Nationen und damit der *Ursachen* des Kommunismus, anstatt seiner Erscheinungsformen. Ist diese Abkehr vom jetzigen Unheilkurs der Westmächte einmal vollzogen, dann erst werden fruchtbare Verhandlungen über die Neuorganisation der Welt und Europas möglich sein. Dann wird die Schaffung eines Systems gemeinsamer Friedenswahrung keine ernsten Schwierigkeiten mehr bereiten, dann wird die deutsche Frage wirklich gelöst und ein Europa gestaltet werden können, das die ihm gemäße Lebensform in Unabhängigkeit von den anderen Staatenbünden und Kulturkreisen zu entfalten vermag.

Manche werden sagen, zu einer Umkehr, wie wir sie meinen, sei es nach den Londoner und Pariser Beschlüssen bereits zu spät oder doch dann, wenn diese Beschlüsse ratifiziert seien. Wir sind davon nicht über-

zeugt. Auch nach der förmlichen Inkraftsetzung der «Westeuropäischen Union» wird noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen, bis die neue deutsche Wehrmacht Gestalt gewonnen hat und als (vermeintlich) entscheidende Kraft in den bewaffneten Kampf gegen den Osten eingesetzt werden kann. Wir haben bis dahin noch eine Frist zur Besinnung und Umkehr – die letzte vielleicht, aber eben doch eine Frist. Wir haben immer noch die Wahl zwischen fortgesetztem Wettrüsten mit dem dann unvermeidlichen Ausgang und dem Verzicht auf die Austragung des Gegensatzes zwischen der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt mit militärischen Mitteln. Wofür werden wir uns entscheiden?

Armes Südamerika! Die Schicksalsfrage, vor die Europa jetzt gestellt ist, und ebenso die stürmische Entwicklung, die der asiatische Riesenkontinent durchmacht, lenkt unsere Aufmerksamkeit gern von jenem anderen Sturmzentrum ab, das *Latein-* und besonders *Südamerika* heißt. Aber Ereignisse, wie das militärische Eingreifen Großbritannien in Guayana, die von den Vereinigten Staaten ins Werk gesetzte Gegenrevolution in Guatemala, der aufsehenerregende Selbstmord des brasilianischen Präsidenten Vargas und die sich immer wiederholenden Diktaturaktionen in Kolumbien, Venezuela, Bolivien, Argentinien und so fort lassen uns doch ständig fragen, was eigentlich hinter all diesen Erschütterungen als treibende Kraft stehe. Versuchen wir eine vorläufige Antwort auf solches Fragen zu geben.

Ein hochgestellter Südamerikaner sagte einmal zu Alvarez del Vayo («The Nation», 11. März 1950), Lateinamerika mache gegenwärtig zwei Krisen und eine Revolution durch. Die eine Krise sei tiefgehend und chronisch: ein primitiver Kontinent mit gebrechlicher, halb kolonialer, halb feudaler Wirtschaft sei unter dauernden Druckwirkungen und Verlagerungen in langsamer Umwandlung begriffen. Die andere Krise sei jünger und akut: der Gegensatz zwischen der durch zwei Weltkriege märchenhaft reich gewordenen Klasse der Großgrundbesitzer und Industrieherren einerseits, der durch Spekulation und Inflation ärmer als je gewordenen Masse des besitzlosen Arbeitsvolkes anderseits. Und aus beiden Krisen zusammen erhebe sich die soziale und politische Revolution. «Die liberalen und demokratischen Politiker der alten Schule», so meinte der südamerikanische Politiker,

«haben sich keine Vorstellung von der gewaltigen sozialen Gärung gemacht, die durch die erschreckenden Gegensätze zwischen einer ihren Luxus herausfordernd zur Schau stellenden vermöglichen Klasse und dem Volke hervorgerufen worden ist. Diese Politiker haben das Grollen des Erdbebens verschlafen und wachen jetzt nur dann und wann auf, um hochtönende Reden über Bürgerfreiheiten und Menschenrechte zu halten, während Hunger und wirtschaftliches Unrecht einem Umsturz den Weg bereiten. In manchen Ländern wurde ihr Schlummer durch Generäle und ‚Führer' (Caudillos) unterbrochen, die den Stand der Dinge begriffen und sich beeilten, die Unzufriedenheit des Volkes zu ihrem eigenen Vorteil auszubeuten.»

Man kann in der Tat nicht verstehen, was in Lateinamerika vorgeht, wenn man sich nicht stets die *entsetzliche Armut und Ausbeutung der Volksmassen* vor Augen hält. Wir haben darüber schon früher das Nötigste gesagt (vergleiche «Neue Wege», März/April 1952), gestützt auf unverdächtige Zeugnisse. Alles, was sonst über Südamerika (das wir heute allein behandeln wollen, unter Beiseitelassung von Mittelamerika) bekannt geworden ist, bestätigt diese Darstellung. Insbesondere Professor de Castro, dessen berühmtes Buch über die «Geographie des Hungers» wir schon wiederholt zu erwähnen Gelegenheit hatten, widmet dem Hungerelend in seiner südamerikanischen Heimat ein aufwühlend ernstes Kapitel. «Es gibt», so stellt er fest,

«kein einziges Land in Südamerika, in dem die Bevölkerung frei von Hunger wäre. Alle leiden sie an diesem furchtbaren Übel; der Unterschied ist allein, daß es in einigen Gebieten heftiger, in anderen milder auftritt. Man kann Südamerika in zwei Teile scheiden, je nach dem Grade des Hungers: ein Gebiet (A) mit äußerst mangelhafter Ernährung, in dem der mengenmäßige Hunger sich zu besonderen Mängeln in der Güte der Nahrung gesellt, und ein Gebiet (B) mit weniger ernsten Ernährungsverhältnissen, wo es nur an gewissen Nahrungsbestandteilen fehlt und wo die Ernährung im allgemeinen mengenmäßig ausreichend ist.»

Die Zone B umfasse das westzentrale und südliche Brasilien, Paraguay östlich vom Paraguay-Fluß, Uruguay und Nordost-Argentinien. Alle anderen Teile Südamerikas gehörten zur Zone A. Hier betrage die durchschnittliche Energiemenge der täglichen Nahrung zwischen 1200 und höchstens 2400 Kalorien je Kopf, während normalerweise 2800 bis 3000 Kalorien für eine genügende Ernährung nötig seien. Und wenn auch das Klima und die Ernährungsweise in Südamerika eine geringere Kalorienmenge als die sonst erforderliche erlaubten, so sei die Unterernährung namentlich der eingeborenen Bevölkerungen doch grauenhaft. Mangelkrankheiten aller Art, körperliche wie geistige Entartung und vorzeitiger Tod seien ungeheuer verbreitet:

«Der hohe Stand der allgemeinen Sterblichkeit und der Kindersterblichkeit wie auch gewisser Infektionskrankheiten wie Tuberkulose in diesen Gebieten ist letzten Endes Ausdruck der chronischen Unterernährung. Die allgemeine Sterblichkeit in Südamerika ist im Durchschnitt doppelt so hoch wie in Nordamerika. Die Zahlen für die Kindersterblichkeit gehören zu den höchsten in der Welt: 277 je tausend in Bolivien, 335 in Nordwest-Argentinien. In den südamerikanischen Ländern steht die Tuberkulose fast immer an der Spitze der Todesursachen; in gewissen Zonen erreicht sie eine Zahl, die zehnmal so hoch steht wie die durchschnittliche Sterblichkeit an Tuberkulose in Nordamerika.»

Es ist kein Zufall, daß umgekehrt das Volkseinkommen sämtlicher lateinamerikanischen Länder nicht einmal den zehnten Teil des Volkseinkommens in den Vereinigten Staaten ausmacht (10 bis 15 Milliarden Dollar gegen mehr als 150 Milliarden in den USA). Das Jahreseinkommen des Südamerikaners beträgt kaum 100 Dollar je Kopf – ein Zehntel oder noch weniger des Einkommens des Nordamerikaners (1260 Dollar) und nur ein Achtel desjenigen des Kanadiers (etwa 800 Dollar). Der

Schweizer verdient im Durchschnitt annähernd 1000 Dollar (etwas mehr als 4000 Franken) pro Jahr und Kopf.

Dabei ist Südamerika von Natur aus ein reicher Erdteil. «Der Mittelteil von Chile», so schreibt Tibor Mende, der Südamerika gründlich studiert und auch ein Buch darüber veröffentlicht hat, im «Témoignage Chrétien» (17. Oktober 1952),

«ist so fruchtbar wie Kalifornien. Er könnte das Doppelte der Gesamtbevölkerung des Landes ernähren. Trotzdem muß die Republik den fünften Teil ihrer Lebensmittel einführen, während die Arbeiter auf den großen Landgütern den Boden mit urgeschichtlichen Werkzeugen bearbeiten und in einem schauderhaften Elend leben. Weiter nördlich, in Peru, wo eine kleine weiße Minderheit den Küstenstreifen bewohnt, lebt die große Mehrheit der Indianer in den Bergen, wo ihre Lebenshaltung vielleicht niedriger steht als unter dem Inkareich, vor der Ankunft Pizarros und seiner Spanier.

Das gleiche gilt, mit etlichen Ausnahmen, für ganz Lateinamerika ... Brasilien ist zweifellos der Möglichkeit nach eines der reichsten Länder der Erde. Aber mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung ist ständig unterernährt. Der Milchverbrauch ist in Chile so gering wie in den ärmsten Ländern Asiens. In den Staaten der Pazifikküste – die vorwiegend indianisch sind – ist das Los der Landarbeiter kaum besser als das der Leibeigenen in Rußland während des 19. Jahrhunderts vor ihrer Befreiung. Nach fachmännischen Schätzungen könnte Brasilien allein 600 bis 800 Millionen menschliche Wesen ernähren.» (Heute zählt es keine 60 Millionen.)

Ein zurückgebliebener Erdteil Wo liegen aber die *Ursachen* dieser Armuts- und Elendslage des südamerikanischen Arbeitsvolkes? Es ist keine befriedigende Erklärung, wenn man auf die Unwissenheit der Volksmassen verweist, auf ihre rückständige Arbeitstechnik besonders in der Landwirtschaft, auf ihre geringe Arbeitsleistung, auf die erst in den Anfängen stehende Industrialisierung, auf die schlechten Verkehrsverhältnisse und ähnliche Umstände. All diese Dinge sind natürlich da und spielen eine wichtige Rolle. Südamerika ist tatsächlich erst am Rande von der modernen Zivilisation erfaßt. Es ist im Kern ein primitiv landwirtschaftlicher Erdteil. Fünf bis sieben Einwohner von je zehn leben vom Ackerbau, in einigen Republiken sogar neun von zehn. Und ihre Daseinsform und Denkart ist denkbar rückständig, in Südamerika ebenso wie in den mittelamerikanischen Staaten. «Im mexikanischen Staat Michoacan», so berichtet Tibor Mende,

«habe ich Tarascaner-Indianer angetroffen, deren Lebensform, landwirtschaftliche Technik oder Kenntnis der Außenwelt seit einem Jahrhundert sozusagen keine Änderung erfahren hat. Einer dieser Menschen, ein sympathischer, lächelnder Mann, fragte mich sogar, ob es über dem Land, aus dem ich käme, auch einen Mond gebe. In Brasilien gibt es kaum hundert Kilometer von dem Glanz Rio de Janeiros noch eingeborene Stämme, die nach den Flugzeugen, die über sie hinfliegen, Pfeile abschießen. Und hinter den Wolkenkratzern von Sao Paulo dehnt sich, unermeßlich fruchtbar und kaum ausgebeutet, das Gebiet von Matto Grosso aus, das so unbekannt ist wie das Herz Afrikas.»

Aber diese ganze Zurückgebliebenheit ist ja nur *Ausdruck* der Armutslage des Volkes, nicht ihre *Ursache*. Man muß schon nach den tiefer liegenden Gründen für den sozialen und kulturellen Tiefstand der süd-

amerikanischen Bevölkerungen suchen. De Castro nennt ihrer vor allem zwei. Einmal die jahrhundertelange *koloniale Ausbeutung*, der Südamerika unterworfen war und die doppelt schwer auf der Bevölkerung lastete, weil die Kolonialwirtschaft häufig ganz einseitig spezialisiert war und noch ist: hier auf die Förderung von Gold, Silber oder Edelsteinen, von Kupfer, Zinn und Salpeter, dort auf die Pflanzung von Zuckerrohr, Tabak, Kaffee, Gummibäumen oder auf die Bohrung von Öl. Die Folge war, daß Südamerika unter den Schwankungen der Weltmarktpreise noch viel mehr zu leiden hatte und hat als beispielsweise unsere schweizerischen Uhren- und Stickereigebiete, die so hochempfindlich für Krisenein wirkungen sind. Anderseits zerschlug die Bevorzugung eines einzelnen Produktionszweiges die wirtschaftliche Ganzheit jener Länder und ließ namentlich die Nahrungsmittelerzeugung weithin verkümmern. Nordost-Brasilien zum Beispiel hatte einst eine blühende Ackerbau- und Obstwirtschaft. Heute ist es fast ausschließlich von Zuckerrohrplantagen bedeckt und darum eines der ärgsten Hungergebiete ganz Südamerikas. Auch Venezuela ist trotz seiner mächtigen Ölproduktion oder gerade darum ein Land des Massenhungers. Bevor die Petrolkönige aufkamen, erzeugte das Land hinreichend Mais und Fleisch. Heute muß es alle Arten Lebensmittel in großen Mengen einführen – und doch hat das Volk bei den hohen Preisen nicht genug zu essen.

Mit der kolonialen Ausbeutungswirtschaft aufs engste verknüpft ist die zweite Hauptursache der Armut der südamerikanischen Völker: das *Großgütersystem*. Brasilien ist förmlich in Riesenplantagen aufgeteilt; mit einer Bevölkerung, die nicht viel größer ist als die Frankreichs, und einer fünfzehnmal größeren Bodenfläche hat es nur 1,9 Millionen Grundbesitzer gegen vier Millionen in Frankreich. In der Provinz Buenos Aires, mit 3,5 Millionen Einwohnern, besitzen 320 aristokratische Familien rund 40 Prozent allen Bodens. In der chilenischen Provinz Curico entfallen 83 Prozent des Landes auf 437 Großpflanzungen. Und so fort. Die Masse des südamerikanischen Landvolkes ist besitzlos und muß sich an die Eigentümer des mopopolisierten Bodens verkaufen – zu Bedingungen, die nur ein untermenschliches Leben erlauben.

Eine Industrialisierung größeren Stiles ist unter diesen Umständen in Südamerika bisher unmöglich gewesen, sowohl weil bei der mangelnden Kaufkraft der Bevölkerung kein genügender Absatz von Industrieerzeugnissen da ist, als weil die geistige Rückständigkeit und die körperliche Arbeitsschwäche der unterernährten Massen keine moderne Industrieproduktion zuläßt. Was an Industriekapital in Südamerika angelegt ist, stammt vorwiegend aus dem Ausland, insbesondere aus Nordamerika. In verschiedenen Wellen hat sich aus den Vereinigten Staaten anlagesuchendes Kapital über die Länder Lateinamerikas ergossen. In etwas mehr als fünfzig Jahren (von 1897 bis 1952) hat sich der Betrag der nordamerikanischen Kapitalanlagen in Lateinamerika von 0,3 Milliarden Dollar auf 5,7 Milliarden gesteigert. Und der Gewinn aus direkten Ka-

pitalanlagen ist in den Ländern Lateinamerikas gegenwärtig fast doppelt so hoch wie in den Vereinigten Staaten. Die UNO-Wirtschaftskommission für Lateinamerika berechnete den Zustrom ausländischen Kapitals in die Länder dieses Raumes für die Jahre 1945 bis 1952 auf 2 090 000 000 Dollar, die Profit- und Zinsensumme, die aus diesen Anlagen floß, auf 5 829 000 000 Dollar für die gleiche Zeit.

Revolution und Gegenrevolution Es war bei der großen Überlieferung des Freiheitskampfes gegen spanische und portugiesische Kolonialherrschaft eigentlich selbstverständlich, daß sich in den Völkern Südamerikas heftiger Widerstand auch gegen die neue nordamerikanische Kolonisierung und Ausbeutung des Halbkontinents erhob. Eine Art *revolutionärer Nationalismus* wuchs in einer Reihe südamerikanischer Staaten auf; sein Programm war Nationalisierung der Schlüsselindustrien, Landwirtschafts- und Bodenreform, Organisierung und Hebung der niedergetretenen indianischen Bevölkerungen bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung guter Beziehungen mit den Vereinigten Staaten, deren Mitarbeit bei der wirtschaftlichen Erschließung Südamerikas unentbehrlich ist. Wie in Mexiko die Ölindustrie verstaatlicht und in Guatemala eine Bodenreform unternommen wurde, die das nicht angebaute Land der nordamerikanischen United Fruit Company in Volksbesitz bringen sollte, so wurde in Bolivien die Zinnindustrie nationalisiert und ist in Chile eine Bewegung auf die Verstaatlichung der Kupferbergwerke, in Brasilien eine solche auf den Ausschluß fremder Gesellschaften von der Ausbeutung der Erdölvorkommen entstanden, während in Argentinien die Perón-Diktatur den Kampf gegen den nordamerikanischen Imperialismus geradezu zu einem Hauptpunkt ihres Programmes machte und damit in ganz Südamerika mächtigen Widerhall fand. Dies um so mehr, als die nationale Unabhängigkeitsbewegung weithin mit dem revolutionären Kampf um soziale und wirtschaftliche Befreiung der besitzlosen, ausgebeuteten, entrechteten Volksmassen zusammenfloß, wie er sich unter der Führung radikaler Intellektueller und Arbeiter zu entwickeln begann. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges schien es sogar, als breche überall in Südamerika eine demokratisch-soziale Reformbewegung durch, die von begeisterten Volksmassen getragen war und mit den hergebrachten Militärdiktaturen kräftig aufräumte; in Chile kam damals eine Regierung ans Ruder, die auch drei kommunistische Minister umfaßte – eine ähnliche Konstellation wie gleichzeitig etwa in Frankreich, Italien und der Tschechoslowakei.

Aber wie in Europa, so führte bald auch in Südamerika die *Reaktion* ihren Gegenstoß. Nicht nur sammelten sich die alten Herrenklassen um ihre traditionellen Militärdiktatoren; es kam auch jene neue, schon in Europa erprobte Form von Diktatur auf, die mit sozialer und nationalistischer Demagogie die revolutionäre Volksbewegung aufzufangen und die feudal-kapitalistische Klassenherrschaft nur desto fester zu begründen

suchte. Wiederum war es der Perónismus in Argentinien, der hier beispielgebend voranging; mehr oder weniger gleichgerichtete Bewegungen folgten in anderen Ländern – Brasilien, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Bolivien, Peru, Paraguay –, so daß heute nur in Chile (mit starken Einschränkungen), Uruguay und neuerdings, nach der Wandlung von Vargas zum verfassungstreuen Reformer, auch in Brasilien von halbwegs bürgerlich-demokratischen Regierungsformen gesprochen werden kann. Die Ursache dieses Umschwunges zurück zur Diktatur war nicht nur die innere Schwäche, Uneinigkeit und Unklarheit der revolutionär-demokratischen Bewegungen, sondern besonders auch die zielbewußte, energische Unterstützung der Gegenrevolution durch die *Vereinigten Staaten*. Wie Victor Alba im Londoner «Socialist Commentary» (August 1953) feststellte:

«Vielleicht der wichtigste Grund für ihren (der Volksbewegungen) Zusammenbruch war die Politik Washingtons. Es ist richtig, daß unter Präsident Truman das Staatsdepartement zum mindesten nicht offen die großen nordamerikanischen Privatgesellschaften unterstützte, die in Lateinamerika arbeiten und so viel Feindseligkeit geweckt haben. Aber die amerikanische Diplomatie zeigte sich außerstande, die gesetzlichen Mittel zur Unterstützung der demokratischen Regime zu finden. Im Gegenteil: so oft eine neue Regierung aus einem Staatsstreich hervorging, bekam sie sofort die Anerkennung durch die Vereinigten Staaten. Das stärkte die hergebrachte Gegnerschaft zu Amerika (die aus der Zeit der Intervention unter den Präsidenten Coolidge und Hoover stammt) und spielte einen Trumpf in die Hände Peróns und seiner Anhänger.»

Die Vereinigten Staaten sind tatsächlich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts planmäßig auf die Unterwerfung Lateinamerikas unter ihre Herrschaft ausgegangen, namentlich auch durch das Mittel von gefügigen einheimischen Regierungen diktatorischen Charakters. Aber auch, wo das nötig erschien, durch militärisches Eingreifen offener oder (wie neulich in Guatemala) verschleierter Art. Zuerst versuchte man es mit der einfachen wirtschaftlichen Durchdringung und Eroberung («Dollardiplomatie» hieß man es später). Aber schon frühzeitig griff man auch zur nackten militärischen Gewalt. Der Spanisch-Amerikanische Krieg von 1898 – «ein imperialistischer Krieg (von seiten der Vereinigten Staaten), wenn es je einen solchen gab», wie mit Recht gesagt wurde – war der erste große Anwendungsfall für diese Methode. Er brachte nicht nur die Philippinen und Puerto Rico unmittelbar in amerikanischen Besitz, sondern richtete auch indirekt die militärische, politische und wirtschaftliche Herrschaft der USA über wichtige Teile Mittelamerikas auf: über Kuba, Haiti, die Dominikanische Republik und Nicaragua. Die Losreißung Panamas von Kolumbien und seine Unterstellung unter nordamerikanische Oberhoheit folgte. Und dann begann jene lange Reihe militärischer Interventionen der Vereinigten Staaten in *Mittel*amerika, die mehr und mehr auch die *süd*amerikanischen Länder zu Vasallen der USA machte. Die Krönung des Ganzen waren die Militärabkommen, die die Vereinigten Staaten von 1947 an mit zwanzig lateinamerikanischen Republiken

abschlossen, mit der Wirkung, daß Washington zu seinen übrigen Schutzbefohlenen hinzu noch weitere Gebiete mit 7,8 Millionen Quadratmeilen Bodenfläche und 161 Millionen Einwohnern zu «verteidigen» bekam.

Im Schatten dieses gewaltigen strategischen Systems kann sich die Herrschaft der Vereinigten Staaten über Mittel- und Südamerika fast ungestört entfalten: politisch (unter anderem durch das Mittel der Panamerikanischen Union mit ihren Konferenzen, deren letzte dieses Jahr in Caracas stattgefunden hat), wirtschaftlich und, wenn zweckmäßig, auch militärisch (Guatemala). Die «Politik der guten Nachbarschaft», die Roosevelt verfolgt hatte, wurde unter Truman und Eisenhower mehr und mehr wieder durch die alte Politik imperialistischer Ausdehnung ersetzt, und zwar diesmal nicht zuletzt mit der Losung des Kampfes gegen den Kommunismus. Jede Bewegung, jede Regierung, die in einem lateinamerikanischen Land gegen die koloniale Ausbeutung, gegen die Feudalherrschaft, gegen den nordamerikanischen Herrschaftsanspruch auftritt, wird als kommunistisch oder prokommunistisch erklärt und bekämpft. (Großbritannien folgt dem amerikanischen Beispiel: Guayana.) Und jeder einheimische Diktator, der unter dem Vorwande des Kampfes gegen den Kommunismus die bestehende Klassenschichtung zu erhalten strebt und die radikaleren Oppositionskräfte gewalttätig niederhält oder niederschlägt, genießt die weitestgehende Unterstützung der nordamerikanischen Schutzmacht. Der Gewaltstreich in Guatemala war nur ein Glied in der Kette gegenrevolutionärer Eingriffe, die von Washington aus in den Ländern Lateinamerikas vorgenommen wurden und werden, im Bunde mit den «bodenständigen» Kräften der sozialen Reaktion.

Und doch ist das ganze, wenn auch noch so großzügig ins Werk gesetzte Unternehmen von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es ist ja nicht Moskau und der Kommunismus, die hinter der sich allmählich sammelnden revolutionären Unabhängigkeitsbewegung in Lateinamerika stehen; es ist der Wille zum menschenwürdigen Leben, es ist die unmittelbare Daseinsnot der so lange mißhandelten und niedergetretenen Völker, es ist – kurz gesagt – einfach der Hunger. Der Kampf in Lateinamerika ist so nur ein Stück der großen kolonialen Revolution, die in allen unterentwickelten, weil gewaltsam am Boden gehaltenen Völkern und Klassen der Welt im Gang ist. Eine intelligente Politik der Führer der «freien» Welt würde diese Revolution ebenso planmäßig und großzügig fördern, wie sie sie jetzt bekämpft, und sie so in verhältnismäßig friedliche Bahnen lenken. Sie würde sich die Wahrheit zu eigen machen, die Professor de Castro ausspricht:

«Die sogenannte ‚Kolonialwirtschaft', bei der die Industriemächte ihre Rohstoffe mit geringen Kosten bekommen und sich auf dieser Grundlage eines ausgesprochenen Wohlstandes erfreuen, ist eine Art wirtschaftlicher Ausbeutung, die mit dem weltwirtschaftlichen Gleichgewicht unvereinbar ist ... Die großen Hungerländer der Welt sind genau die Kolonialländer. Es mögen politische Kolonien sein, wie die afrikanischen

Gebiete oder wirtschaftliche Kolonien wie China (bis zur Revolution. H. K.) oder der Großteil von Lateinamerika, das tatsächlich nur der Erzeugung von Rohstoffen zur Speisung der Industrien Europas und der Vereinigten Staaten dient. Ohne eine grundlegende Wandlung der Kolonialpolitik, die es den Kolonialvölkern erlauben würde, in einem Ausmaß zu produzieren, das ihre biologischen Bedürfnisse zu befriedigen vermöchte, ist es sinnlos, eine radikale Lösung des Welthungerproblems zu erhoffen. Die Kolonialvölker werden gerade solange hungrig sein, als sie ihre besten Kräfte der Erzeugung von Rohstoffen für die Ausfuhr widmen müssen, weil das Spiel der Weltwirtschaftskräfte immer darauf hindrängt, den Wert ihrer Arbeit im Interesse der industriellen Profite herabzudrücken.»

Dieses «Spiel der Weltwirtschaftskräfte», wie de Castro verhüllend sagt, dieses Walten eines brutalen kapitalistischen Ausbeutungs- und Bereicherungswillens zu überwinden, das ist Ziel und Zweck der weltweiten Freiheitsbewegung der hungernden Kolonialvölker. Noch steht in Südamerika diese Bewegung erst in ihren Anfängen. Sie hat kaum angefangen, in sozialistischer Erkenntnis die Ursachen der Massennot zu erfassen und ihre Beseitigung von der Wurzel her zu erstreben. Aber es braucht, wie die «Monthly Review» (Juli 1954) bemerkt, nur noch mehr Antikommunismus im Stil des Herrn Dulles, «und Lateinamerika wird in eine extreme Rechte und eine extreme Linke aufgespalten und die lateinamerikanische Revolution gezwungen sein, verhältnismäßig rasch die kennzeichnenden Merkmale und Formen anzunehmen, die uns von den Nachkriegsjahren in Asien her so wohlvertraut sind. Und unter solchen Umständen wird die Führung der Revolution ebenso sicher in die Hände der Kommunisten übergehen wie in China und Indochina. Die Regierung Eisenhower besteht aus gottesfürchtigen Männern, die sicher wissen, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Sie müssen nur noch lernen, daß der Weg zum Kommunismus mit antikommunistischen Vorsätzen gepflastert ist. Wenn sie ihre lateinamerikanische Politik nicht rasch umstellen, werden sie es bald herausfinden».

14. November *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

Eduard Bueß: «Die kirchlichen Richtungen.» Theologische Studien. Heft 36, 72 S. Evangelischer Verlag, Zollikon.

Die «Neuen Wege» haben vom Beginn ihres Erscheinens an in der Frage der kirchlichen Richtungen eine bestimmte *Stellung* bezogen. Zu dem neuen Verständnis des Evangeliums, wie es den Hauptvertretern dieser Sache geschenkt worden war, gehören von Anfang an der Kampf und das Ringen mit dem *kirchlichen Partei- und Richtungswesen* in dem Sinne, daß dasselbe *überboten* und *überwunden* werden sollte durch den von der neu verstandenen Reichs- und Christusbotschaft ausgehenden Geist.

Leonhard Ragaz hat noch im Jahre 1944 (vergleiche dazu «Neue Wege», 1944, Heft 6/7/8) diesem Anliegen mehrere Beiträge in den «Neuen Wegen» gewidmet.

Die vorliegende Schrift über die kirchlichen Richtungen sieht richtig, daß *in* und *hinter* der «Richtung», die doch auch der Ausdruck einer der menschlichen Verkündigung in verschiedenartiger Weise von dem *einen* Herrn zugeteilten *Offenbarung, Gabe* und *Dienstzuteilung* in der *einen* Gemeinde *sein* kann, auch die *Parteiung*, ja sogar *Spaltung* steht, wie im Neuen Testament selbst schon deutlich wird.

E. Bueß knüpft darum an das Aufbrechen der Parteiung in den ersten Gemeinden Christi an, wovon besonders Paulus in den ersten Kapiteln des ersten Korintherbriefes und sonst redet, und zeigt die Wurzeln dieser Erscheinung auf *. Von da aus ergibt sich dann eine Auseinandersetzung mit den heutigen «Richtungen», vor allem dem «Liberalismus», aber auch mit dem Traditionalismus der Positiven und den verschiedenen Ausprägungen der Orthodoxie. Auch die dialektische Theologie, der der Verfasser zugehört, wird einer redlichen Selbstkritik unterworfen, die man freilich sachlich noch weiter ausdehnen könnte. (Vgl. dazu L. Ragaz: «Reformation nach vorwärts oder nach rückwärts.») Das große Problem zum Beispiel, daß «Theologie» und «Kirche» nicht nur *Ort* der Parteiung und falschen Richtung, sondern auch ihr *Grund* geworden sind, liegt doch über allen Fragen des heutigen kirchlichen Lebens. E. Bueß streift diese Frage unter dem Hinweis auf E. Brunners Schrift: «Das Mißverständnis der Kirche», aber sie ist trotz seines Zugeständnisses – «daß unsere Landeskirchen von der neutestamentlichen ‚Ekklesia' durch eine weite Kluft getrennt sind, das steht außer Zweifel» – die entscheidende Frage in dieser Sache überhaupt. Besonders hier sollte man Zeugen wie Kierkegaard, den älteren und den jüngeren Blumhardt und nicht zuletzt Leonhard Ragaz hören, dessen Lebenskampf und Zeugnis gerade auch dieser tiefsten Not galt. Aber wie wenig ist bis jetzt sein Ruf von denen verstanden oder aufgenommen worden, die die «Kirche» so sehr betont haben, deren fundamentale Not und Fragwürdigkeit Ragaz wie wenige erkannt hat. Das hat neben und mit dem Ruf: «Los von der Kirche» zu seiner zentralen Losung von der «Erneuerung der Sache Christi» und der «neuen Gemeinde», das heißt der wirklichen und allein aus und in dem lebendigen Christus lebenden *einen* Gemeinde geführt, der das Reich Gottes geschenkt, verheißen und aufgetragen ist.

Wir schließen mit einer Äußerung von L. Ragaz, mit der sich wohl auch die Schrift von Ernst Bueß nach Sinn und Richtung zusammenfügen kann: «Wir müssen durch die Erneuerung der Sache Christi über Parteien, Richtungen, sogar Kirchen hinweg der neuen Gemeinde Christi entgegengehen, welche das Reich Gottes in der Welt und in die Welt trägt und als Stellvertreterin Gottes seine Vollmacht der Weltüberwindung und Welterlösung hat. Diese Entwicklung muß sich nicht auf demonstrative und eklatante Weise vollziehen, etwa durch formelle Auflösung der Parteien und Organisationen, sie kann und soll sich in der Einstellung auf das Eine, was not ist, von selber machen. Ohne Forcierung. Ohne «Machen». Und sie *wird* sich vollziehen.»

Albert Böhler

* Vgl. dazu L. Ragaz: «Die Bibel – eine Deutung.» Bd. VI. Die Apostel. S. 115.

Laotse: Der Anschluß an das Gesetz oder der Große Anschluß. Versuch einer Wiedergabe des Taoteking von Carl Dallago. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg.

Immer schon erschien dem Schreibenden Laotses Taoteking als ein in den geheimnisvollen Tiefen der Menschengeschichte auf ebenso geheimnisvolle Weise mit der höchsten Offenbarung im Meere des Reiches Gottes verbundener Zustrom, gleichsam ein im Intuitiven, in der Weisheit gefaßter Ausdruck des Reiches Gottes.

Dieser Eindruck wurde durch die vorliegende Übertragung Carl Dallagos, den die Leser der «Neuen Wege» aus früheren Jahren als Mitarbeiter gekannt und geschätzt haben, aufs neue bestärkt und vertieft. Das Außerordentliche an diesem Eindruck ist wohl auch noch damit verbunden, daß Carlo Dallago diese Übertragung ohne Kenntnis der chinesischen Sprache, lediglich mit Hilfe einiger Übersetzungen vorgenommenen hat. Freilich hatte er eine persönliche Voraussetzung, die über die Sprachkenntnis hinausreicht, ja wie er selbst mit Recht in einem Nachwort ausführt, vor aller Sprachkenntnis liegt, den *inneren Zugang zum Anfang des Wortes* und damit verbunden die

Erkenntnis des Sinnes, der die Wahrheit zum großen *Zeichen* in Himmel und Erde ebenso wie in der Menschenwelt macht. Dieser Übertragung, die sicher keinen Anspruch macht, das letzte Wort in der gemeinsamen Arbeit am Auftrag der Übertragung solcher menschheitlicher Dokumente, wie es der Taoteking darstellt, zu sein, ist es in ungewöhnlichem Maße gegeben, zu «Ohr und Herz» zu dringen. Dallago äußert sich im Nachwort zur Übertragung darüber in folgender Weise: «Tatsache ist, daß der Taoteking mich immer tiefer in seinen Bannkreis zog. Zugleich empfand ich immer deutlicher die Unzulänglichkeit der deutschen Übertragung. So reifte in mir allmählich wie eine Frucht der Vorsatz, eine eigenmächtige Wiedergabe des Taoteking zu versuchen. Das Chinesische zu erlernen hatte ich weder Lust noch Möglichkeit; es fehlten alle äußeren Behelfe und, bei meinem Mangel an Sprachtalent, auch alle inneren Voraussetzungen zu einem solchen Entschluß. Da ich jedoch der Ansicht bin, daß der Sprache dem Rein-Menschlichen wie dem Rein-Geistigen gegenüber erst sekundäre Bedeutung zukommt - insofern die Sprache im Rein-Menschlichen wie im Rein-Geistigen nur Zeichen oder Behelf, niemals Erfüllung sein kann, und es immer Ohren erfordert, die hören, und Herzen, die aufnehmen können –, so glaubte ich mir sagen zu dürfen: ein Rein-Menschliches wie ein Rein-Geistiges müsse, wo Herz und Ohr zur Stelle sind, auch durch Mängel der Übertragung noch genügend wahrgenommen werden können.» Diese Wahrnehmung, diese *innere Wahrnehmung* eignet der vorliegenden Übertragung von Carl Dallago. So wird sie Dienst an dem Rein-Menschlichen und Rein-Geistigen, das sich aber keineswegs separiert, sondern alles in allem durchdringt.

Der Verlag Lambert Schneider hat das Bändchen in einer ansprechend schönen Weise ausgestattet, so daß wir hier eine Arbeit vor uns haben, die sich selbst in jeder Weise empfiehlt. *Albert Böhler*

Allan Richardson: «Die biblische Lehre von der Arbeit.» 52 Seiten. Gotthelf-Verlag, Zürich.

Diese Studie ist Ertrag, Zusammenfassung, persönliche Verarbeitung und Darstellung einer Zusammenarbeit von Bibelwissenschaftern im Auftrag einer Studienabteilung des Ökumenischen Rates der christlichen Kirchen.

In einer Reihe von Abschnitten, die zum Teil recht neue Einblicke in die biblische Anschauung von der Arbeit bieten und den fundamentalen Unterschied des biblischen zum heidnischen Denken auch in dieser Frage aufzeigen, versucht der Verfasser dieses Problem aufzuhellen. Die eigenartige Würde der Arbeit, die an der Würde der Gottebenbildlichkeit des Menschen schon im Alten Testament teilhat und die darum sowohl unter dem Segen wie unter dem Fluche Gottes steht, zeigt die reale Durchdringung des menschlichen Lebens wie der menschlichen Arbeit als einer göttlichen Ordnung und einen Gottesauftrag auf. Darum erhält der Arbeiter, der «Sklave» sein kann, schon im Alten Testament eine ganz andere Würde, die Würde von dem heiligen Gotte aus, die menschliche Würde, die ihm das Heidentum versagt.

Wichtig scheinen mir die Ausführungen über den Beruf im Neuen Testament, den der Verfasser als völlig auf das Reich Gottes bezogen darstellt, dem die Arbeit für den Lebensunterhalt ein- und untergeordnet ist. «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige hinzugefügt werden.» Aber nicht in Müßiggang, sondern: «Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!» Und durch Jesus bekommt die Welt des Arbeiters einen besonderen Glanz. Er gehört ihr an, und als «Knecht Gottes» vollendet er sein Werk, auch darin ungetrennt von seinen Brüdern, den Armen und Geringen, und seine Gemeinde beruft die Sklaven in Gottes Gemeinschaft und heiligt sie zum Tempel Gottes, worin sie ohne Unterschied mit allen ihren Brüdern zur Priesterschaft des Reiches Gottes zusammengeschlossen sind, die Gott nicht nur verherrlicht, sondern auch seine Werke in aller Welt verkündigen soll, damit die Völkerwelt in die Bruderschaft und Jüngerschaft Jesu Christi verwandelt werde.

Eine gewisse konservative Tendenz, die dem Glutstrom der neutestamentlichen Botschaft, die sich ja immer in Jesus zusammenfaßt und aus ihm sich zur Welt aus-

weitet in der Liebe Gottes, wohl nicht ganz gerecht wird, beeinträchtigt den Wert und die Gediegenheit dieser Schrift kaum, die in ihrem letzten Abschnitt die tiefe Beziehung von Arbeit und Gottesdienst in einem mehr hochkirchlichen Verständnis aufzeigt. Wir werden demgegenüber mehr das Reich-Gottes-Verständnis als das letzte Wort auch in dieser Frage, als die große kommende Erlösung und Revolution der Arbeit zu vertreten suchen. *Albert Böhler*

James Aldridge, Glühende Wüsten. Steinberg-Verlag, Zürich.

Der neue Aldridge-Roman wird so wenig Anerkennung in der «guten» Presse finden wie der früher erschienene «Diplomat» des berühmten Verfassers. Denn sein Gegenstand ist wiederum der Kampf eines «rückständigen» Volkes gegen seine einheimischen und fremden Beherrscher – diesmal ein Aufstand arabischer Wüstenstämme gegen die britischen Ölimperialisten und deren arabische Helfershelfer. Dabei spielt sich im arabischen Lager selber ein menschliches Drama, ja eine Tragödie ab: die Auseinandersetzung zwischen der individualistisch-idealistischen Auffassung des Freiheitskampfes und einer sozialistisch-realistischen Zielsetzung, die schließlich durchbricht und dem Vorkämpfer der anderen Lebensanschauung, einem in T. E. Lawrences Spuren wandelnden absonderlichen Engländer, den Untergang bringt. Die herrliche Erzählerkunst Aldridges, seine lebensvoll-farbige Milieumalerei und seine Wahrhaftigkeit und Feinheit in der Charakterzeichnung ziehen den besinnlichen Leser aufs neue in den Bann und sichern dem Buch eine starke Wirkung. *H. K.*

Wir betrogenen Söhne

Wir betrogenen Söhne,
von väterlichen Annexionisten
und ludendorffischen Totalkriegern
im Knabenalter
zu den Schrecken der Materialschlachten
(Trommelfeuer, Giftgas, Massengräber!)
verurteilt –

Wir betrogenen Söhne,
vom Landesvaterverbrecher
in Mannesjahren
unters mörderische Hakenkreuz gezwungen
(O schändlichster Trug, der den christlichen Bischof
auch hier voranmarschieren ließ!) –

Wir betrogenen Söhne,
an der Schwelle des Alters,
rebellieren endlich
gegen den gottlos fortkreisenden Trug,
der nun die letzten Söhne dieses Volkes
zu betrügen sucht,
indem er unter der Maske des Kreuzfahrers
zum Freiheitskriege trommelt.

Wir betrogenen Söhne,
die versagt haben vor Ludendorffs und Hitlers Stiefeln,
wir sprechen jetzt,
hoffend, daß die letzten zu betrügenden Söhne uns hören,
unser Nein.

Nein sagen wir betrogenen Söhne
zum Kanonenfutterangebot des anmaßlichen Greises,
der niemals Krieger gewesen,
an den atlantischen General.

Nein sagen wir betrogenen Söhne
zum Trug der kriegerischen Gewaltdrohung,
die sich als Volksvereiniger anpreist.

Nein sagen wir betrogenen Söhne
zur Lüge des Militarismus, der, als Zuchtschule ausgerufen,
Unzucht treibt mit dem Satan.

Nein, nein, nein, sagen wir betrogenen Söhne
zum dreimal verfluchten Schwindel der Rüstung,
die, als Friedenswahrer verkappt, den Krieg in Gang setzt
und das Blut des Volkes
als Profitquelle strömen macht. –

Nehmt, Staatsgötze und Barrasmoloch, unseren alten Kopf,
den Kopf lebenslang Betrogener!
Aber nehmt auch ihr, letzte Söhne,
unser Nein auf! Das Nein zu jedem Dienst am Kriege.

Dieses Nein allein ist der Endsieg – ob wir auch fallen.

Gott helfe euch und uns!

Georg Dismas Heidingsfelder

Wer die Wahrheit hat, braucht nicht Recht zu behalten. Es kann ihm nur darum zu tun sein, die Wahrheit so darzustellen, daß sie aus sich selber wirkt. *Reinhold Schneider* (Aus seinem Buch «Rechenschaft»)

Christus unser Friede

Denn Er ist unser Friede (Epheser 2, 14)

Wenn nicht alles trügt, gehen wir einer Zeit gesteigerter Heftigkeit des Kampfes entgegen, besonders des Klassenkampfes. Die Zeichen dafür sind deutlich genug. Dieser Kampf erzeugt heiße, ja dämonische Leidenschaft, besonders die Leidenschaft des *Hasses*. Und diese Leidenschaft, dieser Haß brauchen keineswegs unedler und unlauterer Natur zu sein. Sie können aus dem Besten in uns emporsteigen: aus dem Eintreten für das Gute und Rechte, dem Zorn über das Schlechte und Gemeine, dem Einstehen für die Schwachen und Unterdrückten, der Erbitterung über Unrecht, Lüge und Gewalt, dem heiligen Feuer der Parteinahme für Gottes und des Menschen Sache. Keiner von uns, vorausgesetzt er sei ein Mensch mit der Fähigkeit starker Empfindung – die andern zählen nicht –, ist davor sicher, daß ihn in diesen Kämpfen mit ihrer berechtigten Leidenschaft der Haß überwältigt, und zwar der Haß nicht nur gegen unheilige und ungöttliche, hassenswerte *Sachen*, Sachen, die wir hassen *sollen*, sondern auch gegen *Menschen*, sei es einzelne, sei es Menschengruppen. Besonders wird diese Gefahr sich da einstellen, wo man in der Minderheit ist, wo man gegen übermächtige, triumphierende Gewalten in fast hoffnungslosem Kampfe steht, oder gar da, wo man erlegen oder doch ein Sieg weit hinausgerückt ist, oder wieder, wo man sich Riesenmächten der Lüge und des Unrechts gegenübersieht, die zum äußersten reizen. Es ist eine furchtbare Gefahr, die Gefahr, daß wir unsere Seele verlieren. Und nicht nur dies. Gerade in solchen Lagen ist es doppelt und dreifach nötig, daß wir uns nicht von den Dämonen überwinden lassen. Denn gerade in solchen Zeiten darf nicht der Dämon des Hasses und der ihm so nahe verwandte der *Gewalt* triumphieren. Gerade in solchen Zeiten müssen Menschen da sein, die ihm widerstehen, die einen andern Geist in den Kampf hineintragen, den Geist einer Gerechtigkeit, die aus der Liebe und dem Verstehen fließt, den Geist der Selbstüberwindung und des Opfers. Aber wo ist uns dieser Geist gesichert? Wer rettet uns vor uns selbst? Wo finden wir Schutz gegen *diese* Versuchung? Wo ist der Ort, von dem der ganzen durch die Glut und Verblendung der Leidenschaft betäubten Gemeinschaft Hilfe kommen kann?

Ich weiß nur *eine* solche Hilfe: *Christus!* Er allein ragt hoch über allen Übeln der menschlichen Leidenschaft; er allein kann meine Seele davon befreien. Warum sage ich nicht: *Gott*? Weil ich Gott meine, so wie er uns in Christus erscheint. Man könnte sonst auch einen Haß- und Rachegott denken, der sogar die Sanktion unserer irdischen Leidenschaft wäre. Es gibt ja, wie man genugsam weiß, einen solchen Gott. Darum hat uns der wahre und wirkliche Gott in Christus sein Antlitz zugewendet und sein Herz gezeigt. Wenn ich auf diesen Felsen flüchte, dann

bleiben die Dämonen hinter mir. Von hier aus kann ich auch im heißesten Kampf der Wahrheit Recht geben und nicht der Lüge, der Gerechtigkeit und nicht dem Unrecht, der Gemeinschaft und nicht dem Zwiespalt; ja, sagen wir es ruhig: der Liebe und nicht dem Haß – von hier geht der *Friede* aus. Hier leuchtet die Sonne von Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit; hier faßt mich Gottes Liebe; hier redet die Bergpredigt; hier ragt das Kreuz. Ja, hier kann ich überwinden. Darum habe nicht Angst. Verliere bloß diesen Grund nicht, und du wirst nicht vor den Dämonen der jetzigen und der kommenden Kämpfe, den Dämonen des Klassenkampfes, ja vielleicht des Bürgerkrieges überwunden werden, sondern die Erlösung, die du selbst bekommst, in diesen Kampf und Krieg hineintragen können. Du wirst die weiße Fahne tragen können. Du wirst auch in der Minderheit, im Erliegen, im Zertretenwerden frei bleiben können von Haß und Wut, und wenn nicht von aller Bitterkeit, so doch von dauernder Verbitterung und Vergiftung der Seele. Du wirst das Opfer bringen können, und Opfer allein versöhnt und sühnt und schafft Frieden. Du wirst es können mit Christus, von Christus aus, immer zu ihm flüchtend, wenn es zuviel werden will – nur mit ihm, nur von ihm aus. Er ist unser Friede.

Aber auch die *ganze Friedensbewegung* tut gut, Christus nicht zu vergessen. Denn sie hat es bitter nötig, immer wieder über sich selbst emporgehoben zu werden – emporgehoben aus dem Elend des Zwiespaltes zwischen ihren verschiedenen Richtungen, die oft schärfer gegeneinander stehen als gegen den gemeinsamen Feind, den Krieg; emporgehoben aus den bösen Rivalitäten der Personen, der Kleinlichkeit, der aus dem Geltungswillen erwachsenden Empfindlichkeit; emporgehoben aus Verflachung, aus Versteifung, aus Verengung in Spezialismen. Nur von Christus her, meine ich, strömen ihr selbst die tiefsten und heiligsten Kräfte zu, aus denen sie Frieden schaffen kann. Er ist ihr eigener Friede. Nur in ihm und zu ihm können sich ihre widerstreitenden Richtungen finden, nur vor ihm die Nebel ihrer Menschlichkeiten sich verflüchtigen, die Verengung und Erstarrung der Herzen im Eigenen, allzu Eigenen, sich lösen. Nur aus ihm steigt immer wieder der mächtige Strom des heiligen Feuers auf, dessen sie bedarf. Gewiß gibt es adelige Seelen, gibt es adeliges Wollen des Friedens auch von der *Natur* aus. Aber wir haben es doch in entscheidenden Zeiten tief erlebt, erleben es immer wieder, wie wenig dieses Naturmetall allein ausreicht gegen die Mächte des Hasses sowohl wie auch gegen das Erkalten des Herzens, den Kleinmut, die Verzagtheit, ja Verzweiflung. So oft haben wir es gesehen, wie der Pazifismus, der Antimilitarismus, ja sogar der Glaube an die Gewaltlosigkeit in trefflichen Seelen entweder vor dem Widerstand der Welt zuletzt kapitulierte oder auch in Gewaltglauben, wenn nicht gar Gewaltenthusiasmus umschlug. Und wie leicht wird das Herz einer ganzen Bewegung matt von Kampf und Enttäuschung. Wie legen sich schwer die Nebel der Niederlage, des allzu langen Wartens, der Verwirrung und

Verdunkelung der Herzen und Geister darauf. Es muß von Christus aus, aus diesem Feuerquell, immer wieder ein Strom hervorbrechen, der neuen Glauben, neue Liebe, neue heilige Glut erzeugt. Ja, es muß endlich jener große Strom aus ihm brechen, der diese ganze Welt des Zwiespaltes und Hasses, die im Kriege und in der Vorbereitung darauf, dem Militär- und Rüstungssystem, gipfelt, hinwegfegt. *Das* ist unsere Hoffnung, das allein – Christus! Er ist unser Friede, er allein! Menschen und Bewegungen, die es ohne ihn machen wollen – und es können vortreffliche Menschen und Bewegungen sein – sind auch immer in Gefahr, sich, zum Teil aus Ungeduld, auf *Abwege* zu verirren. Sie greifen zu allerlei untauglichen Mitteln, die zu helfen scheinen. Sie verrennen sich in Nebensachen, die sie für Hauptsachen halten. Sie sehen kleine Dinge für groß an. Ja, sie geraten, wie ich schon gezeigt habe, vielleicht gar auf den Weg der Gewalt. Nur *Gott* – der Gott, der in Christus sein Herz enthüllt, der aber auch der Allmächtige und Heilige ist, kann die Alternative der Gewalt sein, keine andere Macht, und wäre sie die edelste. Denn er allein tritt uns auf dem falschen Wege mit der Macht und Autorität des Unbedingten entgegen, und nur er verbürgt den Sieg des Rechten ohne Gewalt. Nur Christus versperrt, ans *Kreuz* genagelt, den Weg des Blutes und der Vergewaltigung. Auch die Ungeduld, die auch hochgestimmte Seelen zu so viel Falschem verführt, wird von hier aus besiegt. Denn Ungeduld führt zu menschlichem Machen – ja Zwingen –, wer aber Gott kennt, den Gott, der in Christus seinen Sinn kundtut, der tut nichts, als was von ihm aus reif ist, und ist in ihm des Sieges auf alle Fälle gewiß. Die ganze Friedensbewegung gewinnt ihren festen Grund, ihre volle Kraft, ihren letzten Sinn nur als Hoffnung auf das Reich Christi und als Kampf dafür. Sie kann siegen nur als Revolution Christi, nur als umwälzendes Hervorbrechen des wahren Sinnes der Sache Christi. Alles andere ist zu schwach, zu menschlich, zu eng, zu flach, hat einen zu kurzen Atem. Nur die neue Auferstehung Christi und die neue Pfingstausgießung des Geistes bringt uns den Sieg. Die Friedensbewegung ist darum im letzten Grund und Sinn nicht nur ein Kampf um die Abrüstung der Heere – diese ist nur ein Symbol und eine selbstverständliche Frucht –, sondern ein Kampf um Christus, für Christus. (Wobei Christus, wie immer, größer und reicher ist als das Christentum.) Christus ist der Friede!

Und noch eins! Wir können nicht andern den Frieden bringen und können nicht recht für den Frieden kämpfen, wenn wir nicht den Frieden *in uns selbst tragen*. Nicht Engel oder Heilige müssen wir sein, wohl aber Frieden in uns tragen. Denn entsteht nicht aller falsche Streit, aller Krieg letztlich aus der Friedlosigkeit der Herzen, aus ihrem Unglück in sich selbst, ihrem Hunger, ihrer Gier? Entsteht er nicht daraus, daß ihnen in sich selbst nicht wohl ist? Erwachsen nicht Haß und Zorn (im *unguten* Sinne), jede trübe, böse Leidenschaft, aus einem Herzen, das nach außen bricht, weil es in sich selbst unselig, zerrissen, verbittert, verzweifelt ist?

Ist nicht Gewalt und wilde Gewaltrevolution, wie Völkerkrieg, ein Ausbruch von Ressentiment, Gier, Verzweiflung – also Gottlosigkeit? Wir können im Klassenkampf und Völkerkampf (auch Religions- und Kulturkampf) nur dann uns vor der Umnebelung und Verblendung durch die Dämonen bewahren, wenn wir Frieden in uns selber haben; wir können nur dann uns überwinden, Unrecht dulden, überlegen bleiben, Böses mit Gutem überwinden, ja das Opfer bringen, das die Dämonen stillt, wenn wir dieses Element in uns selber tragen, wenn wir den Gottesfrieden, den wir der Welt bringen wollen, selbst kennen. Diesen Frieden kann uns aber, meine ich, nur Christus bringen. Nur der Blick auf ihn – um mich so zurückhaltend auszudrücken – kann mich von Hader mit Gott, mit mir selbst, mit dem Schicksal befreien, mich von Sorge, Gier, Schuld und Tod erlösen, mich mit Gott selbst sättigen, daß ich in mir selbst still werde, froh werde mitten in der Not, reich mitten in Armut, sieghaft mitten in Niederlage. Nur die Geburt Christi in mir, nur das Kreuz, nur das offene Grab, nur Pfingsten – nur Gott kann mir Frieden geben, Gott in Christus. Christus ist mein Friede. Von diesem Frieden aus, von diesem stillen, hohen, geheimen Ort aus, wo ich froh, reich und versöhnt mit Gott allein bin, ist mir Überwindung des Hasses, Selbstüberwindung, Vergebung, Liebe, Opfer möglich. Es ist ein Wunder, diese stille, sonnige welterhabene Höhe – aber das Wunder *ist*: es ist Christus. Ich weiß, daß ich diesen Fels und Hort kenne. Vergiß es nicht! Hüte den Weg dazu!

Es ist eine entsetzlich friedlose Welt. Wir wissen es. Und es ist Aussicht, daß sie noch friedloser werde, daß Kampf und Kampfesnot, Kampfesleidenschaft und Kampfeshaß wachsen. Aber ob nicht gerade diese Richtung der Welt zuletzt zu Christus drängt, dem Helfer, der allein unser Friede sein kann? Und ob nicht gerade so diese Zeit doch *Advent* ist?

Leonhard Ragaz

Das Friedensreich Christi*

Vortrag auf dem Leipziger Kirchentag 1954

«Alle Welt sehnt sich nach Frieden.» Diese Sehnsucht ist das einzig Gemeinsame, das heute die zerrissene Menschheit eint. Ein ganz elementarer, fast banaler Wille meldet sich zu Wort: der Wille zum Leben, der Durst nach Dasein. Die Menschen sagen heute: wir wollen leben, ganz simpel: leben! Wir wollen arbeiten. «Wo wir grüne Saaten sä'n, wollen wir auch goldene Ähren mäh'n.» Wir wollen nicht sterben! Wir wollen

* Abdruck aus «Die Stimme der Gemeinde» (Nr. 21, 1. November 1954).

nicht noch einmal uns und unsere Kinder auf den Schlachtfeldern der Welt verbluten lassen für eine sinnlose Sache. Wir bauen nicht dazu unsere Häuser, daß ihre Trümmer uns erschlagen. Das bißchen Glück, der kümmerliche Rest «Kultur», das arme Bruchstück «Humanität» soll nicht noch einmal zerscherben!

Der Ruf nach dem Frieden ist deswegen besonders dringlich, weil das Phänomen des Krieges heute ins Maßlose wächst. Das *Wort* «Krieg» deckt sich nicht mehr mit der *Erscheinung* «Krieg». Bisher *konnte* man selbst furchtbaren Kriegen einen relativen Sinn zubilligen. Bisher konnte man durch Krieg etwas gewinnen. Heute kann man durch Krieg nur etwas verlieren! Bisher konnte man durch Krieg etwas verteidigen oder erobern. Man verteidigte Freiheit und Vaterland, eine Machtposition oder die nackte Existenz. Und: man gewann Ruhm, Länder, Rohstoffgebiete, Handelsbeziehungen, Absatzmärkte. Heute, im Zeichen der Atomenergie, scheint der Krieg seine Funktion endgültig verloren zu haben: dem Dasein eines Volkes zu dienen. Heute bedeutet Verteidigung – Selbstvernichtung! Der Sinn eines künftigen Krieges wäre offensichtlich Wahn-Sinn: Selbstmord der Völker! Bisher zerbrachen im Kriege alte Ordnungen, während neue sich fügten. Im nächsten Kriege würde *alle* Ordnung zum Chaos werden, dem kein Kosmos mehr gegenüberstünde.

Freilich: die Sehnsucht der Menschheit nach Frieden ist uralt. Sie ist älter als die Hoffnung Israels! Die menschlichen Mythen vom Weltfrieden gehen der biblischen Verheißung zeitlich voraus. In Visionen vom «Goldenen Zeitalter», das dem «Ehernen» folgt, beschwören bereits die Völker des alten Orients die verlorene Urzeit herauf. Ein alter sumerischer Text schildert, vor fast fünftausend Jahren, in satten Farben den einstigen Frieden des Götterlandes: zwischen Tier und Tier, Tier und Mensch. Einst war die Welt durch und durch gesund, geborgen im Glück der Götter.

Aber man wußte auch: das verlorene Paradies kehrt wieder. Mit dem Regierungsantritt mehr als eines Herrschers erwartet man den Anbruch der neuen Weltzeit und mit ihr der – *Gerechtigkeit*. Der babylonische König Hammurabi weiß sich von den Göttern «mit Namen berufen, um dem Recht im Lande Geltung zu verschaffen, die Schlechten und Bösen zu vernichten, damit der Starke dem Schwachen nicht schade». – Die alte Welt erwartet den Frieden als greifbare Wirklichkeit auf Erden. Sie weiß: wenn Friede wird, werden nicht nur die Waffen schweigen. Dann muß zugleich das Elend dem Glück weichen und die Gewalt der Gerechtigkeit, in einer umfassenden Weltordnung. Die Geschichte der Völker ist mit Blut geschrieben. Aber nicht das Blut wird das letzte Wort behalten, sondern der Friede.

I.

Verheißung

In diese Welt der antiken Friedensmanifeste und Friedensorganisatoren spricht Gott seine Friedensverheißung hinein. *Gott verheißt sein Friedensreich.* Das ist das Erste. Und dies Erste ist alles andere als selbstverständlich. Denn dieser Gott, der Gott Israels, ist ein König, ein Kämpfer, ein Kriegsheld. Die Kategorie seines Handels ist – der Streit! Er zieht ein als der «König der Heerscharen», als «der Herr, stark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit» (Ps. 24). Die Gemeinde, die er erwählte, ist geboren aus dem Schoße kriegerischen Geschehens. Sie ist sein Aufgebot, sein Heerbann. Der Beruf des alten Israel ist der Krieg!

Wer das Alte Testament kennt, weiß, wie «ungeniert» in diesem Buche Krieg geführt wird. Und zwar mit gutem Gewissen! Auf Gottes Befehl! Im alten Israel ist der «heilige Krieg» eine sakrale Institution. Nicht jeder Krieg ist «heiliger Krieg». Kriege, die Israels Könige in eigener Regie führen, sind Aufruhr gegen Gott. Aber in der Mitte gottdienstlichen Lebens steht der «heilige Krieg»: nicht Israel verteidigt Gott, sondern Gott selbst tritt zum Schutze Israels auf den Plan. Kleine Scharen, unter geistbegabten Führern, stellen sich Gott als Mithelfer zur Verfügung, berufen zu furchtlosem Glauben: Gott wird seine Sache siegen lassen! Israels Kriege werden mit allen Greueln und Grausamkeiten durchgeführt, die schon die antike Kriegsgeschichte kennt. Und in Rachepsalmen (Ps. 137) wird Gottes Hilfe herabgebetet, wider die Feinde.

Der «heilige Krieg» hat sich bereits in Israel selbst überlebt. Aber die Anschauung dieser göttlichen Sinnrichtung erwachte in der großen Prophetie zu neuem Leben. Sie wurde durch die prophetische Predigt geistlich neugeprägt. Der erste Jesaja hat «das gesamte Geschichtshandeln Gottes in der Form des heiligen Krieges geschaut». Gott allein hat die Initiative. Er schließt alle menschliche Selbsttätigkeit aus.

Aber auch ein anderes ist zu bedenken: der Krieg wird in Gottes Hand zum Mittel, um Israel zu *züchtigen.* Der Krieg ist zwar immer ein Geschehen, das Menschen vollführen. Aber die Völker sind die Instrumente Gottes, durch die er selbst an Israel sein Zornesgericht vollstreckt. Neben Hunger und Pest und Raubtieren gehört darum der Krieg zu den vier großen Plagen, mit denen Gott den Frevel der Völker straft (Jer. 15, 1–3; 43, 11; Hes. 6, 11–12; 5, 15–17; 14, 12–23; 3. Mose 26; vergleiche Offbg. 6, 8). An der Parole «Friede, Friede», mit der man Gottes Gericht leugnet, erkennt Jeremia die falschen Propheten! (Jer. 8, 11.)

Fürwahr, es ist alles andere als selbstverständlich, daß *dieser* Gott Frieden verheißt! Und doch tut er es. Erst auf dem dunklen Hintergrunde des Gerichtshimmels, der seine Wetterwand über die ganze Welt spannt, wird die eigentliche Größe der Gottesverheißung verständlich. Dieselben Propheten, die Gottes Strafgericht androhen, sagen zugleich Gottes Rettung an. *Gottes Ziele sind nicht Kriegsziele, sondern Friedensziele* (Jer.

29, 11). Und seine Friedensziele meinen ein Reich bleibenden Friedens. Menschen können es nicht heraufführen. Er selbst wird es tun (Sach. 9, 1 bis 10; Ps. 46; Jes. 19, 18–25). Den Staatsmännern und den Militärs wird er im entscheidenden Augenblick das Heft aus der Hand winden (Jes. 9, 1–6; Zeph. 3, 11). Seine ureigene Herrschaft wird er durchsetzen, selbst dann, wenn er seine Macht einem einzelnen überträgt: seinem Gesalbten, seinem Messias. Dieser Gotteskönig wird ein König des Friedens sein (Jes. 9, 1–6; 11, 1–9), ein Demütiger, der ohne Waffen Unordnung und Krieg überwindet (Sach. 9, 1–10), kein gewaltiger Kriegsheld, sondern Gottes «Friedfertiger» (1. Mose 49, 10b).

Gott verheißt sein Friedensreich anders als die orientalischen Götter und ihre Schützlinge, anders als Marduk und Hammurabi, anders auch als Virgil und Horaz. Er läßt nämlich *zwei Grundelemente* in seiner Verheißung sichtbar werden: ein *universales*, das die ganze Schöpfung umgreift – und ein *zentrales*, das speziell den Menschen, die Menschheit angeht. Gottes Verheißung enthält sozusagen ein Rahmen- und ein Kernprogramm.

Das *Rahmenprogramm* (a) gilt der ganzen Welt. Es enthält die Verheißung des Paradieses. Gott nimmt die Sehnsucht der Völker auf. Die Zeit der Gottesplagen wird zu Ende kommen. Hunger, Seuche, Raubtiere, Krieg werden abgetan (Jes. 32, 15; 29, 17; Hos. 2, 23–24; 14, 4 bis 9; Am. 9, 13–15; 4. Mose 24, 6–7; 1. Mose 49, 11–12; Jes. 11, 6; Hos. 2, 20a). Der Mensch wird der ständigen Gefährdung seiner Existenz enthoben. Gott selbst wird den Kriegen ein Ende bereiten in aller Welt. Angriffs- *und* Verteidigungswaffen wird er selbst vernichten: er zerbricht den Bogen, zerschlägt den Spieß, verbrennt die Schilde im Feuer (Ps. 46, 9–10). Gott wird den Menschen die Freude am Kriegshandwerk gründlich verleiden: «Sie werden den Krieg nicht mehr lernen.» Kriegswaffen werden zu Friedenswerkzeugen umgeschmiedet (Jes. 2, 4).

Aber das alles ist nur die Rahmenverheißung – die Verheißung des großen Glücks, des wiederkehrenden Paradieses. Die Mitte ist die *Kern*verheißung (b): Gott verheißt sein Friedensreich, indem er seine *Gerechtigkeit* verheißt. Wie der Friede, so ist auch seine Gerechtigkeit ein Geschenk. Gottes Gerechtigkeit ist der Inbegriff aller seiner Hilfsweisungen an die Menschen. Nur aus der Gerechtigkeit wird der Friede geboren! Gerechtigkeit aber heißt: die Menschen werden gemeinschaftsfähig für Gott und zugleich gemeinschaftsfähig für einander. Gott verheißt diese doppelte Gemeinschaftsfähigkeit. Nur wo sie ist, wird Friede wirklich. «Das Werk der *Gerechtigkeit* wird Friede sein und die Furcht des *Rechtes* Sicherheit auf ewig.» (Jes. 32, 17.) Der Friedenskönig wird «den Elenden im Lande Recht sprechen mit Billigkeit» (Jes. 11, 3–4; Hos. 2, 21). Ein Friede ohne Gerechtigkeit, der nicht das gesamte menschliche Zusammenleben ordnete, wäre nach biblischem Zeugnis kein wahrer Friede.

Von hier aus versteht man, daß Gott den Gerechtigkeitsfrieden ver-

wirklichen will durch sein *Gericht* hindurch. In der neuen Ordnung der Welt geht es darum, zu Gott als dem alleinigen Herrn ja zu sagen (Jes. 11, 9; Hos. 2, 22; Ps. 46, 11). Aber dieses Ja verweigert der Mensch seinem Gott. Darum ist *Fehde* zwischen Gott und Mensch. Darum ist Streit zwischen *Mensch* und Mensch. Kann der Mensch die Fehde mit Gott und den Streit mit den Mitmenschen nicht beenden – so wird *Gott* es tun. Erst wenn Gott die *Sünde* beseitigt hat, kann er der Welt Frieden verleihen. Er wird die Lippen der Völker reinigen. Er wird sie durchs Gericht hindurch läutern. Die stolzen Prahler wird er beseitigen und die Demütigen und Geringen übriglassen: «Sie werden kein Unrecht tun und keine Lügen reden.» (Zeph. 3, 9–10; 11, 13.)

Gott verheißt sein Friedensreich. In ihm geht es zuerst und zuletzt um Gottes Gerechtigkeit. Sie wird zugleich das gesellschaftliche Leben gestalten. Gerechtigkeit ist mehr als Glück. Es geht *zentral* um Gottes Gerechtigkeit und unseren Gehorsam, und dann erst *universal* um den Wohlstand der Welt. Denn nach Gottes Kernverheißung stellt nicht das *Schicksal* unser Dasein in Frage, sondern unsere *Schuld* – gegen Gott und die Menschen.

II.

Verwirklichung

Alles, was uns das Verheißungswort des Alten Testamentes sagt, rückt uns das Neue Testament unausweichlich auf den Leib: *Jesus Christus verwirklicht das Friedensreich Gottes.* Das ist das zweite.

Aber stimmt denn das? Bringt Jesus Gottes Friedensreich? Gewiß, bei seiner Geburt rufen die himmlischen Heerscharen den Frieden aus, der auf Erden unter den Menschen des göttlichen Wohlgefallens herrschen soll. Mit der Geburt dieses Kindes schlägt die Stunde der Weltenwende, bricht das letzte Zeitalter an, dem kein neues mehr folgt.

Aber wie sieht dieses neue Zeitalter aus? Hat Jesus auch nur andeutungsweise einen Versuch gemacht, den Krieg zu beseitigen? Hat er irgendwie den Frieden organisiert? Hat er den Krieg geächtet? Gewiß, er hat ihn nicht gerechtfertigt! Aber er hat «Krieg und Kriegsgerüchte» als apokalyptische Vorboten seiner Wiederkunft betrachtet: Wenn ihr davon hören werdet, «so erschrecket nicht! Es *muß* also kommen! Aber es ist noch nicht das Ende. Denn erheben wird sich Volk wider Volk und Reich wider Reich.» Kriege werden neben Erdbeben und Hungersnöten den Anfang der messianischen «Wehen» darstellen (Mark. 13, 7–8).

Das heißt aber: Jesus hat die Rahmenverheißung des Alten Testamentes *nicht* verwirklicht – oder zumindest *noch* nicht! Er hat den «Stock» des römischen «Treibers» (Jes. 9, 3) nicht zerbrochen! Er hat den «Tyrannen» (Jes. 29, 20; 11, 4) nicht liquidiert. Er hat den Militärgouverneur Pontius Pilatus nicht gestürzt, sondern ihm bezeugt, daß seine Gewalt über ihn von Gott stamme (Joh. 19, 11). Jesus hat die irdischen Throne

nicht *umgestoßen*, die weltlichen Schwerter nicht *zerbrochen* und den menschlichen Richtern ihre Macht nicht *bestritten*. Er hat sich aber öffentlich zu seinem Königtum bekannt: «Ich bin ein König.» Meine Herrschaft *in* dieser Welt ist nicht *von* dieser Welt. Sonst würden meine Soldaten mich vor den Juden schützen. Frage: Also bist du doch ein König? Antwort: Allerdings! «Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeuge. Jeder, der aus der Wahrheit stammt, hört auf meine Stimme.» (Joh. 18, 36–37.)

Das heißt doch wohl: Jesus hat zu seinen irdischen Lebzeiten die göttliche *Kern*verheißung verwirklicht, aber die *Rahmen*verheißung offen gelassen – für sein künftiges Werk. Er wollte nicht als «Löwe aus Juda» siegen (Offbg. 5, 5), sondern als das «Lamm» sterben. Er wollte die Sünde wegnehmen und die *Gerechtigkeit* bringen (Joh. 1, 29). Er war der einzige Mensch, der ganz für Gott und damit ganz für den Menschen lebte. Er hat als einziger Gott wirklich Gott sein lassen und zugleich den Menschen als Menschen ernstgenommen. So wurde er beiden gerecht. Er verschaffte dem Menschen sein Recht. Deswegen kann der Mensch Gott gerecht werden und gerecht werden dem Mitmenschen. Paulus nennt dieses Geschehen die *Versöhnung*. Die beiden großen Fehden haben in Jesus Christus ihr Ende gefunden: der Streit zwischen Mensch und Gott – und der Krieg zwischen Mensch und *Mensch*.

Damit hat aber auch *der* Krieg ein Ende erreicht, von dem das Alte Testament so energisch redet: der «heilige Krieg». Seit Christi Kommen will Gott *keinen* heiligen Krieg im alten Sinne mehr führen. Der heilige Krieg ist am Kreuze Jesu Christi *mitgekreuzigt*: er ist ein- für allemal gerichtet. Wo man, wie im Mittelalter, zum *Kreuzzug* aufrief; wo, wie in der Neuzeit, der *Kulturkrieg* oder der sogenannte *«gerechte Krieg»* gutgeheißen wurde – da hat die Kirche, da haben die «christlichen» Völker lästerlich gefrevelt! Bereits Luther wußte: seit Christi Geburt gibt es keine «gerechte Sache» mehr, die einen «gerechten Krieg» erfordert. Die einzige gerechte Sache ist *sein Reich*. Und dieses Reich ist ein Friedensreich, das den Krieg schlechterdings ausschließt. *Die* Jünger, die Feuer und Schwefel vom Himmel fallen lassen möchten, werden von Jesus bedroht: «Ihr wißt nicht, welches Geistes Kinder ihr seid!» (Luk. 9, 54–56.)

Aber – so könnte man fragen – wenn der heilige Krieg mit Jesus Christus am Karfreitag gekreuzigt wurde: ist er dann am Ende nicht zu Ostern mit ihm – *auferstanden*? In der Tat: so ist es! Aber Gott hat ihm – wie Jesus Christus selbst – eine ganz neue, andere Gestalt gegeben. Gott hat ihn aus einem fleischlichen in einen geistlichen Krieg verwandelt. Er hat diesem Krieg einen *neuen* Feind gegeben – *uns selbst!* Luther sagt es sehr deutlich: «Darin triumphiert Gottes Gnade, daß sie uns zu unseren eigenen Feinden machte!» Seit Pfingsten flammt der heilige Krieg aufs neue empor, *viel* erbitterter als zuvor: aber an einer völlig neuen Front! Gott hat ihn von der äußeren Front an die innere, die

innerste Front verlegt. Die Hauptkampflinie geht jetzt mitten durch unser Herz. *Hier* erringt Gott seine Siege. *Hier* erleiden wir unsere Niederlagen. Nun gilt's den heiligen Krieg: gegen unseren eigenen Übermut und unsere Selbstherrlichkeit. Nun gilt's den Kreuzzug: gegen unseren Kleinglauben und unsere Angst. Nun gilt's den einzigen gerechten Krieg: gegen unsere eigene Ungerechtigkeit und Unversöhnlichkeit. Hart und herb sagt Jesus den Seinen: «Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde! Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.» (Matth. 10, 34.) Jesus schickt seine Jünger wie Schafe mitten unter die Wölfe – nicht daß sie mit den Wölfen heulen, sondern daß sie der Wolfswelt das Evangelium des Friedens bezeugen (Matth. 10, 16). Als der gute Hirte hat er sich dem Wolfe preisgegeben, um die Menschheit zu der *einen* Herde zu machen (Joh. 10, 12–16).

Was auf Golgatha geschah, gleicht einem Gewitter, dessen Blitzstrahl ein Opfer forderte: IHN! Aber dieses Gewitter reinigte die Luft von allen Spannungen. Es schuf ein neues Klima, in dem sich leben läßt, eine neue Atmosphäre, in der man atmen kann. Ein böser *Bann* ist gebrochen: der Bann, daß wir Menschen einander hassen, kränken, quälen *müssen*. Eine *neue Möglichkeit* ist eröffnet: wir dürfen uns lieben, uns beraten, uns helfen. Denn Gerechtigkeit ist gebracht, Versöhnung ist geschehen, Friede geschenkt.

Dieser Friede ist *Gegenwart* und nicht erst Zukunft. Er ist *Wirklichkeit* und nicht Traum. Er ist nicht der private Friede der religiösen Innerlichkeit, sondern *äußere, faßbare Realität*. Die Fernen und die Nahen, die Pietisten und die Atheisten hat Jesum Christum an *einen* Tisch gesetzt. Sogar die undurchschreitbare Demarkationslinie, durch die Gott für Jahrtausende Juden und Heiden gegeneinander absperrte, ist durch Jesus Christus aufgehoben. Denn «*er ist unser Friede*, der aus beiden *eines* gemacht hat. Er hat beide versöhnt mit Gott in einem Leibe durch das Kreuz und hat die Feindschaft getötet durch sich selbst» (Eph. 2, 14 bis 16). Er ist der Friede. Sein Leib aber ist die Kirche – das Friedensreich.

Nun können die Menschen erfahren, was es heißt: die Welt hat einen Gott, der ihr *Vater* ist! Seinen Kindern gilt das Gebot des Sohnes: «Liebet eure Feinde! Segnet, die euch fluchen! Tut wohl denen, die euch hassen! Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel! Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Ost und West und läßt regnen über Moskau und Washington.» (Matth. 5, 44–45.)

Allein Gott in der Höh sei Ehr und Dank für seine Gnade!

III.

Verkündigung

Die Kirche verkündet das Friedensreich Jesu Christi. Das ist das dritte, und das bedeutet zunächst

(1) Gott setzt es durch ihr Wort in Kraft. Verkünden heißt hier nämlich nicht: über eine Sache reden, diskutieren. Verkünden heißt hier: eine Herrschaft *proklamieren*. Die Kirche proklamiert diese Herrschaft, indem sie Gottes Versöhnung, Christi Gerechtigkeit, die Vergebung unserer Sünden ausruft.

Ein *Reich*, ein *Herrschaftsbezirk* umfängt uns nun. Christi Friede ist ein Raum, in dem man sich bewegen kann. Er ist eine Ordnung, in der das passiert, was verkündet wird – Versöhnung! Christen dürfen eine versöhnte Existenz führen. Wir alle müssen es heute neu lernen, wie wir das neue Dasein *praktizieren*. Das neue Klima verbietet uns, andere Menschen, auch unsere weltanschaulichen und politischen Gegner, verächtlich zu behandeln oder gar zu hassen. Die neue Atmosphäre ermöglicht, daß wir *für alle Menschen offen* sind. Ein Leben aus dem Frieden der Vergebung können wir nur verwirklichen, wenn wir gerecht *handeln* und versöhnlich miteinander *reden*. Wir Christen dürfen Frieden bringen allen Kindern des Friedens (Luk. 10, 6). Bis in die *Sprache* hinein dürfen wir frei sein von aller Nervosität. Karl Barth hat recht, wenn er sagt: «In der Aufregung und in der Sprache der Propaganda steckt verborgen schon immer Massentöten, das dann nur Massenmord sein kann. Die Kirche wird sich auf keinen Fall, sie wird sich auch im äußersten Fall nicht unter den Aufregenden befinden und ihre Sprache reden dürfen.» Es kommt nicht darauf an, *daß* wir Frieden anbieten, sondern *wie* wir es tun.

(2) Daß die Kirche Christi Friedensreich verkündet, bedeutet sodann, daß sie sich selbst und der Öffentlichkeit aller Länder einen *Spiegel* vorhält. In diesem Spiegel erkennen *alle* ihre politischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten! Alle! Denn Jesus Christus ist Herr und Haupt *aller Welt*. Darum ist der Friede Christi der Maßstab *auch* für die nationalen und internationalen Beziehungen der Völker. Gewiß enthält der Friede Christi *kein Programm*, das sich punktweise verwirklichen ließe. Wohl aber zeigt er den Nationen wie ihren Staatsmännern sehr deutlich: wie Friede geschieht – und *was* Friede unter *gar* keinen Umständen sein kann.

Irdischer Friede ist mehr als die vorübergehende Pause zwischen zwei Kriegen. Auch politischer Friede ist immer Produkt der *Gerechtigkeit*. Friede hat immer ein geregeltes, gerechtes Zusammenleben der Menschen zur *Voraussetzung* und zum *Inhalt*. Wo innerhalb eines Volkes keine soziale Gerechtigkeit waltet, *kann* dies Volk auf die Dauer keine friedlichen Beziehungen zu anderen Völkern aufrechterhalten. Ein Staat, in dessen Großstädten Tausende von Wohnungen leer stehen, weil kein

Werktätiger die Miete erschwingen kann, während Zehntausende von Menschen in Hütten und Baracken kampieren, stellt keinen positiven Friedensfaktor dar. Und ein Staat, der seine Alten und Arbeitsunfähigen darben läßt, seine Arbeiter ausbeutet und führende Schichten im Überfluß leben läßt, könnte ebenfalls keinen positiven Beitrag zum Frieden leisten, auch wenn er die Vokabel «Friede» ständig im Munde führte. Friede ohne Gerechtigkeit ist eine leere Redensart.

Und nicht minder: Friede ohne *Versöhnlichkeit!* Für jeden Politiker gilt: *wer den Frieden liebt, muß den Streit hassen!* Wer den Frieden liebt, kann den Gegner nicht schmähen! Täte ein friedliebender Staatsmann es doch, so verstieße er nicht nur gegen seine Menschenpflicht, sondern gegen das Wohl seines Volkes. Wer den Haß predigt in jedweder Form – als Völker- oder Weltanschauungshaß, als Rassen- oder als Klassenhaß –, der ist nicht geeignet, am Werke des Weltfriedens mitzuarbeiten. Nur wo Versöhnung, wo Verständigung gewollt wird, kann Friede gewirkt werden.

Versöhnung aber kann man *nicht erzwingen!* Denn Versöhnung beruht auf *Vertrauen*. Vertrauen aber kann man niemandem einflößen durch Zwang, am wenigsten seinem Gegner! Kriege lassen sich spielend vom Zaune brechen. Der Friede aber läßt sich weder *erkämpfen* noch *erzwingen*. Bisher trug jeder erzwungene Frieden im Schoße den kommenden Krieg. In dieser Stunde fragen wir *jeden* Verantwortlichen: willst du den Frieden der Versöhnung? Ja – oder Nein?

Aber wer ist hier schon *verantwortlich*? Die Politiker? Die Parlamentarier? Die politisch Organisierten? Ja, ganz gewiß. Sie auch, sie in erster Linie. Aber die Gefahr des totalen Krieges lehrt uns die Notwendigkeit des totalen *Friedens*: das heißt des Friedens, der unteilbar mit der *Gerechtigkeit* verwachsen ist; des Friedens, der nur im Klima der Versöhnlichkeit gedeihen kann. Dieser totale Friede nimmt keinen von der Verantwortlichkeit aus.

Es gibt ein «*Lied über den Frieden*», das offenbar diese Verantwortlichkeit jedem einzelnen einschärfen will. Ein Kehrreim dieses Liedes lautet: «*Der Krieg ist kein Gesetz der Natur, und der Friede ist kein Geschenk.*» Ob Friede, ob Krieg – «das entscheidest auch du. Und das ist jedermanns großer Entscheid.» Niemand, der dieses Lied hört, kann sich seinem Appell entziehen. Aber: ist jener Kehrreim *wahr*? Die erste Zeile ist zweifellos richtig, wenn sie sagen will: «Den Krieg haben Menschen gemacht.» Kriege kommen nicht wie Blitze aus heiterem Himmel. David Friedrich Strauß fragte zwar vor hundert Jahren: «Warum agitiert man nicht, ehe man für Abschaffung des Krieges agitiert, für die Abschaffung der Gewitter?» Aber so fragt weder der Christ noch der Realist, sondern der Zyniker, der das eigentliche Problem verdeckt. Wenn Friedrich Nietzsche, Oswald Spengler oder der frühere Ernst Jünger das Stahlgewitter Krieg zum «inneren Erlebnis» für den «heroischen Menschen» erheben, so war das eine Romantik, die den Menschen von jeder Verant-

wortlichkeit freisprach. Krieg war eben ein *Naturvorgang* im Bereiche geschichtlichen Lebens, in dem das Raubtier Mensch haust. Diese Romantik hat im letzten Krieg allein uns Deutsche an die fünf Millionen Menschen gekostet! Es ist über sie kein Wort zu verlieren, denn es bleibt schon wahr: den Krieg verantworten Menschen. Auch wenn Gott sich ihrer als seiner Gerichtsvollzieher bedient, ist damit der Mensch nicht entschuldigt: «Der Krieg ist kein Gesetz der Natur.» – Aber, so richtig die erste Zeile ist, ist deswegen schon die zweite richtig? «Der Friede ist kein Geschenk?» Der Friede ist – im paradoxen Gegensatz zum Krieg – *nur* ein Geschenk. Schon im persönlichen Umgang von Mensch zu Mensch kann man es erfahren: Wo *Spannungen* sich lösen, wo *Streitigkeiten* beigelegt werden, wo wieder *gute menschliche Gemeinschaft entsteht*, da empfindet jeder unverbildete Mensch die neue Gemeinschaft als etwas, was nicht *er* erzeugt hat. So ist auch der politische Friede, der Völkerfriede von natürlichen Menschen stets als unverdiente Gabe empfunden worden. Menschen können zwar Gemeinschaft *zerreißen*, Gemeinschaft *heilen* oder gar schaffen kann nur – ein anderer! Das bedeutet allerdings nicht, daß wir für den Frieden keine persönliche Verantwortung trügen. Im Gegenteil: wir sind für den Frieden ebenso sehr, ja *fast noch ernster* verantwortlich als für den Krieg. Wir sind nur *in anderer Weise* für den Frieden verantwortlich. Für den Frieden sind wir verantwortlich wie für ein kostbares *Geschenk*, das unseren Händen anvertraut wurde, damit wir es *verwahren*. Für den Krieg dagegen sind wir verantwortlich wie für jede unserer Taten und Untaten. Denn Krieg ist Menschen*werk* und damit Menschen*schuld*.

(3) Schließlich erhebt sich die entscheidende Frage: *Was können wir Christen praktisch für den Frieden tun?* Wir sind doch die Leute, von denen Jesus in der Bergpredigt sagt: «Selig sind die Friedens*stifter!*» Können wir *überhaupt* etwas Nennenswertes tun? Wir können es nicht nur. Wir sollen es! Gott will es. Laßt mich in Kürze nur dreierlei sagen:

(a) Erstens: Gott will, daß du in deiner Person das Friedensreich Christi in Kraft hältst, dadurch, daß du für den Frieden *betest*. Das scheint sehr gering. Aber es ist *das Größte*, was du *überhaupt* tun kannst. Denn wisse: *dein Gebet ist ein entscheidender politischer* Faktor. *Subjektiv* gilt: *solange* du betest, gegen dich selbst an betest, stehst du im Frieden Gottes, lebst du aus der Gerechtigkeit, atmet dein Dasein Versöhnung, bist du ein versöhnlicher Mensch. Und nur *versöhnliche Menschen können den politischen Frieden sichern*. Aber auch *objektiv* gilt: dein Gebet ist eine reale Macht. Luther wußte: «Gottes Wort und der Christen Gebet erhalten die Welt.» Im Großen Katechismus, im Vorwort zum Vaterunser hat Luther die sehr realistische Frage gestellt: «Was meinst du? Warum sind bisher in der Öffentlichkeit so große Dinge geschehen? Warum sind die Pläne der Gegner zuschanden geworden? Warum ist es bisher nicht zum Kriege gekommen? Antwort: Es sind einige fromme

Leute da, die haben beständig gebetet. Und ihr Gebet hat uns wie eine eiserne Mauer geschützt. Hätten diese wenigen Leute *nicht* gebetet, dann hätte alle Welt eine grausige Tragödie sondergleichen erlebt. Denn dann hätte der Teufel ganz Deutschland in seinem eigenen Blute ersäuft.» Soweit Martin Luther! Was *heute* in der politischen Welt geschieht und was in ihr an Bösem verhütet wird – etwa in Genf –, das geschieht *nicht ohne* das Gebet der Friedensstifter.

(b) Zweitens: du kannst das Friedensreich Christi in Kraft halten dadurch, daß du in *allem*, das du denkst, sagst und tust, *immer selbst mit dabei bist*. Es genügt nicht, daß du *irgend etwas* denkst, irgend etwas redest, irgend etwas tust, was mit dem Frieden zusammengehört. Manche Menschen denken, sie seien besonders aktiv für den Frieden, wenn sie das Wort «Friede» möglichst oft in den Mund nehmen oder aus der Feder fließen lassen. Wenn nichts anderes dahintersteht, so ist das alles *nur Scheinaktivität*, ja letztlich *Flucht* vor der konkreten Verantwortung gegenüber dem Frieden. Die Heiden pflegten ihre Götter abzuspeisen mit einem Etwas, einer Opfergabe, um vor ihnen Ruhe zu haben. Wir Heutigen pflegen wohl einen lästigen Bettler dadurch loszuwerden, daß wir ihm einen Groschen geben. In alledem geben wir *etwas*, um uns *selbst* aus der Sache herauszuhalten. Wer für den Frieden *wirken* will, der soll zuerst nicht über den Frieden reden oder schreiben, sondern Frieden *halten!* Der soll mit Leib und Seele darauf aus sein, die Atmosphäre von Haß zu entgiften und das Klima der Versöhnlichkeit spürbar zu machen. Das geschieht nicht durch pathetische Programme und feierliche Resolutionen, die nichts kosten, sondern inmitten der Spannungen des Alltags. Ob wir «Aktivisten» des Friedens sind, das entscheidet sich *in der Ausübung unseres Berufes*: ob wir mit unseren Arbeitskollegen in lauterer Menschlichkeit leben! Das entscheidet sich dort, wo die Wand unseres Zimmers an die des Nachbars grenzt: ob wir ihn wirklich zu ertragen, ja zu *tragen* vermögen! Das entscheidet sich dort, wo, auf engstem Raum beschränkt, mehrere Mietparteien in *einer* Küche auf *einer* Gasflamme ihre Suppe kochen müssen! Wer *hier* nicht die Probe besteht, als Friedensrichter zu wirken, der ist nicht tauglich, etwas Wesentliches für den Völkerfrieden zu tun.

(c) Drittens und letztens: du kannst das Friedensreich Christi dadurch in Kraft halten, daß du *Zeichen* aufrichtest für die Gegenwart des – kommenden Reiches. Laßt uns recht nüchtern, recht sachlich denken! Welt bleibt Welt. Jesus Christus wollte kein Welt*verbesserer* sein. Er war viel radikaler. Er wollte die Welt in ihrem jetzigen Zustand – *abschaffen* und *verwandeln* in eine *ganz neue* Welt (Mark. 2, 21–22). Dafür hat er selbst Zeichen aufgerichtet: er hat Kranke geheilt, Besessene befreit, Tote auferweckt. Er hat dadurch die Neuordnung auch der äußeren Lebensverhältnisse angekündigt.

Den Anbruch der künftigen Welt können auch wir, ein jeder mit

seinen Gaben, *signalisieren*. Wir können die Welt nicht verändern. Aber wir dürfen Pfosten einrammen, die den Weg anzeigen zum letzten Ziel: Zeichen der Menschenfreundlichkeit, der Güte, der Hilfsbereitschaft. Inmitten einer wahnwitzigen Geschichte, die dem Abgrund zurollt, können an die Räder des Schüdderump, des Totenkarrens, Hemmschuhe gelegt werden. Jeder kann zu einem retardierenden Moment, das heißt zu solch einem Hemmschuh werden: jeder, der zum Guten redet, zur Besinnung ruft – und wäre es auch nur zur Besinnung auf die Vernunft. Wieviel Krampf läßt sich da lösen! Wieviel selbstauferlegter Zwang will da zur Freiheit befreit sein! Gott kann uns, wider eigenes Erwarten, sozusagen über unseren Kopf hinweg, dazu brauchen: andere Menschen aus der Verbohrtheit ihrer *selbsterwählten Prinzipien herauszumanövrieren und freizumachen* – zu menschlicher Offenheit. Gott kann Menschen, die zu *Schallplatten* erstarrt sind, wieder zu Menschen machen. Friedensstifter sind Menschen, «die sich, ohne eigenes Interesse, gleichsam *zwischen das Feuer* zweier sich bekämpfender Parteien stellen und Frieden zu stiften versuchen». Zwischen den beiden Lagern stehend und *über* ihren Ideologien, können die Friedensstifter mit jedem vernünftigen Menschen reden, dem es um den Frieden ernst ist. *Jesus Christus nimmt die ehrlichen Friedensfreunde ernst*: «Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.» (Mark. 9, 40.) Es gibt eine über die Konfessionen und Weltanschauungen hinübergreifende Einheit aller *menschlichen* Menschen. Wollen *sie* mit uns reden, so werden *wir* uns ihnen nicht versagen. Wollen sie *wirklichen Frieden* – Frieden der Gerechtigkeit, Frieden ohne Haß, Frieden der Versöhnung und der Verständigung –, so können sie auf uns rechnen. Sie könnten sogar etwas von uns lernen: die ungezählten Fehler zu vermeiden, deren sich die Christenheit auf ihrem langen Wege durch die Jahrhunderte, auch in Sachen des Friedens, schuldig gemacht hat.

Ich muß abbrechen und fasse zusammen. Wir rufen der Welt, die sich nach Frieden sehnt, zu: Jesus Christus *ist* unser Friede. *Er* ist das Friedensreich. Er hat die Verheißung Gottes in ihrem *Kern* erfüllt: er hat, *ganz zentral*, uns Menschen angegriffen. Aber er hat die *Rahmen*verheißung Gottes offen gelassen: die *universale* Erfüllung der *weltweiten* Verheißung steht noch aus. Inmitten einer Welt, die zwischen Hoffnungslosigkeit und falschen Hoffnungen hin und her taumelt, empfangen wir Gottes große Hoffnung. *Wir leben zwischen den Adventen Jesu Christi*: in einem Zwielicht, in einer oft schier unerträglichen Spannung. *Wir haben und haben doch nicht*. Denn Jesus Christus hat uns zwar Gottes *Gerechtigkeit* gebracht, aber noch nicht das Glück der vollendeten Welt. Er sagt uns heute: «Trachtet am ersten nach der Herrschaft Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das große Glück der Gotteswelt hinzugefügt werden.» (Matth. 6, 33.)

Die Frage, *ob der Mensch die Verhältnisse* macht – oder *ob umgekehrt die Verhältnisse* den *Menschen* machen, wird als schiefe Fragestellung entlarvt. Die neue Welt Gottes bringt den neuen Menschen *und*

die neue Weltordnung zugleich. «Wir aber warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt» (2. Petr. 3, 13), und weil wir warten, gehen wir – an die Arbeit!

Des sind wir fröhlich – fröhlich in Zuversicht (Röm. 12, 12).

Gerhard Gloege

Aus meinen Erinnerungen

Ich versprach, meine Erinnerungen fortzusetzen; aber je weiter mein Leben vorrückt, um so schwerer und fast unmöglich wird es, es in Bildern darzustellen. Ich kann jetzt noch mehr als bisher nur in Andeutungen schreiben, unter denen mein wirkliches Leben fast verloren geht. Nicht nur, weil das Schicksal selbst schwer war und immer schwerer wurde, sondern auch, weil das damalige Leben mit dem heutigen kaum noch etwas gemein hat. Auch die bedeutenden Gestalten, denen ich begegnet bin, kann ich kaum von ferne berühren und ebenso die geschichtlichen Ereignisse, die mein Leben durchkreuzt und gestaltet haben. Ich möchte, daß meine Leser diese Erinnerungen lesen, wie man einen Fluß vorüberziehen sieht, dessen leichte Wellen man wohl sieht, dessen Grund aber dem Auge verborgen bleibt. Im ganzen erscheint mir mein Leben heute als ein schwerer, fast zu Ende geträumter Traum, den ich selbst zu deuten nicht fähig bin.

Ich war noch sehr jung, als wir nach dem frühen Tod meines Vaters mit meiner Mutter von Zürich nach Hannover zogen; nicht in ein rosen- und weinumsponnenes Haus in einem herrlichen Rosengarten, sondern in eine bescheidene, aber nicht unfreundliche Mietswohnung in der Stadt. Meine Mutter – ihr Bild ist weit schwerer zu entwerfen als das meines Vaters; ich möchte es am liebsten so tun, wie ich es aus meiner frühesten Kindheit in Erinnerung habe: bei aller Strenge zärtlich, liebreich und voll Anmut, voll Geist und Humor, wie sie mir auch später von Verwandten und Freunden immer geschildert wurde. Aber mit dem Tode meines Vaters und ihrer Krankheit veränderte sich langsam ihr Wesen, und es war bei allem heißen Bemühen schwer, ihre Forderungen zu erfüllen. Und doch: wenn sie gesund geblieben wäre, wie wunderbar hätten wir uns verstanden! Die dichterische Begabung kam mir sicher von ihr, wenn ich auch nur wenige von ihren Gedichten noch kennengelernt habe. Aber obwohl ich damals durch ernste Pflichten streng gebunden und durch die Verhältnisse unfrei war, erinnere ich mich manches schönen Augenblicks aus jener Zeit, weil mein inneres Leben von meinem äußeren nie vollkommen abhängig war.

Und dann geschah etwas Wunderbares: An die Stelle meiner Mutter trat mit Autorität und Liebe meine um wenige Jahre ältere Schwester, von mir um ihrer hellen schlanken Schönheit willen damals immer

der Schwan genannt. Sie war ein wunderbar wahrhaftiger Mensch und hat wohl dadurch einen so großen Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt. Aber auch eine gewisse Weltfremdheit und Schüchternheit, die mich von früh an begleitete, ist vielleicht durch die zu große Jugend meiner Erzieherin lange noch mein Teil geblieben. Der Glaube an jedes Wort, das ein Mensch zu mir sprach, das Eingebettetsein in die Formen des Lebens, die anzutasten, zu durchbrechen mir niemals in den Sinn gekommen wäre, während alle um mich her schon ein freieres und bewußteres Leben lebten, hat noch lange mein Dasein beherrscht. Daß auch mein Studium durch die Krankheit meiner Mutter noch für Jahre verzögert wurde, habe ich damals schwer hingenommen.

Nie vergesse ich den Augenblick, in dem ich zum erstenmal ein bescheidenes kleines Zimmer in einer mir fremden Stadt betrat, das aber mein eigenes Zimmer war. Frei, Freiheit rief damals alles in mir – so sehr ich auch die, die ich daheim zurückgelassen hatte, liebte. Ob ich diese Freiheit richtig nutzte, weiß ich nicht. Ich arbeitete fleißig, ich lernte manches, und es wurde mir im Studium der Malerei durch ein neues Anschauen aller Dinge ein neuer Anblick des Lebens geschenkt. Ich lernte auch manche Menschen kennen, deren Namen wohl heute zum Teil noch bekannt sind; die meisten freilich sind längst verklungen. Und ich lernte dort auch den Mann kennen, dem meine erste große Liebe galt, einen selten schönen, begabten Menschen, den ich darum hier erwähnen muß, weil er um Jahre später mein Mann geworden ist. Damals, als ich ihn am meisten liebte, habe ich seine Werbung abgewiesen, weil er einige Jahre jünger war als ich und ich ihn nicht zu früh binden wollte. Ich verließ ihn darum ohne Abschied.

Als dann in München das Studium der Philosophie endlich Raum in meinem Leben gewann, beschäftigte mich nur das Denken selbst als ein wahrhaft Wesentliches, nicht seine Stellung und Verwertung in der Wirklichkeit. Mir lag nur daran, die Gedanken der Großen, ihre Anschauungen des Wirklichen kennen zu lernen, niemals dachte ich daran, Philosophie als Beruf zu ergreifen. Ich hörte die Vorlesungen, die mich anzogen, nahm auch bald schon die Bücher der Größten zur Hand, deren Gehalt ich allein aus sich selbst zu verstehen unternahm. Ich lernte den geistigen Beherrscher des Abendlandes, Augustinus, kennen, ich liebte Spinoza, über den ich meine erste, rein philosophische Arbeit veröffentlichte; und ich erinnere mich, wie mir beim Lesen des Symposions des Plato, als ich von dem Erkennen aller Schönheit und Wahrheit als der Wiedererinnerung einer längst vergessenen, vor der Geburt schon erschauten Wahrheit las, vor Schrecken das aufgeschlagene Buch aus den Händen fiel.

Ich habe es mir mit dem Forschen und Denken zu jener Zeit nicht leicht gemacht. Zugleich hat aber auch das Dichten immer mehr mein Leben beherrscht. Es verging kaum ein Tag ohne ein Gedicht. Aber viel später erst ist mir aufgegangen, daß auch das Dichten nicht nur eine

Entlastung der Seele, sondern auch eine ernste Meisterschaft des Geistes ist, die zunächst den Meister erfordert. Ich habe nicht ohne zu arbeiten gedichtet, aber ich wußte noch nicht, wieviel fremde Arbeit es aufzunehmen gilt, bevor eine vollkommene Dichtung entsteht. Eine Führung wäre mir bei meinem Dichten als eine Art Abirrung vom Eigenen erschienen, während ich doch das Malen, das mir viel mehr Mühe machte, als ernste Arbeit bei einem Meister betrieben hatte.

Und doch ist mir damals als erster hoher Meister der strenge Stefan George begegnet, der sogar meinen ersten Gedichtband und mich selbst mit Freundlichkeit aufnahm, dessen Dichtung ich dann tief verehrte und über den ich sehr vieles geschrieben habe. Aber eben dieser Meister konnte mich darum nicht leiten, weil sein Leben und Schaffen eine ganz andere Richtung einschlug als mein eigenes, so sehr viel bescheideneres, dem ich trotzdem die Treue wahren mußte.

Sehr früh hat auch von verschiedenen Seiten der Tod in mein Leben eingegriffen und sehr vieles in ihm bestimmt. Früh starben so viele, die mir nahe waren. Früh starb auch mein nächster Jugendfreund, ein seltener, nirgends eingeschränkter Deutscher, der eine solche Macht des Geistes hatte, daß ich bis heute den Glauben habe, daß – zumal er schon in frühester Jugend auf verschiedenen Gebieten große Arbeit geleistet und einen großen Kreis von Freunden um sich hatte – wenn er und auch nur einige dieser Freunde am Leben geblieben wären, Hitler nie zur Macht gelangt wäre. Gerade die große Stille und Festigkeit seines Wesens, die wachsende Abgewandtheit vom Leben hätten das politische Feuer jeder Revolution gebannt, und die dämonische Raserei, die viel später Deutschland überfiel, von seinem Volke ferngehalten. Es ist vielleicht nur ein Traum, aber ein Traum, der noch heute in mir lebendig ist.

Zugleich mit dem Studium der Philosophie sind aber auch die religiösen Fragen wieder neu in meinem Leben aufgebrochen. Da ich die Evangelien vor dem Alten Testament kannte und vom Judentum nichts wußte, ging ich in jener Zeit zu einem Rabbiner, um jüdischen Religionsunterricht zu nehmen. Der Unterschied zwischen Judentum und Christentum war damals in meiner Seele fast zerronnen. Ich empfand im Judentum das Christentum und im Christentum das Judentum. Und doch ist bei aller tiefen Liebe zu Christus das Zerreißen des Gewandes des Hohenpriesters Kaiphas beim Anblick des leibhaftigen Sohnes dessen, den kein Auge erblicken darf, mir immer als eine letzte Wahrheit geblieben.

Es gab Zeiten, in denen ich dem Gedanken der Taufe nahe war. So, als ich mich mit einem Manne verheiratete, dessen christliche Eltern glühend meine Taufe wünschten. Ich hatte schon den Religionsunterricht bei einem Pfarrer durchgeführt, aber im letzten Augenblick sandte ich ihm ein Telegramm, es sei mir unmöglich, mich taufen zu lassen. Ich konnte aus einem nicht rein religiösen Grunde nicht zum Christentum übertreten; und es hielt mich sicher auch ein wohl jedem jüdischen Menschen bekanntes Gefühl einer nicht zu durchbrechenden Treue zurück.

Zur Ehe hatte ich mich aber entschlossen, und es schien mir, als liefe von nun an mein Leben ruhig und gefestigt weiter. Aber schon die geschichtlichen Geschehnisse und vielleicht auch meine eigene Arbeit neben der steten Sorge für mein Kind machten ein solches Leben unmöglich. Ich habe während meiner ganzen Ehe auch zu den nächsten und vertrautesten Menschen nie ein Wort über sie gesprochen, weil mir dies als eine Art Untreue erschienen wäre; so möchte ich auch jetzt nichts von ihr erzählen. Ich kann nur sagen: es war eine gute Ehe, in der trotz der Verschiedenheit der Naturen nie ein böses Wort gefallen ist. Und doch habe ich mit ihr vielleicht den Fehler begangen, den Goethe in den Wahlverwandtschaften rügt: daß ich auf einer späteren Stufe eine Verbindung eingegangen bin, die auf einer früheren angelegt und auf ihr nicht gelebt worden war.

Kaum ein Jahr nach meiner Heirat wurde unser Sohn geboren. Es war eine sehr schwere Geburt, vor allem wohl darum, weil ich vor der Verantwortung zurückschreckte, ein neues mit Schicksal und Tod beladenes Leben in diese mir fremde Welt zu setzen. Das kleine, im Anfang häßliche Geschöpf wuchs bald zu einem sehr schönen und seltsam begabten Wesen heran, das schon in seinen frühen Kinderjahren die tiefsten und eigentümlichsten Gedanken aus sich entwickelte. Mit vier Jahren stellte er mir beim Frühstück die erste philosophische Frage: «Sieht man eigentlich die Sachen richtig?» Und als ich ihn fragte, wie er das meine, antwortete er nicht weniger philosophisch, aber etwas anschaulicher und gröber: «Ist mein Butterbrot keine Eisenbahn?» Es war fast dieselbe, nur vom Schmerz nicht getrübte Frage, die ich mir im gleichen Alter gestellt hatte: «Ist das, was in mir ist, wohl Mitleid?» Er suchte von da an in allem, was er sah, zunächst die Wahrheit zu begreifen und traute dem Schein der Dinge nicht. Stets stellte er aus sich selbst diese Fragen, ich habe ihn nie darauf hingewiesen. Während er in der Schule die primitivsten Aufsätze über die einfachsten Dinge schrieb, schrieb er zu Hause die tiefsten Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, die mich immer verblüfften. Und er schrieb sie im reifsten philosophischen Stil. Er selbst begriff es so wenig wie ich, woher ihm diese Erschließungen kamen, aber sie brachen stets neu aus ihm hervor. Auch ihm war wie mir das Äußere fremd, es war ihm noch mehr als mir selbst ein Traum.

Während er so neben uns heranwuchs, wechselten wir abermals unseren Wohnort: wir zogen von Berlin an den Zürichsee, den mein Mann besonders liebte. Wieder in ein Haus in einem schönen Rosengarten, und ich trieb auch dort meine Studien weiter. Vieles ist zu jener Zeit auch öffentlich von mir erschienen.

Man könnte sagen: es war eine schöne Zeit. Aber man hört hinter ihr doch schon ein unterirdisches Grollen, das uns immer näherrückte. Als wir, mein kleiner Sohn und ich, an einem schönen Sommertag von einer Fahrt auf dem Zürichsee heimkehrten, trat in dem Augenblick, in

dem ich den Fuß auf das Ufer setzte, mein Mann auf uns zu und sagte: «Es ist Krieg!»

Krieg – was war das? Ich kannte ihn nur aus Büchern; und aus diesen in einer Vergangenheit, die ich nur halb begriffen hatte. Trotzdem war es mir im ersten Augenblick klar: es war etwas Furchtbares geschehen; zwei Zeiten brachen auseinander und waren nie mehr zusammenzufügen. Und immer ging mir seit jenem ersten Wort unaufhörlich der alte Choral: «O Haupt voll Blut und Wunden» als neue Wahrheit im Kopfe herum, und ich erlebte, was er meinte: Es ging plötzlich ein Riß durch die ganze Menschheit.

Und doch war die ganze Bedeutung und Unmenschlichkeit des Krieges zu erkennen mir zu jener Zeit noch fern. Ich begriff zunächst nur, daß er auch für mich eine Aufgabe war. Ich versuchte von da an zu retten, zu helfen, wo ich konnte. Ich versuchte zunächst Deutsche aus den französischen Gefangenenlagern zu befreien, und bei manchen ist es mir durch eine langwierige Korrespondenz wirklich gelungen. Ich las von da an die Zeitungen und Bücher aller Länder, um die Veränderung einer Menschheit zu begreifen, die ich bis dahin ganz anders gesehen hatte.

Sehr bald griff dann auch der Krieg in mein ganz persönliches Leben ein. Mein Mann, der dies in der Schweiz gut hätte vermeiden können, rückte als Sohn eines hohen Offiziers sogar freiwillig in den deutschen Militärdienst ein. Damit war eine Epoche seines wie meines Lebens abgelaufen; denn er hat sich nie mehr von der Einsicht in die Schrecken und Wirrnisse des Krieges erholt. Da er sich zum körperlichen Militärdienst untauglich erwies, wurde er in den kaiserlichen Pressedienst in Frankfurt eingezogen. Er ließ dann unseren Sohn und mich ihm bald darauf nach Frankfurt folgen. Ich nahm das provisorische Leben, das sich daraus ergab, wie alles Äußere willig hin. Nicht lange darauf erkrankte ich schwer und lag für lange Zeit dort im Spital. Meine Schmerzen waren wohl nicht geringer als die eines schwer verwundeten Soldaten; dies hat mich damals fast getröstet, weil es mich selbst in den Krieg einbezog, den ich so ganz auch als eigenes Schicksal empfand.

In der zweiten Hälfte des Krieges, als ich noch kaum wiederhergestellt war, bin ich mit meinem Sohn, der auch von einer schweren Krankheit noch nicht geheilt war, in die Schweiz zurückgekehrt und auf Wunsch des Arztes in die Berge gegangen. Dort erinnere ich mich auf dem Höhepunkt des Krieges eines Erlebnisses, das die Menschen, auch die kriegerischen, ganz anders und wieder wie einst mir zeigte. In dem Bergort, in dem wir waren, war eine große Anzahl französischer Soldaten interniert; man begegnete ihnen auf den Weiden und an den Zäunen, und die armen, ihrer Arbeit beraubten Menschen sahen rauh und verbittert aus. Da, eines Tages, als ich gerade einem größeren Trupp dieser Soldaten begegnete, wurden von oben zwei ganz junge, zarte, schneeweiße Zieglein herabgeführt; ich sah die Soldaten an: da war keiner, auf dessen Antlitz nicht ein leises, gerührtes Lächeln erschien.

Sie waren alle von dem Anblick dieser anderen schuldlosen Wirklichkeit getroffen, und man sah, wie wenig der Krieg, dem sie dienen mußten, ihrem eigentlichen, dem menschlichen Wesen entsprach.

Trotz all dem war das Grauen nach dem Ende dieses Krieges kaum geringer als es der Krieg selbst gewesen war. Schmerz und Jammer, Lust und Taumel, alles raste durcheinander. Vollends in der Stadt nahm die Verwilderung aller Lebensformen und Beziehungen dermaßen zu, daß wir uns fürchteten, unseren Sohn in dieser Umgebung aufwachsen zu lassen. So kam es, daß mein Mann seine glänzende Stellung in Frankfurt aufgab und ein schlichtes Haus an der Schweizergrenze kaufte. Es schwebte ihm etwas wie eine Siedlung nach dem Plan von Gustav Landauer vor, und er hoffte, da viel davon geredet worden war, daß alle näheren Freunde uns folgen würden. Aber es kam anders als er dachte; es kam niemand uns nach, weil alle zu sehr an die Stadt und an ihre Stellungen gebunden waren.

Ich erschrak, als ich das Haus zuerst erblickte. Es war ein Haus mit acht Zimmern, das keinerlei Erleichterung für die alltägliche Arbeit gewährte. Und doch: es wurde mir froh zumute, als ich dann wieder aus dem Haus heraustrat und um mich her eine weite grüne Wiese fand. Denn immer, wenn ich auf einer solchen frischen grünen Wiese stand, war mir, als hätte mich Gott in diesem Augenblick geschaffen. Und die vielen Obstbäume rings um das Haus ließen sie noch schöner und reicher erscheinen. Ich sah nur die wunderschöne Landschaft, aus der mir die Liebe zum Leben kam.

Aber die Jahre, die nun folgten, waren schwer. Mein Mann leistete unermüdlich die ganze Arbeit in Haus, Hof und Garten, die aber nicht die seine war; und auf meine Schultern sank für acht Jahre die Arbeit herab für ein großes Haus mit allem, was zu ihm gehört: Reinmachen, Waschen, Bügeln und Kochen für drei Personen und viele Gäste. Denn die Hilfskräfte waren zu jener Zeit schwer zu erlangen; es war ja die Zeit der wachsenden Inflation, an deren Ausmaß wir beide wenig gedacht hatten, und die alle tätigen Menschen in die Schweiz oder in die wie Pilze aufschießenden Fabriken zog, da Privatleute in Deutschland von nun an immer weniger zahlen konnten.

Es war ein Leben wie im Wahnsinn, und wie ein Wahnsinn war auch sein Ende. Als schon die Fläche unseres großen Küchentisches vollkommen mit Milliardenscheinen zuzudecken war, konnten wir kaum ein Brot bezahlen. Und als eines Morgens vor der Schule mein Sohn plötzlich zu mir kam, um mir zu sagen, sein Vater habe ihm Geld gegeben, um die Elektrizitätsrechnung zu bezahlen, er dürfe aber nicht einmal vorher frühstücken, um keine Zeit zu verlieren, und ich ihm in der Hast doch eine Tasse Kakao einschenkte, fiel in dem Augenblick, als er zahlen wollte, der Schalter mit einer neuen Verordnung über die Währung vor ihm herab, und er hatte 100 000 Mark zu wenig.

Dies alles erscheint heute wie ein böser Traum und ist doch eine so

furchtbare Wirklichkeit gewesen, daß unzählige Menschen, unzählige Ehen, unzählige Existenzen zugrunde gegangen sind.

Ich habe mir damals zuweilen den Vorwurf gemacht, daß ich das Leben zu sehr geliebt hatte, während doch alles um mich in Scherben ging und schon eine Art neuer Sündflut hereinbrach. Ich habe wohl an das Leiden der Menschen gedacht, aber es damals vielleicht nicht tief genug gelitten. Mein Mann dagegen war durch den Krieg bis in die Wurzel seines Lebens gebrochen. Später, wenn ich an ihn dachte, ist mir oft das Wort Hemingways in den Sinn gekommen, daß nach diesem Kriege Worte, vollends ernste und gar heilige Worte, überhaupt keine Geltung mehr haben, daß nach ihm die Menschen nur noch das Recht hätten, Straßennamen und Eigennamen auszusprechen. Ich begreife selbst nicht, wie ich zu jener Zeit der aufs höchste gestiegenen Inflation überhaupt noch leben konnte, und doch erinnere ich mich deutlich eines Gespräches mit meiner Schwester über die Seelenwanderung. Sie sagte: «Nein, ich habe genug vom Leben, ich möchte nach meinem Tod nicht wiederkommen.» Meine Antwort darauf war: «Ich möchte wieder und wieder leben, ich möchte noch tausendmal wiederkehren.» So freudig erschien mir selbst damals bei all seiner Schwere mein Leben.

Wenige Tage später fiel dann jäh ein leises, unerwartetes Wort, das mitten in mein Leben traf. Und im selben Augenblick senkte sich über mein Dasein plötzlich ein schwarzes Tuch herab und deckte es für immer zu. Mein Lebenswille war zerbrochen. Aber das Seltsamste ist: die Natur, die ich so innig und freudig geliebt hatte, nahm an diesem Zusammenbruch teil. Vor unserem Haus stand ein großer Birnbaum, den ich vor allen Bäumen liebte; im Frühling war er wie eine schimmernde, aus Blüten aufgebaute Burg, und ich stand oft nachts lange am Fenster und bewunderte seine lichte Pracht. Er gehörte in jeder Jahreszeit zu meinem Leben. Da, am Tage, nachdem das schwarze Tuch auf die Welt herabgefallen war, erhob sich plötzlich ein Wirbelsturm, wie ich ihn nie vorher und nie nachher erlebt habe. Alle Dinge am Boden gingen im Kreis, und die mächtige Krone des Baumes wurde von oben bis unten gespalten.

Ich glaube, daß alle, die um mich waren, etwas von der seltsamen Einheit dieses Doppelzusammenbruches ahnten, wenn ihn auch keiner zu deuten wußte. Ein leises Wort, ein mächtiger Baum – und dazwischen ein glühendes Menschenherz, das beide geheimnisvoll verband. Eine Freundin, die meinen Schmerz über den zerstörten Baum sah, sagte: «Du wirst sehen, er wird wieder blühen.» Ich sagte: «Ja, aber nur die eine Seite.» Und so ist es in seinem und meinem Leben gekommen.

Ein Zufall, wie ihn die Menschen verstehen, ist dieses Erlebnis nicht gewesen. Es war aber auch kein Aberglaube dabei, weil es eine so vollkommene Wirklichkeit war. Es bedurfte fast zweier Jahre, bis ich mich von dem Schlage erholte, und das schwarze Tuch ist nie mehr – außer in seltenen Augenblicken – von meinem Leben fortgesunken.

Margarete Susman

Carl Dallago: „Was ist Christentum?“*

Vorbemerkung

Wenn jemand im Hinblick auf das Religiöse und das Christentum von sich sagt: «Ist meine Stimme auch gering und stehe ich auch einsam da, so habe ich doch die Wahrheit für mich», und wenn damit nichts weniger als die römische Kirche herausgefordert werden soll, so ist das nichts Geringes, sondern etwas, dessen außerordentliche Verantwortlichkeit frag-würdig ist.

Dallagos Leben – und als dessen Reflex sein Schrifttum, das nichts anderes als Existenzmitteilung ist – stand in stetem Widerstreit mit dem geschichtlich, durch Menscheneinsicht Gewordenen, das er in Ableitung von Christi Wort als *diese Welt* bezeichnet. Sein Denken wird überhaupt nur dreier Menschen gewahr, die dieser Welt nicht angehören: Kierkegaard, der Einüber und Lehrer des Christentums, Laotse, als der Evangelist des vergangenen Reinen Menschen, und Christus, der das Gesetz erfüllt und das Absolute inkarniert hat, der Sohn Gottes.

Dallago selbst, dessen geistiges Brot das Unwissen (das der Weltverstand zu verhüten bestrebt ist) war und der des fortwährenden Gefühls der Unerforschlichkeit des Daseins als einer ihn umgebenden ewigen Sicherung, als Lebenselement bedurfte, begegnete dieser vielfältigen Welt mit der hieraus erwachsenden Einfalt, die rätselhaft ist und den Verstand aufreizt. Denn: in der bloßen Vorstellung erfaßt auch diese Welt (scheinbar) geistiges Wesen, wie in der Vorstellung der Religionen das Wesen des Religiösen (scheinbar) begriffen wurde; aber als Tun, als «Wirklichkeit»? Es wäre nicht mehr diese verständdige Welt und die in ihr mächtigen Religionen, wenn sie in der Tat die Richtigkeit ihrer Vorstellungen wahrmachen könnten. «Man sagt wohl, der Anschluß sei Großes, aber er sei nicht geschaffen für die Wirklichkeit.» (Taoteking, 67.)

Man möchte Dallagos Leben mit einem besonderen Daseinsauftrag identifizieren, dem, Gestaltung zu sein des außergeschichtlichen Menschen, den nichts als die Kräfte bewegen, die in der bloßen Geschöpflichkeit enthalten sind; der deshalb, wie in einer erschütternden Ausgesetztheit, nach diesen Kräften gräbt, bis er in ihnen ruht, weil die Weisungen dieser Welt seiner Natur fremd sind. Er wäre dann als gelebtes Korrektiv unserer geängstigten und verwirrten Zeit aufzufassen,

---

* Der christliche Schriftsteller Carl Dallago, ein Mitbegründer der Zeitschrift «Der Brenner», starb im Jahre 1948. Er war im Jahre 1935 mit einem Aufsatz «Vom christlichen Leben» in den «Neuen Wegen» vertreten. Wir freuen uns, daß wir aus seinem Nachlaß eine unveröffentlichte Folge seiner Arbeiten unter dem Titel «Was ist Christentum?» veröffentlichen dürfen. Der im heutigen Heft erscheinenden «Einleitung» folgt in den nächsten Heften das Kapitel «Christentum als Theokratie».
D. R.

und dann löste sich die eingangs festgestellte Fragwürdigkeit in der Gültigkeit dieses Menschen auf. Nur beiläufig kann man seinem Schrifttum den Stempel der Mystik aufdrücken, denn es ist, vom Zeitgewande abgesehen, irgendwie viel älter; auch läßt die Mystik das Wesen der Geschlechterliebe, der Familie, draußen, Dallago schließt es mit ein, denkt und lebt es mit, da es dem geschöpflichen Leben unabweisbar anhängt.

1869 als Sohn bürgerlicher, frommer Eltern, die nach ihrem besten Glauben der Kirche dienten, geboren, ist schon die erste Berührung mit dem Herkommen von dem vollständigen und bleibenden Bruch mit ihm gefolgt. Das *eigene* Empfinden, zu dem er sich sofort in völliger Hingebung verhält als zu dem inneren Selbst, dem er angehören muß, verschließt sich jeder Satzung von außen her. Und nicht nur die Zivilisation allein ächtet ihn sehr bald, nicht nur von ihr allein wandte er sich ab und eigentlich schon damals der Einsamkeit zu, die seine überweltliche Geselligkeit wurde. Seiner selbst einmal bewußt und *Natur* in sich vorfindend, schaut er, außerhalb der Menschenwelt, als ihn umfassend, wieder Natur und gerät in ein Verhältnis zu ihr, in dem das ganze religiöse Erleben des Daseins schon vorbereitet liegt. Es ist sogar nur unter solchen *natürlichen* Voraussetzungen möglich. Der 50jährige schrieb: «Wenn dieses Tagwerk, das zuletzt wohl noch das Lebenswerk ausmacht, wie die Tage die Lebenszeit ausmachen, nicht ganz mißraten ist, so habe ich es vor allem der Landschaft zu danken, von der ich gleichsam gespeist werde. Durch sie vermochte ich bis zu ihrem Schöpfer vorzudringen, der auch der meine ist und der mich Menschen so gemacht hat, daß ich mein Wesen, als meine Landschaft gleichsam, in die Lebenszeit als in den mir zugewiesenen Raum hineinbreite.» (Er ist, wie seine Schriften bezeugen, der Natur in einem Maße einverleibt, daß Jahreszeit und Wetter wie Impulse oder Hemmungen im Zustand seines Erlebens, der Konzentration und der seelischen Stimmung spürbar sind.)

«Größe – was ist Größe anderes als ein Sichverlieren an ein Unermeßliches – an ein Unvergängliches . . . : Ein Sichverlieren, das alles Tun der eigenen Seele noch mit dem Abglanz dieses Unermeßlichen . . . und Machtvollen tief verklärt. Wie steht es nun klar erhellt, daß der Weg zur Größe ein immerwährendes Zurücklassen sein muß – eine immer größere Vereinsamung und Verlassenheit, die als höchste Blüte die Verlorenheit aufweist – jene Verlorenheit, die sich selber in nichts mehr gewahr wird: also auch nicht mehr der Freundschaft und Liebe – nicht mehr der Freunde und Geliebten gewahr wird.» Dies drückt (geschrieben 1904) das Selbstbewußtsein jener Zeit aus, während Dallago alles unbekümmert abtat, was in der Welt Größe ermöglicht. Dabei erfuhr der Glaube, daß die Menschennatur mit dem Aufgeben des Eigenwillens – er nannte es später mit Laotse Nichttun (und «durch Nichttun bleibt nichts ungetan») – das Ewige als ordnend wirk-

sam werden läßt. Daraus folgte auch, daß die Anfänge der Natur und des Menschen der Wirklichkeit des Absoluten überhaupt näher gewesen sein müssen, und daß am Ursprung alles geeint ist. Ohne die Nötigung, den Glauben am Wissen zu prüfen, nähert sich jener den Berichten der Schöpfungsgeschichte an.

Die Jahre der Mitarbeit am «Brenner», 1910 bis 1926, in der Lebensmitte, bringen die Ernte der Lebens- und Gedankengänge ein. In der Jugend hatte Nietzsches freiheitssuchende Existenz wie vorläufig seinen eigenen Drang genährt und bestätigt, jetzt, 1911, wurde ihm sein Daseinsbedürfnis, *der Anschluß an das Gesetz*, durch Laotse erfüllend geoffenbart. Der Reine Mensch der Vorzeit, der vorweltliche, von dem Laotse berichtet, «soweit sein Bild aus der Vergangenheit hervortrat, zeigte sich mir im wesentlichen als von der Art Christi, jedenfalls als ein Mensch, der die Welt völlig überwunden hat». Dallago, dessen Bestreben sich zuerkennt, «daß schon lange etwas in mir gewirkt haben mag, das sich dem Wesen dieses fernen Geistes verwandt fühlen darf», legte *sein* Verständnis den ihm bekannten Übersetzungen unter und veröffentlichte 1915 den «Versuch einer Wiedergabe des Taoteking» (neue Ausgabe bei Lambert Schneider, Verlag, 1953).

Als schicksalsmäßig empfunden tritt 1913 das Werk Søren Kierkegaards an ihn, der geglaubt hatte, das Christentum hinter sich zu haben, heran. «Nun sehe ich, daß ich es *vor* mir habe, von Kierkegaard mir in den Weg gestellt.» Er hatte es nun endlich vor sich, als er den großen Christen vor sich hatte, und als Ziel in dem Sinne, als das Christliche Christi seine endliche Sicherheit und Zuversicht in dem rätselhaften Meer der Seele wurde.

Der Weltkrieg der «Christenheit» hat die Produktion Dallagos insofern entscheidend verändert, als er, der bisher die Welt nur eingeschätzt hatte, zum Angriff auf sie überging. Und diese Welt, die mit Mitteln, die solcher Zumutung spotten, die Schöpfung besetzt hält und, soweit die Geschichte blicken läßt, immer das Heilswesen in Menschenhänden in Macht über ihresgleichen und in Gewalt gegen Widersacher verwandelte, läßt auch dieses sichtbare Religiöse wie utopisch aus der Zeit ragen; aber sie spürt doch den «Augenblick» und vermehrt ihre Anstrengungen. *Hans Haller*

Was ist Christentum?

Einleitung

Diese Schrift erhebt den Anspruch, etwas zu geben, das den Leser dazu führen soll, Christentum und Kirche endgültig auseinanderzuhalten und einzusehen, daß diese in der ihr anhaftenden weltlichen Aufmachung ein Vergängliches, jenes aber ein Unvergängliches – also

ein Ewiges – ist, zudem ein Licht, dessen der Mensch bedarf, um zu sehen und festen Stand zu gewinnen im Dunkel des Daseins, das heute, wie kaum jemals, schwindelerregend schwankend und zugleich beängstigend chaotisch geworden ist. So ist diese Schrift auch gegen alle jene gerichtet, die die Kirche in ihrem Offiziellsein in dieser Welt politisch spekulativ oder noch in gutem Glauben mit dem Christentum identifizieren und hartnäckig nicht wahrnehmen wollen, daß sie es ist, die als angebliche Kirche Christi und als tatsächliche weltliche Machtinstitution, die das Christliche zu einem Bestandteil dieser Welt degradiert, wesentlich auch das Chaos dieser Zeit mit heraufbeschworen hat. Darüber sollte man eigentlich gar nicht erstaunt sein: ist doch von Christus selber gesagt: «Niemand kann zweien Herren dienen» und vom Apostel darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Christen in dieser Welt *«als die Fremdlinge und Pilgrime»* zu halten haben. Das ist von der Kirche mit ihrem Beheimatetsein in dieser Welt eben gründlich vergessen worden. Und so muß wohl von neuem und von Grund auf angefangen werden, die Anforderungen des Christentums sich zu vergegenwärtigen, um dann zu vermögen, ihnen in uns Einlaß zu verschaffen.

In meiner Weise sei das auch von mir versucht, was ja noch nicht besagt, daß ich mich berufen fühle, als Lehrer des Christentums aufzutreten, im Gegenteil: ich spreche mir diese Berufenheit ab, hierfür reicht meine Lebenshaltung nicht. Dennoch aber muß ich es für berechtigt und für klärend wirkend in der Wirrnis unserer Zeit halten, was auszusprechen ich mich in Botmäßigkeit zu meinem Bibelglauben gedrängt fühle. So glaubte ich auch an Wahrheit in absolutem Sinne und daß Jesus Christus der Interpret dieser Wahrheit ist als der Eine, der in Gott und Gottes Willen als in die absolute Wahrheit aufgegangen ist. Es zieht nach sich und wird für den Glaubenden auch erreicht in der Vorstellung, zu glauben, daß Gott im eminenten Sinne Wirklichkeit ist.

Auf dieser Grundlage, die gewiß in keiner Weise den Forderungen des Christentums entgegen ist, weiterzuschreiten, ist das Bestreben, das ich mir in dieser Schrift auferlege und auch schon in früheren Schriften auferlegt habe. Willige Leser mögen daher auch auskundschaften können, daß meine Darstellung ein «festes und tragendes Prinzip» hat, was Theodor Haecker für den Philosophen ebenso unbedingt nötig hält, daß einer, der es nicht hat, keiner ist. Ich jedoch, der ich nicht darauf bedacht bin, mich als Philosophen auszuweisen, halte es für nötig, daß jeder Mensch, der im Dasein fest stehen will, auch ein festes und tragendes Prinzip haben muß, und ich sehe dieses Prinzip, wie immer es auch sei, nicht durch Wissen erlangbar, sondern durch Glauben.

Ziehen wir hier in Betracht, daß im Gottesglauben des Christen Gott mit dem Absoluten, mit Wahrheit im absoluten Sinne, mit Wirk-

lichkeit im eminenten Sinne zu identifizieren ist, so ist zu folgern, daß in diesem Christen ein festes und tragendes Prinzip auch in der erfüllendsten Weise in Kraft ist. Der Christ müßte demnach im Dasein auch den festesten Stand haben. Der festeste Stand aber bezeugt sich im Gewachsensein jeglicher äußerer Gewalt. Am wahren Christen müßte demnach Gewaltlosigkeit sozusagen zu seiner zweiten Natur geworden sein: stets sich bezeugende Gewaltlosigkeit bis zu dem Grade, daß an ihm jede Gewaltanwendung sich als ohnmächtig erwiese. Die Lebenshaltung der ersten Christen weist auch diese Beschaffenheit auf. Sie ist vollendet vorgebildet und begründet im Menschensohn, der die wahre Gottessohnschaft erlangt hat durch sein Aufgegangensein in Gott als dem Vater und Schöpfer, durch dessen Wort gewordenen Willen eben alles gemacht oder geworden ist.

An der Kirche ist nun diese Beschaffenheit nicht aufzufinden. Oder möchte wer wagen, ohne zu lügen, zu behaupten, daß sie als offizielle Kirche dem Prinzip der Gewaltlosigkeit jemals tatsächlich gehuldigt hat? Das Christwerden hat keine Geschichte. Der Geschichte der Kirche aber entnehmen wir, daß sie für ihre Ausbreitung und ihre Machtstellung sich weltlicher Machtmittel bedient hat, die wider Lehre und Beispiel Christi sind und auch wider die ganze Art, mit der sich die ersten Christen in diese Welt eingeführt und in ihr behauptet haben. So zeigt sich die offizielle Kirche in ihrer äußeren Gestaltung und Aufmachung unleugbar widerchristlich. Sie hat sich mit ihrem Beheimatetsein in dieser Welt in strikten Gegensatz zum leidenden, streitenden und triumphierenden Christus gestellt, der das Beheimatetsein im Absoluten gelebt und aus ihm alle Kraft für seine Heilmission geschöpft hat. Er litt freiwillig, sie fürchtete stets das Leiden; er stritt mit Geisteskraft aus seinem Kontakt mit Gott, sie mit Waffengewalt, paktierend mit den Machthabern dieser Welt und gestützt von der Staatsexekutive; er triumphierte durch Gewaltlosigkeit, vor der sich alle Gewalt als ohnmächtig erwies, sie durch gewaltsame Niederwerfung der Gegner, die das Töten als Gebot erscheinen läßt. Da ist doch, sollte man meinen, an Gegensätzlichkeit genug vorhanden, um eine solche Kirche niemals als Kirche Christi, die als die Wahrerin des Christentums auch das Prinzip der Gewaltlosigkeit zu wahren hätte, hinstellen zu dürfen. Freilich ist dieses Prinzip kein eigenmächtiges, es erhält erst seine Kraft aus dem lebensvollen Angeschlossensein seines Trägers an die Übergewalt, an die Macht, die über aller Menschenmacht ist. Existenziell wissend durch Glauben um diese Macht und sich ganz überlassend ihrer beständigen Wirksamkeit, vermag der Glaubende dem Prinzip der Gewaltlosigkeit in sich erst Halt zu geben. So ist es gewiß keine leichte Sache, dieses Prinzip in sich aufrecht zu erhalten. Und doch ist das erforderlich für die Lebenshaltung des wahren Christen. Denn was sich erst mit Gewaltanwendung durchsetzt, ist nicht Christentum.

Ich habe das Christentum in meinen Schriften als die Vollendung des Geistigen und Religiösen von jeher bezeichnet. Das sei festgehalten gegen theologische Anschauung, die mit dem Christentum etwas ganz Neues in die Welt gekommen sehen will und theoretisch mit einer Orthodoxie aufwartet, die sozusagen das Himmlische noch allzu irdisch findet, ihren Träger aber existentiell so verweltlicht sein läßt, daß an ihm das bloß Irdische sich noch himmlisch ausnehmen würde. Das Christentum ist so wenig etwas ganz Neues, als Gott seit dem Aufkommen des Christentums neu geworden ist. Was mit dem Christentum neu geworden ist, ist das Verhältnis des Menschen zu dieser Welt durch das mit dem Christentum neu gewonnene Gottesverhältnis, das vom Vorbild Jesus Christus eben vollendet gelebt ist. Das Geistige und Religiöse von jeher hat unvermeidlich mit Gott zu tun, es tendiert nach einem Verhältnis zum Absoluten. Im Theismus des Judentums erhielt es die führende Prägung bis zum Auftreten Christi, dessen Heilandstat den Durchbruch zu Gott für den Menschen wieder vollkommen herstellte. So sollte, was Christus dem theistischen Judentum brachte, Christi eigenen Worten nach, nicht neuen Glauben, sondern des Glaubens Erfüllung bedeuten. Dem inzwischen hierarchisch verweltlichten Judentum aber tat es Eintrag in seinen Machtbefugnissen. So fand Christus bei ihm keine Aufnahme. Es ist das zur Macht gelangte Hierarchische im Judentum, das der Sendung Christi feindlich begegnete. Es spricht nicht dafür, sich den Christen als Hierarchisten vorzustellen; Hierarchisten zu sein, beanspruchten auch die Baalsdiener. Mit der offiziellen Priesterherrschaft war von jeher viel Trug verknüpft. Ich glaube darum nicht, daß ein Christ sich gedrängt fühlen könne zu betonen, Hierarchist zu sein.

Dem Thema dieser Schrift entspricht es, den mir bekannten Schriften der neuesten Apologeten der Romkirche, sofern sie ernst zu nehmen sind, nicht auszuweichen. Als eine solche Schrift erscheint mir das Buch «*Was ist der Mensch?*» von Theodor Haecker, dem das Hierarchische – oft freilich sehr erzwungen – Farbe und Haltung gibt. In der «Einleitung» nennt er zwei Prinzipien, die das «Buch bis zum Ende führen». Das erste lautet: «*Das Höhere kann das Niedere erklären. niemals das Niedere das Höhere.*» Ich nehme mir die Freiheit, die Gültigkeit beider Prinzipien auch für diese Schrift bis zum Ende in Anspruch zu nehmen. Ist doch das erste Prinzip im allgemeinen Sinne etwas Selbstverständliches, indem man, um etwas erklären zu können, über es Bescheid wissen muß, das Niedere über das Höhere aber nicht eigentlich Bescheid wissen kann, denn dann ist es nicht mehr das Niedere. So kann der Lehrer den Schüler erklären, weil er ihn in sich trägt, aber nicht der Schüler den Lehrer; der Erwachsene das Kind, aber nicht das Kind den Erwachsenen. Wie wichtig mir die Gültigkeit dieses Prinzips ist, ersehe man daraus, daß es mich folgern läßt: das Christentum, das sich an Christus hält, kann die Kirche in ihrem Offi-

ziellsein erklären, aber diese nicht das Christentum Christi, das zweifellos das Höhere ist. Oder möchte wer wagen, das verneinen zu wollen? Haecker sieht dieses Prinzip «tölpisch verletzt» von der «urdeutschen Häresie, daß Gott erst wird und nicht *IST*». Ich denke, den Vorwurf der Häresie müsse man bei wahrhaft Glaubenden anbringen können und nicht bei Wissenschaftern und Politikern oder jenen Pseudoglaubenden, die zu diesen geworden sind. Zur Zeit der Reformation war es gerade Luther, der mit seiner Glaubenshaltung zweifellos mehr als die Romkirche zum Ausdruck gebracht hat, daß Gott nicht erst wird, sondern – *IST*. Auch die deutschen Mystiker trifft der Vorwurf nicht. Daß Gott erst wird, erst auflebt in einem durch den Kontakt mit ihm, damit ist doch noch nicht gesagt, daß Gott nicht *IST*. Und für das teutonisch Viehische, das im Dritten Reich Religion machte, wäre das Wort Häresie als Vorwurf erst recht ein unmögliches Lob.

So zeigt es sich müßig, von einer «urdeutschen Häresie» zu sprechen. Eine urrömische wäre eher aufzufinden, insofern das Christliche von Rom aus zu einem Offiziellen in dieser Welt gemacht wurde. So machte sich auch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wohl für jedermann wesentlich als ein Reich dieser Welt fühlbar und erwies als solches sich als ein Gegensätzliches zum Reiche Christi, das nicht von dieser Welt ist. Wie aus dem Höheren ein Niederes wurde, könnte auch hier das Christliche, als das Höhere, erklären, aber die offizielle Kirche als das gewordene Niedere könnte es nicht, auch wenn sie es gewollt hätte. Für einen Apologeten der Romkirche ist es immer verfänglich, sich hervorzutun, mit dem Satze, daß Gott *ist*. Denn wer als angebliche göttliche Institution gegen Gottes Gebote so verstoßen hat wie die Romkirche in ihrer weltpolitischen Aufmachung, müßte doch fürchten, daß Gott *ist*, daß Gott im eminenten Sinne Wirklichkeit ist. Man kann darum auch ruhig behaupten, daß der Übertritt zur Romkirche in der Gegenwart, wie auch das Stehen zu ihr, das Paktieren mit ihr, nicht angeregt und nicht ausgelöst ist vom Glaubenssatze, daß Gott *ist*, sondern von der Wahrnehmung, daß Rom als Kirche eine Macht ist, daß es eine Wirklichkeit ist, und zwar zunächst eine weltlich politische, die niemals die eminente sein kann, und daß sie das Geistige, wenn auch unwirklich, noch am klügsten zu wahren versteht. So ist es jedenfalls Mangel an Glauben, der Stütze braucht und nicht die Glaubenskraft, daß Gott *ist*, was heute die Konversion bestimmt. Das halte ich aufrecht und sehe es allen anhaftend, die heute als Konvertiten entscheidend für die Romkirche eintreten. So erkläre ich mir das Herkommen der Haltung Haeckers, wie das der Haltung der Zeitschrift «Der Brenner», deren Inhalt heute wesentlich von Konvertiten bestritten wird, endlich auch das Herkommen der Haltung des Karl Kraus in der letzten Fackel vom August 1934: einer Haltung, die weder für den wahren Christen, noch für den theistischen Juden als haltbar erscheint und den großen Satiriker mit seiner Sprachkunst wohl als Ästhetiker

von Rang, aber kaum mehr als Ethiker ausweist. Ich werde das in dieser Schrift noch aufzeigen.

Im Lebensgang des Menschen aber ist es so, daß er sich gedrängt fühlt, das Höhere erklären zu wollen, und daß dieses Gedrängtsein nicht das Niedrige, sondern auch das Höhere im Menschen ist. Der Wortlaut des erwähnten Prinzips kommt also – wie Haecker richtig bemerkt – «dem Satz vom Widerspruch sehr nahe». Das Erklärenwollen des Höheren seitens des Niederen kann eben auch zum Eindringen des Niederen in das Höhere bis zum Aufgehen in es führen, was die größte Klärung ist, die nicht mehr Erklärung verlangt. Nehmen wir darum das Unerforschliche, das dem Dasein beigegeben ist, als das Höhere, das zu erforschen auch in uns das Höhere ist und wirklich immer mehr zum Höheren wird, je mehr es uns in das Unerforschliche eingehen läßt, bis schließlich zum Aufgehen in es. Damit wird das Unerforschliche in uns gebietend, und wir greifen, innerlich gedrängt, zum Glauben, um die Weisungen zu erhalten für unsere Haltung, die diesem Gebieten botmäßig verbleiben will. Dann kommt es so: daß diese errungene Botmäßigkeit als das Einbekenntnis unserer Niedrigkeit oder unserer Schwäche, auch unser Höchstes, unsere größte Stärke wird. Zur Bereitwilligkeit für diese Haltung, ja zu ihrem Erstreben bekenne ich mich, und es ist leicht einzusehen, daß sie mit dem Glauben an Gott und an Offenbarung zu tun haben muß. So liegt ihr auch, in sich zu lassen die Erkenntnis, daß «die Veränderlichkeit des Menschen ein Relativum ist und seine Unveränderlichkeit ein Absolutum» und diese Erkenntnis als Prinzip zu wahren.

Daß die Veränderlichkeit, die wir eben in leiblicher wie in geistiger, in äußerer wie in innerer Hinsicht jederzeit auch am Menschen wahrnehmen können, ein Relativum ist, trägt schon der Begriff der Veränderlichkeit in sich. Das statuiert sich also von selbst. Nicht so leicht ist die Wahrung der Erkenntnis, daß des Menschen Unveränderlichkeit ein Absolutum ist. Für die kirchliche Formel, mit der Haecker hier schließlich einsetzt, bin ich durch mein gelöstes Verhältnis zur offiziellen Kirche nicht mehr empfänglich. Er sagt: «Der Mensch ist unveränderlich in erster Stufe und Sicherheit als animal rationale . . . in zweiter Stufe und Sicherheit als Idee Gottes», und das letztere soll bereits eine Theologie voraussetzen. Da komme ich noch mit. Dann aber sieht er *«die absolute Unveränderlichkeit des Menschen als eines möglichen oder wirklichen Gliedes des corpus mysticum der Kirche, dessen Haupt die zweite Person der göttlichen Trinität selber ist, nachdem sie die Menschheit für Zeit und Ewigkeit angenommen hat»*. Das mag gut romkirchlich gedacht sein. Aber wenn man bedenkt, wie lang das schon im Gebrauch ist und wie wenig die Kirche selber und ihre Bekennerschar mit solchem Wissen sich wahrhaft christlich betätigt haben, so kann man diese komplizierte theologische Auffassung auch für das Christliche nicht entscheidend halten; sie ist auch weder von den

Evangelien, noch von den Apostelbriefen, noch von der Offenbarung gefordert. Christentum ist eben nicht Theologie, sondern Theokratie.

Das Theokratische, das den Glauben an Gott und an Offenbarung notwendig in sich birgt, setzt den Menschen unabänderlich als Geschöpf Gottes und als geschaffen nach Gottes Ebenbild, womit des Menschen Unveränderlichkeit auch als Absolutum gesetzt erscheint. Er kann machen, was er will, er kann zur Menschenfratze werden, zu einem ausgesprochenen Gegenstück zu Gottes Ebenbild, das mit seinem Tun Gottes Ordnung mit Füßen tritt und den Geist in Ungeist verkehrt, er bleibt Gottesschöpfung und als solche Gottes unveräußerliches Eigentum, dem unveräußerlich auch die Bestimmung anhaftet, Gott darzutun, wie das Werk ebenso auch seinen Schöpfer stets darzutun hat. In der Sphäre des Bedingten, welche die dieser Welt ist, nicht die der Schöpfung, ist die Sache nun so, daß der Mensch Schöpfer und Gestalter ist, dessen Werk ihn in seiner veränderlichen Beschaffenheit dartut, in seinem Guten und Bösen, in seinem Niedrigen und Hohen, eben gerade so wie es mit ihm jeweils bestellt ist. Die Sphäre des Absoluten aber kennt nur Gott als Schöpfer und Gestalter, und der Mensch als sein Geschöpf nach seinem Ebenbild hat demgemäß letzten Endes unabänderlich auch das Absolute darzutun und zu wahren. Und er wahrt es, auch wenn er vom Bedingten und Ichwahn bis zur Gottesverneinung und Selbstvergottung erfüllt ist. Er wahrt es indirekt – dadurch, daß alles hinfällig wird, was er eigenmächtig, Gottes Ordnung entgegen, unternimmt und ersinnt; er wahrt es in seinem Sündenfall, in dem ihm zukommt, was seiner Sünde von Gott zugerechnet ist. Halten wir darum fest, daß die Unveränderlichkeit des Menschen als eines Geschöpfes Gottes nach seinem Ebenbild ein Absolutum ist. Es macht durchsichtig und erhellt immerfort das Verhältnis Gottes zum Menschen und zu dieser Welt. Es kennzeichnet die Machthaber, und zwar je mehr sie sich in eigenmächtiger Absolutheit fühlen, um so mehr als das Allerhinfälligste. Es bereichert die Besitzlosen und stellt die auf ihren Besitz Pochenden als die Verelendeten hin. So scheint die Wahrung dieses Prinzipes geradezu dafür bestimmt zu sein, dem Einlaß des Christentums in uns Tür und Tor zu öffnen. Es macht uns auch den Ausspruch Kierkegaards verständlich und vertraut, daß das Christentum in Gottes Interesse ist und nicht bloße Lehre, sondern Gestalter unserer Existenz. Es ist überhaupt wie Gottes Fügung, daß gerade in unserer Zeit der größtmöglichen Verkommenheit des Christentums Kierkegaard, der die Befähigung, als Lehrer des Christentums aufzutreten (wenn auch ohne Autorität), sich selber zusprechen mußte, eigentlich erst zu Worte kommt, daß Berufene und Unberufene sich mit ihm beschäftigen müssen, daß er von getreuen und ungetreuen Jüngern der Öffentlichkeit bekanntgemacht wird. Es ist wie Gottes Fügung, daß in unserer Zeit, da Rom sich anschickt, wieder einzuheimsen, was ihm durch die Kirchenspaltung entzogen wurde,

und für diese Aufgabe auch den einstigen Kierkegaard-Jünger Theodor Haecker gewonnen hat, der seit seiner Konversion an seinem früheren Lehrer in einer Weise Kritik übt, die von diesem nur mehr ein getrübtes Bild gibt, daß gerade bei solchem Stand der Dinge Kierkegaard in Wilhelm Kütemeyer einen neuen getreuen Jünger und Anwalt gefunden hat, der berufen erscheint, Haecker entgegen, das Bild Kierkegaards als eines berufenen Christentumlehrers ungetrübt wieder herzustellen. So ist es auch wie Gottes Fügung, daß gerade *jetzt* ein Buch Kierkegaards herausgekommen ist, betitelt: *«Der Einzelne und die Kirche»*, übersetzt und herausgegeben mit einem Vorwort von Wilhelm Kütemeyer, das die erwähnte Wiederherstellung in der für das Jetzt nötigen Weise zu besorgen scheint: denn dieses Jetzt weist eine Zeit auf, in der die Verirrung und Verwirrung so ungeheuerlich ist, daß eine teuflische Weltlichkeit wie der Faschismus von den offiziellen «christlichen» Kirchen, zunächst von der Romkirche, nicht behindert, sondern begünstigt und unterstützt, als Vertreter des positiven Christentums sich ausgibt und Stand gefaßt hat. *Carl Dallago*

Vom Soldaten und vom „Katholizismus"

Antwort auf Leserbriefe

Die Redaktion hat zu Beiträgen* von Georg Heidingsfelder einige Zuschriften erhalten. Wir haben sie dem Autor unterbreitet und möchten zuerst ihm das Wort geben. Dann werden wir zu den aufgerührten Fragen *unsere* Meinung sagen, wenn dies auch nicht im erschöpfenden Sinne geschehen kann.

Sehr verehrte Frau Weingartner!

In diesen Tagen schickte mir ein Lehrer ein Photo aus einer Dorfkirche bei Aachen, auf dem eine Statue Mariens mit dem Kinde abgebildet ist. Das Jesuskind, das auf dem Arm der Muttergottes sitzt, hält in der einen Hand den «Reichsapfel», als Zeichen seines Herrschertums, in der andern, am Schopf, den abgesäbelten Kopf eines Janitscharen! Der Lehrer schrieb mir ironisch dazu, ob man dies Bildnis nicht am besten als Umschlag für das neue westdeutsche «Soldatengebetbuch» verwenden sollte.

Hiermit sind wir mitten in den Sachen, die die Leser der «Neuen Wege» mit Recht so sehr beschäftigen. Es ist ja ein gutes Zeichen, wenn man auf Publikationen ein Echo vernimmt, sei es auch Widerspruch. So weiß man, daß die «geistige Auseinandersetzung» im Gange ist und die «Neuen Wege» nicht nur als Feierabendlektüre von «Wahrheitsbesitzern» genossen werden, die ihre Meinung bestätigt sehen möchten. *Das Kampfgespräch ist die fruchtbare Arena, in der die ganze Wahrheit ans Licht kommt.*

* «Gibt es einen Militarismus?» (Oktober 1954) und «Der Katholizismus» (November 1954).

So antworte ich, sehr verehrte Frau Weingartner, gerne auf die Leserbriefe, von deren Inhalt Sie mir letzthin Kenntnis gegeben haben, hoffend, daß so ein lebendiger Kontakt zwischen Schreibendem und Lesenden zustande kommt. Ich habe auch direkt aus Deutschland eine Reihe von Zuschriften zu meinen Artikeln bekommen, teils lebhaft zustimmend, teils widersprechend, aus denen zu ersehen ist, daß wir weiterer Klärung bedürfen. So schreibt ein Studienrat, daß der Aufsatz «Der Todeszirkel der Christenheit» vervielfältigt und überall verteilt werden müßte, während ein Doktor mir zu wissen gibt, daß er mit dem Pater Drinkwater solidarisch sei und glaube, daß Jesus wirklich zum Beil gegriffen hätte, falls Räuber in Nazareth eingefallen wären.

Sie teilen mit, sehr verehrte Frau Weingartner, daß eine Leserin sich an dem Satz in meinem Aufsatz über den «Militarismus» (September-/Oktoberheft) stieß: «Das militärische Element soll nicht in Bausch und Bogen verworfen werden» – weil er vermuten ließe, daß ich das Militär nicht grundsätzlich ablehne, sondern nur seine Auswüchse. Schauen wir von hier aus auf unser Bildnis mit «Jesus, dem Kopfjäger» zurück! Es ist dies ein Bildnis, das in Erinnerung an die Türkenzeit entstanden ist. Damals waren unsere Glaubensgenossen einhellig der Überzeugung, daß man das christliche Abendland gegen die anstürmenden Türken mit Waffengewalt verteidigen müßte. War das ein Irrtum? Sind diese Christen Mörder gewesen?

Reinhold Schneider, der große Lehrer in diesen Fragen, sagt in seinem letzten Werk («Verhüllter Tag», 1954): «Die Verwerfung der Waffe wird in dem Augenblick schuldig, als sie Gräber, Opfer, Trauer schmäht: da sie aus *der personalen Gewissensentscheidung* und dem Anspruch auf deren Recht herausgehend den Fehler der Gegner macht und *Verpflichtungen verkünden* will.» Da sind wir im Mittelpunkt des heutigen Geisterkampfes um den Soldaten: er geht eigentlich um das Gewissen und sein Recht, das von beiden (radikalen) Seiten verneint wird: von der Staatsomnipotenz und dem (politischen) Katholizismus einerseits, von den Pazifisten und Antimilitaristen andererseits; diese wollen den Soldaten *grundsätzlich bejaht*, jene ihn *grundsätzlich verneint* haben. Beide wollen mit «Gesetzen» das Gewissen binden. Das Gewissen, das «in Christo» steht, ist aber frei. Beide Seiten tendieren zum Fanatismus, ein übles Kennzeichen, daß die Freiheit verletzt wird. *Unser* Dienst kann meines Erachtens nur sein: *Informierung der Gewissen*, nicht Verkündigung von unumstößlichen Grundgesetzen! Wir informieren die Gewissen aber eben nicht dadurch, daß wir sie auf Grundsätze «verpflichten», sondern daß wir ihnen die *ganze* Wahrheit zeigen: die Grundsätze *und* die Situation! Wenn ein (politischer) «Katholizist» verkündet: «Man muß sein Vaterland verteidigen», so hat er recht; aber ich müßte ihm ergänzend beifügen: Wenn nun das Vaterland *geteilt* ist zwischen Machtblöcke? Wenn nun eine Verteidigung *mit Atombomben* geführt werden soll? Wenn dies Vaterland mit schwerer geschichtlicher *Schuldhypothek* in Hinsicht auf Mißbrauch der Gewalt belastet ist? Wird dann nicht der «Grundsatz» in seiner unabänderlichen Geltung erschüttert? So auch ist es, scheint mir, mit der Gestalt des Soldaten: Warum soll ich den Prinzen Eugen nicht gelten lassen? Weil sein ganzes Zeitalter (Mittelalter) «Kurzschluß» gemacht hat in der Verbindung von Religion und Politik? Er ist eine geschichtliche Gestalt, die mir Respekt abnötigt: ich glaube, daß er auch für mich der «edle Ritter» bleiben kann, als der er gerühmt wird, wenn ich auch *hier und heute* die Gestalt des Soldaten ablehnen muß als die, die Gerechtigkeit herstellen könnte. Ich möchte einem «pazifistischen Fanatismus» widersprechen, der den Soldaten aller Zeiten «grundsätzlich» als Verbrecher gebrandmarkt sehen will. Da mache ich nicht mit. Nicht nur, weil den Soldaten, die ritterlich kämpften, der subjektiv gute Glaube zugute zu halten ist, und das Opfer derer, die so gefallen sind, Ehrfurcht verdient, sondern auch, weil diese Gestalt des Soldaten in dieser Welt ihr Recht hatte, wenn sie auch selten genug «rein» dargelebt worden sein mag als die des «Schützers der Gemeinschaft». Ich sage: *hatte*; denn in unserem Zeitalter ist diese Gestalt nur noch als «dämonisierte» möglich, das heißt im Dienste von Mächten und Kräften, die eindeutig dem Satansreich beizuordnen sind. Ich glaube als Christ das Militär heute radikal ablehnen zu müssen, und ich glaube als Deutscher, daß nichts verderblicher wäre als eine westdeutsche Remilitari-

sierung, wie sie der «*Katholizismus*» mit wahrem Feuereifer betreibt. Und da bin ich nun bei dem anderen Begriff, der zum Widerspruch herausgefordert hat. Was ist von mir gemeint mit dem «Katholizismus»?

Der bekannte Jesuitenprofessor Dr. *von Nell-Breuning* sagt in einem Aufsatz in dem Heft 3 der «Neuen Gesellschaft» (November/Dezember 1954), das dem politischen Katholizismus gewidmet ist: «Katholizismus, ein zum mindesten unglücklich geprägtes Wort. Die katholische Kirche ist eine Institution, eine geschichtliche Tatsache, ein lebendiger Körper, kein bloßes Begriffssystem oder Lehrgebäude, auch nicht primär Trägerin einer Lehre und darum kein ‚Ismus'.» – Dazu habe ich zu sagen: Nein, Herr Pater, es handelt sich durchaus nicht nur um ein unglücklich geprägtes Wort, es handelt sich um eine unglückliche *Sache*, die dieses Wort recht gut kennzeichnet: eben den «Katholizismus», der grundsätzlich von der heiligen katholischen Kirche unterschieden werden muß, deren «*Krebskrankheit*» er zu sein scheint.

Der Katholizismus ist in sich schlecht: er ist eine Mischung aus mittelalterlich konstantinischem «Kurzschluß» und neuzeitlichem Willen zur Weltverchristlichung mittels Parteipolitik (welch ein Wahn!) – stets unter (totalistischer) Unterdrückung der Freiheit der Kinder Gottes im Gewissen. Des deutschen Katholizismus, dieser bürgerlichen Sumpfpflanze größter Sündenfall war die totale Kapitulation vor dem gesellschaftlichen Leitbild des preussischen Offiziers.

Der christliche Glaube hat mit einem «Ismus» überhaupt nichts zu tun; demgemäß ist auch der Protestantismus als Entartung zu werten; dagegen ist der Sozialismus ein legitimes Gewächs, da er ja nicht das Glaubensgut verfälscht (soweit er nicht als Ersatzreligion auftritt); eben darum bedarf der Sozialismus des Fundaments des (christlichen) Glaubens, ohne das er als bloß rationalistisches Gewächs vertrocknet, wie sich heute zeigt! Aber dem Sozialismus den «Katholizismus» entgegenstellen, das ist ein christliches Verbrechen, weil so der Glaube den Sozialisten nur noch als *Ideologie* erkennbar ist! Diesen Glauben dann auch noch an *eine* politische Partei binden, ist eine ungeheure Entartung, eine «Säkularisierung» des Glaubensgutes, wie sie verderblicher nicht gedacht werden kann. Die ganze Abgründigkeit des deutschen Katholizismus wird daran erkennbar, daß er es ist, der die Remilitarisierung betreibt; das ist die Nichtachtung der «Sendung» der Deutschen (die das Volk unter dem Kreuz sind, wie *Görres* gesagt hat), des Gottesgerichtes über die Deutschen und der Glaube daran, daß der Teufel auch mit Beelzebub ausgetrieben werden kann. Wir stehen heute am Ende des Weges des «Katholizismus», der auf furchtbare Weise untergehen wird – aber er wird damit leider auch die heilige Kirche schwer schädigen, da sie von den Außenstehenden mit dem Katholizismus einfach identifiziert wird. Mit meinen Aphorismen wollte ich, als gläubiger Katholik, darauf aufmerksam machen, daß es der katholische Glaube sehr wohl ermöglicht, Gegner der Wiederbewaffnung zu sein – weil der katholische Christ ebenso wie sein evangelischer Bruder im *Gewissen* die oberste Instanz hat, die nicht nur nicht von Grundsätzen gefesselt wird, die an sich gut sind, sondern erst recht nicht von den Parolen eines (politischen) oder klerikalen Katholizismus, der sich tyrannisch gebärdet, weil er nichts ist als «*das wilde Tier der Privilegierten*» (Johann Gottfried Seume), das unter allen Umständen *seine* Gesellschaftsstruktur, die mit dem «Reich Gottes» gleichgesetzt wird, «verteidigt» sehen möchte ...

Vielleicht dürften diese Unterscheidungen geeignet sein, sehr verehrte Frau Weingartner, manche Leser klarer sehen zu lassen, wenn sie auch den Geist des Widerspruchs vielleicht noch nicht ausräumen. Wenn wir uns aufrichtig widersprechen, so kann das nur Gewinn sein; das heißt: über beiden muß *die Wahrheit* und nichts sonst als oberstes Leitbild anerkannt werden. Das aber muß man von den Christen der «Neuen Wege» erwarten.

Mit sehr ergebenem Gruß!
Ihr *Georg Heidingsfelder*

Wir haben deshalb zu den Ausführungen von Georg Heidingsfelder keine Anmerkungen gemacht, weil wir voraussetzen, daß unsere Leser so selbständig, kritisch und sachlich lesen, daß keine redaktionellen «Täfelchen» für Beiträge dieser Art nötig sind. Die Haltung und Richtung unserer Zeitschrift wird jeder, der sie ganz und vorurteilslos liest, eindeutig erkennen. Es ist doch selbstverständlich, daß unsere Mitarbeiter nicht einfach in jedem Satz und jeder Formulierung die Meinung oder, noch tiefgehender, die geistige Haltung der Redaktion oder jedes unserer Leser vertreten können. Wir bemühen uns, um die Sache, um die es uns geht und um die brennenden Fragen heute zu ringen und sind dankbar um jeden Mitarbeiter, der ebenso ehrlich ringt und mit uns kämpft. Wir wissen uns in der Verbundenheit mit Lesern, die ihrerseits auf diese Weise suchen und ringen und die Vertrauen in unsere Treue und in unsere Bemühungen haben.

In der heutigen Weltsituation und angesichts der zähen Macht der Lüge und so vieler, an Gott und Christus gemessen, lügenhafter Einrichtungen der Welt, seien sie gesellschaftlicher, politischer, wirtschaftlicher, religiöser Art, sind auch vehemente Geister und scharfe Durchbrüche vonnöten. Zur Wahrheitsvertretung – und Wahrheit vertreten möchten wir doch alle in aller *Demut* (hier darf man dieses Wort einmal gebrauchen!) – gehört neben der Entschiedenheit ebenso Freiheit und Weite. Es gehört dazu immer der persönlich und innerlich geführte Kampf der Wahrheit, den wir darum und im Blick auf Christus mit der Liebe verbinden müssen. «Lieben in der Wahrheit», «Wahrheit üben in der Liebe» ist wie die einzig mögliche Lebenshaltung so auch die allein legitime Kampfmethode von Menschen, die nach dem Reiche Gottes trachten möchten. Und es ist auch die beste Hilfe für die von jedem von uns zu leistende Arbeit des Prüfens.

Auf diesem Wege kommen wir zu rechtem Hören, Verstehen, Sprechen, zum rechten Wahrheitskampf. Jedes von uns weiß etwas davon, wie schwer dieser Kampf ist, wie es nicht ohne dauernde Arbeit des Gewissens, der Seele und des Geistes geht, wie dazu die tiefe Leidenschaft des Herzens nötig ist. Es wird dann für uns Menschen, die wir noch nicht völlig in der Freiheit, Liebe und Wahrheit stehen, zu denen uns Christus befreit hat und befreien kann, noch etwas hinzutreten, das mehr ist als alle unsere eigene Arbeit: das Geheimnis seiner erlösenden Gemeinschaft. Jesus ist darum für uns und war für die «Neuen Wege» immer viel mehr und etwas anderes als ein «Morallehrer»; das sei nur in Kürze einer anderen Einsendung gegenüber gesagt. Wir glauben, daß die Freiheit, die von Jesus ausgeht und die Schrankenlosigkeit seiner Liebe umfassender sind als irgendeine rein weltliche Toleranz und Geistigkeit. Damit reden wir aber keiner falschen Toleranz und keiner Abkühlung der Wahrheitsleidenschaft und der Liebe das Wort. Wir meinen vielmehr, Toleranz und Wahrheitsleidenschaft sollten glühen in

der Glut des *Feuers*, aber des *göttlichen* Feuers, das uns ganz gewiß am stärksten für den Wahrheitskampf reinigt und befähigt.

Es steht fest, daß wir *für* Jesus und *gegen* den Krieg sind, daß uns die Verkündigung des Evangeliums leitet und die Erkenntnis, daß die ganze Menschheit an einer Wende steht, wo *alles* anders wird und anders werden *muß*. Und nur die Sanftheit *und* die Schärfe Jesu Christi helfen uns, die Wende zu vollziehen und zu überstehen.

I.

Was den Militarismus betrifft, so ist, auch der Ansicht Georg Heidingsfelders dem militärischen Element gegenüber, zu bedenken, daß der Impuls, der von Jesus ausgegangen ist, der *gewaltige Friedensimpuls*, der das Schwert selbst dem Petrus, der doch seinen Herrn verteidigen wollte, aus der Hand schlägt, *von Anbeginn an nicht genügend aufgenommen worden ist*. Das hat uns in alle bösen Situationen gebracht. Das militärische, das einst oft aus edlem Willen und aus dem ehrlichen Glauben heraus, Christus damit zu dienen, sein relatives Recht haben mochte, ist dennoch gerade das Grundfalsche gewesen, von Anfang an. Daran halten wir fest, wie wir überhaupt immer eindeutiger und bestimmter auf Jesus zurückblicken wollen und zurückkehren müssen, um klar und frei sehen, entscheiden und handeln zu können. Das Verweilen bei den relativen Rechten alles von Menschen Gemachten und Gedachten kann vielleicht etwas davor bewahren, in schlechtem Sinne utopisch-radikal zu sein, aber es führt uns nicht weiter, es verwickelt uns tiefer in ein Chaos von Meinungen, bringt uns in Gefahr, vor der Verantwortung zu fliehen und die Entscheidung der heutigen Stunde zu übersehen.

Wenn Heidingsfelder meint, daß der kriegerische Kampf gegen den Islam nötig war, dürfen wir nicht vergessen, daß auch schon der Islam als Gericht über die Christenheit kam und hätte mit wirklich christlicher Wehr und Waffe überwunden werden können. Es ist gefährlich, edle Soldaten der Vergangenheit als Soldaten zu idealisieren im Sinne der Bestätigung eines absoluten Rechtes des Soldatentums. Wir müssen aus dem soldatischen, militärischen Denken überhaupt herauskommen, sowohl aus dem üblen als aus dem edlen. Das können wir nur mit Jesus, der nie fanatisch war, wohl aber die Vollmacht von Gott hatte und ebenso konkret wie zukunftsträchtig in einer Existenz – wenn wir einmal so sagen dürfen –, in seiner Verkündigung und in seinem Tun die neue Welt Gottes verkörpert und vertreten hat. Diese Verkörperung und Vertretung schließt aber die innere Bejahung des Militärischen und der Gewalt aus. Es ist eine *neue Wirklichkeit*, die Jesus bringt und vertritt und in die er uns durch die Nachfolge beruft. Das ist tiefgreifender als die konkrete Erscheinung des Pazifismus sich oft darstellen mag. Es ist aber eine so eindeutige Berufung zum Leben und Schaffen des Friedens, daß von ihr aus schlechterdings keine Brücke zu Gewalt, Krieg und Militär

führt. Die Vertretung des Reiches Gottes ist die wahre Hilfe für die Völker. Ganz gewiß hat Jesus mit seinem prophetischen Ruf zur Umkehr und zum Reich auch das entscheidende Wort für Israel und für jedes irdische Vaterland gesprochen. *Daran* sollten wir uns orientieren lernen.

II.

Was nun die in der Novembernummer der «Neuen Wege» gebrachten Aphorismen «Der Katholizismus» anbelangt, so scheinen sie uns *klar* und *deutlich* zu sagen, was sie *meinen* – und auch, was sie *nicht* meinen. Ein Leser sagt darum auch am Schluß seiner Ausführungen, die sich mehr um das verschiedene *Verständnis*, das man dem Worte «Katholizismus» beilegen kann, bemühen, daß er sonst sachlich im wesentlichen einverstanden sei. Aber darauf kommt es ja bei diesen Aphorismen absolut an. Wir dürfen keine Wortheiligtümer haben, die wir nicht der Prüfung und der Kritik zu unterstellen bereit sind. Das wahre Heiligtum glänzt gerade dadurch um so mehr auf!

Es ist ja deutlich, daß Georg Heidingsfelder, der selbst Katholik ist, den «Katholizismus» nicht als Prinzip, das heißt als *eine von Gott ausgehende Geisteswirklichkeit und Lebensmacht* angegriffen hat, sondern als Ismus. Das aber ist der Katholizismus in der geschichtlichen Wirklichkeit sehr stark geworden und ist es heute in einem erschreckenden Maße. Viele Katholiken leiden deshalb darunter, daß der Katholizismus als Machtgebilde und als Parteiform in der Weltpolitik eine so unheilvolle Rolle spielt. Das muß klar gesagt werden und darf auch in den «Neuen Wegen» um so mehr hervorgehoben werden, als diese nicht irgendeiner «Konfession» im historischen Sinne verpflichtet sind. Wie wir zum Katholizismus als Prinzip stehen, wissen unsere Leser von Leonhard Ragaz her, der gerade um den Katholizismus einen großen, nie abbrechenden Wahrheitskampf geführt hat. Den Katholizismus als Prinzip bejahen wir als *zur Wahrheit und Wirklichkeit des Reiches Gottes gehörig*. Er ist uns ebenso Glaubensanliegen wie einem Katholiken. Das katholische Prinzip darf nicht einfach mit menschlichen «Prinzipien» gleichgesetzt werden.

Ebenso verhält es sich mit dem Protestantismus. Natürlich gibt es einen Protestantismus, der Ismus ist und werden kann. Auch gegen diesen Ismus wenden wir uns ja dauernd. Während aber der Protestantismus heute oft allzu sehr der Vollmacht des Geistes, der von Jesus Christus ausgeht, entbehrt, hat der Katholizismus in der Gestalt der römischen Kirche diese wahre Vollmacht an ein rein weltlich-menschliches Machtstreben weitgehend preisgegeben.

Georg Heidingsfelder unterscheidet etwas anders als wir und Carl Dallago, von dem nachher noch die Rede sein wird, Katholizismus als Ismus und katholischen Glauben oder katholische Kirche. Unsere Leser (soweit sie noch Leser aus der Zeit von Leonhard Ragaz sind) wissen, daß wir aber nun gerade gegenüber dem, was als «Kirche» bezeichnet

wird und gegenüber den Kirchen eine sehr kritische Stellung einnehmen. Es gibt das Problem der Kirche seit den Tagen des Erkaltens der «ersten Liebe» und seit der Zurückziehung des Heiligen Geistes aus der Gemeinde Christi. Es durchzieht in gewaltigen und heftigen Kämpfen, die zeigen, daß bei uns «Christen» etwas Wesentliches nicht in Ordnung ist, die ganze Geschichte der Sache Christi. Daß sich die Kirche an die Stelle des Reiches Gottes gesetzt hat, ist die größte und schlimmste Entartung der Sache Gottes in der Welt geworden. Alle anderen Entartungen hängen mit dieser zusammen. Wir können hier nicht weiter auf dieses Problem eingehen. Ein Teil unserer Leser weiß, daß es ein Hauptproblem, wenn nicht *das* Hauptproblem des Lebenskampfes von Leonhard Ragaz war. (Vergleiche dazu: «Weltreich, Religion und Gottesherrschaft», Band 1, «Die Botschaft vom Reiche Gottes», «Die Geschichte der Sache Christi.») Erinnert sei auch noch an Kierkegaards Kampf und an den jüngeren Blumhardt. Diesem Problem darf nicht ausgewichen werden. Am wenigsten wird es von denen in seiner Tiefe und Schmerzlichkeit erfaßt, die es mit dem Dogma von irgendeiner alleinseligmachenden Kirche oder auch Sekte zu beantworten versuchen oder die ursprüngliche Gemeinde Christi mit der Kirche oder den jetzigen Kirchen gleichsetzen. Uns scheint vielmehr, daß es nur durch den Verlust der göttlichen Grundelemente der Gemeinde Christi, ja dieser Gemeinde selbst zur Entstehung der Kirche gekommen ist. Katholizismus und Protestantismus sind, so verstanden, Teilprobleme des Kirchenproblems überhaupt.

Carl Dallago, der in diesem und den nächsten Heften der «Neuen Wege» zu Worte kommen wird, stellt dieses Problem als Katholik auf seine Weise. Der Kampf um das Reich Gottes und um die zu ihm berufene *Gemeinde Christi* ist immer auch der tiefste Kampf um die Zeit, um die Welt, um die Völker. Darum muß er jederzeit geführt werden. Es muß aber in diesem Kampfe erkannt werden können, welches Geistes Kinder wir sind, wenn wir um der wahren und einen Gemeinde Christi willen, die neu gewonnen werden muß, gegen das Macht- und Religionsgebilde Kirche kämpfen. Auch hier kommt es darauf an, daß wir uns zu verstehen suchen, daß wir erkennen, was gemeint ist und was nicht gemeint ist.

Wir glauben, daß die Ausführungen von Carl Dallago viel Anregung zur *Besinnung* über dieses Grundproblem geben können und empfehlen unseren Lesern die Folge dieser Abhandlung aufs wärmste. Wenn seine Einleitung, die wir in diesem Hefte bringen, etwas schwerfällig scheint, und auch die Sprache des Verfassers eben eine eigene, originale, keine System- oder Dogmasprache ist, so glauben wir doch sagen zu dürfen, daß es sich für alle unsere Leser lohnt, diese Stimme zu hören.

Damit wollen wir für diesmal das Gespräch, welches aber weitergeführt werden und sich vertiefen kann, abschließen. *D. R.*

Keine Koexistenz Wieder geht ein Jahr zu Ende, ohne daß der gefürchtete neue Weltkrieg ausgebrochen wäre. Im Gefolge der Genfer Ostasienkonferenz schien es sogar zu einer wirklichen Entspannung zwischen West- und Ostblock kommen zu wollen, und namentlich im Herbst sprach man soviel von der notwendigen und möglichen «*Koexistenz*» der beiden Lager, daß man fast Angst bekommen mußte, der ganze so große und lebenswichtige Gedanke werde wieder einfach zerredet. Wenn Christen und Mohammedaner, Protestanten und Katholiken gelernt haben, in Frieden nebeneinander zu leben – so sagte sich alle Welt –, warum sollten das nicht auch Kommunisten und Nichtkommunisten lernen können? Seit es Atom- und Wasserstoffbomben gibt, kann ja doch keine Seite mehr auf so etwas wie einen militärischen Sieg zählen, und die radioaktiven Stoffe, die durch einen Atomkrieg freigesetzt würden, müßten sicher die Luft auf unabsehbare Jahrhunderte hinaus derart vergiften, daß menschliches und tierisches, ja auch pflanzliches Leben in weiten Gebieten der Erde unmöglich würde.

So wahr das sein mag – die Einsicht in die unausweichliche Notwendigkeit der Koexistenz, des *friedlichen* Wettbewerbes aller Wirtschaftssysteme und Gesellschaftsordnungen, insbesondere von Kommunismus und Kapitalismus, ist an den Orten, auf die es vor allem ankommt, noch lange nicht durchgedrungen. Noch immer gibt man im Westen vor, die unermüdlich von den kommunistischen Staaten aus verbreitete Losung von der Koexistenz sei nur ein listiges Mittel, um die Abwehrbereitschaft der «freien Welt» zu schwächen und durch kriegerische Eroberung die Vorherrschaft des Kommunismus aufzurichten. Allein, wenn etwas sicher ist, so die Tatsache, daß die Völker und Regierungen der Oststaaten nichts *mehr* fürchten als einen neuen Krieg, der ja das ganze ungeheure Um- und Aufbauwerk, in dem sie begriffen sind, wieder zerstören und den Kommunismus mitsamt dem Kapitalismus verschlingen müßte. Kein Lenin-Zitat aus der voratomischen Zeit über den unvermeidlichen Zusammenstoß der sozialistischen und der kapitalistischen Welt, keine Denunziation der teuflischen Bösartigkeit des Kommunismus kann diese Tatsache aus der Welt schaffen*.

* Sie wird jetzt auch von Lord Listowel bestätigt, einem Mitglied der Delegation britischer Parlamentarier, die diesen Herbst in der Sowjetunion weilte. Im (sehr weit rechts stehenden) «Socialist Commentary» (Dezemberheft) spricht er von den Fortschritten der Sowjetwirtschaft und fährt dann fort: «Eines ist sicher: Es wird viele Jahre brauchen, bis die von der Regierung gewünschte Produktionshöhe erreicht ist. Der allerschlimmste Rückschlag, der hier möglich wäre, würde ein neuer Krieg sein. Das Entsetzen vor einem Krieg, auf das man überall in Rußland trifft, ist teils eine natürliche Vorwegnahme seiner Folgen, teils aber ein Ausdruck der unauslöschlichen Erinnerung an die Leiden, die der deutsche Einbruch bewirkte. Keine Politik genießt

Wenn man aber im Westen fürchtet, ohne starke militärische und wirtschaftliche Dämme gegen die rote Flut entstehe namentlich in Europa ein Vakuum, ein politischer Leerraum, in den der Kommunismus mit fast naturgesetzlicher Schwerkraft einströmen werde, so gibt man damit nur zu, daß man sich der geistigen und sozialen Dynamik des Kommunismus – seiner eigentlichen Stärke – nicht gewachsen fühlt und zu Abwehrmitteln seine Zuflucht nehmen muß, die auf die Länge jammervoll versagen würden.

Denn das ist ja doch – wie man immer wieder sagen muß – der Leitgedanke der westmächtlichen, besonders der amerikanischen Weltpolitik: den Oststaaten noch so rechtzeitig einen tödlichen Schlag zu versetzen, daß weder von einem militärischen noch von einem ideologischen Angriff des Kommunismus auf das christliche Abendland irgendwelche Gefahr mehr drohen könne. «Zurückdrängung» («containment») des Sowjetblockes genüge schon lange nicht mehr; nur seine Zerschlagung und die Befreiung der in ihn eingeschlossenen Völker könne noch Rettung bringen – wenn es nicht auch dazu bereits zu spät sei. Wie James Burnham, ein Hauptverfechter dieser These, gesagt hat:

«Wenn es den Kommunisten gelingt, zu befestigen, was sie *bereits* erobert haben, dann ist ihr vollständiger Weltsieg gewiß. Die Drohung geht nicht bloß davon aus, was die Kommunisten etwa tun mögen, sondern davon, was sie schon getan haben. Wir brauchen gar nicht erst über die sowjetischen ‚Absichten' zu spekulieren. Tatsache ist einfach, daß, wenn die Lage so bleibt, wie sie jetzt ist, wenn sie sich vorerst auch nur stabilisiert, wir schon verloren haben. Die Eindämmungspolitik, auch wenn sie hundertprozentig Erfolg hätte, ist darum nur eine Formel für den Sieg der Sowjets.»

Man weiß, daß die Regierung Eisenhower-Dulles, über Truman hinausgehend, grundsätzlich dieser Auffassung beipflichtet. Erst letzthin – in seiner Chicagoer Rede vom 29. November – sprach Staatssekretär Dulles wieder von der unbedingten Notwendigkeit einer *«Befreiung der versklavten Völker»*, zu denen er die Bewohner des ganzen Erdraumes von der Elbe bis zum Gelben Meer rechnet. Befreiung, so bemerkte er, komme zwar normalerweise nicht von außen, sondern von innen her, aber sie könne von außen her doch gefördert werden, und das könne auf verschiedene Arten geschehen. (Zum Beispiel, so fügen wir bei, durch Entfesselung von Aufständen wie die ostdeutsche Revolte vom Juni 1953 und dann natürlich durch ständig gesteigerten Druck auf die «Sklavenhalter».) Auf keinen Fall dürfe jedoch an künftigen Konferenzen mit der

---

echtere Volkstümlichkeit als diejenige der ‚friedlichen Koexistenz'. Wir fragten Malenkow, wie lange diese Politik anhalten würde. Er antwortete, daß die ‚friedliche Koexistenz' kapitalistischer und sozialistischer Länder eine langfristige Politik und die einzige Wahlmöglichkeit außer dem Krieg sei. Der Sozialismus, so glauben sie, habe Vorzüge gegenüber dem Kapitalismus, die durch einen ‚friedlichen Wettbewerb' bewiesen würden. Mit anderen Worten: Man könne sich darauf verlassen, daß die Geschichte zum Kommunismus führe, ohne daß ein Weltkrieg notwendig werde. Die kommunistische Ideologie und die nationale Politik sind somit ausgesöhnt.»

Sowjetunion ein Handel abgeschlossen werden, «durch den die Versklavung der Völker hinter dem Eisernen Vorhang verewigt würde» (Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung»). Also: Keine Anerkennung der Existenz der kommunistischen Welt in ihrem heutigen Umfang, sondern Zurückwerfung derselben auf den kleinstmöglichen Raum, ja völliger Sturz des kommunistischen Regimes durch Befreiung der von ihm geknechteten Völker und damit Zerschlagung des kommunistischen Weltblocks – das ist und bleibt das große Ziel der amerikanischen Außenpolitik. Nicht Koexistenz mit dem Kommunismus, sondern Herbeiführung seiner *Nichtexistenz!* Ähnliche Töne schlug auch Adlai Stevenson an, der demokratische Gegenkandidat Eisenhowers bei der letzten Präsidentschaftswahl. Koexistenz, so sagte er am 17. Oktober, sei zwar nicht zu vermeiden, aber – so fügte er sofort vielsagend bei –: «Koexistenz mit unseren gemeinschädlichen, angriffslustigen und hinterlistigen Nachbarn kann niemals friedlich sein.» Äußerste Kraftentfaltung sei nötig in der Auseinandersetzung «mit bösartigen Nachbarn, die ohne Unterlaß und unermüdlich vorstoßen, wo immer sie Schwäche oder Verwundbarkeit wittern».

Schon die bloße Existenz und die innere Festigung der kommunistischen Reiche – des Sowjetblockes und der Chinesischen Volksrepublik –, noch ganz abgesehen von aller Ausdehnungstendenz, beunruhigt den Westen aufs tiefste. «Gerade diese Aussicht auf eine lange Periode innerer Befestigung und Reifung der beiden kommunistischen Riesenstaaten», so schreibt Professor D. F. Fleming von der Staatsuniversität Utah in der «Nation» (27. November),

«ist für viele von uns unerträglich, besonders für diejenigen, die gefühlsmäßig stark mit China verbunden sind. Erbitterung über die Demütigungen, die wir in Korea und Indochina erfahren haben, verbindet sich mit Furcht vor der künftigen Machtstellung des Kommunismus, um in vielen Amerikanern die Entschlossenheit zu wecken, niemals Peking anzuerkennen und zu fordern, daß wir die Beziehungen mit Rußland abbrechen, bevor wir gezwungen seien, auf dem Verhandlungswege zu einer Regelung über das deutsche und das Formosa-Problem zu kommen.»

Nur „Bombe mit Zeitzünder" Diese ganze Denkweise steht – wenngleich nicht immer folgerichtig bis zum katastrophalen Schluß entwickelt – auch hinter den in die Berichtszeit fallenden Äußerungen der westmächtlichen Europapolitik. Insbesondere die Antwort der Westmächte (vom 29. November) auf die beiden letzten Sowjetnoten lehnt jedes Eintreten auf eine Gewährleistung der Sicherheit und Existenz der europäischen Staaten durch gemeinsame Friedenswahrung entschieden ab – eben weil dadurch im Sinne von Dulles «die Versklavung der Völker hinter dem Eisernen Vorhang verewigt würde». Statt dessen wiederholt sie die alte Forderung auf freie Wahlen in Ostdeutschland als «erste, unbedingt notwendige Etappe» auf dem Wege der Wiedervereinigung Deutschlands und die Räumung Österreichs durch die Sowjettruppen. An der Inkraftsetzung der *Wiederauf-*

rüstung Westdeutschlands wird unbedingt festgehalten; erst nachher könne an eine Konferenz mit der Sowjetunion gedacht werden. Also immer wieder: «Verhandlungen nur auf Grund einer genügenden Machtstellung des Westens.» Auch Mendès-France ist bei seinem Besuch in Washington vorbehaltlos auf diese Linie eingeschwenkt, höchlich belobt und gefeiert vom offiziellen Amerika. Daß Churchill trotz seiner Anfälle von Koexistenz-Manie die «Politik der Stärke» fortgeführt haben will, versteht sich von selber. Es war kaum noch nötig, daß er sich anläßlich seines 80. Geburtstages rühmte, schon vor Ende des Zweiten Weltkrieges die Wiederbewaffnung Deutschlands zum gemeinsamen Kampf gegen die Russen ins Auge gefaßt zu haben, falls diese etwa über die mit ihnen vereinbarte Linie hinaus nach Westen vordringen sollten (wozu die Russen keinerlei Neigung bewiesen); es war einfach der alte Kommunistenkomplex des einstigen Mitorganisators der Interventionskriege gegen das neue Rußland, der sich hier wieder geltend machte. Und man sah ein weiteres Mal, daß es nicht eine plötzliche Schwenkung der Sowjetpolitik von der Verteidigung zum Angriff war, was angeblich die «Eindämmungsstrategie» der Westmächte nötig gemacht hat, sondern nur der Wille, die gegenrevolutionäre, sowjetfeindliche Politik des Westens aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen wieder aufzunehmen, die durch Hitlers Unverstand so ärgerlich unterbrochen worden war ...

Natürlich erwarteten die Westmächte selber nicht, daß Moskau nun die Kapitulation in der Deutschlandfrage annehmen würde, die ihre Antwortnote ihm freundlich zumutete. Man war darum auch gar nicht überrascht, daß die Sowjetregierung die von ihr vorgeschlagene «Sicherheitskonferenz» nur mit den osteuropäischen Volksrepubliken zusammen in Moskau abhielt und eine Schlußerklärung annehmen ließ, die eine straffere Zusammenfassung der Streitkräfte des Sowjetblockes sowie deren weiteren Ausbau in Aussicht stellte, falls die Wiederbewaffnung Westdeutschlands endgültig zur Tatsache werde. Man fand im Westen sogar, das sei eigentlich ein sehr matter Gegenzug des Ostens, der im Grunde gar nichts Neues schaffe – was ja soweit auch richtig ist und nur beweist, daß sich die Oststaaten nicht zu einer Verschärfung des Wettrüstens herausfordern zu lassen gewillt sind, solange noch irgendeine Möglichkeit besteht, doch zu einer Koexistenz zu kommen, die diesen Namen einigermaßen verdient.

Besteht eine solche Möglichkeit aber wirklich – trotz der «ehernen Entschlossenheit» des Westens, die Deutsche Bundesrepublik wieder aufzurüsten und sie, in Erfüllung von Churchills Traum, für die «Verteidigung des Abendlandes gegen die bolschewistische Drohung» zu mobilisieren? Es sieht gar nicht darnach aus. Die Westmächte nehmen es ganz kühl zur Kenntnis, daß als Folge ihrer «Integrationspolitik», die Westdeutschland zum vollberechtigten Glied des atlantischen Militärbündnisses macht, *Deutschland auf alle absehbare Zeit geteilt bleibt* und damit auch der Riß, der durch Europa als Ganzes geht, nicht geheilt werden

kann. Ja, alles spricht dafür, daß sie dieses Ergebnis längst vorausgesehen und es ganz bewußt herbeigeführt haben. Frankreich wie England glaubten, keinerlei Interesse an einem wiedervereinigten, neu erstarkten Deutschland zu haben, das ihnen politisch und wirtschaftlich gefährlich werden könnte; Amerika aber wußte, daß es an einem wiederaufgerüsteten und materiell von ihm abhängigen Westdeutschland eine viel bessere Stütze in seinem Kampf gegen den Osten haben würde als an einem Gesamtdeutschland, das auch ein starkes kommunistisches oder mindestens sozialistisches Element in seinen östlichen Gliedstaaten einschlösse. Und die regierenden Parteien und Kräfte Westdeutschlands wissen genau, daß es mit ihrer Herrschaft bald zu Ende sein würde, wenn die sozialdemokratische Opposition – so schwächlich sie sein mag – vom Osten her entscheidenden Zuzug bekäme*. So war es seit Jahren schon jedermann klar, daß der Anschluß der Bundesrepublik an den Westblock das sicherste Mittel sein würde, die Wiedervereinigung Deutschlands unmöglich zu machen.

Ist es darum zu verwundern, daß man sowohl in London und Paris wie in Bonn und Washington das unvermeidliche Ergebnis der Anschluß- und Wiederaufrüstungspolitik – die Verhärtung der deutschen Spaltung – mit großer Gelassenheit ins Auge faßt?

Was den Westmächten jetzt zu tun übrig bleibt, wenn sie nicht sofort eine Verschärfung des Kalten Krieges mit der Aussicht auf seinen Übergang in den Heißen Krieg riskieren wollen, das ist höchstens eine *Reglementierung des Wettrüstens* und eine gewisse *Abgrenzung der beidseitigen Einflußzonen*, wobei sich West und Ost bis an die Zähne bewaffnet, aber doch vorerst Gewehr bei Fuß gegenüberstehen würden, mit äußerstem Mißtrauen jede Seite die andere belauernd und die weitere Entwicklung der Dinge abwartend. Aber das ist dann selbstverständlich keine friedliche Koexistenz mehr; es ist, wie Pfarrer Grueber in der westdeutschen «Stimme der Gemeinde» (1. Dezember) zutreffend sagt, nur eine «Bombe mit Zeitzünder». «Eine echte Koexistenz in der Welt», so stellt er fest,

«ist nicht möglich ..., wenn man Deutschland zum politischen und militärischen Glacis von zwei verschiedenen Mächtegruppen macht und die beiden Teile weiterhin ideologisch und militärisch aufrüstet ... Westintegration auf der einen Seite hat eine stetige und ständige Ostintegration auf der anderen Seite zur Folge. Westaufrüstung wird zur

* Schon am 30. März 1952 schrieb die «New York Times»: «Sowohl die Westmächte wie der Bundeskanzler sind in der schwierigen Lage, in Worten die deutsche Einheit zu preisen, während sie gleichzeitig Tag und Nacht daran arbeiten, die Eingliederung Westdeutschlands in Westeuropa durchzuführen, die alle Hoffnungen auf eine friedliche Einigung Deutschlands begraben wird.» Und am Tage der Ankunft Adenauers in Washington, am 26. Oktober dieses Jahres, bemerkte das gleiche Blatt: «Er (Adenauer) hat freiwillig der *europäischen* Einigung den Vorrang gegenüber der Einigung seines Vaterlandes gegeben in der Überzeugung, daß damit den Interessen seines Landes am besten gedient sei. In dieser Ansicht stimmt er ganz mit den Vereinigten Staaten überein.»

Ostaufrüstung führen und ein Wettrüsten nach sich ziehen ... und zu einer endlichen Explosion und Katastrophe führen. Alles Reden von Koexistenz in weiter Welt ohne Schaffung einer Möglichkeit, die vielen Menschen im deutschen Raum friedlich miteinander leben zu lassen, ist Lüge. Alles Reden über Weltabrüstung unter gleichzeitiger Aufrüstung der deutschen Gebietsteile ist Lüge.»

Notwendige Vorbedingungen Man scheint sich zwar teilweise im Westen – und vorab in Frankreich, in der Umgebung von Ministerpräsident Mendès-France – der Hoffnung hinzugeben, daß eine solche *falsche* Koexistenz mit Zeit und Geduld dennoch zu einem friedlichen Neben- und Miteinanderleben der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt führen könne. Und die Oststaaten sind ja gleichfalls sichtlich beflissen, die Türe zu Ausgleichsverhandlungen mit dem Westen offen zu halten wie auch überhaupt eine Atmosphäre zu schaffen, in der ein vernünftiges Miteinanderreden möglich wäre. Hierher gehört auch die endliche Freilassung der Brüder Hermann und Noel *Field* durch die Regierungen der Tschechoslowakei beziehungsweise Ungarns und der amtliche Widerruf der gegen sie erhobenen Spionageanklage. Ein weiteres Mal rücken so die gegenwärtigen Machthaber der Oststaaten von jenen auf Unwahrheit (oder nur Halbwahrheiten) gegründeten Hochverratsprozessen ab, die uns seit Jahrzehnten immer wieder empört haben und gegen die unsere Stimme zu erheben wir stets als unsere Gewissenspflicht erachtet haben. Und es trifft sich merkwürdig, daß gerade in diesem Augenblick auch Andrej Wyschinski aus dem irdischen Leben abberufen wurde, der so entsetzlich erfolgreiche Staatsanwalt der Säuberungsprozesse der dreißiger Jahre in der Sowjetunion, denen so viele Unschuldige zum Opfer gefallen sind – neben den Schuldigen, die wirklich, bis zu den Spitzen der Staats- und Armeeführung hinauf, mit Hitlerdeutschland gegen ihr eigenes Land konspiriert haben mochten.

Der gute Wille Moskaus, nicht mit unwiderruflichen Gegenmaßnahmen auf die Wiederbewaffnung Westdeutschlands zu antworten, solange nicht auch im Westen Unwiderrufliches geschehen sei, ist sicher nicht zu verkennen. Und zwischen der Ratifikation der Pariser Verträge und ihrer Ausführung liegt ja auch immer noch eine Galgenfrist, die zum Guten ausgenützt werden kann. Aber *wenn* einmal die Maschinerie für die Wiederherstellung der westdeutschen Wehrmacht in Gang gesetzt ist – und die Deutschen werden leidenschaftlich auf ihrem «Recht» beharren –, dann wird es eben doch schwer sein, die Länder des Sowjetblockes von einer vermeintlichen Gegenwehr abzuhalten. In Ostdeutschland trifft man schon jetzt die Vorbereitungen dazu. Und dann noch die beidseitigen Rüstungen zu begrenzen und darüber hinaus in ein anständiges Verhältnis zueinander zu kommen (zum Beispiel durch geregelte Wirtschaftsbeziehungen und besseres Sichkennenlernen), das scheint fast so utopisch wie die berühmte «Humanisierung des Krieges». Die «Re-

alisten», die trotz der Versteinerung der Grenzen zwischen den beiden Deutschland eine allmähliche Entspannung im Verhältnis zwischen Ost und West für möglich halten, werden zu spät sehen, wie sehr sie sich täuschten. Über ihre Unlogik wird die unerbittliche Logik derer siegen, die zielbewußt auf die große Kraftprobe mit dem kommunistischen «Erzfeind» hinarbeiten.

Soll es nicht soweit kommen, dann muß der Konsequenz des Bösen eine noch viel entschlossenere Konsequenz des Guten entgegengesetzt werden. Dann muß auf seiten des Westens vor allem die unerläßliche Vorbedingung jeder wirklichen Koexistenz erfüllt werden: die *Anerkennung der Existenz der kommunistischen Welt* als einer vorläufig nicht mehr zu ändernden Tatsache – einer Tatsache, an deren Entstehung der «demokratische» und «christliche» Westen mit seinem völligen Versagen gegenüber der sozialen Frage der unterentwickelten Rassen und der Freiheitsbewegung der unterdrückten Kolonialvölker selber schuld ist. Die kindische und doch so ungeheuer populäre Vorstellung von der bösartigen kommunistischen Weltverschwörung wird der Untersuchung der Frage weichen müssen, *warum* der Kommunismus aufkommen und solche Anziehungskraft auf ganze Nationen und Klassen ausüben konnte und weiter kann. Die Verketzerung und Heruntermachung der kommunistischen Staaten, die gänzliche Verzerrung des Bildes, das sie tatsächlich darbieten, und die geflissentliche Aufsuchung und Hervorkehrung der negativen Seiten des kommunistischen Regimes (man lese etwa die Rußlandschilderungen eines unreifen Jünglings, denen die gesamte sozialdemokratische Presse der Schweiz wochenlang ihre Spalten geöffnet hat) – all das wird einer sachlichen, gerechten und wohlwollenden Würdigung der *positiven* Leistungen der jungen Ostländer, von Ostdeutschland bis China, Platz machen müssen. Und nicht zuletzt wird einmal mit jener lügenhaften Propaganda aufgeräumt werden müssen, die die westliche Welt mit dem Schreckbild einer kommunistischen Invasion aufreizt und zu immer höher gesteigerten Kriegsrüstungen treibt. Das betont auch Professor Fleming in seinem bereits erwähnten Aufsatz. «Die Behauptung, die Roten gingen auf Welteroberung aus», so schreibt er, «ist so oft in unsere Ohren gebrüllt worden, daß es niemandem auch nur im Traum einfällt, sie in Frage zu stellen. Und doch müssen wir jetzt einmal nach den Beweisen fragen und etwas Besseres verlangen als ein Zitat aus Marx oder Lenin, denn gerade auf diesem Dogma von den Absichten der Sowjets ruht ja die Forderung dauernder Feindseligkeit und eines Präventivkrieges.» Wie auch, so sei beigefügt, die Agitation für die Wiederaufrüstung Westdeutschlands und den Ausbau der militärischen Machtstellung des Westblockes, mit deren Hilfe der Kommunismus zurückgeworfen und unschädlich gemacht werden könne. Und selbstverständlich bedarf die politische Demokratie, die jetzt im Kampf gegen den Kommunismus mehr und mehr ausgehöhlt wird, einer neuen Grundlegung und Festigung, wenn sie dem Anprall totalitär-diktatorischer Mächte auf die

Länge soll standhalten können – einer Neubegründung, die nur auf dem Boden einer radikalen Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnungen möglich sein wird, in den Ländern des kapitalistischen Westens wie in denen des feudalistischen Ostens.

Ohne die Erfüllung dieser Bedingungen einen friedlichen Wettbewerb mit der Stoßkraft des Weltkommunismus zu riskieren, wäre freilich unsinnig. Aber noch unsinniger ist es, sie *nicht* – oder nur ungenügend – zu erfüllen und dem Kommunismus auf dem *Machtweg* beikommen zu wollen. Und vollends töricht handeln die bequemen Halb-und-Halbmenschen, die beide Wege zugleich gehen wollen; sie betrügen sich nur selbst, wenn sie nicht sehen wollen, daß der Weg zu einer wirklichen fruchtbaren Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in dem Maße versperrt wird, in dem das Kräftemessen auf das militärische Gebiet verschoben wird.

Westdeutsches Schwanken Zu diesen schwankenden Gestalten, die auf beiden Achseln Wasser tragen möchten, gehören namentlich auch die westdeutschen Sozialdemokraten (wie im Gesamtdurchschnitt die europäischen Sozialdemokraten überhaupt). Ihr Nationalismus und Antikommunismus zieht sie ausgesprochen auf die amerikanisch-westmächtliche Seite – und doch sehen sie ein, daß der Anschluß der Bonner Republik an den Westblock die deutsche Einigung, die ihnen ehrlich am Herzen liegt, völlig unmöglich macht. Wenn sie trotz dieser inneren Gebrochenheit bei den jüngsten Wahlen zu den Länderparlamenten stimmenmäßig gut abgeschnitten haben, so zeigt das nur, wie stark im westdeutschen Volke selbst der Widerstand gegen Aufrüstung und aggressive Ostpolitik ist. Schon bei den Wahlen im Rheinland und in Schleswig-Holstein hat die Sozialdemokratie gegenüber den Bundestagswahlen vom 6. September 1953 rund zehn Prozent Stimmen gewonnen. Und nun hat sie, im Kampf gegen die mächtige Regierungspropaganda, gegen alle kapitalistischen Kräfte und gegen den Einfluß der katholischen Kirche, auch in Bayern um 4,5 und in Hessen um 9 Prozent zugenommen, während die sich «christlich-demokratisch» oder «christlich-sozial» nennende Partei Adenauers um 10, beziehungsweise 5,4 Prozent abgenommen hat. In Westberlin hat die Sozialdemokratie sogar knapp die absolute Mehrheit der Sitze erlangt.

Bei der unverändert gebliebenen Zusammensetzung des Bundesparlamentes ist die Ratifikation der Pariser Verträge in Bonn trotzdem nicht gefährdet; aber daß die Bonner Parlamentsmehrheit der Volksmehrheit weniger als je entspricht, darüber kann dennoch kein Zweifel herrschen. Und die Schwierigkeiten, auf die Adenauer stieß, um im Bundestag als Nachfolger des verstorbenen Präsidenten Ehlers seinen Vertrauensmann Gerstenmaier (wieder einen Oberkirchenrat!) wählen zu lassen, beweisen, daß der «gußeiserne Kanzler» in seiner eigenen Partei mit seiner

Außenpolitik auf ernsten Widerstand stößt. Freilich nur bei geheimer Abstimmung; wenn es gilt, offen Farbe zu bekennen, dann zeigt eben der Normaldeutsche immer wieder eine seiner Haupteigenschaften: den Mangel an Zivilcourage. Dazu kommt dann besonders noch die unheilvolle Zersplitterung der Oppositionskräfte im Kampf gegen die Politik der Aufrüstung und der Teilung Deutschlands. Fänden sich die Gegner dieses Kurses in einer Einheitsfront zu gemeinsamer Aktion zusammen – die Macht Adenauers und seiner Leute wäre bald gebrochen, und die Annahme der Pariser Verträge durch den Bundestag könnte verhindert werden!

Die realen Grundlagen des gegenwärtigen Regimes sind ohnehin alles andere als sicher. Wohl herrscht in Westdeutschland wirtschaftliche Hochkonjunktur. Aber das Verdienst der Regierung an diesem «Wirtschaftswunder» ist viel geringer als sie glauben machen will. Die Neuyorker «Monthly Review» macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die berühmte Währungsreform von 1948 kein wirksameres Mittel zur Ankurbelung der Wirtschaft gewesen sei als irgendeine ähnliche Roßkur in einem anderen Lande und daß die Wirtschaftspolitik der Regierung Adenauer im besten Fall kein unüberwindliches Hindernis für die normale Ausdehnung der Produktion dargestellt habe. Die Produktionskraft Westdeutschlands war eben am Ende des letzten Krieges bereits erheblich größer als an seinem Beginn, und es waren nur besondere, einmalige Umstände, die ihre volle Ausnützung möglich gemacht haben: die amerikanische Finanzhilfe, die Befriedigung des durch den Krieg entstandenen Nachholbedarfes, die ebenfalls dem Krieg zu verdankende Baukonjunktur, die Wiederaufnahme des westdeutschen Exportes, der durch den Koreakrieg noch einen weiteren Aufschwung erfuhr, und so weiter.

Auf dieser Grundlage schwang sich die alte bürgerlich-kapitalistische Herrenklasse erneut zur Macht empor und besetzte die Schlüsselstellungen in Politik, Regierung und Verwaltung, ohne es nötig zu haben, wieder eine eigentlich nazistische Bewegung großzuziehen. Aber der ganze Neuaufstieg des westdeutschen Kapitalismus vollzog sich eben wiederum auf Kosten der breiten Masse des lohnarbeitenden Volkes, das geduldig und fleißig stillehielt, sich erstaunlich niedrige Löhne gefallen ließ und eine Arbeitslosigkeit in Kauf nahm, die nie unter sechs Prozent der verfügbaren Zahl der Arbeitskräfte fiel – alles, um Deutschland wieder in den Sattel heben zu helfen. Nur scheint es jetzt mit dieser Untertanenseligkeit zu Ende zu gehen. Die großen Streikbewegungen dieses Jahres deuten darauf hin, daß die westdeutsche Arbeiterschaft ihre Kampfkraft und ihr Klassenbewußtsein wiederzufinden im Begriffe steht, und der sozusagen geschlossene Widerstand der Gewerkschaften gegen die Aufrüstung, dem sich die Sozialdemokratische Partei mehr oder weniger anschließen muß, zeigt, daß sich der Wirtschaftskampf auch auf rein politischem Boden fortsetzt. Es darf nur ein Rückschlag der Wirtschaftskonjunktur kommen, und das ganze Gebäude der Bonner «Demokratie» ge-

rät ins Wanken. Die Umstände, die die Hochkonjunktur ermöglicht haben, werden ja nicht ewig dauern; die westdeutsche Industrieausfuhr im besonderen, die zurzeit um fast eine Milliarde Mark höher ist als die Einfuhr, steht auf ziemlich schwachen Füßen (wer nicht kaufen will, kann auch nicht verkaufen!), und auch die amerikanische Hilfe dürfte allmählich verringert oder ganz eingestellt werden.

So ist die von der Wiederaufrüstung erwartete Neubelebung der Wirtschaft jetzt die Haupthoffnung der herrschenden Klasse in Westdeutschland. Ihre Macht wird dadurch zweifellos auch politisch gestärkt werden; alle konservativen und reaktionär-nationalistischen Kräfte werden selbstsicherer und mächtiger, alle fortschrittlichen und sozialistischen Kräfte aber schwächer werden. Und das im Zeichen der Verteidigung der Demokratie und des Friedens gegen Diktatur und Kriegsdrohung! Wahrlich, es ist schwer, keine Satire zu schreiben!

Wiederaufrichtung Frankreichs! In Frankreich ist die Lage kaum viel hoffnungsvoller als in Westdeutschland. Mendès-France wird zwar, trotz neuen Widerständen, auf die er trifft, in der Nationalversammlung seine Mehrheit für die Ratifizierung der Deutschlandverträge zusammenbekommen, dank namentlich auch der Hilfe der sogenannten Sozialisten. Aber die innere Wiederaufrichtung des Landes, der er sich nachher vor allem widmen will, ist eine mehr als zweifelhafte Sache. Die parlamentarische Basis der Regierung ist schmal und unsicher; die Sozialisten wollen, obschon ihnen Mendès-France verlockende Ministerangebote gemacht hat, das Kabinett nur auf Zusehen hin unterstützen, und auf der Rechten herrscht trotz den freundlichen Gebärden de Gaulles offene Feindseligkeit gegenüber dem Regierungschef, während die katholischen Volksrepublikaner noch nicht wissen, was sie wollen. Um aber eine Mehrheit der *Linken* um sich zu versammeln, die einen gründlichen Umbau des ganzen Wirtschafts- und Staatsgefüges durchzuführen hätte, dazu ist Mendès-France nicht der Mann. Er muß sich so darauf beschränken, auf dem Boden des herrschenden Systems gewisse Reformen anzustreben, die ihm besonders am Herzen liegen, ohne die durchgreifende Erneuerung des französischen Volkslebens fördern zu können oder nur zu wollen, die mit jedem Jahr dringlicher wird.

Die sozialen Zustände in Frankreich schreien ja wirklich zum Himmel. 1,2 Millionen Industrie- und eine halbe Million Landarbeiter stehen immer noch auf eigentlichen Elendslöhnen; in der Pariser Gegend ist trotz einer jüngsten Erhöhung der Mindestsätze der Stundenlohn für die unterste Arbeiterkategorie nicht über fFr. 121.50 (etwa Fr. 1.45 in Schweizer Währung) hinausgekommen. Die Wohnungsnot ist besonders in den großen Städten und den Industriebezirken ungeheuer, und soweit es Wohnungen gibt, sind sie vielfach schlecht imstande; in Paris zum

Beispiel sind 20 Prozent der Wohnungen ohne fließendes Wasser, 54 Prozent ohne eigenen Abort und 82 Prozent ohne Dusche oder Badzimmer, von den ländlichen Wohnungen mit ihrem meist völligen Mangel an modernen Einrichtungen nicht zu reden. Auch die soziale Fürsorge ist fast überall ganz schlecht entwickelt; es ereignen sich da fortwährend menschliche Tragödien, die einfach erschütternd sind und die das Volk revoltieren müßten, wenn sie nur einigermaßen bekannt würden.

Vielleicht der ärgste Feind Frankreichs ist aber der *Alkoholismus*. Eine Reihe von Untersuchungen, die auf Veranlassung der Regierung angestellt wurden und deren Ergebnisse kürzlich veröffentlicht worden sind, erhärtet diese Behauptung mit unanfechtbaren Feststellungen. Der Alkoholgenuß ist in Frankreich – wir folgen hier einer zusammenfassenden Schilderung, die Paul Johnson im «New Statesman» gibt – verbreiteter als in irgendeinem anderen Land, über das Angaben vorliegen, doppelt so stark wie im nächst-alkoholisierten Land (Italien), dreimal so stark wie in England. Der durchschnittliche Verbrauch von reinem Alkohol ist in Frankreich pro Kopf um über 20 Prozent höher, als nach sehr duldsamer Annahme für die Gesundheit noch erträglich ist. In Frankreich gehen 4,1 Prozent des Volkseinkommens in Alkohol auf (gegen 0,7 Prozent in England) und fast 9 Prozent des Lohneinkommens. 23 Prozent der Insassen der Irrenhäuser sind Alkoholiker, und ihre Zahl nimmt rasch zu, ebenso diejenige der Todesfälle als Folge von Alkoholismus.

Der Kampf gegen diese Volksseuche ist bisher so gut wie vergeblich gewesen. Die Alkoholinteressenten – Weinbauern, Rübenpflanzer, Schnapsbrenner (diese letzten umfassen drei Millionen Bauern), Bierbrauer, Weinhändler, Wirte usw. – üben eine gewaltige Macht im Land aus. 60 bis 70 Abgeordnete der Nationalversammlung sollen ihnen direkt hörig sein; mit ihrem Einfluß, der quer durch alle Parteien hindurchgeht, sind sie imstande, jede Regierung zu stürzen, die ihren Geschäften zu nahe tritt, ohne daß dieser Zusammenhang immer offen zutage liegen muß. Ministerpräsident Pinay wurde im Dezember 1952 gestürzt, *bevor* er seine Vorlage einbringen konnte, die die alkoholischen Getränke um 20 Prozent höher besteuern wollte. Und fünf Monate später fiel auch die Regierung René Mayer, *bevor* es zur Beratung der Gesetzgebung gegen den Alkoholismus kam. Wie wird es Mendès-France ergehen, der den Kampf mit dem Drachen nun ebenfalls aufgenommen hat? Die Volksmeinung steht eben dank einer überaus wirksamen Propaganda, der die Presse nicht entgegenzutreten wagt, hier keineswegs hinter ihm. Nach einer privaten Volksumfrage sind 88 Prozent der Franzosen der Überzeugung, daß Wein gesund sei und Kraft gebe; auf die Frage, wieviel Wein ein Handarbeiter ohne Schaden vertragen könne, schwankten die Antworten zwischen 1,75 und 3,5 Liter *pro Tag* . . . Man wird gut tun, den mehr im Hintergrund geführten Kampf der Alkoholinteressenten

immer sehr stark in Rechnung zu stellen, wenn man das politische Schicksal des «gefährlichen Neuerers und Milchtrinkers» Mendès-France richtig beurteilen will.

Afrika und Mittelosten Heftig angefochten wird die Regierung Mendès-France auch wegen ihrer Nordafrika-Politik – und hier durchaus mit Recht. In *Marokko* hält ihre Weigerung, den durch einen französischen Gewaltstreich abgesetzten und verbannten Sultan zurückzurufen, die Gemüter dauernd in Unruhe. In *Algerien*, das so lange ruhig gewesen war, nimmt der arabische Nationalismus sichtbar an Kraft zu, nährt er sich doch nicht allein von der Auflehnung gegen die wirtschaftliche Not des Volkes, sondern auch von der politischen Freiheitsbewegung, die die ganze arabische Welt erfaßt hat. Das gleiche gilt von *Tunesien*, obwohl hier die militärische Aktion gegen die aufständischen Fellaghas vorläufig Erfolg gehabt hat. Moralisch und propagandistisch wird die Revolte gegen die französische Kolonialherrschaft in Nordafrika sehr planmäßig von *Ägypten* und Vorderasien her unterstützt. Die ägyptische Revolutionsregierung hat freilich selber genug zu tun, um im eigenen Lande die Reaktion und Gegenrevolution abzuwehren, die sich vor allem in der sogenannten Moslembruderschaft ein gefährliches Werkzeug geschaffen hat. Ein angeblicher oder wirklicher Mordanschlag auf Oberst Nasser, den rücksichtslos durchgreifenden Führer der revolutionär-nationalistischen Bewegung, gab der Regierung den Anlaß, die Moslembruderschaft ihrer Köpfe zu berauben und ihre Organisation zu unterdrücken. Schon vorher wurde General Naguib, der bisherige Staatspräsident und gefährlichste Konkurrent Nassers, endgültig kaltgestellt, obwohl er mit der Moslembruderschaft nichts zu tun gehabt hatte. Er war nur hinreichend verdächtig, den Versuch gemacht zu haben, die alte Parteienherrschaft mit ihrem Scheinparlamentarismus wieder einzuführen und so die Revolution zum Stillstand zu bringen. Wenn diese wirklich siegen soll, dann genügt es freilich nicht, Ägypten auf ähnliche Weise zu modernisieren und zu verwestlichen, wie das Kemal Pascha in der Türkei getan hat; was vor allen Dingen nötig ist, das ist die grundstürzende Änderung der Bodenbesitzverhältnisse und die Herausreißung des Land- und Industrieproletariats aus seinem untermenschlichen Elendsdasein. Ob das auch nur der *Wille* des «Revolutionsrates» unter Nasser ist, noch ganz abgesehen von seiner Kraft, es durchzuführen – das mag vorerst dahingestellt bleiben.

Lassen wir für heute *Südafrika* auf der Seite, wo der greise Dr. Malan als Ministerpräsident durch den womöglich noch brutaleren Rassenfanatiker J. G. Strijdom ersetzt worden ist, und werfen wir lieber gleich noch einen Blick auf den *Mittleren Osten*, wo Irak und Persien zurzeit die Aufmerksamkeit am meisten erregen. *Irak* wird jetzt von Großbritannien besonders lebhaft umworben, da es in der geplanten mittelöstlichen

«Verteidigungsorganisation» – zur Abwehr des Kommunismus – eine Schlüsselstellung einnimmt. Nur sträubt es sich, obwohl ausgesprochener Satellit Englands, zusammen mit Ägypten, Syrien, Libanon und Saudiarabien, die schwer unter einen Hut zu bringen sind, den von Großbritannien gewünschten militärischen Mittelostblock zu bilden, und zöge es vor, sich zunächst einmal dem Bündnis zwischen der Türkei und Pakistan anzuschließen und gleichzeitig seine Bindung an England zu lockern, das auf irakischem Boden große Militärstützpunkte errichtet hat. Von den wirtschaftlichen und sozialen Grundreformen, die allein – wenn überhaupt noch – den Kommunismus aus dem Mittleren Osten fernhalten könnten, ist in Irak keine Rede.

Ebensowenig in *Persien*. Wohl sind gewisse Bodenaufteilungen im Gange, die den Landhunger der Bauern und Pächter beschwichtigen sollen. Der Schah selber geht dabei mit gutem Beispiel voran, hat er doch bei seinem jüngsten Besuch in Amerika angekündigt, er werde aus seinem eigenen Besitz zwei Millionen Hektaren – also 20 000 Quadratkilometer, eine Fläche halb so groß wie die Schweiz – an die Bauern verschenken. Aber das System des Großgrundbesitzes, dieser alte Fluch Persiens, wird durch *solche* Maßnahmen nicht entfernt aus der Welt geschafft; sie sind nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Selbst ein Mitarbeiter der «Neuen Zürcher Zeitung», also ein unverdächtiger Zeuge, mußte seinerzeit (in Nr. 658, 1953) feststellen:

«Die ungleichmäßige Verteilung des Grundbesitzes ist eines der ärgsten Übel, an denen Persien leidet. Der größte Teil des Bodens gehört der Krone, religiösen Bruderschaften sowie einer kleinen Anzahl von Privatpersonen. Als Einheit für die Bewertung des Grundbesitzes gilt das Dorf. Ein kleiner Grundeigentümer besitzt einen Teil eines Dorfes, ein großer dagegen vielleicht einige hundert Dörfer. Von den 40 631 Dörfern, die 1930 in Persien gezählt wurden, besaßen die den Boden bearbeitenden Bauern etwa fünf Prozent, der Staat zehn Prozent, Privatpersonen und Bruderschaften den Rest, das sind also 85 Prozent, von denen etwa 20 Prozent in der Hand von Latifundienbesitzern waren.»

Es wäre wirklich kein Wunder, wenn in Persien der Kommunismus eine «staatsgefährliche» Bewegung wäre. Das ist er aber tatsächlich keineswegs; sein Einfluß beschränkt sich auf kleine, ziemlich einflußlose Kreise von Intellektuellen, Arbeitern und Bauern. Die Hunderte von Offizieren, die die Regierung Zahedi in den letzten Wochen verhaften, die Dutzende, die sie hängen ließ, sind jedenfalls bis auf wenige Ausnahmen keine Kommunisten, so wenig wie der schon vorher hingerichtete Ex-Außenminister Fatemi es war, sondern *Nationalisten*, die durch Zahedi erst ihre Stellung bekommen haben, dann aber sich gegen die Wiederverschacherung des iranischen Öls ans Ausland – diesmal an ein von amerikanischem Kapital beherrschtes Konsortium – sowie gegen den Anschluß Persiens an die ebenfalls von Amerika protegierte türkisch-pakistanische Militärallianz auflehnten. Ihr «Kommunismus» war nur ein Vorwand.

Das Ringen in Ostasien Natürlich gibt es bei Anwendung solcher Gewaltmittel in Persien keine Ruhe; die blutige Unterdrückung oppositioneller Bewegungen, seien sie nun dieser oder jener Art, schafft nur neue Unruheherde. Aber die ganze Methode entspricht eben der allgemeinen Einstellung, die für die feudalen Machthaber im Mittleren Osten und ihre ausländischen Verbündeten so bezeichnend ist. Und dasselbe gilt für *Ost- und Südostasien*, diesen besonders aufgewühlten und gefahrenschwangeren Erdteil, nur mit dem Unterschied, daß hier die Revolutionierung der sozialen und politischen Ordnungen schon in vollem Gange ist und damit auch der Kampf gegen den fremden Kapitalismus und Imperialismus. Weit über eine halbe Milliarde Chinesen, Nordkoreaner und Nordvietnamesen bilden, zusammen mit der Sowjetunion, die ja ganz Nordasien einschließt, bereits einen gewaltigen revolutionären Block. Zur «freien Welt» gehören nur Japan (das mehr und mehr auf Nahrungsmittel und Rohstoffe aus dem kommunistischen Festland angewiesen ist), die Philippinen (wo es nur eine gewinngierige, reaktionäre Oberschicht mit den Amerikanern hält), Südkorea (mit Syngman Rhee als typischem Demokraten), Formosa (von dem gleich noch die Rede sein wird), das primitiv-feudale und despotische Pakistan und das korrupte Siam. Die mehr oder weniger neutralen Staaten aber – *Indien, Burma, Ceylon* und *Indonesien* – suchen immer deutlicher Anschluß an die aufsteigende Welt des revolutionären Nationalismus und Sozialismus, besonders an das neue *China*, dem nach Nehru nun auch der Ministerpräsident von Burma, U Nu, soeben einen Staatsbesuch abgestattet hat.

Mit den kommunistischen Ländern Ostasiens verbindet diese eher einem freiheitlichen Sozialismus ergebenen Staaten die gleiche grundsätzliche Einstellung zu den Problemen Asiens, der gleiche Gegensatz zum ausländischen Imperialismus, der gleiche Wille zur Überwindung des Volkselends, zur Modernisierung der Wirtschaft, zu einer neuen Gemeinschaftskultur. Wesentliche Konflikte zwischen den beiden Gruppen bestehen nicht; die einzige Reibungsfläche, an der sich hätte etwelche Feindseligkeit zwischen Indien und China entzünden können – die Frage von Tibet –, ist im April dieses Jahres beseitigt worden; die bekannten «Fünf Grundsätze» einer friedlichen Koexistenz, die jetzt in Asien mehr und mehr Geltung gewinnen, sind zum erstenmal in der Einleitung zum indisch-chinesischen Freundschaftsvertrag niedergelegt worden. Der indische Diplomat und Historiker Panikkar, dessen Buch «Asien und die Herrschaft des Westens» kürzlich in den «Neuen Wegen» von Paul Furrer besprochen wurde (es ist jetzt auch in deutscher Übersetzung im Steinberg-Verlag, Zürich, herausgekommen), darf so in der Neuyorker «Nation» (20. November) mit Recht schreiben:

«Das Ziel der chinesisch-indischen Zusammenarbeit ist, den Friedensraum in Asien zu erweitern und womöglich die neuen Länder Südostasiens der Einbeziehung in die Rivalitäten des Kalten Krieges fernzuhalten. Durch ihre jüngsten gegenseitigen Be-

suche haben es die Ministerpräsidenten Indiens und Chinas hinlänglich klargestellt, daß sie beide an der Erreichung dieses Zieles arbeiten wollen, das die Völker der beiden Staaten als wesentliche Vorbedingung für die baldige Durchführung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung betrachten.»

Gefahr droht dem friedlichen Zusammenleben der ost- und südostasiatischen Nationen zurzeit vor allem an drei Stellen: in *Südvietnam*, wo Frankreichs Einfluß immer mehr schwindet und derjenige Amerikas zunimmt*, in *Südkorea*, dessen Regierung nicht aufhört, mit dem Einmarsch in den Nordstaat zu drohen, und vor allem von *Formosa* her, dem die Vereinigten Staaten in einem Anfang Dezember abgeschlossenen Verteidigungspakt militärische Hilfe gegen jeden Angriff vom chinesischen Festland aus zugesichert haben. In China lehnt man sich gegen dieses nun förmlich festgelegte Protektorat Amerikas über Formosa leidenschaftlich auf und hält daran fest, daß Formosa nach früheren unzweideutigen Erklärungen der amerikanischen Regierung selbst ein Stück Chinas sei, dessen neues Regime das Recht haben müsse, die ihm von Tschiang Kai-schek und seinen amerikanischen Gönnern drohende Gefahr mit Waffengewalt aus der Welt zu schaffen.

Kriegsherd Formosa Daß Formosa als Stützpunkt der Gegenrevolution eine dauernde Gefahr für den Bestand der Chinesischen Volksrepublik ist (so wie das auch ein reaktionäres Südkorea bleibt), sollte eigentlich nicht mehr bestritten werden. Man lese etwa, was ein so scharf antikommunistischer Politiker wie der amerikanische Bundesrichter *W. O. Douglas* in seinem Buch «Nördlich von Malaya» (deutsch soeben im Diana-Verlag, Zürich, erschienen) über das Regime Tschiang Kai-scheks feststellt:

«Tatsache bleibt», so schreibt er, «daß Formosa zwar den demokratischen Glauben bekennt und gegenüber Minderheitsmeinungen weit duldsamer ist als Rotchina, aber dennoch viele Merkmale eines Polizeistaates aufweist. Die Zerschlagung einer ‚großen roten Untergrundbewegung' ist vielleicht nur ein Vorwand, um die politischen Feinde des Generalissimus hinzurichten.

Tschiang Kai-schek regiert mit Hilfe eines kleinen Klüngels. Alle Macht ruht in

* Der amerikanische Abgeordnete James Richards, Vorsitzender der außenpolitischen Kommission des Abgeordnetenhauses, der kürzlich eine Informationsreise durch Südostasien gemacht hat, erklärte in Washington am 13. Dezember, Vietnam sei verloren, wenn die Franzosen dort blieben. Die Amerikaner seien allein in der Lage, in Vietnam eine genügend starke antikommunistische Streitmacht zu schaffen. Die Amerikaner, so bemerkt der Washingtoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (Kabel vom 11. Dezember), werden in der Tat «etwa um die Jahreswende dort (in Südvietnam) die Hauptverantwortung übernehmen. Sie werden eine große Anstrengung unternehmen, um Vietnam für die freie Welt zu retten.» Und diese Welt nimmt es als ganz selbstverständlich hin, daß Amerika das gute Recht habe, überall auf dem ganzen Erdenrund mit Waffengewalt einzugreifen, wo es die alte Ordnung – die in Südvietnam besonders feudal-reaktionär ist – gefährdet sieht. Im Interesse der Gegenrevolution darf man eben jedes Land unter militärische Kontrolle nehmen und sogar mit Krieg überziehen; wenn es gegen den Kommunismus geht, ist schlechthin alles erlaubt . . .

ihm; alle politischen Fäden laufen bei ihm zusammen, in zivilen wie in militärischen Dingen. Seine Partei, der Kuomintang, ist jetzt reorganisiert worden, so daß sie die ganze Protektionswirtschaft in Händen hat und alle staatlichen Maßnahmen bestimmen kann. Ihr Arm reicht in jede Schule, in jedes Dorf hinaus.

Als Formosa an China zurückerstattet wurde, richtete der Kuomintang eine blutige Schreckensherrschaft über das Volk auf. Seine Vertreter auf Formosa waren nichts anderes als Freibeuter, die auf Plünderung, Raub und Erpressung ausgingen. Zum Gouverneur der Insel wurde Tschen Yi ernannt. Mit teuflischer Grausamkeit brachte er die freigesinnten, intelligenten Formosaner um, die in der Unabhängigkeitsbewegung gegen die Japaner gestanden hatten. Er ermordete sogar junge Realschüler.

... Von einer Tradition bürgerlicher Freiheitsrechte ist der Kuomintang nicht angekränkelt. Er glaubt weder an die wirtschaftliche noch an die politische Demokratie. Die Reformen, die er verspätet durchführte, wurden ihm großenteils aufgezwungen. Die Bodenreform wurde so lange verzögert infolge des Widerstandes der Grundbesitzer, die den Kuomintang beherrschen ...

... Der Kuomintang vertritt immer noch die materiellen Besitzinteressen, die herrschende Ordnung in Asien. In Asien sind überall Revolutionen im Gange – in Burma, Indien, Pakistan, Malaya, Vietnam, auf den Philippinen. Einige werden von den Kommunisten beherrscht, andere nicht. Aber der Kuomintang würde sie sämtlich als ‚umstürzlerisch' etikettieren. Der Kuomintang hat wohl eine demokratische Fassade; innerlich vertritt er die Opposition gegen jede Neuerung. Was Asien braucht, ist eine Führung für seine Revolutionen. Formosa liefert sie nicht, weder tatsächlich noch symbolisch. Denn der Kuomintang stellt die Vergangenheit dar – und die ist teilweise anständig, vielfach reaktionär, meistens aber hoffnungslos.»

All das gibt zwar China noch nicht das Recht, das gegenrevolutionäre Zentrum, das Formosa ist, durch Krieg zu zerstören. Und wir hoffen sehr, es werde von einem Versuch dazu im Bewußtsein der Verantwortung, die auf ihm liegt und durch den amerikanischen Hilfsvertrag noch verstärkt wird, rechtzeitig Abstand nehmen. Aber noch viel weniger haben die *Vereinigten Staaten* das Recht, um Tschiang Kai-scheks willen China mit Krieg zu überziehen. Douglas warnt denn auch vor einem derartigen Unterfangen mit allem Ernst. «Wenn die Vereinigten Staaten», so gibt er zu bedenken,

«mit Tschiang Kai-schek gemeinsame Sache in einem solchen Abenteuer machten, so stünden wir sofort in einem allgemeinen Krieg mit China. Und nach meiner Auffassung wäre ein Krieg mit China zu diesem Zweck die katastrophalste Politik, die sich denken läßt.

Tschiang Kai-scheks Krieg wäre *unser* Krieg. Gewänne er ihn, so wäre es nur dank amerikanischem Material und amerikanischen Menschenleben. Amerikas Eigeninteresse verlangt aber, daß wir keinerlei derartige Verpflichtung eingehen und uns nicht in eine solche hineinmanövrieren lassen. Verlöre er den Krieg, so wäre das in den Augen Asiens eine amerikanische Niederlage. Überdies wäre das Auftreten amerikanischer Streitkräfte auf dem chinesischen Festland zur Unterstützung Tschiang Kai-scheks das Signal, auf das hin sich ganz Asien gegen den Westen zusammenschlösse. Nach Korea gehen, um den Grundsatz der Unabhängigkeit der Völker zu verteidigen, ist *ein* Ding. Ein anderes ist es, amerikanische Menschenleben und Mittel für das Spielerglück eines chinesischen Politikers einzusetzen. Eine Katastrophe wäre es auf jeden Fall. Es müßte aber eine Tragödie werden, wenn seine Sache von vornherein verloren wäre.

Asien braucht Frieden, nicht Krieg. Wie aber ein hervorragender Inder mir sagte: ‚Tschiang Kai-schek ist der einzige Mensch auf der Welt, der wirklich Krieg *braucht*.'

Krieg ist für ihn Lebensbedingung, sonst wird sein Anspruch auf das Festland hinfällig und vergessen. Er braucht die Aussicht auf Krieg, wenn er Formosa zusammenhalten, wenn er die Stimmung seiner Regierung und seiner Armee hochhalten will. Wenn man wüßte, daß die Zukunft Frieden, nicht Krieg im Schoße trägt, so wäre Formosa kein Aufmarschraum mehr. Es würde auf den Rang eines asiatischen Kleinstaates herabsinken, der in der Politik dieses Kontinentes nicht viel zu sagen hätte.»

Der gleichen Meinung ist – ich führe mit Absicht noch einmal einen «loyalen» Amerikaner an – *James P. Warburg*, der wohlbekannte liberale Schriftsteller, der im jüngsten Heft des «Western Political Quarterly» (Band 7, Nr. 3) in einem Aufsatz über «Die Tragödie des Kalten Krieges» dringend davor warnt, «mit dem Gedanken einer vollständigen oder teilweisen Wiederherstellung der asiatischen Vergangenheit zu spielen» – schon mit Rücksicht auf die noch neutralen Länder Asiens und auf die europäischen Bundesgenossen Amerikas. «Es ist nicht nur die Mehrheit der gegenwärtigen Mitglieder der Vereinten Nationen», so schreibt er,

«sondern auch die Mehrheit unserer Verbündeten in der antikommunistischen Koalition, die unsere Unnachgiebigkeit gegenüber der Zulassung von Rotchina (in die UNO) ablehnt. Wenn wir nicht auf die Mehrheitsmeinung einlenken, werden wir ... die antikommunistische Koalition nicht allein in Asien sprengen, sondern in ihrem eigentlichen Kernstück, der Atlantischen Gemeinschaft.»

Ob man in Washington auf solche Stimmen hört? Von einer bejahenden Antwort hängt die Rettung des immer brüchiger werdenden Friedens nicht weniger ab als vom Durchbruch der klaren Einsicht, daß die Wiederherstellung der westdeutschen Wehrmacht früher oder später auch in Europa zum Krieg führen wird. Wir gehen mit großer Sorge ins neue Jahr hinein.

11. Dezember *Hugo Kramer*

Der Leipziger Kirchentag

Vergleiche «Fröhlich in Hoffnung, der Deutsche Evangelische Kirchentag 1954 in Leipzig», gesamtdeutsche Ausgabe, im Auftrage des Kirchentagspräsidiums, herausgegeben von P. H. Giesen, Kreuz-Verlag, Stuttgart.

Nicht nur im «christlichen» Westen, sondern auch mitten in der neuen kommunistischen Ordnung im Osten lebt die Gemeinde trotz mannigfachem Scheitern an ihrer Aufgabe, trotz der Gefährdung des ihr nötigen Raumes durch diese Ordnung selbst wie durch unsere mangelnde Solidarität – dafür ist neben anderen der Leipziger *Kirchentag* ein Zeichen.

Unter dem Fehlen der Kommunikation und der Solidarität leiden die Gemeinden in der DDR trotz dem noch intakten gesamtdeutschen kirchlichen Apparat ganz besonders; der noch bestehende Kontakt ist ja stark kirchenamtlich und theologisch be-

stimmt; der ganzheitliche Charakter fehlt ihm, sind doch die deutsche Ostzone, die Deutsche Demokratische Republik, wie die übrigen sozialistischen Staaten des Ostens nicht frei zugänglich, benötigt doch der Westdeutsche auch für Besuche eine Aufenthaltsgenehmigung, der Ausländer ein sehr schwer zu erhaltendes Einreisevisum. Daß der Kirchentag als gesamtdeutsche, ja ökumenische Veranstaltung hat stattfinden können, hat denn nicht nur als Folge des «Neuen Kurses», sondern auch in höherer Dimension gesehen zu werden. Während noch vor kurzem Verhandlungen des «Schweizerischen Komitees für Internationalen Jugendaustausch» über einen Jugendaustausch mit der DDR ergebnislos verlaufen sind, ist für den Kirchentag die Zonengrenze großzügig geöffnet worden, indem die Auswahl der westdeutschen wie der ausländischen Teilnehmer fast völlig der Kirchentagsleitung überlassen worden ist. Trotz anfänglichen Zweifeln und Befürchtungen hat der Kirchentag stattfinden können (vom 7. bis 11. Juli); diese Tatsache ist politisch wir kirchlich sehr bedeutsam.

«Seid fröhlich in Hoffnung!» – so waren wir ganz unter das Kommen des Herrn gestellt und damit in die ökumenische Verbundenheit, die zunächst Westen und Osten Deutschlands, darüber aber hinaus Nationen und politische Systeme und geistige Welten umgreift, eine ökumenische Solidarität, die vor allem auch den geistigen und politischen Bereich des Kommunismus einschließt, den Raum, in dem der soziale Umbruch unserer Zeit so besonders deutlich wird; auch und gerade ihn hat die Gemeinde ernst zu nehmen, damit sie in ihm ihrer Aufgabe gerecht werden kann. Der Kirchentag war ein gutes Zeichen dieses Ernstnehmens; als stark volksmissionarisch gerichtete Laienbewegung, mit seiner Verlegung in die DDR, mit seinen Aussprachen und Arbeiten, die alle Lebensgebiete, besonders auch das der Politik einschloß, stand er ganz in dieser Auseinandersetzung.

Der vorliegende *Sammelband*, der ein gutes Bild von den Arbeiten des Kirchentages gibt, zeigt die ganze Mannigfaltigkeit und den Reichtum der Auseinandersetzung. Die ersten Berichte gelten den einleitenden Zusammenkünften der Mitarbeiter, der Arbeitsgruppen, der Presse, bei den Behörden der Stadt Leipzig, worauf die leider unvollständige Berichterstattung vom Eröffnungsgottesdienst, von der täglichen Bibelarbeit über Texte aus der Offenbarung und über «Gottes großes Kolleg», die Referate, die alle im Lichte der Hoffnungsrealität stehen, und das jeweils anschließende «Seminar», außerordentlich gute Gespräche, Beiträge aus der Not und der Freude christlicher Existenz, bei denen Tausende innerlich mitgehen, folgt; Berichte über das Herbergen der Stadt Leipzig und ihrer Behörden, über die Organisation, über die Sondertreffen der Jugend, der Männer, der Mission und der verschiedenen kirchlichen Arbeitskreise, über das Singen am Kirchentag, über die musikalischen, literarischen und künstlerischen Veranstaltungen und die Wiedergabe des großen Schlußgottesdienstes auf der Rosentalwiese schließen den wertvollen Band, der in billiger Ausgabe und als erstes gesamtdeutsches Buch seit Jahren hat zur Verfügung gestellt werden können; zahlreiche Photographien ergänzen ihn.

Wie offen und mutig man an die Auseinandersetzung herangegangen ist, Auseinandersetzung, die immer von der einen Realität der Hoffnung ausgeht, zeigen Themen der Arbeitsgruppen wie «Die Kirche vor dem jüngsten Tag», «Der Typ des neuen Menschen», «Im Reiche dieses Königs hat man das Recht lieb», «Neue Welt durch Technik», «Wer hat die Erde in der Hand?», «Die Freiheit des Christen zum Halten und Hergeben», «Das Friedensreich Christi.»

Den Ausgangspunkt, auf den immer wieder zurückgegriffen werden muß, zeigen Professor *Stövesandts* Worte: «In der Kirche kann und muß von den Dingen dieser Welt und vom weltüberwindenden Glauben nebeneinander geredet werden, nur müssen sie aufeinander bezogen sein; dann steht der gültige heutige Tag vor dem end-

gültigen jüngsten Tag.» Dies eine Axiom durchzieht dann die Arbeit der sechs Arbeitsgruppen, die sich den Bereichen Kirche, Mensch, Staat, Betrieb, Land, Stadt widmen. Professor *Vogels* Arbeit zum Menschenbild bringt unter dem Titel «Das Ebenbild des unsichtbaren Gottes» Wesentliches: In der Frage nach der Gottesebenbildlichkeit geht es um die Menschlichkeit des Menschen gegenüber seiner Bedrohung, wie sie unsere Zeit so erschreckend zeigt, vor allem auch gegenüber der Bedrohung durch die Menschenbilder der Ideologien. «Wir werden von den Bildern und von uns selbst weggewandt zu dem einen Menschen Jesus Christus hin, der auf eine ganz unsägliche Weise mitten unter uns Mensch war» und damit das bedrohte und zerstörte Menschenbild wiederhergestellt hat; dies bedeutet zweierlei: «Der Mensch Jesus Christus ist von oben her, das heißt aber, daß wir als die Mitmenschen Jesu, für die, an deren Stelle er trat, unser Menschsein uns geschenkt sein lassen von oben her» und das andere: «Inmitten der Welt, die Gottes Welt ist, gehören wir zusammen mit dem Menschen, der Gottes Mensch ist. So sind wir also, gerade weil wir von Gott her sind, zum andern hin und gehören brüderlich zusammen.» Ganz analog spricht Präses Dr. *Heinemann* über «Im Reich dieses Königs hat man das Recht lieb»: Aus unserer Rebellion kommt Rechtsnot, die Bedrohung des Rechtes; dennoch bleibt das Recht «ein Stück der bewahrenden Hilfe Gottes», die ihren letzten Grund in dem neuen Recht in Christus hat: «Indem Gott nicht nur Staat und Rechtsordnung unter uns Menschen setzt, sondern indem er eine Rechtsordnung auch zwischen sich und uns setzt, erweist er die höchste Geduld mit der Welt.» In dieser Rechtssetzung gründet der Anspruch Gottes auf den Menschen, der zugleich der Schutz des Menschen ist, wie er uns in den Zehn Geboten entgegentritt, dem Kriterium alles positiven Rechtes; diese Rechtsetzung und die in ihr geschehene Vereinigung von Macht und Recht und Gnade in dem Menschen Jesus Christus führt zu wahrhaft humanem Recht und macht es unmöglich, daß «unzählige wirkliche, konkrete Menschen dem Idol eines zukünftigen Menschen geopfert werden» (Hildebrandt). Unter dem Thema «Neue Welt durch Technik» (Dr. *Müller*-Schwefe) wird die Bedrohung des Menschen in seiner Objektivierung der Welt und seiner selbst in Wissenschaft und Technik gesehen; «Der Mensch will er selbst, will Schöpfer und Gestalter der Erde sein, aber damit droht er sich zugleich zu vernichten; er vernichtet das Leben, indem er es in den Griff bekommt.» Dieser Versachlichung gegenüber darf auch in diesem Bereich Menschlichkeit treten, Vermenschlichung der Beziehungen zum Mitarbeitenden und zur Arbeit, Vermenschlichung der Arbeit; auch hier gilt es: Menschlichkeit kann nur im Gegenüber von Mensch und Gott in Jesus Christus, in der Verantwortung des Menschen vor dem lebendigen Gott gründen. Zur Besitzfrage referiert nach Oberkonsistorialrat Anz Klaus von *Bismarck*, ehemaliger Großgrundbesitzer aus Pommern, dessen Freiheit gegenüber dem Besitz, «Freiheit zum Hergeben», aus letzter Verantwortung gewachsen, besonders bewegt: «Gott führt uns aus der Befangenheit in ganz bestimmte Besitzvorstellungen und lehrt uns, daß christlicher Glaube durchaus nicht zwangsläufig mit einer kapitalistischen oder liberalen Wirtschaftsordnung verbunden sein muß, sondern sehr wohl seinen Ausdruck in genossenschaftlichen Formen der Landnutzung finden kann; er macht uns aber auch frei von dem Heilsglauben an das System genossenschaftlicher Kollektivwirtschaft.» Das Referat Professor *Gloeges* «Das Friedensreich Christi» führt unter dem Dreiklang Verheißung – Verwirklichung – Verkündigung im wesentlichen aus: «Im Alten Testament *verheißt* Gott sein Friedensreich; er verheißt es als seine Gerechtigkeit, das heißt als Gemeinschaftsfähigkeit des Menschen für Gott und damit für den Mitmenschen und als kosmische Erlösung; «es geht zentral um Gottes Gerechtigkeit und dann erst universal um den Wohlstand der Welt.» «Jesus Christus *verwirklicht* das Friedensreich Gottes», indem er Gottes Gerechtigkeit verwirklicht in der Versöhnung und damit dem Menschen

Recht schafft; durch diese Gerechtigkeit ist auch «der heilige Krieg am Kreuze Jesu Christi mitgekreuzigt», er ist ebenso gleichsam mit Christus auferstanden, «aber Gott hat ihn aus einem fleischlichen in einen geistlichen Krieg verwandelt; Gott hat ihn von der äußeren Front an die innere, die innerste verlegt; die Hauptkampflinie geht jetzt mitten durch unser Herz; nun gilt's den Kampf gegen unsere Selbstherrlichkeit, gegen unseren Kleinglauben und unsere Angst»; «die Kirche *verkündigt* das Friedensreich Gottes in Christus, verkündet seine Herrschaft, sein Reich»; aus der unter dieser Herrschaft stehenden versöhnten Existenz ist Offenheit für den Menschen möglich, neue menschliche und politische Möglichkeiten öffnen sich, Versöhnlichkeit und Vertrauen werden realistische Verhaltensweisen; nicht nur für den Krieg, der immer und überall nun unsere Schuld ist, auch für den Frieden, der Geschenk ist, sind wir verantwortlich, denn es ist «ein kostbares Geschenk, das unseren Händen anvertraut ist, damit wir es verwahren und damit Zeichen aufrichten für die Gegenwart des kommenden Reiches»; «Gott kann uns Menschen aus der Verbohrtheit selbsterwählter Prinzipien herausmanövrieren und freimachen zu menschlicher Offenheit.»

Freiheit und Offenheit zum Mitmenschen – ohne den Kirchentag theologisch festlegen zu wollen (was glücklicherweise wohl nicht möglich ist), dürfen wir darin eine wesentliche Linie und ein bedeutsames Resultat sehen. Der Mensch steht vor dem lebendigen Gott, und damit ist er in die Verantwortung und den Gehorsam gerufen, der sich am Mitmenschen erfüllt. Ein doppelter Realismus durchzieht die Arbeiten und das ganze Leben des Kirchentages: «Gott lebt bestimmt; Realist ist der, der damit rechnet» (N. v. Eickstedt) – in der Zuwendung zum konkreten Mitmenschen erfüllt sich dieser Realismus. Er bedeutet gegenüber der ideologisierten und objektivierten Welt den «Aufbruch des Elementaren», als den Bischof Lilje den Leipziger Kirchentag gekennzeichnet hat.

Im sozialen Umbruch kann die Gemeinde nur in diesem doppelten Realismus bestehen. Der Kirchentag hat ihn durch seine Abhaltung im Osten Deutschlands vollzogen in der Verkündigung der Herrschaft Christi und seiner Hoffnung gegenüber dem kommunistischen Staat, in der Solidarität mit den Gemeinden der DDR, in der Anerkennung der Existenz dieses Staates und im Ernstnehmen seiner Probleme.

Der Kirchentag hat dadurch politische Bedeutung erhalten, daß sich Kirche und DDR gegenseitig ernstgenommen und je ihre gesamtdeutsche Haltung bekannt haben. Die großzügige Förderung durch die Regierung der DDR, die sich am Kirchentag durch den stellvertretenden Ministerpräsidenten Nuschke vertreten ließ, und die loyale Zusammenarbeit der lokalen Behörden Leipzigs mit den Organisatoren darf nicht unterschätzt werden; «auf der bescheidenen Ebene unserer vereinten Anstrengungen für den Kirchentag haben wir an unserem Teil die Probe einer durchaus sachlichen Begegnung, eines laufenden Austausches der Meinungen und eines guten Zusammenwirkens erleben dürfen» (von Thadden-Trieglaff). Der Kirchentag ist zu einer «unübersehbaren, deutlichen Klammer geworden, die Gott geschenkt hat» (do.).

Gewiß hat andererseits die *Deutsche Demokratische Republik* stark ideologischen Charakter, aber fast auf der ganzen Linie haben sich, besonders seit dem «Neuen Kurs», die Realitäten durchzusetzen begonnen, was wir auf einer achttägigen Fahrt, zu der wir in sehr großzügiger Weise vom «Deutschen Friedensrat» eingeladen wurden und die uns über Meißen, Dresden, Bautzen, Cottbus, Stalinstadt und Frankfurt an der Oder nach Berlin führte, deutlich spüren durften. Unter zuvorkommender Führung, die uns erstaunlich viel Freiheit ließ, wurden uns kulturelle Sehenswürdigkeiten und soziale Einrichtungen gezeigt und wertvolle (durchweg unkontrollierte) Gespräche mit Gliedern der lokalen Friedenskomitees und Verwaltungen wie mit kirchlichen Kreisen

(CDU und Pfarrerschaft) ermöglicht: Die Besichtigung der Einrichtungen der Lehrlingsausbildung des Stahlwerkes *Riesa* bedeutet uns in doppelter Beziehung ein großes Erlebnis: einmal sind es die guten Ausbildungsbedingungen, die aufgeschlossene Lehrerschaft, die zur Verfügung stehenden modernen und zweckmäßigen Einrichtungen, die Förderung der Weiterbildung und des Aufstieges der Arbeiter durch Werk und Staat, die uns überraschen, dann die aufgeschlossene, freimütige und gesunde Art der Lehrmeister und Lehrlinge. In *Dresden* wurden wir vom Leiter des Wiederaufbaues der zerstörten historischen Bauten über den Stand der Wiederherstellungsarbeiten an Hofkirche und Zwinger orientiert; die Arbeiten schreiten aus finanziellen Gründen recht langsam vor, sie zeugen aber von großer Sachlichkeit und Verantwortung gegenüber den Denkmälern des Barocks; der Zwinger steht schon fast zur Hälfte wieder in seiner alten Pracht da. In einem Dorf im äußersten Osten des heutigen Deutschlands, in der Nähe von *Cottbus*, haben wir Gelegenheit, anläßlich der Besichtigung der dortigen Poliklinik von den großen Anstrengungen für die Volksgesundheit zu hören und weiter eine «Motoren-Traktoren-Station» zu sehen, die die vom Staat angeschafften landwirtschaftlichen Maschinen an die Bauern, auch an die vielen selbständigen, ausleiht. In *Stalinstadt* sehen wir großzügiges Planen und Bauen, wo in kurzer Zeit aus dem Nichts eine Stadt von bald 15 000 Einwohnern und ein großes Eisenkombinat entstanden ist, das den durch die Spaltung Deutschlands und die Abtrennung Schlesiens entstandenen Ausfall an schwerindustrieller Produktion ausgleichen soll; nicht nur die Verantwortlichen – auch dem Arbeiter auf der Straße sieht man es an – sind hier stolz auf das Vollbrachte. In *Frankfurt an der Oder*, das im Gegensatz zu Dresden, das amerikanische Bomben zerstört haben, durch direkte Fronthandlungen, die hier und gegen Berlin zu besonders grauenhaft waren, furchtbare Kriegsschäden zeigt, werden wir an die Oder geführt, die neue Ostgrenze (die hier allgemein anerkannt wird), von wo wir einen Blick nach Polen werfen können, mit dem heute von Frankfurt aus kein Kontakt möglich ist und das an der Grenze Niemandsland ist; immerhin hat man eben in diesem Jahr die erste Oderbrücke Frankfurts wiederaufzubauen begonnen ...

Die *Gespräche* geben kein einheitliches Bild; die Kirche ist immer noch in großen Schwierigkeiten, vor allem in bezug auf Religionsunterricht und organisierte Jugendarbeit, durch die Trennung vom Staat auch in finanzieller Hinsicht; politische Einflußnahme im Sinne einer Korrektur der geltenden Linie ist fast unmöglich. Aber der Wille nicht nur zu taktischen Zugeständnissen, sondern zu loyaler Zusammenarbeit ist auf seiten des Staates wesentlich größer geworden; die Realität der evangelischen Gemeinden wird ernst genommen, sofern auch sie die politischen Realitäten, die wirtschaftliche und politische Notlage, den sozialistischen Willen der Staatsführung, das Besetzungsstatut und die außenpolitische Lage anerkennen. Gerade die lokale Prominenz, mit der wir vor allem zusammengeführt wurden, zeigt guten Willen und hat viele Leistungen aufzuweisen; der Staat ist sachlicher geworden, und sein ideologischer, ja religiöser Charakter tritt zurück. Damit hat die Haltung ihm gegenüber ihren Entscheidungscharakter weitgehend verloren, sie ist differenzierter geworden (darüber darf die Farce der letzten Wahlen in der DDR und ihr sehr fragwürdiges Resultat nicht hinwegtäuschen!); verschieden abgestufte Mitarbeit, wie sie der religiös-ideologische Totalstaat nicht kennt, sind möglich geworden; die Demokratisierung hat ansatzweise begonnen, wenn auch noch das in unseren Augen unmögliche System des Blockparteienstaates besteht, westliche Presse verboten ist und die Ideologen die Bolschewisierung weiterzutreiben versuchen (in den Vorarbeiten zum neuen Familienrecht zum Beispiel).

Ein guter, weil realistischer Zug geht heute durch die DDR, und dies besonders auch in außenpolitischer Beziehung, wo die Wiedervereinigung nach wie vor das eine

Ziel bedeutet; es herrscht hier ein wesentlich sachlicherer Ton als bei den «Europäern» der Bundesrepublik; man ist nüchtern gegenüber den politischen Realitäten, und wir fanden erstaunlich wenig Kriegsangst und Kriegspsychose. Es herrscht ein Klima, das es der evangelischen Gemeinde ermöglicht, Raum für ihren letzten Realismus und Humanismus zu schaffen. *Jörg Liechti*

BUCHBESPRECHUNGEN

Margarete Susman: *«Deutung biblischer Gestalten.»* 144 S. Diana-Verlag, Zürich.

Margarete Susman läßt uns mit dieser «Deutung biblischer Gestalten» in das Herzstück ihrer Arbeit, ihres Denkens, Erlebens und Verstehens eintreten. Eine «Deutung biblischer Gestalten» liegt Margarete Susman wohl deshalb so nahe, weil sie, in all ihrem geistigen Ringen die Mitte des menschlichen Lebens und der Menschengeschichte suchend, immer schon unmittelbar aus allem Geschehen unserer Tage heraus aus der Herzenstiefe fragend zu dem *einen, lebendigen* Gott aus der Finsternis der Zeit aufgeblickt hat, zu dem verhangenen ewigen Antlitz, von dem doch alles Licht und alles Leben, ebenso wie das allein wahre Wort und Gebot ausgehen: «Ich bin der Herr, dein Gott!»

Freilich – ist in der Tiefe unserer Weltnot, in der unausmeßbaren *Ferne* unserer Menschenwelt von dem «Einen lebendigen» jene Flammenschrift überhaupt noch zu verstehen, die durch die Botschaft der Bibel hindurchglüht? Ist der *Abstand* schon zu der geschriebenen Botschaft, die ja eine zu hörende und zu verstehende Botschaft sein will, nicht zu groß?

Margarete Susman hat sich über diese entscheidende Frage nicht mit dem allezeit geschäftigen Gehaben einer theologischen oder philosophischen Erkenntnis und Weisheit hinweggesetzt. Sie hat mit ihr gerungen, sie im Auge behalten, sie war ihrer eingedenk. Und vielleicht ist es dieses «Eingedenk-Sein», dem über allen Abstand und alle Finsternis hinweg die Kraft gegeben wurde, *hinzudeuten* auf die unverlierbare Spur der Feuerflamme, die sich nicht verzehrt.

Es ist ein Buch, das um die *Heiligkeit* des Namens Gottes, um *Gottes* Heiligkeit und Wirklichkeit kämpft. «Vielleicht keines von allen zehn Geboten ist ja so ständig, so gleichgültig, so hemmungslos übertreten worden, wie das, aus dessen Übertretung die Auflösung auch aller anderen droht: ‚Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen.' Durch die fortwährende gedankenlose Übertretung dieses Gebotes hat der Name, der eine Welt zum Erzittern bringen müßte – und sie einst zum Erzittern brachte –, für uns immer mehr seine Macht eingebüßt.

Dadurch ist heute diese Aufgabe zu einer kaum noch lösbaren geworden. Denn es ist ja eben dies Wort, das – an sich kaum ein Hauch – machtvoll das Ganze der Schrift unterbaut. Ein uns ferngerückter Glaube an den Einen lebendigen Gott ist der Grundstein, der in das Ganze dieses Gebäudes eingemauert ist. Was Glaube ist, vermögen wir nicht zu erklären; wir wissen nur, daß er als ein ewig Übergeschichtliches, ein alle Geschichte Übergreifendes und sie zugleich von innen her Deutendes aus allem nur Menschlichen herausgehoben ist. Und daß er ist und einmal gewesen ist und Menschen gestaltet und umgestaltet hat, ist der Sinn dieses ganzen Geschehens und aller Gestalten dieses Buches.» (Seite 8.)

Was biblische Gestalten wirklich sind, darüber vermag diese Deutung einen eindringlichen *Hinweis* zu geben. *Alles* haben diese Gestalten mit den Menschen gemein, und der größte unter ihnen im Alten Bund, der Mann und Knecht Gottes, Moses, der Prophet, der Gottes Freund gerufen wird, zeigt es vielleicht am stärksten, aber *eines*

scheidet sie völlig von den Menschen – der *Ruf und die Erwählung des Einen, heiligen und lebendigen Gottes und ihr Dienst an seinem Reich* in der konkreten Situation ihrer Zeit und Welt, ihre Sendung. Es sind Gestalten der Offenbarung, des Durchbruches des heiligen lebendigen Gottes mit seinem Willen in diese Zeit und Welt hinein. Denn seinem heiligen Willen soll die Erde, soll Israel, soll die Völkerwelt zur *Wirkstätte* werden für sein Reich – dem «neuen Himmel und der neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt», entgegen – wie es alle diese Gestalten zu verkündigen und zu *vertreten* haben.

Daß sie es zu verkündigen und zu vertreten haben, prägt sie in einer ganz besonderen und absoluten Weise. Ihnen ist neben dem Siegel des Gottesglanzes und des Gottessegens und der Gottesmacht, das auf ihnen liegt, die ganze Schwere eines *Glaubens* aufgetragen, der sich nur in einem völligen *Gehorsam* erfüllen und vor Gott bestehen kann – oder von ihm verworfen werden muß!

Margarete Susman hat die Deutung biblischer Gestalten mit der «biblischen Mosesgestalt» begonnen. In der Zwischenzeit (alle Aufsätze, die in diesem Buche gesammelt sind, liegen eine ziemliche Zeitspanne zurück) ist von *Martin Buber* ein Buch über «*Moses*» (Gregor Müller Verlag, Zürich 1948) und im Rahmen des Bibelwerkes von *Leonhard Ragaz* auch der Band mit der Überschrift «*Moses*» erschienen. Die vorliegende Deutung der biblischen Mosesgestalt darf sich mit *dem ihr eigenen Gehalt* den beiden oben Genannten zugesellen, weil auch ihr die Erkenntnis und Begegnung mit der Offenbarung des Einen lebendigen Gottes in einer Weise eignet, die bei aller Verschiedenheit des Erforschungsweges nur den mit der Kraft des Herzens und der Seele Suchenden geschenkt wird.

In der Deutung des Namens Gottes bei der Begegnung des Mose mit Gott am Dornbusch denkt und empfindet der Schreibende anders als Margarete Susman. Sie selbst wählt aus den vier bekanntesten Übersetzungen «Ich werde sein, der ich sein werde» (Luther), «Ich bin der Ewige» (Mendelssohn), «Ich bin, der ich bin» (Zürcher Bibel) und «Ich bin da» (Buber/Rosenzweig) am ehesten Luthers Übersetzung, «weil in ihr Ewigkeit und Unwandelbarkeit Gottes vereinigt sind». Ob aber nicht Franz Rosenzweig in seiner Übersetzung mit Martin Buber doch der *Deutung* des «Anrufes und Aufrufes», der im Zuspruch des Namens liegt, näher gekommen ist? (Vergleiche dazu Franz Rosenzweig «Der Ewige», in Martin Buber und Franz Rosenzweig «Die Schrift und ihre Verdeutschung».) Auch Christoph Blumhardt ist aus der *Unmittelbarkeit* der Begegnung und des Ergriffenseins selbst heraus zu dieser «Übersetzung» gekommen, die im Grunde überhaupt ein Unmögliches versucht. «Ich bin der Ewige» ist zwar als Aussage eines Menschen nicht möglich, aber es kann allzu leicht der *Gedanke* des Menschen von Gott werden und ist es in der religionsphilosophischen Tradition der außerbiblischen Welt immer gewesen. Der «Ich bin da» aber (so übersetzt Buber/Rosenzweig, Blumhardt) der *lebendig sich Offenbarende*, dessen Gegenwärtigsein und dessen Kommen die entscheidende *Wirklichkeit* ist und sein wird, ist in Wahrheit *unerfindbar*, der *Eine*, durch dessen Zuspruch der sterbliche Mensch in *seinem* Dasein begründet, gerufen und aufgerufen wird, das Geschöpf von seinem Schöpfer und zum Werk des Schöpfers. Es mögen alle genannten Übersetzungen in der Wirklichkeit des Gottesnamens befaßt sein. Worauf liegt aber wohl der Akzent?

Noch drei weitere «Gestalten» begegnen uns in der Deutung Margarete Susmans: «Ezechiel, der Prophet der Umkehr» und «Saul und David, zwei ewige Gestalten.» Die Verbindung von *Auftrag* und *persönlichem Gehorsam* in einem alle menschlichen Maße und Gedanken, auch alle religiösen Voraussetzungen sprengenden Sinne ist bei diesen Gestalten ebenso wie bei Mose in besonders großartiger Weise aufgezeigt. Keine Tragödie birgt in sich die Kraft solcher *Erschütterung*, wie die Begegnung dieser biblischen Gestalten mit Gott und der ihnen zuteil werdende Auftrag es bewirkt. Und eben das zeigt Margarete Susman auf eine unvergleichliche Art. Es sei nur auf die tiefdringende Deutung der *Schwermut* Sauls hingewiesen, die ein Licht auf alle Schwermut wirft und den Schreibenden an eine ergreifende und unsere Zeit schon tief vorausahnende Abhandlung des älteren Blumhardt über den «Trauergeist» erinnerte. Wieviel mächtiger

vermag diese biblische Welt doch den Menschen in seiner ganzen Wesenheit zu erfassen als alle moderne Psychologie!

Der letzte Aufsatz des Buches ist weniger eine Deutung als ein *Aufruf*: «Die Friedensbotschaft der Propheten.» Es ist der in dem Wort vom «Frieden» zusammengefaßte Ruf Gottes an das *Menschenherz* selbst und dessen unverlierbar eingegrabene Sehnsucht nach der Erfüllung dieses Rufes in aller Wirklichkeit und Kreatur, den uns Margarete Susman zuletzt aufzeigt. So begegnet uns in all diesen Gestalten und ihrem Auftrag der Sinn und Auftrag Israels von dem lebendigen und einen Gotte aus.

Es bewegt uns am Schluß dieser nur allzu kurzen und dürftigen Besprechung neben dem tiefen Dank für diese «Deutung biblischer Gestalten» ein ebenso tiefer Wunsch an unsere Mitarbeiterin und Freundin: Möge es Margarete Susman noch vergönnt sein, in diesen Blättern etwas zu sagen von dem Ringen mit der letzten und tiefsten Frage aller biblischen Gestalten und Botschaft, der messianischen Frage: Israel und Jesus, Israel und Christus! *Albert Böhler*

Paul Distelbarth: *«Rußland heute.»* Rowohlt, Hamburg 1954.

Einen weiteren Bericht zur Lage, einen außerordentlich wichtigen Beitrag zur Entgiftung und Entspannung und das Bekenntnis zur Sachlichkeit auf politischem Gebiet stellt das vorliegende Rußlandbuch dar. Paul Distelbarth, unabhängiger Publizist, Verfasser mehrerer Bücher zur deutsch-französischen Verständigung, ist 1953 von der WOKS (der sowjetischen Gesellschaft für kulturellen Austausch mit dem Ausland) zu einer Studienreise nach der UdSSR eingeladen worden; «Rußland heute» bildet den genauen Rechenschaftsbericht über das auf der Reise und in Moskau, Stalingrad und Swerdlowsk Gesehene. Die Sinngebung der Reise wird nur skizziert: «Nichts erscheint in unseren Tagen so notwendig wie die Bekämpfung von Vorurteilen gegen unsere Nachbarn und die Verbreitung richtiger Kenntnisse über sie; denn mit unseren Nachbarn müssen wir zusammenleben. Dazu beizutragen ist die Aufgabe, die dem Verfasser im Verlaufe seines Lebens zugefallen ist.» (S. 5.) Grundsätzliche Fragen werden nur angetönt in einem Kapitel «Wie Frieden werden kann» (S. 7 ff.) und in der «Schlußbilanz» (S. 217 ff.); die Auseinandersetzung mit ideologischen und sozialen Fragen, mit Kommunismus und Totalitarismus und mit außenpolitischen Problemen bricht nur in Zwischenbemerkungen durch; aber gerade dies macht das Buch so überzeugend. Distelbarth will weder verteidigen noch angreifen, er erhebt weder Anspruch auf Vollständigkeit der Darstellung noch auf tiefe und erschöpfende Auseinandersetzung, er will einfach schildern, was er persönlich im April und Mai 1953 gesehen hat.

Und es ist nicht wenig, was er hat sehen können, hat er doch beinahe unbeschränkte Bewegungsfreiheit genossen! Allerdings: Distelbarth hat wenig Paradiesisches gefunden, aber auch wenig Dämonisches, dafür viel guten Willen, große wirtschaftliche, technische und soziale Leistungen neben den Mißständen, Fehlern (die meist offen zugegeben wurden) und den großen Unfreiheiten, die noch bestehen, wenn sich auch gerade hier seit Stalins Tod neue Entwicklungslinien abzuzeichnen beginnen. Als Aktiva des neuen Rußland bezeichnet Distelbarth: 1. die Elektrifizierung und Industrialisierung und die damit verbundene Erhöhung des Lebensstandards, 2. die Modernisierung der Landwirtschaft, 3. die starke Hebung der Volksgesundheit, 4. das gewaltige Werk der Volksbildung und die daraus folgende Freiheit der Ausbildung und des Aufstieges. Als Passiva stehen dagegen die fehlende Überzeugungs- und Redefreiheit in politischen und weltanschaulichen Dingen, die Gefahren der Bürokratisierung und der neuen Bildung einer herrschenden Funktionärsschicht. Was beigefügt werden müßte (Distelbarth sieht hier nicht klar genug): der Raum für die Christen ist materiell und geistig sehr stark eingeengt, volle evangelische Verkündigung (die auch Staat und Wirtschaft umfaßt!) und Evangelisation außerhalb der Kirchenmauern sind nicht möglich. Der Bericht von Distelbarth darf angelegentlich empfohlen werden. (Vergleiche «Neue Wege», Juli 1954, S. 329 ff.) *J. L.*

Das Wort Kierkegaards

«Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben.»
Zur Erweckung und Verinnerlichung. Procul, o procul este, profani.

Anrufung

Zwar sind es 1800 Jahre her, seitdem Jesus Christus hier auf Erden wandelte; aber das ist ja kein Ereignis wie andere Ereignisse, die erst als vergangen in die Geschichte übergehen, um dann, als längst vergangen, in Vergessenheit zu geraten. Nein, seine Gegenwart hier auf Erden wird niemals Vergangenheit und somit auch nie noch vergangener – wenn anders Glauben auf Erden ist; denn wenn es keinen Glauben gibt, dann ist es wahrlich im selben Augenblick lange her, seit er lebte. Solange es dagegen einen Glaubenden gibt, muß dieser – sonst wäre er ja nicht gläubig geworden – immer ebenso gleichzeitig mit Jesu Gegenwart gewesen sein und bleiben wie jene Gleichzeitigen; diese Gleichzeitigkeit ist die Voraussetzung des Glaubens, genauer: sie ist der Glaube selbst ...

IV.

Das Christentum als das Absolute; die Gleichzeitigkeit mit Christus

Mit der Einladung an alle, die «mühselig und beladen sind», ist das Christentum nicht, wie es der Pfarrer weinerlich und unwahrhaftig einführt, als ein Prachtsexemplar milder Trostgründe in die Welt gekommen – sondern als das *Absolute*. Aus Liebe will es Gott so, aber Gott will es, und er will das, was er will. Er will nicht von dem Menschen zu einem freundlichen – menschlichen – Gott umgeschaffen werden: er will den Menschen umschaffen, und zwar aus Liebe. Er will auch nichts von menschlicher Naseweisheit wissen, die sich darüber ausbreitet, warum und weshalb das Christentum in die Welt gekommen sei: es ist das Absolute und soll das Absolute sein. Deswegen ist all das Relative, was man herausgeklügelt hat, warum und aus welchem Grunde es da sei, Unwahrheit. Vielleicht ist man aus einer Art menschlichem Mitleiden darauf verfallen, das vermeint, etwas abhandeln zu müssen – in dem Gott vermutlich die Menschen nicht kenne und seine Forderungen zu überspannt seien, weshalb dann die Pfarrer Hilfestellung leisten müßten, um es etwas herunterzuhandeln. Vielleicht ist man darauf verfallen, um sich mit den Menschen gut zu stehen, und um aus der Verkündigung des Christentums Vorteil zu ziehen; denn wird es auf das bloß Menschliche herabgestimmt, auf das, was im Herzen der Menschen entsteht, so gefällt es den Menschen natürlich, und dann gefällt den Menschen wiederum der liebenswürdige Prediger, der das Christentum so mild hinstellen kann – hätten die Apostel das gekonnt, so hätten die Apostel auch damals der Welt gefallen. Aber all das ist Unwahrheit, ist Entstellung des Chri-

stentums, welches das Absolute ist. Wozu ist es denn aber da, denn dann wäre es ja eine Plage? Ganz richtig; relativ verstanden ist das Absolute die größte Plage. In allen matten, trägen und stumpfen Augenblicken, wo das Sinnliche den Menschen beherrscht, ist ihm das Christentum ein Wahnsinn, da es einem endlichen «Wozu» nicht kommensurabel ist. Wozu ist es denn aber da? Antwort: schweige! es ist das Absolute. Und so *muß* es dargestellt werden, nämlich so, daß es sich dem sinnlichen Menschen als Verrücktheit zeigt. Und darum ist es wahr und in einem anderen Sinne ebenfalls so wahr und richtig, wenn der Verständige in der Situation der Gleichzeitigkeit verurteilend über Christus so spricht: «Er ist buchstäblich nichts» – durchaus richtig, denn er ist das Absolute. Als das Absolute ist das Christentum in die Welt gekommen, nicht als Trost im menschlichen Sinne – es spricht im Gegenteil unaufhörlich und immer wieder davon, wie der Christ leiden muß oder wie ein Mensch leiden muß, um ein Christ zu werden und zu sein – Leiden, die er also dadurch vermeiden kann, daß er einfach darauf verzichtet, ein Christ zu werden . . .

(Aus dem ersten Teil von «Einübung im Christentum», abgedruckt aus dem kürzlich erschienenen Buch im Jakob-Hegner-Verlag, Olten.)

An unsere Leser!

Der Jahreswechsel bringt Rückbesinnung und Vorschau.

Wir haben zu danken für viel Freundschaft und Treue seitens unserer Leser, Freunde und Mitarbeiter. Wir hoffen, daß sie auch im neuen Jahr uns beschieden seien und uns helfen und stärken.

Das neue Jahr wird wohl ein sehr entscheidendes werden. Immer und immer noch gibt Gott uns die Möglichkeit zur Umkehr. Viele gute Kräfte sind am Werk, doch die Mächte des Bösen können nur durch Absolutes überwunden werden.

Unsere Zeitschrift sucht nach solch absoluten Kräften und ihren Trägern, seien es vergangene, heutige oder zukünftige.

Die Atomkraft und der Aufbruch der asiatischen Völker, wie das Erwachen Afrikas sind die beiden äußeren Zeichen, die in die ganze Weltbewegung einmünden und eine völlig neue geistige und politische Verantwortung «für alle und für alles» in uns wecken und schaffen. Diese Zeichen bezeichnen unsere geistige und praktische Aufgabe. Jeder Einzelne und die Menschheit als Ganzes müssen sich ihrer Lösung hingeben. Wer sich dazu aufmacht, wird gesegnet sein; wer sich ihr entzieht, wird gerichtet werden.

Gott möge uns im neuen Jahr und in jeder uns geschenkten Stunde an der Arbeit finden!

D. R.

GTU Library
3 2400 00334 8343

v.48
1954

Neue Wege

v.48
1954